Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Gerke Suteminne

Gerhardt, Dagobert von

Breslau, 1907

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-342

Visual Library

Gerke Suteminne.

I.

Berke Suteminne.

Ein märkisches Kulturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern.

In drei Büchern.

Von

Gerhard von Amyntor.
(Dagobert von Gerhardt.)

Sechste Auflage.

Erster Teil.

JOACHIMSTHAL
GYMNASIUM

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.
Leipzig: E. F. Steinacker. 1907. New York: G. E. Stechert & Co.

Na 71

UNIVERSITÄT POTSDAM
Universitätsbibliothek

51: 371=|Pb20
13695
( ) – +
2200

Landeshochschule Brandenburg/Havel Germanistisches Seminar

Alle Rechte, namentlich das der Übersetzung in fremde Sprachen und der dramatischen Bearbeitung, vorbehalten, Nachdruck wird strengstens verfolgt.

1951 : 371

Zum Geleit!

Die Culturgeschichte steht nach dem treffenden Worte eines hochverdienten Geschichtsforschers „noch jugendlich unfertig aber auch jugendlich frisch erst in ihren Anfängen; in einer künftigen Zeit, die wir nicht mehr erleben, wird sie das Hauptfach der Geschichte werden". So lange sie sich noch unfertig emporringt und ihre Bausteine aus allerlei Urkunden- und Chroniken-Wust hervorwühlt, ist es vielleicht nicht ganz unverdienstlich, ein Theilbild derselben im Spiegel der Dichtung aufzufangen.

Es ist im vorliegenden Buche der bescheidene Versuch gemacht worden, die heute ausgewachsene Kaiser- und Millionenstadt in ihrer ersten Entwicklungszeit zur Darstellung zu bringen und sie als Hintergrund für das dramatisch bewegte Leben einer geschichtlichen Persönlichkeit des märkischen Bürgerstandes zu verwerthen. Wenn sich das jugendliche Zwillingsstädtepaar, Berlin-Cölln, auch noch recht ungelenk benahm

und eine von allen Huldgöttinnen verlassene Sprache stammelte, so konnte es doch schon kräftig die kleinen Fäuste ballen, und sein oft verwegener Trutz ließ schon damals die Vermuthung zu, es würde sich durch alle Kämpfe und Wandlungen der Zukunft hindurch siegreich behaupten und stattlich und gedeihlich emporblühen. Der heutige Culturmensch, der Reichstagswähler des neunzehnten Jahrhunderts, tritt deshalb vielleicht nicht ohne allen Antheil an die Wiege seiner Reichshauptstadt, denn dem menschlichen Geiste war zu allen Zeiten der Trieb angeboren, den kleinen Anfängen großer Dinge nachzuspüren. —

Vorwort zur zweiten Auflage.

Für die überaus freundliche Aufnahme, die diesem Werke von der zuständigen Kritik und dem Publikum bereitet wurde, sagt der Verfasser seinen gebührenden Dank. Er möchte aber auch auf die mancherlei Zuschriften antworten, in denen er, so zu sagen, auf's Gewissen gefragt wurde, ob sich denn Alles, was er von seinem Helden zu berichten wußte, auch genau so und nicht anders zugetragen habe. In solchen Fragen liegt eine Verkennung der ästhetischen Bedeutung der historischen Dichtung, aus der man, wie aus einem Schulbuche, pragmatische Weltgeschichte lernen möchte; man übersieht dabei, daß, so paradox es auch Manchem klingen mag, es in der That zwei Arten von Wahrheit giebt; die eine wird von der wissenschaftlichen Geschichtschreibung, die andere von der historischen Dichtung geboten; man könnte jene die realistische und diese die idealistische Wahrheit nennen, wenn nur nicht so heilloser Unfug mit diesen Bezeichnungen getrieben würde und unreife Köpfe gerade in der lügnerischen Verzerrung des wirklichen Lebens den Idealismus erblickten. Trotz alledem giebt es eine idealistische Wahrheit, die voll und ganz dem wirklichen realen Leben entspricht, nur daß sie nicht ein schon vorhandenes Object sclavisch nachahmt, sondern ihren Stoff frei aus sich selbst herausschafft und gestaltet. Diese Art von Wahrheit wird nur in der Werkstatt des Dichters erzeugt; sie ist ein ästhetisch Schönes, das sich der Historiker, und wäre er der größte Darstellungskünstler auf seinem rein wissenschaftlichen Gebiete, nicht gestatten darf und nicht gestatten kann. Da aber diese idealistische Wahrheit nur

aus der gewissenhaftesten Verwerthung mühevoll aufgesuchter und durchforschter geschichtlicher Quellen gewonnen werden kann, so bietet sie nie ein den historischen Thatsachen Widersprechendes, wohl aber etwas Höheres und Philosophischeres, als es je ein Kunstwerk rein wissenschaftlicher Geschichtschreibung zu bieten vermag; sie vermittelt tiefere Einblicke in das Wesen alles Geschehens und zugleich weitere Ausblicke in die Ewigkeit, als die wissenschaftlich realistische, nicht aus dem schönen Schein geborene Wahrheit des historischen Berichterstatters.

Was den Helden dieses Werkes anbelangt, so ist er kein Erzeugniß der Einbildungskraft; er hat, wie dies urkundlich erwiesen ist, thatsächlich gelebt und für seinen Herrn, den Kurfürsten, wacker gekämpft und gestritten; wie er aber eingehender geschildert und zu einem Lichtquell gemacht wurde, der das ganze Volksleben der damaligen Zeit in schärfere Beleuchtung setzt, das wurde allein durch jenen geheimnißvollen Vorgang bewirkt, der sich nur in der Seele des Dichters vollzieht und dort aus dem Dunkel des Unbewußten die Gestalten der Vergangenheit so plastisch-lebenswahr auftauchen läßt, als wären sie die aller Welt sichtbaren Mitgenossen unserer Tage. —

Potsdam, im April 1888.

Gerhard von Amyntor.

Vorwort zur dritten und vierten Auflage.

Zu dieser dritten und zu den — so Gott will — ferneren Auflagen dieses Buches habe ich nichts mehr hinzuzufügen, als den Wunsch, daß mein „Gerke Suteminne" in immer zahlreicheren deutschen Bürgerfamilien heimisch werden möge. Dem deutschen Bürgerthum fällt bei der unvermeidlichen Reform unseres wirthschaftlichen Lebens die umfassendste und entscheidendste Aufgabe zu; möge es sich an dem Verhalten des vaterländischen Helden ein Beispiel nehmen deutscher Kraft, deutscher Treue und deutschen Bürgerstolzes und Selbstbewußtseins.

Potsdam, zu Fastnacht 1890.

Der Verfasser.

Vorwort zur fünften und sechsten Auflage.

Da der „Gerke Suteminne" auch über die Jahrhundertswende hinaus seinen Platz auf dem Lesetisch des deutschen Bürgerhauses behauptet hat und nun im 20. Jahrhundert eine neue Auflage erlebt, so gebe ich ihm einen warmen Gruß an das deutsche Bürgertum mit, das vor allen berufen ist, als entscheidender Faktor an der Entwickelung unseres wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritts mitzuwirken. Möge es sich das Herz stärken an dem Beispiel des märkischen Helden und sich immer mehr bewußt werden, daß unser aller Heil nur auf dem Boden des Vaterlandes und aus der Treue gegen uns selbst und unsere Vorfahren erwachsen kann.

Potsdam, im Januar 1906.

Der Verfasser.

Einst ritt ein Held durch den märkischen Sand:
Er hatte scharfe Sinne,
Sein Schenkel war Stahl, und Stahl seine Hand,
Er spaltete Helme, als wären sie Tand;
Die Feinde wurden's inne:
Ein Schrecken war Suteminne.

Sechs Fuß und einen halben maß
Der Gerke Suteminne.
Gen ihn zu stehen war kein Spaß;
Sein hungrig Schwert die Tapfern fraß,
Wie Fliegen frißt die Spinne.
Flieht, flieht den Suteminne!

Vergebens sucht der stürmische Held,
Wie er sich Ruh' gewinne.
Ihn lockt nicht Gut, ihn reizt nicht Geld,
Der Wein ihm keine Falle stellt,
Ob noch so klar er rinne.
Gar wild ist Suteminne!

Zwei Wesen thaten's endlich an
Dem rastlos-trutzigen Sinne:
Der Hohenzollern lobesan,
Der mit der Mark die Kur gewann,
Und eine „Zauberinne";
Gezähmt ward Sutemine.

Wie sich dies nun begeben hat
Und wie die süße Minne
Den Recken setzte schach und matt,
Daß er des Reitens wurde satt,
Das kündet günstigem Sinne
Das Buch vom Sutemine.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

In den Gefilden zwischen Havel und Elbe tobte die Fehde. Es war um die Zeit der Sommersonnenwende. Herrlich geschmückt standen die theilweis noch von keiner Axt berührten Waldungen der Mark; die Halmfrucht reifte der Ernte entgegen; leicht gefiederte Sänger und buntbestäubte Falter tummelten sich in der erwärmten Luft. Eitel Hochgezeitsfreude herrschte in der Natur. Die Herzen der Menschen aber hatten sich in Ahnung und Sorge ängstlich zusammengezogen. Ging doch die Herrschaft über Land und Leute überall aus einer Hand in die andere, wie ein schlechter Groschen, den Jeder mit Vortheil loszuwerden sucht. Auch der Mark war ein solches Schicksal beschieden. Zwar hatte sie gegenwärtig einen Herrn, den Markgrafen Sigismund, der sie festhalten zu wollen schien, aber nur selten kam er in ihre Städte und Schlösser und wenn er kam, geschah es nur, um Geld von den Unterthanen zu erheben. In seiner Abwesenheit vertrat ihn ein Landeshauptmann, dem es meist an Mitteln und Macht gebrach, um die Ordnungen, die der weiberfreundliche Kaiser Karl IV., seligen Angedenkens, gegründet hatte, aufrecht zu erhalten. Wenn die Katze nicht im Hause ist, haben die Mäuse gut tanzen; auch die Mäuse in der Mark piepten und tanzten nach Herzenslust, es waren dies aber zweibeinige Mäuse, an jedem Fuße trugen sie einen güldenen Sporn und das Haupt bargen sie unter dem Eisenhelm, von dessen

Wölbung farbenprächtige Federn, als ritterlicher Schmuck, herabwallten.

Von dem Schlosse Plote, das Herr Wilkin von Bredow, der Oheim des Landeshauptmanns Lippold von Bredow, pfandweise besaß, wimmelte wie ein Ameisenhaufen das Volk der Belagerer, das der hochehrwürdige, gottesfürchtige und weltlich streitbare Erzbischof von Magdeburg auf die Beine gebracht hatte. Diese namhafte Stütze der heiligen Kirche hegte gar heidnischen Grimm und Zorn gegen den ihm persönlich verhaßten Landeshauptmann der Mark, der seinerseits auch nichts Besseres zu thun wußte, als das nur wenige Meilen entfernte Schloß Plaue an der Havel, das dem Erzbischof gehörte, hart zu berennen. Die Kunstausdrücke „Operationsbasis" und „Verbindungslinien" wären den Herren von damals ein unlösbares Räthsel gewesen; eine Operationsbasis brauchten sie nicht, denn überall wo ihnen eine Burg offen stand, konnten sie unterschlüpfen, und von der Empfindlichkeit der Verbindungslinien hatten sie keine Ahnung, da ihnen der Begriff der Verbindungslinie fehlte und sie in allen Richtungen der Windrose ihren Bedarf an Lebensmitteln decken und dabei ein wenig rauben und mordbrennen konnten. Nur diese Freiheit von jedem Zwange einer zunftmäßig geaichten, strategischen Schablone macht es erklärlich, daß die braven Magdeburger Schloß Plaue an der Havel als ihr Eigen zu vertheidigen hatten, während auf ihrer Rückzugslinie nach dem Erzstift ein feindliches Schloß lag, das sie gleichzeitig zu erobern trachteten.

Es war ein heißer Tag des Brachmonates gewesen und manch ein Schweißtropfen war von den Stirnen der beiden edlen Herren Hans von Putlitz, Achim und Busso, geflossen, die als Verbündete des Erzbischofs ihr viereckiges Bannertuch vor Schloß Plote entrollt hatten. Die gekrönte weiße Gans, die in das rothe Feld dieses Banners gemalt war, hatte sich aber in den dichten Falten desselben verkrochen, denn kein Luftzug blähte das Fahnentuch, es hing schlaff an der Speerstange hernieder.

„Was meint Ihr, Herr Dietrich," fragte Achim einen jugendlichen Edelmann, dessen kräftige Gestalt in einem kurzen Lendner steckte, „wollen wir heute Nacht den listigen Fuchs aus dem Bau treiben?"

Der Gefragte, der eben vom Graben des umlegten Schlosses durch einige unwirksame Pfeilschüsse zurückgescheucht worden war, schlug das schweinsschnauzenähnliche Visir seiner Beckenhaube in die Höhe und fuhr mit dem Eisenhandschuhe durch den rothen Flaum seines Bartes, an dem ein Schweißtropfen perlte.

„Bei allen Heiligen, zu solcher Frage hat ein Quitzow noch niemals Nein gesagt. Lasset mich zuerst die Sturmleiter besteigen!"

„Weil Ihr dem Wilkin zürnet, der über Eure zweiundzwanzig Jahre jüngst gespottet hat? Merket Euch, junger Freund, unserere Entschlüsse im Kampf und Fehde müssen durch kühle Berechnung, nicht durch unser loderndes Gefühl gezeitigt werden. Mir ward eine Nachricht: Lippold von Bredow will diese Nacht Schloß Plaue stürmen; glückt es ihm, so dürfte er morgen dem Wilkin zu Hilfe eilen; dem müssen wir zuvorkommen."

„Gottes Blut, das ist ein Grund! Gleich will ich's meinem Bruder Hans melden und das Nöthige vorbereiten."

„Thuet das. Sorget auch, daß die Knechte zahlreiche Feuer anzünden und an den Feuern was zur Atzung sieden und schmoren; sie mögen auch einen Becher über den Durst trinken und dem heiligen Täufer zu Ehren ein Lied anstimmen. So wiegen wir den Wilkin drinnen in Sicherheit und haben leichter Spiel."

Dietrich von Quitzow grüßte und eilte hinweg, den noch jüngeren Bruder zu suchen. Wie er an der Zeltreihe entlang schritt, flimmerten seine stählernen Arm- und Beinschienen im letzten Gruß der purpurroth versinkenden Sonne. — Drinnen im Schlosse herrschte verhältnißmäßige Ruhe. Die Mannen auf dem Mauerumgange hatten sich hinter die steinerne Brustwehr geduckt und den Speer oder die Armbrust zwischen den

Knieen, überließen sie sich jenem nur leichten Schlummer, der selbst einem Uebermüdeten dem Feinde gegenüber nur zu theil wird.

„Heute Nacht haben wir Ruhe," hatte der alte Knecht, der den gestern durch einen Blidenwurf getödteten Wachtmeister Kölre ersetzte, dem Herrn des Schlosses gemeldet. „Die Pfaffenfreunde draußen fressen und saufen, als wären sie die Verbündeten des Gottseibeiuns, so möget auch Ihr, edler Herr, die müden Glieder einmal auf's Lager strecken. Ich werde über dem Thore die Wacht halten."

Herr Wilkin nickte mit dem Kopfe, aber das schwarzhaarige Frauenzimmer, das in einer Ecke der mit einem brennenden Kienspahn erleuchteten Halle hockte, glaubte zu bemerken, daß ihm dieses Nicken nicht von Herzen kam.

Als der Knecht gegangen war, seufzte der Ritter tief auf, dann wandte er sich gegen das Weib, das vor Jahren die Gürtelmagd seiner Base gewesen war, und sagte mit sanfter Stimme:

„Nun, Ursel, laßt dasTrauern! todt ist todt; wer weiß, welch elendem Schicksal der Tapfere entgangen ist."

Die Thränen der Frau, die eben erst versiegt waren, schossen wieder hervor; aber gefaßt erwiderte sie:

„Ich weine nicht um den Lebrecht, edler Herr; Ihr habt ihn bestatten lassen, als wäre er ein Ritter gewesen, und die Gottesgebärerin wird ihm eine selige Urständ geben, wenn ihm auch kein Weihwasser in die Grube gesprengt wurde. Was soll aber mit der Leiche meines Gerke werden? Wird uns der Feind Zeit lassen, ein neues Grab zu graben?"

Sie deutete auf das weiße Linnen, das ihr im Schoße lag und in das der Körper eines Kindes eingehüllt war.

Herr Wilkin stutzte:

„Was? ist der Junge gestorben?"

„Verhungert ist er. Den Quell meiner versiegenden Brust hat der Schmerz um meinen Eheherrn vollends vertrocknet, und nicht eine Milchkuh mehr steht in Euren Ställen, die mir das Leben des Buben hätte bewahren helfen."

Sie schnellte von ihrem Sitze empor und das todte Kindlein gegen ihr Herz pressend, warf sie sich zu Füßen des Ritters:

„Oh, gestrenger Herr, duldet es nicht, daß der Leib dieses Knaben mit den Trümmern Eures Schlosses verbrennel Ihr seid mir immer ein gnädiger Herr gewesen, zeiget mir einen Ausweg aus dieser Hölle, daß meinem für Euch gestorbenen Kindlein der Segen eines Priesters werde und ich es in geweihter Erde bestatten darf. Oh, erbarmet Euch einer Mutter, die Alles, was sie hatte, für Euch dahingab!"

Herr Wilkin legte die feste Rechte auf Ursulas Scheitel.

„Beruhigt Euch, Frau Kölre! Eurer Bitte wird schneller gewillfahrt werden, als Ihr vermuthet. Stehet auf und folgt mir; aber keinen Laut — die Thränen und Seufzer müßt Ihr hier zurücklassen. Nehmet Euch ein Beispiel an mir; auch ich knirsche mit den Zähnen, doch lasse ich es Keinen merken."

Er schritt aus der Halle und stieg die hölzerne Treppe nach dem ersten Stockwerk empor. Das Weib mit seiner traurigen Bürde hing sich an seine Fersen. Kein Licht erhellte die Kemenate, in die Beide geschlüpft waren; aber die mondbeglänzte Sommernacht gab genügenden Schein, um die Gegenstände in dem kleinen Raum zu erkennen. Der Ritter stieß vorsichtig das mit vielen Scheiben verglaste Fenster auf und, wie er draußen die Feuer der Belagerer sah und ihre rauhtönigen Lieder hörte, murmelte er:

„Daß Ihr Alle ersticken möchtet, Ihr Schelme und Pfaffenknechte! Sechs Tage lang habe ich Euch Schuften die Zähne gewiesen, aber nun sind sie mir stumpf geworden. Die Mauerlücke, die Eure Sturmböcke gebrochen haben, könnte ich selbst mit den Leichen meiner gefallenen Knechte nicht mehr stopfen. Lebend fällt Euch aber der Wilkin nicht in die Hände; die Flucht muß gewagt werden!"

Er schloß eine Truhe am Fenster auf und entnahm derselben einen Beutel Goldgulden und verschiedenartiges, edelsteinbesetztes Geschmeide. Nachdem er seine Taschen gefüllt hatte, daß sie strotzten, fluchte er:

„Tod und Teufel! Wie ein Jude muß ich von dannen ziehen, als ob ich erwucherte Schätze vor den Blicken meiner Opfer zu bergen hätte. Aber ich will's Euch gedenken, Ihr übermüthigen Gänse; Eure geschwungenen Flügel sollen Euch noch lahm und mausernd am Leibe hängen! Und Euch Quitzow'schen Nestlingen sollen die Sterne im Wappenschilde bald genug verlöschen! Mag euch allen die Pest in's Gebein fahren! Was stehst Du, Weib, und grinst? Greife lieber zu; so billiger Jahrmarkt ist nicht alle Tage!"

Er zog die Trauergebeugte an die Truhe und drängte ihr einen Beutel und ein Schmuckstück auf, die er beide beim besten Willen nicht mehr bergen konnte. Wie geistesabwesend, ohne einen Laut des Dankes empfing das Weib die reiche Gabe.

„Steck ein," mahnte Wilkin, „Du wirst es später brauchen können. Werde ich entdeckt und Du findest noch Gelegenheit zur Flucht, so raffe auf, was ich fortzuwerfen trachten werde. Dir gönne ich's lieber, als den ehrvergessenen Schelmen da drüben. Jetzt sprich ein Vaterunser, wenn Dein Gebet etwas vermag, denn der Teufel weiß, ob der Ausgang noch frei ist."

„Oh, Herr, fluchet nicht und getröstet Euch, daß unsere Flucht gelingt; der todte Leib dieses unschuldigen Kindes wird uns Schirm und Schild sein, daß wir glücklich durch die Feinde gelangen."

„Wollen's hoffen. Jetzt stumm wie ein Fisch! Sind wir erst unten, dann möget Ihr heulen nach Herzenslust; dort hört uns Niemand außer den Holderchens, die sich ja allen Müttern günstig erweisen." Er bekreuzte sich flüchtig und wandte sich wieder der Treppe zu, die nach der Halle hinabführte.

„Rufet die Gespenster nicht herbei!" mahnte Ursel flüsternd, indem sie dicht hinter dem Ritter die Stufen betrat. Auch sie machte mit der Rechten das Zeichen des Kreuzes; mit der Linken umklammerte sie fest den kleinen, erkalteten Körper ihres todten Knaben.

In die Halle war der alte Knecht zurückgekehrt und verwundert betrachtete er seinen eben eintretenden und von

der schwarzen Ursel (so nannten sie die Leute im Schlosse wegen ihrer dunklen Gesichtsfarbe) begleiteten Herrn.

„Nun, Freidicke," sagte Herr Wilkin, „ich denke, Du wachst über dem Thore?"

„Das that ich, Herr," erwiderte der Alte, „aber ich komme, Euch zu melden, daß es im Lager draußen nicht richtig ist. An den vordersten Feuern saufen und brüllen sie wie Besessene; weiter zurück aber schleichen sie hin und her und treiben heimliche Hantierung. Zu dick steht der Qualm in der unbewegten Luft, man kann nichts Gewisses unterscheiden; ich glaube jedoch, sie rüsten zum Sturme."

„Könntest Recht haben," versetzte Wilkin, „die Pfaffenschlingel saufen sich Muth und denken uns zu überrumpeln."

Er sah den in seinen Diensten ergrauten Knecht eine Weile sinnend an; dann fuhr er milde fort:

„Hast wohl nicht große Lust, Alter, in einem Magdeburger Thurme auf die Auslösung zu warten? Heh?"

„Herr, woran denket Ihr? Der alte Freidicke läßt sich lebendig durch solches Lumpengesindel nicht verstricken. Hab' manch eine Narbe im Dienste der ritterlichen Herren Bredows gewonnen; werde auch, wenn es sein muß, für Euch, Herr Wilkin, zu sterben wissen."

„Dazu ist's immer noch Zeit. Heute nehme ich Dich mit; glückt es uns, nach Plaue zu entkommen, dann hoffe ich, ziehen wir mit Herrn Lippold zusammen in das Pfaffenschloß ein. Steck' einen Kienspahn an und leuchte!"

Ueber das Antlitz des Knechtes flog ein Schimmer der Genugthuung; er stimmte dem Entschlusse seines Herrn bei, denn er wußte, daß die Kräfte der Belagerten erschöpft waren und daß das Schloß nicht länger widerstehen konnte; ging Herr Wilkin rechtzeitig davon, so sparte er ein hohes Lösegeld, das ihn erst aus harter Haft befreien konnte.

Mit leicht zitternder Hand nahm er einen langen Kienspahn vom Holzhaufen in der Ecke, trat unter die im Eisenringe der Wand steckende brennende Fackel und entzündete den Spahn.

„Geh voran, Freidicke!“ befahl der Ritter und deutete auf die Hallenthür, durch die man in den Vorflur zur Kellertreppe gelangte.

Lautlos schlich der kleine Trupp über die Stufen hinab; Frau Kölre bewegte die Lippen in einem stummen Gebete.

Unten im Keller, vor einer der dort mehrfach vorhandenen eisernen Thüren, rief der Ritter dem Knechte ein gedämpftes „Halt!“ zu. Er schob den schweren Schlüssel, den er in der Hand hielt, in's Schloß und ließ ihn eine kreischende Umdrehung machen. Die Pforte sprang auf und eine kältende Luft schlug den Eintretenden entgegen.

„Nun vorwärts, Freidicke; dort hinaus!“ Der Ritter sagte es laut; hier unter der Erde waren fremde Ohren nicht mehr zu fürchten.

Der Knecht tauchte, die Leuchte hochhaltend, in einen stichdunkeln Gang ein; Wilkin folgte ihm und unwillkürlich griff seine Rechte nach der Miserikordie, einem stählernen Dolche, der ihm an kurzem Kettlein von der Brust des Lendners hing; die immer noch Gebete und Weihesprüche murmelnde Ursel, mit der kleinen Leiche im Arme, machte den Beschluß.

„Es wäre eine verteufelte Geschichte, wenn wir den Ausgang verrammelt fänden!“ sagte Herr Wilkin nach längerem Wandern.

„Glaub's nicht, edler Herr,“ tröstete Freidicke, den Kopf über die Schulter zurückdrehend, dabei aber stetig im Vorschreiten bleibend. „Die tollkühnen Feinde hätten dann längst den Versuch gemacht, hier einzudringen. Und — schlimmsten Falls kehre ich zurück und mache mit allen Knechten einen Ausfall durch's Thor; inzwischen findet Ihr Gelegenheit, auszuschlüpfen.“

„Nein, nein, Alter, Du bleibst bei mir. Will denn der verfluchte Gang gar kein Ende nehmen?“

Die Rothröhre dieses ritterlichen Fuchsbaues war niedriger geworden; man mußte gebückt schreiten und besonders Freidicke, als Spitze des Zuges, genoß das Vorrecht, mit seinem

Gesicht die dickbestaubten Spinnengewebe, die hier und da von der Wölbung herniederhingen, aufzufangen. Eine Fledermaus schwirrte, vom Fackellichte gescheucht, pfeifend davon; die schwarze Ursel rief die Mutter Gottes an und bekreuzte sich, sie wußte, daß dies Gethier ein böser Geist war, der ihr die Rettung streitig machen konnte, aber der Name der allerseligsten Jungfrau würde ihn besiegen.

„Der Gang ist lang," meinte Freidicke gelassen, indem er sich die Augen auswischte und mit dem brennenden Kienspahn an der Decke über sich entlangfuhr, „er führt bis zum Eichenschlage an der Stremme. Den Ausgang wird keine Menschenseele entdeckt haben, denn von dort her hat das Pfaffenvolk kein Holz zum Kochen geholt; es ist ihnen viel zu weit. Wir sind zur Stelle, Herr."

Er blieb an einer niedern eisernen Pforte stehen und leuchtete mit dem Spahn gegen das Schloß derselben.

„Dicht verwebt von den Spinnen!" flüsterte er erfreut, „hier hat noch Niemand zu öffnen versucht; nun mögen die Heiligen auch ein gutes Ende geben!"

Der Ritter benutzte den schweren Schlüssel. Widerwillig gehorchte das verrostete Schloß. Endlich gab es einen ächzenden Ton und indem sich die Thür nach innen öffnete, raschelte und polterte Etwas in den freien Ausgang hinein.

Freidicke warf die Fackel zur Erde und trat sie aus, während seine Hand nach dem Schwerte fuhr. Auch Wilkin war einen Schritt zurückgewichen und streckte seine Klinge vorwärts; doch plötzlich lachte er leise: „Dummes Zeug! Es ist das Laub und Geäst, das vor der Pforte aufgeschichtet war, um sie vor Uneingeweihten zu verbergen. Doch hörst Du den Lärm? was bedeutet das?"

Er war mit dem Knechte vorsichtig über das knisternde und knackende Hinderniß hinausgekrochen und stand in einer Art Grube, die mitten im dichtesten Eichengehölz gähnte, aber mit wucherndem Unterholz und Wurzelausschlägen angefüllt war.

Freidicke drängte sich möglichst geräuschlos durch das Gestrüpp und kletterte an der Böschung in die Höhe. Ob-

gleich die Nacht mondhell war, so konnte man in dieser Urwaldung, die manchem Raubthier zum Unterschlupf diente, doch nicht zehn Schritte weit sehen; um so schärfer strengte der Alte den Gehörssinn an.

„Gutes Glück, edler Herr!“ flüsterte er nach einer Weile zurück, „der Feind ist am Stürmen; unser Weg nach Plaue ist frei; wir mögen dreist bis zum Wasser gehen. Bei Brettin gewinnen wir das andere Ufer; vor Sonnenaufgang sind wir bei Herrn Lippold und machen den Sturm auf Plaue mit.“

Der Ritter wandte sich gegen das Weib, das wie erdentrückt zu der durch die Baumwipfel niederglänzenden Mondscheibe emporstarrte und immer noch Gebete zu murmeln schien.

„Wachet auf, Ursel, und nehmet die Beine in die Hand! Frauenzimmer können wir auf unserer Fahrt nicht brauchen. Könnet Ihr bis nach Friesack oder Cremmen oder Heiligensee gelangen, so grüßet meine Sippe; dort hausen überall Bredows und werden Euch willig aufnehmen.“

Die Angeredete fuhr zusammen und besann sich auf das, was ihr Herr eben gesagt hatte. Dann küßte sie ihm die Hand.

„Dank, edler Herr. Ich werde nach Wilsnack pilgern, dort soll eine wunderthätige blutende Hostie sein, vor der ich knieen und mein überbürdetes Herz entlasten will. Die heilige Jungfrau wird mir dann eingeben, wohin ich meine Schritte zu lenken habe.“

Der Ritter zuckte mit den Achseln.

„Thut, was Ihr nicht lassen könnt. Wenn sich mein Schicksal gewendet hat, dann kehrt zu mir zurück, für Euch soll immer ein Platz an meinem Herde sein, denn den Lebrecht werde ich nie vergessen.“

Die schwarze Ursel stand immer noch still weinend in der Grube, als Wilkin und Freidicke schon das Ufer der Stremme unbehelligt erreicht hatten. Der Feuerschein in ihrem Rücken belehrte die Flüchtenden, daß Schloß Plote genommen war und von den edlen Gänsen den Flammen überliefert wurde.

Zweites Capitel.

Furchtlos schlich die von Allen verlassene Frau durch das Dickicht. Vor was sollte sie auch noch bangen? Ihr Mann lag im Würzgärtlein von Plote verscharrt, und über seinem Grabe züngelten jetzt die Flammen des brennenden Schlosses empor zum Nachthimmel. Ihr todtes Knäblein hielt sie im Arme; jeder Strauchdieb und Stellmeiser würde sich vor der kleinen Leiche entsetzen und auch die Trägerin derselben ungehindert ziehen lassen.

Wie ein Gespenst bewegte sie sich zwischen den leise flüsternden Bäumen hindurch gen Norden. Der Wald war ihr weit und breit bekannt, oft genug hatte sie in seinem Dämmer Pilze und Beeren gesammelt und in den Vollmondnächten nach Kräutern gespäht, die zur Geisterstunde gepflückt, von ganz besonderer Wirkung, und nicht nur für bresthafte Menschen, sondern auch für süchtiges Vieh heilsam waren. Aus Bockspetersilie, Ruhrwurz und Teufelsabbiß wußte sie manch kräftiges Tränklein zu brauen, und die Sprüche, die sie über solchen Sud zu murmeln pflegte, klangen wie Mönchslatein, waren aber ein sinnloses Kauderwelsch, das einem gelehrten Glatzenträger die letzten Haare scheitelrecht emporgesträubt hätte.

Auch jetzt murmelte sie eines dieser Sprüchlein, denn zwei grünlich schimmernde Punkte blitzten im Dickicht neben ihr auf, und sie wußte, daß es die Augen eines Raubthiers

waren, das nach Beute spähte. Trotzdem fürchtete sie sich nicht: zur Johanniszeit waren die Wölfe nicht gefährlich, und eine Wildkatze oder ein Luchs würde ihr erst recht nichts anhaben.

Plötzlich schoß ihr aber eine grauenvolle Vorstellung durchs Hirn. Sollte das Gethier des Waldes die kleine Leiche wittern? sollten die Ueberreste ihres geliebten Gerke in Gefahr sein, dem Raubzeuge zur Beute zu werden?

Fester preßte sie ihre traurige Bürde gegen die Brust und eiliger schritt sie aus. Sie wandte sich jetzt halblinks, um möglichst bald aus dem Walde heraus und an das Ufer der Elbe zu kommen. Das war freilich noch ein weiter Weg, aber die Laute, die sie deutlich hörte, waren Hundestimmen; das Dorf Scharten konnte nicht mehr fern sein, und vor Sonnenaufgang würde sie es erreichen.

Ein strenger Kräuterduft machte sich bemerkbar. Sie blieb stehen und blähte die Nasenflügel, wie ein witterndes Wild. Sie kannte diesen Duft; die Blätter, die ihn ausströmten, wirkten fäulnißwidrig; oft genug hatte sie dieselben in der Vorrathskammer und am Krankenbette angewendet. Dort, wenige Schritte seitwärts, mußte das Kraut in reicher Menge aufgeschossen sein. Sie ging hinzu, bückte sich, und pflückte eilig eine Schürze voll von den saftreichen Stengeln. Dann hockte sie nieder, öffnete das Leichentuch und wickelte den todten Körper, wie eine Mumie, in das duftende Gestäude ein, doch erst nachdem sie auf die stummen kalten Lippen einen innigen Kuß gedrückt hatte.

Wie sie weiter schritt, perlten ihr wieder reichliche Thränen über die gebräunten, durch einzelne Blatternarben zerrissenen Wangen; aber sie war beruhigt, dem grausen Werke der Verwesung war für längere Zeit vorgebeugt.

Der Wald wurde lichter; am östlichen Himmel zeigte sich ein fahler Schein; die Vögel, die, ihr Köpfchen unter dem Flügel, auf den Aesten, geschlummert hatten, wurden wach und zwitscherten dem neuen Tage ihren Gruß zu. Da war auch das Dorf. Doch die schwarze Ursel ließ es zu Linken

liegen und strebte dem nicht mehr fernen Kirchthurm von Redekin zu, den die Prämonstratenser von Kloster Jerichow vor nunmehr zweihundert Jahren aus Backsteinen erbaut hatten.

Als sie sich an der Redekiner Kirchhofsmauer ermüdet niederließ, um ein Viertelstündchen zu rasten, ging eben die Sonne auf und überflutete das Gotteshaus mit goldenem Glanze.

Eine Bäuerin in kurz gerafftem Rocke, das Haar mit einem Kopftuche bedeckt, schritt, einen hölzernen Eimer in der derben Hand, zum nahen Brunnen.

Ursel, die einen lebhaften Hunger verspürte, rief der Frau zu:

„Wollt Ihr einer armen Pilgerin wohl ein Stücklein Brot verkaufen?"

Die Bäuerin trat näher, betrachtete mißtrauisch die Landstreicherin und fragte:

„Was haltet Ihr denn da in Euren Armen?"

„Es ist die Leiche meines Knäbleins, das mir vorgestern an Erschöpfung gestorben ist. Nun will ich nach Wilsnack wallfahrten, um die blutende Hostie anzubeten, unterwegs finde ich wohl einen Priester, der mir mein Kind in geweihter Erde zur Ruhe bestattet."

Ueber das Antlitz der Dorfbewohnerin ging ein Aufglanz von Theilnahme; sie selbst war Mutter.

„Wartet hier; ich will Euch ein Frühstück bringen."

Sie füllte ihren Eimer und verschwand im nahen strohgedeckten Häuschen; bald aber kehrte sie zurück und reichte der Hungernden ein Schwarzbrod, eine Handvoll Salz und drei gesottene Eier.

Ursel dankte und fragte nach dem Preise der Lebensmittel, doch die Bäuerin versetzte rasch:

„Ich gebe es Euch um Gotteswillen, und so Ihr auch für mich das heilige Blut um Segen bitten wollt, so nehmt diese zehn Schillinge, die ich gespart habe und für die Ihr mir nicht danken sollt."

Die Geldstücke wanderten in Ursels tiefe Rocktasche. Hastig verzehrte sie die Eier und einen Theil des frischen Brotes; dann schob sie den Rest desselben ebenfalls in die Tasche, reichte der Bäuerin dankend die Hand und erhob sich, um ihre Fahrt fortzusetzen.

Eine halbe Stunde später läutete sie an der Jerichower Klosterpforte und theilte dem Bruder Pförtner ihr Begehr nach einem Priester mit. Sie wurde in die Infirmarie, die für wegemüde oder kranke Wanderer außerhalb der Clausur errichtet war, geleitet, und bald erschien ein tonsurirter Herr in weißem Ordensgewande mit schwarzem Skapulir und fragte sie freundlich nach ihrem Anliegen.

Sie berichtete vom Brande des Schlosses Plote, von ihrer Flucht, und hielt dem geistlichen Herrn die kleine eingebündelte Leiche dar.

„Erbarmt Euch, frommer und hochwürdiger Herr, und gewährt meinem Kinde ein christliches Begräbniß und eine aus der Pein des Feuers erlösende Seelenmesse!"

„Hm hm!" machte der einigermaßen Ueberraschte, „das ist ein sonderbares Anliegen. Wir beerdigen hier nur unsere Brüder und die Todten aus denjenigen unserer Klosterdörfer die keine eigene Kirche haben. Könnt Ihr denn ein Scherflein auf dem Altar unseres Heiligen niederlegen?"

„Zehn Schillinge will ich dem Kloster spenden; ich bin, eine arme Wittib und auf der Pilgerschaft nach Wilsnack . ."

„Wo Ihr wieder werdet spenden müssen," ergänzte der Mönch kopfnickend. „Nun, ich will es dem Prior melden und werde Euch Bescheid bringen. Unterdessen ruhet und erquicket Euch hier; zwei bis drei Tage werdet Ihr noch zu wandern haben, bevor Ihr Euer Ziel erreicht."

Er berührte leicht das Tuch, das den Scheitel der Frau verhüllte, murmelte einen lateinischen Spruch und zog sich zurück.

Das Weib, mit der Leiche im Schoße, hockte auf der Bank, die die ganze Länge der Wand einnahm und stützte den rechten Ellenbogen auf die sauber gehaltene Fläche des

schweren Eichentisches, der vor ihr stand. Das, was sie in den letzten vierundzwanzig Stunden erlebt hatte, erschien ihr wie ein wirrer Traum. Draußen lag zitternder Sonnenglanz auf dem heißen Steinpflaster des Klosterhofes; kaum rührte sich das Laub der Linde, die vor dem mittleren Fenster des Wartesaales ihre Aeste breitete; hier drinnen im gewölbten Raume aber war es kühl und geisterhaft still. Sie hörte noch das leise Schnurren eines Kätzleins, das durch den öden Raum schlich, und stützte noch einmal fest ihre Füße gegen die Holzleiste, die das untere Ende der Tischbeine verband, damit ihr die Leiche des Kindleins sicher im Schoße ruhen möchte, dann vergaß sie Zeit und Ort, ihr Bewußtsein schwand, und der Schlaf umfing sie in weicher, schmerzstillender Umarmung.

„Wachet auf, es ist Alles bereitet," tönte wiederholt eine eindringlich mahnende Stimme, und die Schläferin schlug die Augen auf und blickte verwunder in das bärtige Antlitz des ihre Schulter berührenden Mönches. Es war der Laienbruder, der auf dem Friedhofe der Klosterkirche die Grube ausgehoben hatte; er trug eine blaue Arbeitskutte, die sich gegen die Regel des heiligen Norbert in die Klöster der Prämonstratenster eingeschlichen hatte. Neben ihm stand ein Priester des Conventes, ein weißgekleideter, bartloser Canonicus, der die Gebete bei der Beerdigung sprechen wollte.

Ursel erhob sich, und mit beiden Armen ihr Leinwandbündel umfassend, folgte sie krampfgeschüttelt und schluchzend dem schweigend Vorangehenden.

Was am Grabe der Mund des Priesters gesprochen, das konnte sie sich später nicht mehr in's Gedächtniß zurückrufen; nur eine unklare, traum hafte Vorstellung war ihr verblieben, daß noch mehrere Kutten an der Grube versammelt gewesen waren, und daß ihr die vom vielen Weinen entzündeten Augen im blendenden Sonnenschein beinahe dann versagt hätten.

Als sie die üblichen drei Erdwürfe gethan, wäre sie schmerzgelähmt zusammengebrochen, wenn ihr der bärtige

Mönch nicht den Arm gereicht und sie nach dem Remter des Krankenhauses zurückgeleitet hätte.

Am späten Nachmittage, nachdem sie ruhiger geworden war und ihre zehn Schillinge dem Heiligen des Klosters gespendet hatte, brach sie wieder auf und setzte, dem Laufe des Stromes folgend, ihren Weg fort. Sie war im Kloster mit Speise und Trank gestärkt worden und trug auch einen kleinen Mundvorrath in einem Körbchen, den ihr ein Laienbruder geschenkt hatte, mit fort. Trotzdem fehlte ihr Etwas, und ab und zu preßte sie die erhobenen Arme gegen die Brust, als ob sie ihr begrabenes Söhnlein noch hielte und herzen und küssen könnte. Als es aber Abend wurde und der Mond am östlichen Himmel langsam heraufstieg und röthlich durch die feinen Dünste am Horizont glomm, da hatte sich die Aermste, nach Art der Leute ihres Schlages, mit dem Unabänderlichen schon einigermaßen abgefunden und in herber Entschlossenheit schritt sie fürbaß.

Sie mochte sich Arneburg gegenüber befinden, als sie menschliche Stimmen vor sich vernahm. Es waren die langgedehnten Töne eines geistlichen Liedes; vielleicht zogen fromme Waller desselben Weges zum heiligen Blute. Schon wollte sie ihre Schritte verlängern und beschleunigen, um die Voraufgehenden einzuholen und so eine schützende Genossenschaft zu gewinnen, als es von rechts her aus dem Walde brach und in langem Galopp gegen die Pilger heranstiebte. Vor Schreck und Bangen sank sie in die Kniee und, einem unbewußten Erhaltungstriebe folgend, streckte sie ihren Leib auf dem thaufeuchten Erdboden aus und blieb wie todt liegen.

Jetzt hörte sie deutlich ein Fluchen und Toben, das von Hilferufen und Klagen unterbrochen wurde; dann ward es stiller, nur gelegentlich tönte noch das Jammern eines Menschen durch die abendliche Luft; es war aber, als ob auch diese schwächer wurden und sich mehr und mehr entfernten. In herzbeklemmender Angst wagte das Weib ihren Kopf ein wenig zu erheben und auszuspähen. Da stiebte es wieder rasselnd und polternd über die Wiese dem Walde zu; das

Mondlicht brach sich auf schimmernden Helmen und Eisenplatten, und frohes, spöttisches Gelächter über den Ueberfall weckte das Echo.

Jetzt fiel es Ursel ein, daß das, was Anderen begegnet war, jeden Augenblick auch ihr begegnen konnte; sie gedachte des Schatzes, den sie bei sich trug, und das lebhaft erwachende Gefühl der Unsicherheit ließ sie auf Mittel sinnen, sich einigermaßen vorzusehen. Reglos verharrte sie noch eine Weile; als aber die Stille um sie herum durch nichts mehr gestört wurde, raffte sie sich wieder auf und verließ eilenden Schrittes den unheimlichen Ort. Sie wollte das nächste Dorf erreichen und um Unterkunft für die Nacht bitten. Unabläßig murmelten ihre Lippen Beschwörungsformeln gegen Räuber und Gespenster. Wie gern hätte sie sich unsichtbar gemacht! Wer das Glück hatte den Wunderstein zu gewinnen, den nur ein Vogel in einem Zeisigneste finden konnte, der war im Stande, ungesehen durch die Menschen dahinzufahren; aber wo war dieser Stein? Eine Erscheinung machte sie stutzen: stand da vor ihr nicht ihr kleiner Bube in weißem Gewande und winkte ihr? Kaum wagte sie näher zu schreiten. Wenn es nun die Roggenmuhme war? Aber die liebte es besonders um Sonnenaufgang durch die Aehrenfelder zu schweifen, und würde ihr hier und zu dieser Stunde kaum etwas anhaben. Sie bekreuzte sich und ging stockenden Herzschlages darauf los. Da huschte ein Nachtgethier von dem weißlich schimmernden Steine fort, der ihr wie die Gestalt ihres Gerke erschienen war, und sie athmete erleichtet auf und hastete weiter.

Endlich schlugen die Hunde an; sie hatte die erste Hütte eines ärmlichen Dorfes erreicht.

Sie klopfte an die hölzerne Lade, die als Fensterflügel diente, und hörte den scharfen Ruf: „Wer ist da?“

„Eine Wallerin bittet Euch für Geld und Gotteslohn um ein Strohlager für diese Nacht. Hier draußen gehen die bösen Geister um, und die Räuber fahren über die Haide Erbarmet Euch meiner um Christi willen.“

Ein Ritzchen weit wurde die Lade geöffnet.

„Seid Ihr allein?“

„Bei allen Heiligen, ich bin allein. Eine arme Wittib, die heut ihr einziges Kind begraben hat . . .“

„Zahlet mir einen Pfennig, und ich will den Riegel zurückstoßen.“

Ursel langte in die Tasche, suchte den begehrten Pfennig hervor und legte ihn in die schwielige Hand, die durch die Fensterritze gestreckt wurde. Ein Pfennig damaliger Zeit hatte mindestens den Werth einer halben Mark von heute; die Leute in den Dörfern hatten schnell gelernt, von frommen Wallfahrern eine einträgliche Steuer zu erheben.

Der hölzerne Riegel kreischte, und die niedere Hausthür ging auf. Ein älteres, nur nothdürftig bekleidetes Weib stand im Eingange und musterte im Mondlicht die Fremde. Von der Prüfung scheinbar befriedigt, sagte sie mit milder Stimme:

„Tretet ein.“

Ursel folgte der Voranschreitenden in ein kleines, dumpfiges Gemach, von dessen Balkendecke zwei Stricke mit einem Laken herabhingen, das einem schlafenden Kinde als Wiege diente. Auf dem Herde glommen die Reste eines Feuers, an dem ein dampfender, brodelnder Topf stand. Es war heiß in dem Raume, und Ursel bat:

„Lasset mich in Eurer Scheune schlafen und leihet mir eine Nadel, daß ich mein zerrissenes Kleid bessern kann.“

Dann trat sie an das schlafende Kind und machte das Zeichen des Kreuzes über ihm.

Das Herz der Hausbewohnerin war gewonnen.

„Bin selbst ein Wittib,“ sagte sie, „und dies ist mein Enkelkind, dem die Eltern fortgestorben sind. Hier ist Nadel und Faden. Kommet, daß ich Euch in den Gaden geleite; in der offenen Thür desselben wird es noch hell genug sein, daß Ihr nähen könnt.“

Sie gingen über den Hof hinter der Hütte, und die Bäuerin stieß die Holzthür eines Seitengebäudes auf. Ein kräftiger Heugeruch drang aus dem Innern.

„Da drinnen möget Ihr ruhen, und morgen früh esset die Suppe mit mir, bevor ihr weiter ziehet."

„Ich danke Euch. Gute Nacht!" rief Ursel der sich schon wieder Entfernenden nach.

Sie schlüpfte in den Vorrathsraum, kauerte zur Erde und löste ihr langes Kopftuch. Eine Fluth pechschwarzer Haare quoll ihr entfesselt über die Schultern. Vorsichtig spähte sie durch die offene Thür. Der Hof war leer, das Wohnhaus lag todtenstill. Aus der Tiefe der Rocktasche holte sie den Beutel und das Geschmeide hervor und ließ die Steine des letzteren im Mondlicht flimmern. Ob sich Herr Wilkin nicht vergriffen hatte? Dieser Edelsteinschmuck mußte von hohem Werthe sein. Sie theilte ihr Hinterhaupthaar in mehrere Strähne, begann die Strähne zusammenzuwinden und flocht die Glieder der güldenen Halskette mit in den Zopf hinein; dann legte sie das Geflecht auf ihrem Scheitel zusammen und barg es wieder unter dem schützenden Kopftuche. Niemand würde unter der ärmlichen Umhüllung einen Schatz vermuthen. Jetzt öffnete sie den Beutel mit den Geldstücken und trennte mit einem Messer die eine Seite ihres Gürtelfutters auf. Ehe sie die Münzen zwischen das Futter und Leder des Gürtels vertheilte, ließ sie dieselben im Mondlicht flimmern; sie gaben einen gelblichen Glanz und wogen schwer in der Hand: es waren ungarische Goldgulden. Herr Wilkin mußte sich in der Erregung vergriffen haben, es war kein Zweifel. Doch die Bredows waren eine reiche, schloßgesessene Sippe; auch den flüchtigen Pfandinhaber von Plote würde das Fehlen eines seiner schweren Beutel nicht arm machen. Sie segnete den Zufall, der sie in den Besitz so reicher Mittel gebracht hatte, und barg, mit Ausnahme einer Hand voll Pfennige, die sie lose in die Tasche zurückgleiten ließ, das gemünzte Gold in ihrem Gürtel, dessen Futter sie mit geübter Hand wieder zunähte. Nun band sie das dürftige Faltenkleid, das sie trug, mit dem Gürtel über den Hüften zusammen, dann streckte sie sich in's Heu und schlief furchtlos ein.

Schon am frühen Morgen saß sie mit der alten Bäuerin und deren Mägden um die dampfende Suppenschüssel. Dichte Schaaren von Fliegen fielen gierig über jeden Bissen her, den sie zu Munde führte; aber trotz dieser Plage aß sie und wurde satt und dankte ihrer menschenfreundlichen Wirthin.

„Ziehet nicht wieder zur Nachtzeit dieses Weges," warnte die Letztere, indem sie der Scheidenden die Hand reichte. „Gestern am späten Abend eilten hier Waller vorüber, die überfallen und geplündert worden waren; sie schienen von Arneburg zu kommen. Eine Frau war dabei, die klagte und jammerte, daß man ihr einen Korb geraubt hätte, in dem neben ihrer Habe auch ihr Kindlein gewesen wäre. Sie wollte in Havelberg beim hochwürdigsten Bischof klagen und durch dessen Vermittelung ihr Kind wieder zu bekommen suchen . . was vermag der Bischof gegen die Aechter und Pocher und Wegelagerer? Nicht so viel." Sie blies über die innere Fläche ihrer erhobenen Linken. „Nun gehabt Euch wohl und betet auch für mich und meinen Enkel zum heiligen Blute."

„Es giebt noch mehr Unglückliche auf der Welt," dachte Ursel, als sie dem Sandow'schen Walde zustrebte. „Lieber will ich mein Kind in der Erde wissen, als in den Händen roher Diebesknechte."

Wie sie aus dem Holze heraustrat, blinkte vor ihr das Wasser der Havel auf, und flammend im Morgenstrahl erhoben sich über demselben die Mauern und Thürme der Stadt Havelberg und der mit weithin leuchtendem Kreuze geschmückte Dom auf dem Bischofsberge. Sie überschritt die lange Brücke und gelangte durch ein festes, steinernes Thor in die ansehnliche Stadt. Die Herberge eines Bäckers gewährte ihr kurze Ruhe und eine stärkende Mahlzeit. Der Herbergswirth erzählte ihr, daß sich der hochwürdigste Herr Bischof Thiderich in Wilsnack befände, um den Neubau der dort im vorigen Jahre abgebrannten Kirche zu betreiben; auch von den vielen Wundern, die das heilige Blut schon gewirkt habe, gab er redselig Kunde; er schien auf den steigenden

Ruf des neuen Wallfahrts- und Gnadenortes stolz zu sein, denn das früher unbekannte Dörflein gehörte zur Havelberger Diöcese, und ein Strahl seines nunmehrigen Glanzes fiel auch verklärend auf die selbstbewußten Bewohner der Bischofsstadt.

„Glaubt Ihr's wohl," fuhr er in seinen Mittheilungen fort, „wie undankbar und gottlos trotzdem die Menschen sind, denen das heilige Blut geholfen hat? Da sitzt ein Ritter Dietrich von Wenkstern auf seiner Burg bei Lenzen . . nun, wenn er so fortfährt in seinem verfluchten Treiben, wird ihn der Gottseibeiuns bald genug am Wickel haben. Wie er im letzten Herbste längs der Elbe reitet, spricht Einer von seinen Gefährten von dem Wunder, das sich in Wilsnack begeben hat. Was thut der Ritter? Er spottet und lacht und nennt den Wilsnacker Priester Johannes einen pfiffigen Schelm, der ganz genau wisse, wie viel Goldgulden ihm seine unverschämten Lügen einbringen würden. Plötzlich aber schreit der Frevler: O weh, meine Augen! meine Augen! und ringt entsetzt die Hände — er war zur Strafe für seinen sündhaften Unglauben erblindet! Da stieg er vom Pferde und warf sich auf die Kniee und betete zu Gott, er wolle, wenn er durch die Kraft des heiligen Sacramentes des Leibes und Blutes Christi das Augenlicht wieder erhielte, alljährlich mit dreißig Mannen, sämmtlich barfuß und ohne Leinwand,*) das heilige Blut zu Wilsnack besuchen und ihm Opfer und Anbetung bringen. Sofort an Ort und Stelle wurde er wieder sehend, und zu Mariä Geburt hat er auch sein Gelübde erfüllt und dem heiligen Blute eine Kerze von einem Pfunde dargebracht **), jetzt aber hat er die Hilfe der wunderkräftigen Hostien schon wieder vergessen und als ein Pocher und Leuteschinder streift er weit umher; ja er entblödet sich nicht, selbst die Wallfahrer zum heiligen Blute anzufallen und auszurauben; gestern Abend erst hat er ehrsamen Bürgern aus

*) D. h. im wollenen Büßergewande.
**) Nach Ludekus.

Arneburg aufgelauert und ihnen Alles genommen, was sie an Werth mit sich führten. Pfui, solch ein ehrvergessener, gotteslästerlicher Schelm!"

Der Bäckermeister spie empört aus, und die schwarze Ursel schlug ein Kreuz und schüttelte schaudernd den Kopf, so daß die Enden ihres Kopftuches ihr nach vorn über die Schultern flogen.

„Das ist wohl derselbe Ritter, der auch ein Kind geraubt haben soll?"

„Ja, freilich!" rief der Bäcker, „die Mutter des Kindes hat gestern die ganze Stadt in Aufregung versetzt, aber was half es ihr? Er neigte sich vor, hielt die hohle Hand an den Mund und zischelte vorsichtig: „Denkt Ihr, unsere Rathmannen werden sich wegen fremder Leute Kinder die Finger verbrennen? Man hat das arme Weib bedauert und ihm billige Tröstung gespendet, dann hat man ihm den Rücken zugekehrt."

„Wohin ist sie denn weiter gegangen?"

„Weiß ich nicht. Wer kann sich um das Volk kümmern, das jetzt aus aller Herren Ländern nach Wilsnack zusammenströmt? Vielleicht hat unser Rath auch recht gethan, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Manches Gesindel streift hier durch, dem man nicht über den Weg trauen darf und das den Mund mit Lügen voll nimmt. Aber der Wenkstern ist ein Schelm und ein Gottesverächter, und um Christi willen sollte man ihm auf die schnöden Finger klopfen."

Beistimmend nickte Ursel. Dann zahlte sie ihre Zeche und brach wieder auf.

Fast der ganze Weg führte durch dichten Wald. Brütend lag die Hitze der Mittagsstunde zwischen den harzduftigen, rothbraunen Stämmen; kein Aestchen bewegte sich, nur ab und zu trommelte der Specht, oder es huschte ein gewandtes Eichkätzchen pfeilgeschwind von einem Zweige zum andern. Manchesmal bückte sich die Pilgerin, um eine rothleuchtende Beere zu pflücken und mit deren würzigem Safte ihren trockenen Gaumen anzufeuchten.

Nach drei bis vier Stunden stetigen Wanderns trat sie aus dem Walde heraus. Vor ihr lag ein unscheinbares Dorf, dem sich von verschiedenen Seiten her zahlreiche Gruppen von Wallfahrern näherten; das war also das ersehnte Ziel. Zur Linken, nicht fern vom Dorfe, floß ein Bächlein, die Karthane; aber der niedere Wasserspiegel desselben entzog sich dem Blicke, nur die gewundene Reihe von Sahlweiden, die an seinen Ufern grünten, bezeichnete den Lauf des Wassers.

Ursel gesellte sich einem Schwarm frommer Zuzügler und machte vor einer Capelle, die am Eingange des Dorfes stand, einen kurzen Halt, um andächtig ihre Kniee zu beugen. Dann bekreuzte sie sich und drang weiter in die einzige Dorfgasse ein. An den Hütten derselben hatte man schon unterschiedliche hölzerne Tafeln herausgehängt, „auf denen mancherlei insignia oder Zeichen gemalt waren, wie es in großen Städten bei fürnehmen Wirthshäusern bräuchlich ist". Nach diesen Zeichen wurden die Herbergen benannt, und Ursel erkannte unschwer an den bunten Schildereien die Wirthshäuser zum doppelten Adler, zum Bären, zum weißen Schwan, zum güldenen Kelch und zum rothen Speerwagen. In letzterem kehrte sie ein; der rothe Speerwagen erinnerte sie an das Waffenhandwerk des Lebrecht Kölre, ihres seligen Eheherrn.

Drittes Capitel.

Die Wundermähr, die dem bescheidenen Dorfe zu so großer Berühmtheit verholfen hatte, war der schwarzen Ursel vom Wirthe des rothen Speerwagens noch am Abende ihrer Ankunft umständlich mitgetheilt worden.

„Ihr seid zur guten Stunde gekommen," schloß er seine Erzählung von der Auffindung der blutenden Hostien, „denn viele Grafen und Edle sind hier, um der Grundsteinlegung beizuwohnen, die morgen unser hochwürdigster Herr Bischof vornehmen wird. Eine prächtige neue Kirche soll sich an Stelle der niedergebrannten erheben, die zu unwürdig war, um dem heiligen Blute als Obdach zu dienen. Die blutenden Hostien und die beiden Wunderkerzen, die jetzt in der Kapelle am Eingange des Dorfes ausgestellt sind, sollen später ihren feierlichen Einzug in das neue Münster halten."

„Welche Wunderkerzen?" fragte Ursel mit weitoffenen Augen.

„So wisset Ihr noch nichts von ihnen? Ei, beste Frau Kölre, so sperret die Ohren auf und vernehmet das schier Unglaubliche. Acht Tage nach der Auffindung der blutenden Hostien haben die Nachtwächter in Lüben, wo das ehrwürdige Sacrament nach dem Brande unserer Kirche verwahrt wurde, bemerkt, daß die fünf Wachskerzen, die vor ihm aufgestellt waren, auf einmal brannten, ohne daß sie Jemand angezündet hatte. Als unser Pfarrer darauf die Messe hielt,

gingen zwei von den Kerzen aus, die übrigen drei aber brannten fort, ohne auch nur einen Finger breit kürzer zu werden. Auch verlöschten sie nicht, als der Pfarrer sie durch Wind und Regen nach Wilsnack trug. Der Herr Bischof, der von diesem neuen Wunder vernahm, ließ unsern Pfarrer sofort nach Havelberg zum Bericht kommen. In dessen Abwesenheit hat aber der Teufel meinen Nachbar Slanze verführt, Gott zu versuchen, und die Kerzen auszublasen. Zwei Mal haben sie sich von selbst wieder entzündet, als er aber zum dritten Male nur eine derselben auslöschte, erloschen auch die beiden anderen und haben sich auch nicht wieder anzünden lassen. Da sind zwei von den Kerzen bei den Hostien verwahrt worden; die dritte aber muß Slanze zur Strafe nach Rom tragen; er ist bis heute noch nicht zurückgekehrt."

Ursel bekreuzte sich und seufzte.

„Was für verruchte Menschen giebt es doch auf dieser Welt!"

„Ja wohl", bestätigte der Herbergswirth, „es giebt allerlei ungläubiges, freches Gesindel, das weder Gott noch die Heiligen fürchtet. Nun, Ihr habt Euch gut berathen, daß Ihr hierher gekommen seid; wer vor dem heiligen Blute anbetet, dem kann der Teufel nichts mehr anhaben; dazu wird Euch für jede Meile Weges vierzigtägiger Ablaß gewährt, und so oft Ihr den Kirchhof umschreitet oder vor dem Sacramente mit gebeugtem Knie Euer Herz vor Gott ausschüttet, so vielmal werden Euch ebenfalls je vierzig Tage von den auferlegten Bußen erlassen."*)

Durch die glückliche Erreichung ihres Wanderzieles in hohem Grade befriedigt, legte sich Ursel zeitig zur Ruhe, und nach einem erquickenden Schlafe war sie am nächsten Morgen schon wieder mit der Sonne wach, um der feierlichen Legung

*) Alles nach Ludekus u. a. bez. Quellen, cfr. Breests aktenmäßige Darstell. der Gesch. des Wunderblutes im 16. Bande der „Märk. Forschungen".

des Grundsteins zur geplanten Kirche beizuwohnen. Die Neuheit der Eindrücke, die sie hier gewann, hatte ihren Schmerz um den jüngst erlittenen Verlust wesentlich gemildert, und nur ab und zu noch zuckte es in ihren Armen, als müsse sie dieselben erheben, um ein kleines, hilfloses Wesen an die Brust zu drücken.

Sie verließ, nachdem sie ihre Morgensuppe gelöffelt hatte, den rothen Speerwagen und ging durch die Dorfgasse dem nahen Kirchplatze zu. Aus einer Herberge, an der sie vorüber kam, hing über dem Herbergsschilde ein Fähnlein heraus, das drei gemalte Rosen und einen achtstrahligen goldenen Stern unter einem gekrönten Helme zeigte.

„Was deutet dieses Wappen?" fragte sie einen der zahlreichen Waller, die neben ihr dem gleichen Ziele zustrebten.

„Es ist das Zeichen des Ritters von Wenkstern," erwiderte der Gefragte. „Die edlen Herren pflegen die Herbergen, in denen sie hier rasten, durch ihre Wappenfähnlein kenntlich zu machen. Seht, da drüben, am ‚schwarzen Hahne', da flattert auch solch ein ritterliches Zeichen: zwei schwarze und zwei silberne Felder im goldgefaßten Schilde mit rothen Querbalken, und auf dem Helme ein Pfauenschweif zwischen zwei Stierhörnern."

„Das Wappen der Holtzendorffs!" rief Ursel aus, und über ihr dunkles Gesicht flog ein Schimmer der Freude. Sie war auf Bötzow, einem Schloßsitze der Holtzendorffs, geboren, und sie faßte den Plan, nach der Feierlichkeit den Träger der ihr wohlbekannten Farben aufzusuchen; vielleicht gewährte er ihr eine bleibende Unterkunft, denn noch wußte sie nicht, wohin sie später ihre Schritte lenken sollte.

Sie faltete die Hände und, die heilige Jungfrau um Beistand in ihrer Verlassenheit anrufend, trippelte sie weiter in der immer dichter sie umdrängenden Menge.

An dem Hanfgewirk, das, zwischen hölzerne Pfähle gespannt, einen kleinen Raum umhegte, machte sie Halt; sie hatte einen guten Platz erwischt und stand in erster Reihe.

Die Trümmer der verbrannten Kirche waren gänzlich beseitigt; nur der alte Altar stand noch unversehrt im Freien; er war heute mit reichen Blumengewinden geschmückt und lothrecht züngelten die Flammen der vielen Wachskerzen, die auf demselben entzündet waren, denn es regte sich kein Lüftchen, und heiß brannte die Sonne auf den Festplatz hernieder.

In dem gehegten Raume warteten in flimmernder Waffenzier die ritterlichen Zeugen des Festes. In kurzem Lendner, der bei Einigen von buntgesticktem Ueberwurf bedeckt war, standen die edlen Herren und klirrten mit ihren stählernen Arm- und Beinschienen. Blendender Glanz ging von den federstrotzenden Helmen aus; die langen Schwerter mit den pilzförmigen Knäufen schlugen bei jeder lebhaften Bewegung an die Ferse; die Schnallriemen der güldenen Sporen liefen bei den jüngeren und reicheren Rittern schon über einen Schuppenbesatz, den man seit Kurzem auf die Fußbekleidung aufzunähen liebte.

Nach längerem Warten erschien an der Spitze eines langen Zuges geistlicher Herren Seine Hochwürden der Bischof von Havelberg. Auch er trug dem festlichen Tage durch die neue Mode einer etwas höheren und schmäleren Mitra Rechnung; lang herab wallten ihm die beiden Binden der Mitra über den Rücken. Den oben mit gekrümmtem goldenen Knaufe versehenen Bischofsstab in der Rechten, schritt er ruhig und gemessen zum Altare, zu dessen beiden Seiten sich die anderen Geistlichen aufstellten. Alle Häupter waren entblößt; alle Knie beugten sich in den Staub; in feinen Wölkchen wirbelte der Weihrauch in die sommerliche Luft empor.

Nach den üblichen Eingangsgebeten und Weiheförmlichkeiten verkündete Seine Hochwürden den athemlos lauschenden Versammelten eine päpstliche Ablaßbulle Urbans VI.*) Er hielt das mit Siegel und Kapsel versehene Pergament unter die Augen und las mit weithin hallender Stimme:

---

*) Sie ist vom 10. März 1384 datirt.

„Da, wie wir vernommen haben, die Parochialkirche zu St. Nikolai in Wilsnack von einigen Gottlosen verbrannt ist, und zu ihrem Wiederaufbau die Beisteuer der Gläubigen hochnöthig ist, und da wir wünschen, daß die genannte Kirche wieder hergestellt und dann mit gebührenden Ehren von den Gläubigen Christi besucht werde, damit diese auch zu ihrem Bau um so lieber ihre helfende Hand öffnen, je mehr sie durch das Geschenk göttlicher Gnade erquickt werden, so wollen wir im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes und der Apostel Petrus und Paulus kraft göttlicher Vollmacht allen wahrhaft Bußfertigen und Beichtenden, die am Weihnachts-, Beschneidungs-, Epiphanias-, Oster-, Himmelfahrt-, Frohnleichnams-, Pfingstfest, am Fest der Geburt, der Verkündigung, der Reinigung und Assumption der heiligen Jungfrau Maria, sowie in den betreffenden Festoctaven und in den sechs Tagen nach Pfingsten, sowie am Weihefest der Kirche zu Wilsnack dieselbe alljährlich besuchen und ihr zum Bau behilflich sind, für jedes Fest ein Jahr und vierzig Tage, für die Octaven je 100 Tage von den ihnen auferlegten Poenitenzen gnädig im Herrn erlassen. Dieser Ablaß soll nach zehn Jahren nicht mehr gelten."

In lateinischer und dann in deutscher Sprache ward die Bulle vorgelesen. Nun ermahnte der Bischof die Anwesenden, sie möchten nach vollzogener Grundsteinlegung tief in den Säckel greifen und dem ehrwürdigen Priester Johannes, der zur Empfangnahme der Spenden berechtigt sei, eine reiche Beisteuer zum Kirchenbau darbringen. Da aber Seine Heiligkeit der Papst in seiner Bulle von den merkwürdigen Dingen, die sich hier in Wilsnack begeben haben sollten, kein Sterbenswörtlein erwähnt hatte, so half der Bischof diesem Mangel durch weitere Mittheilung einer Proclamation ab, die er im Verein mit dem Erzbischof von Magdeburg und den Bischöfen von Lebus und Brandenburg verfaßt hatte und die der wunderbaren Auffindung des heiligen Blutes umständlich Erwähnung that. Dann schritt er vom Altare an die gähnende Baugrube vor demselben, setzte den Grundstein, den ihm der „Structarius" der

geplanten Kirche, ein in geistliches Gewand gehüllter Baumeister, bewegen und im frischen Mörtel betten half, that drei Hammerschläge auf den Stein unter Anrufung des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes und kehrte wieder an den Altar zurück, um der knieenden Gemeinde den Segen zu ertheilen.

Nach beendigter Feierlichkeit fiel in der Behausung des Pfarrers ein goldener und silberner Münzenregen durch den Spalt des Opferkastens, und auch Ursel griff in ihre Tasche und trug ein Dutzend Pfennige glaubensinnig herbei. Als sie das Pfarrhaus verließ, nickte ihr des rothen Speerwagens frommer Wirth, der ebenfalls geopfert, sich aber heimlich vorgenommen hatte, den Betrag seiner Spende im Wege eines kleinen Preisaufschlages von seinen Gästen wieder einzuziehen, vertraulich zu und indem er ihr näher trat, flüsterte er wohlmeinend:

„Seid hoffentlich nicht zu freigebig gewesen, Frau Ursula Kölre? Es werden noch weitere Anforderungen an Euren Säckel gestellt werden. Denkt an die Sündenwaage und an das bleierne Zeichen, das Ihr vor Eurer Abreise erwerben müßt!"

„Die Sündenwaage? — Davon habt Ihr mir noch nichts gesagt."

„That ich's nicht? Nun, dann erfahrt Ihr es jetzt. Weiß nicht, ob Ihr Eure Sünden mit Gold oder Silber wollet wiegen lassen . . . brauchet nicht zu erschrecken! Eine arme Wittib, wie Ihr, kann auch mit Speck oder Brot ihr Gewicht ausgleichen." Er musterte sie mit einem Blicke von oben herunter und fuhr lachend fort: „Ich schätze Eure Schwere auf keine Hundert Pfund; die wollen wir bald genug mit Brot und Bier, bei dem das Fäßlein mitwiegt, zusammenbringen. Folget mir nur. Mein Knecht soll Euer Gewicht in Opfergaben von mir erhalten und die ganze Bescheerung zur Waage tragen helfen."

Ursel hatte noch immer nicht recht begriffen; aber sie ging folgsam mit ihrem Begleiter nach der Herberge zurück.

Nachdem sie eine kräftige Biersuppe und saffrangefärbtes Kalbfleisch mit Hirsebrei zu Mittag verzehrt hatte, verließ sie mit einem Knechte wieder das Wirthshaus und schlug die Richtung nach der Pfarre ein. Dem Knechte hing ein schwerer Sack über die linke Schulter, und in der Rechten trug er ein kleines Holzfaß an einem Hanfstricke.

Vor der Pfarre war ein dichtes Gedränge, und nur langsam konnte die harrende Frau in demselben vorrücken; endlich hatte sie den Hof erreicht, in dem sich die Wiegekammer befand. Die Thür zu derselben stand auf, und aus dem inneren Raume schallte frohes Gelächter. Von Zeit zu Zeit kam ein Gewogener heraus, und wenn er zufällig von besonders weitem Körperumfange war, begrüßten ihn jedesmal spöttisch-scherzhafte Zurufe der draußen Wartenden. Die Sonne neigte sich schon gen Westen und die Scheune, in der sich die Sündenwage befand, warf schon einen längeren Schatten in den Hof, als Ursel mit dem Knechte die Schwelle derselben überschritt.

Sie wollte ihr Gesuch bescheiden vortragen, aber der Pfarrer, der mit bei der Waage stand und von dem langwierigen Geschäfte schon ermüdet sein mochte, winkte ihr Schweigen zu und sagte ungeduldig:

„Tretet nur herauf!“ Darauf deutete er auf das in eisernen Ketten hängende Brett der Waage.

Die Frau gehorchte, und kaum hatte das also beschwerte Brett den Fußboden berührt, als der Knecht mit den Lebensmitteln an die andere Seite der Waage trat und den Sack mit Brot und das Bierfäßlein darauf legte. Hoch stieg das Brett mit der Gewogenen in die Luft.

„Du meinst es gut mit dem heiligen Blute!“ lachte der Wiegemeister und warf einen kurzen Blick nach dem kaum auf den Vorgang achtenden Pfarrer, „aber ganz so schwer ist die Sündenmenge dieses Weibleins doch nicht. Freilich, die alte dicke Wendin, die vorhin hier war, brachte ein Dutzend Speckseiten zum Steigen; diese junge Frau aber

wird zur neuen Kirche nicht übermäßig viel beisteuern. Nimm nur dreist noch ein Brot herunter!"

Der Knecht that wie ihm gesagt worden war; als sich aber die Schale mit den Lebensmitteln nun zu lüften begann, rief er dem Wiegemeister zu:

„Laß den Strick fahren, den Du in der Hand hältst."

Der Wiegemeister öffnete nicht ohne Verlegenheit seine Finger, so daß der Strick, der von dem Brette, auf welchem Ursel stand, herabhing, und den er heimlich ergriffen hatte, wieder frei flatterte.

„Es war nur ein Scherz," versicherte er gezwungen lachend, „wenn's alle Tage so gut wie heute geht, haben wir nicht nöthig, der Waage nachzuhelfen. Kannst noch zwei bis drei Brote abheben, das ist ja die reinste Flaumfeder!"

Endlich hatte sich die Waage in's Gleichgewicht gestellt, und der Pfarrer, der erst jetzt dem Vorgange seine Aufmerksamkeit zuwandte, sagte freundlich:

„Tretet herunter, liebe Frau. Nur Euer Leib ist gewogen worden; das Gewicht einer Todsünde beschwert ihn nicht. Warum schauet Ihr so betrübt darein?"

„Ich habe meinen Ehemann und mein Kind begraben und stehe allein in der Welt."

„Besser allein, als in der Gesellschaft des Teufels. Der Herr der Wittwen und Waisen wird Euch schützen. Ziehet in Frieden!"

Er strich leicht über ihr Kopftuch und entließ sie, eine andere Frau drängte schon an die Wage heran. „Ihr könntet mir eines der Brote schenken, die ich Euch gerettet habe", sagte der Knecht auf dem Rückwege zu Ursel, „hätte ich nicht die Augen offen gehalten, der betrügliche Wiegemeister, hätte Euch übervortheilt*)."

*) Nach Ludekus befand sich in Wilsnack „eine falsche und betrügliche Waage, auf der die Pilgramen, besonders das abergläubige wendische Volk und Andere, die kein Gedeihen an ihrem Vieh oder Nahrung gehabt, sich hatten wiegen lassen, damit die Sacrificuli magnitudinem peccatorum desto besser exploriren möchten".

„Behaltet eins und nehmet meinen Dank dazu; die andern gebt dem Wirthe zurück."

Ursel ahnte nicht, daß sich auch die Brote und das Fäßlein, daß sie gespendet, noch am selben Abende wieder in der Vorrathskammer des rothen Speerwagens befinden würden; nur den Preis der Opfer, welche die Herbergsgäste darbrachten, pflegte der Pfarrer vom Herbergswirthe einzuziehen. Dieselben Brote und dasselbe Bierfäßlein aber hatten schon mehrmals den Weg zur Wiegekammer gemacht und sollten ihn in diesem Jahre noch öfters machen.

Wie leicht war es jetzt der armen Frau! Sie fühlte sich aller ihrer Sünden ledig, und es drängte sie aus dem Stimmengewirr und der Hitze der Herberge hinaus in die abendlich erfrischte Natur. Quer über ein Wiesengelände schreitend, gewann sie bald den Rand eines Buchengehölzes, das sich an der Karthane aufwärts zog; ein moosbewachsener Stein am Fuße eines breitgewipfelten Stammes lud sie zur Ruhe ein. Sie setzte sich, schlang die gefalteten Hände um ihre Kniee und blickte sinnend vor sich über das Wasser hinweg. Der abnehmende Mond war noch nicht aufgegangen; hinter ihr im Walde, lag tiefe Dämmerung, aber jenseits des Flüßchens waren die Umrisse der Plattenburg, des anmuthigen Sommersitzes des Havelberger Bischofes, auf dem wolkenlosen Himmelshintergrunde noch deutlich erkennbar.

Die Einsame dachte sehnsüchtig an ihre Lieben, die allen jähen Wechseln dieses unruhevollen Erdenlebens nun entrückt waren, und, ohne daß sie es merkte, stieg es ihr feucht in die Augen auf. Stiller und stiller wurde es rings. Der Mond mußte endlich hinter ihr heraufgekommen sein, denn die rundlichen Buckelscheiben in den Fenstern der Plattenburg glitzerten plötzlich, wie von flüssigem Golde überrieselt. Wie sie den thränentrüben Blick auf das zauberhaft leuchtende Schloß richtete, in dem wohl jetzt der Bischof mit seinen geistlichen und ritterlichen Gästen einen tapferen Umtrunk hielt, knackte und raschelte es neben ihr im dichten Unterholz. Erschreckt fuhr sie zusammen; dann gewann sie so viel

Fassung, um gespannt zu lauschen. War es ein nächtlich streifendes Thier, das der Durst an's Wasser trieb?

„Zum Teufel mit dem Wechselbalg!" tönte es gedämpft, „was denkt sich unser edler Herr? Sollen wir hier noch lange umherirren und vielleicht auf die Roggenmuhme warten, ob sie uns den Schlingel abnehmen will?"

Ein klägliches Kindergeschrei ließ sich gleichzeitig hören.

„Gieb mir den Buben, Stoffel!" sagte eine andere Stimme, „daß ich ihn beruhige; er verlangt nach seiner Mutter."

„Die wirst Du ihm mit Deiner rauhen Tatze auch nicht ersetzen. Da nimm ihn und wirf ihn in's Wasser, daß der Racker stille wird!"

„Du wärest im Stande und machtest Dein Wort wahr," grollte der Andere. „Hättest Du nicht gierig wie ein hungriger Wolf dem halb ohnmächtigen Frauenzimmer auch den dummen Korb entrissen, dann brauchten wir uns jetzt nicht mit dem armen Würmlein durch die Nacht zu drücken."

„Warum thun wir's?" Wirf die Bürde fort und laß uns in's Dorf zurückkehren; die Magd im Löwen erwartet mich."

„So hat uns unser Herr nicht geheißen. Daß er von dem Kinde nichts wissen will, daran thut er recht; solcher Menschenraub bringt nichts ein und hetzt uns zuletzt die Pfaffen auf den Hals; aber ausdrücklich hat er uns ermahnt, das Kind irgend einem gutherzigen Weibe zu übergeben, ohne daß wir erkannt werden, und ich bleibe dabei, wir müssen am Wasser aufwärts wandern; weiter oberhalb liegt ein Dorf; dort werden wir sicher unseres Auftrages ledig."

„Gebt mir das Kind!" bat Ursel, die furchtlos näher trat und die Arme ausstreckte.

„Die Roggenmuhme!" rief Stoffel entsetzt, indem er sich schnell bekreuzte.

Auch der andere Knecht war einen Schritt zurückgewichen und starrte die überraschend aufgetauchte Frau an, als wäre sie ein Gespenst.

„Wer seid Ihr denn?“ fragte er stammelnd.

„Eine arme Wittib, die ihr eigen Kind vor wenig Tagen begraben hat. Ist's ein Bube? Ja? So will ich ihm eine zweite Mutter sein.“

„In Gottes Namen, so nehmt ihn.“ Der Knecht überreichte ihr den ungefähr zweijährigen Knaben, der wieder kläglich zu schreien begonnen hatte, jetzt aber, da er die sanftere, ihn streichelnde Hand spürte, sich beruhigte und nur noch zeitweise aufschluchzend sein Köpfchen an der Brust des Weibes barg.

Der mißtrauische Stoffel hatte sich ebenfalls herangewagt.

„Ihr sollt es nicht umsonst thun,“ sagte er, froh über die unverhofft schnelle Beendigung des Geschäftes. „Unser Herr, dessen Namen Ihr nicht zu wissen braucht, hat uns aufgetragen, der Pflegerin des Kindes dieses Geld zu geben.“ Er überreichte ihr einen Beutel mit Pfennigen und auf den Hals des Knaben deutend, fuhr er fort: „Hier, dieses Kreuzlein hat das Kind getragen, als wir es fanden; überzeugt Euch, daß es noch vorhanden ist, wir können nicht lesen und unser edl . . . unser Herr auch nicht; aber der Pfaffe, dem er das Kreuzlein wies, entzifferte die Inschrift desselben; sie lautet: „Meinem lieben Gerke;“ mag wohl ein Pathenangebinde sein.“

Ursel faßte den Goldschmuck, der an einem Bande auf des Kindes Brust herniederhing, und wiederholte freudig: „Meinem lieben Gerke, sagt Ihr? So ist dies des Knaben Taufname!“

„Das kann wohl sein,“ meinte der zweite Knecht. „Pfleget ihn um Gotteswillen und erziehet ihn zu einem frommen Menschen, daß er einst dem vergebe, der ihn unwissentlich von seiner Mutter getrennt hat . . .“

„Halte Dein Maul!“ fuhr ihm Stoffel dazwischen, „was sind das für tolle Lügen! Gefunden ist das Kind, und da sich die Frau seiner annehmen will, so sind wir mit unserem Geschäft zu Ende.“ Er ließ seine Rechte schwer auf

des Genossen Schulter fallen und mahnte: „So komm doch und verschwatze die Zeit nicht! Hier ist's nicht geheuer, und je eher wir diesen Gespensterwinkel meiden, desto besser für uns!"

Die beiden Gesellen verschwanden im Dickicht und Ursel stand wie von einem Traum befangen; sie durfte wieder ein Kind an's Herz drücken! Schier unzählige Male sagte sie schmeichelnd: „Mein armer, kleiner Gerke, bist Du wieder da? O, Du liebes, süßes Kind Du!" Dabei küßte sie Mund und Wangen des Kleinen und merkte noch nicht, daß er weit größer und kräftiger war, als das elende Würmlein, das sie im Kloster Jerichow bestattet hatte.

Viertes Capitel.

„Und wohin wollt Ihr von hier ziehen?" fragte Gerhard von Holtzendorff die Wittfrau Kölre, die mit ihrem Buben auf dem Arme in die Herberge zum schwarzen Hahn gegangen war, um den Schloßherrn von Bötzow zu begrüßen.

„Ich weiß es nicht, edler Herr," erwiderte die Frau, indem sie dem Kleinen mit ihrem Schürzenzipfel das Näschen putzte. „Ich stehe allein und verlassen in der Welt. Herr Wilkin hat mir gerathen, mich nach Friesack oder Cremmen oder Heiligensee zu wenden; doch ich bin in diesen Schlössern nicht bekannt."

„Aber Ihr kennt doch Bötzow, wo Ihr geboren seid. Ist zwar noch ein Stücklein hinter Cremmen, allein Ihr seid ein junges Weib und möget mit Euren flinken Füßen den Weg wohl in vier, fünf Tagen zurücklegen. Wenn Ihr eintreffet, so meldet Euch bei mir, ich reite heute von hier fort und bin vor Euch da. Bringt auch den da mit," er deutete auf den Kleinen auf ihrem Arme, „wird ein Spielgefährte für meinen Jungen werden."

„Vielen Dank, edler Herr! So Ihr mir Unterkunft gewähren wollt, die Mutter Gottes wird es Euch lohnen."

„Mein Schloß ist voll, Frau Ursel; gar zahlreich ist meine Sippe, und alle Stuben sind bis unter's Dach besetzt. Aber unfern dem Burgflecken, im Germendorfer Holze, steht mir eine Feldhütte: seit dem letzten großen Sterben — es

ist ja nun wohl vier Jahre her — wird sie nicht mehr bewohnt. Dort möget Ihr hausen; auch will ich Euch eine Kuh in den Stall stellen. Habet Ihr Geld zur Zehrung unterwegs?"

„Danke! Ihr seid gar gütig, edler Herr! Ich habe, was ich brauche, von Herrn Wilkin empfangen." Sie küßte dem Ritter die Hand, nach welcher der Kleine auf ihrem Arme einen spielenden Schlag führte.

„Warte, Du Schelm!" sagte Herr von Holtzendorf und strich dem Buben freundlich über den Flachskopf, „wenn Du erst größer bist, darfst Du Deine Hand nicht mehr ungestraft gegen einen Ritter erheben. Nun ziehet mit Gott, Ihr und der Pausback da!" Noch einmal kniff er in die prallen Wangen des Kindes, dann wandte er sich ab und, während Ursel das Zimmer verließ, wirbelte er seinen Knebelbart durch die knackenden Finger und dachte sehnsüchtig des eigenen Söhnleins.

Die Frau schritt aus der Thür des „schwarzen Hahnen", und suchte durch das Gewimmel in der Dorfstraße noch einmal das Pfarrhaus zu gewinnen; sie wollte vom Pfarrer Abschied nehmen und das Zeichen erwerben, das ihre Wallfahrt bescheinigen sollte. Es war nicht leicht, vorwärts zu kommen, denn an mehreren Stellen, wo Händler ihre Waare feil boten, staute sich die Menge und versperrte den Weg. Besonders vor der Herberge zum güldenen Kelch war das Gedränge groß; dort hatte sich ein lebhafter Markt mit Crucifixen, Rosenkränzen, Marien- und Heiligenbildern entwickelt, und selbst vornehme Frauen, die dem heiligen Blute zu Ehren barfuß und mit nonnenhafter Verschleierung des Hauptes zum Vorschein gekommen waren, feilschten an den Buden der Händler um allerlei fromme Angedenken an den Gnadenort.

„Wenn es Euch, edle Frau, zu theuer ist, so lasset es mich erwerben; will's meiner Barbara nach dem Berlin mitbringen," tönte es dicht neben Ursel aus dem Haufen.

Sie blickte auf und gewahrte drei junge kräftige Männer, die einander auffallend ähnlich sahen und mit einer Edelfrau vor dem Tische eines Händlers standen.

„So Ihr den übertriebenen hohen Preis bezahlen wollt, so trete ich gern von meinem Handel zurück," versetzte die Dame bescheiden und doch nicht ohne Würde. Sie winkte dem Knechte, der sie begleitete, und verließ den Platz vor der Bude.

„Hans!" mahnte einer der drei jungen Männer, „Du wirst offenbar geprellt. Ein Schock Groschen für solch ein Kreuzlein!"

„'s ist nicht zu viel," betheuerte der Händler, „bei meiner Seelen Seligkeit! Allerfeinstes Schnitzwerk, kommt weit her, aus Venetia im italischen Lande! Ist für ein Schock Groschen geradezu gefunden."

„So mach' ein Ende, Bruder," sagte der Dritte, „nimm's oder nimm es nicht!"

„Hast Recht, Heyne, Andere wollen auch heran. Hier ist das Schock." Er zahlte vier ungarische Goldgulden auf den Tisch und bekam einige Groschen heraus. „Wickelt mir aber das Kreuzlein säuberlich ein," sagte er zum Händler, „daß es nicht Schaden nimmt."

Der Händler hüllte ein Stück Linnen um das Crucifix — Papier war zu solchem Zwecke noch zu kostbar — und überreichte es mit Segenswünschen dem Käufer.

„Meine Braut wird sich freuen!" frohlockte dieser, „das giebt einen Zimmerschmuck, dessen sich eine Fürstin nicht zu schämen brauchte. Komm Kerstien! Komm Heyne! Wir wollen nach der Herberge gehen."

„Das scheinen reiche Herren," sagte Ursel zu einer Frau, die sich neugierig auf den Fußspitzen erhob und mit langgestrecktem Halse nach den Brüdern hinüberschaute.

„Ja, die können's!" murmelte die Angeredete nicht ohne Neid. „Sind Kaufleute aus dem Berlin, kehren von einer weiten Fahrt aus den Niederlanden heim und werfen mit den Goldstücken umher, als wenn es Erbsen wären. Kennet Ihr die Gebrüder Danewitz nicht, die reichsten Gewandschneider an der Spree?"

Ursel verneinte kopfschüttelnd und benutzte die Gelegenheit, um durch die freie Gasse, die sich in der Menschenmenge

vor den davongehenden Brüdern gebildet hatte, ebenfalls dem Gedränge zu entschlüpfen.

Der Pfarrer war nicht zu Hause, aber der anwesende Sigrist erklärte sich bereit, das Begehren der Wallerin zu erfüllen. Er langte aus einer Kiste zwei in Form großer Hostien gegossene bleierne Zeichen hervor, auf denen je drei rothe Flecke, wie Blutstropfen, gemalt waren, und sagte geschäftsmäßig:

„Fünf Pfennige das Stück."

Ursel begnügte sich mit einem einzigen Bleistück, das zweite lehnte sie dankend ab.

„Was soll ich mit dem anderen?"

„Nun, Ihr habt da ein Kindlein auf dem Arme," meinte der Sigrist verschmitzt, „dem wird das Zeichen auch kein Unheil bringen."

„Für den Kleinen soll ich auch zahlen?" Schon wollte sie sich ob dieser Zumuthung entrüsten, doch plötzlich besann sie sich eines Besseren und leicht erröthend sagte sie schnell: „Wahrhaftig Ihr sprechet wahr." Sie langte die geforderten zehn Pfennige aus der Tasche und erwarb beide Zeichen. Vor der Straßenthür heftete sie das eine an die Brust des Kindes, das andere an ihr eigenes Mieder; dann küßte sie das Kind und sagte: „So, mein kleiner Gerke, nun bist auch Du gefeit gegen den Bösen, jetzt wollen wir im Schutze der Heiligen gen Bötzow wandern."

„Ei, liebe Frau," tönte die Stimme des Pfarrers, der eben heimkehrte und vor der ihm Begegnenden Halt machte, „mich dünkt, wir sahen uns schon. Auf der Sündenwaage hattet Ihr Euer Knäblein nicht bei Euch; warum nicht? meinet Ihr, daß ihm die Vergebung der Sünden minder noth thut, als seiner Mutter?"

„Als ich zur Waage ging, hochwürdigster Herr, da war mein Kind gestorben und ich konnte es nicht mit mir nehmen; heute aber ist es mir durch des heiligen Blutes Gnade wiedergegeben und getröstet und dankbar scheide ich von diesem Orte."

Verwundert blickte der Pfarrer die also Redende an. Er war begierig, Näheres über diesen Umstand zu erfahren; aber er unterdrückte solch unkluges Verlangen, denn die Aufklärung der deutungsfähigen Rede konnte nur Enttäuschung bereiten, während, wenn er sie ohne jede Erläuterung verkündete, an einem neuen Wunder des heiligen Blutes nicht mehr zu zweifeln war. So erhob er denn segnend seine Hand und sagte nur:

„Ziehet in Frieden heim und wem Ihr begegnet, dem theilet mit, welch große Gnade Euch in Wilsnack widerfahren ist."

Als sich Ursel am anderen Tage schon dem Städtchen Kiritz näherte, hielt der ehrenwerthe Pfarrer in Wilsnack eine gar bewegliche Predigt, in der er der athemlos lauschenden Versammlung mittheilte, daß jüngst eine Frau ihr todtes Kindlein hierher getragen habe und daß das Kindlein durch die gläubigen Bitten der frommen Mutter und durch die Wunderkraft des heiligen Blutes aus dem Todesschlafe erweckt und frisch und gesund wieder heimgekehrt sei *)

In Kiritz, wo die wegemüde Pilgerin mit ihrem Kinde zu übernachten gedachte, besuchte sie noch am späten Abend die elende Hütte eines Schutzjuden. Sie mußte wiederholt an die Thür klopfen, bevor die ängstliche Frage, wer da draußen sei, von innen laut wurde. Als sie sich durch ihre Antwort als ein ungefährliches Frauenzimmer ausgewiesen hatte, wurde das Pförtlein vorsichtig geöffnet und bald stand sie in einem kleinen, übelriechenden, durch eine qualmende Oellampe erhellten Raume, an dessen Tisch eine ältere Frau mit sechs Kindern saß; ein siebentes hatte die Jüdin auf dem

*) Die „Articuli, Ottoni, Havelbergensi, Episcopo, in Magdeburgensi Concilio propositi, circa cultum praetensi cujusdan sanguinis Christi in Wilsnack" vom Jahre 1412 enthalten den Paragraphen: „In oppido vestro Wilsnack illicita fieri perhibentur in opere, sermone et fallacibus signis; et primo quidem innumerabilia et incredibilia miracula, etsaepe quod mortui resurgant, quorum tamen nemo visus est."

Schooße, und ein achtes hing in einem an der Balkendecke befestigten Tuche.

Aaron, der glückliche Besitzer dieses reichen Kindersegens, stand vor Ursel, musterte sie mit einem durchdringenden Blicke seiner dunklen, feurigen Augen und fragte nach Ihrem Begehr.

„Wollet Ihr einen Edelstein kaufen?“ fragte die Wittib ihrerseits. Sie hielt den schlummernden Gerke auf dem linken Arme und holte mit ihrer Rechten den funkelnden Bruchtheil aus der Tasche, den sie in der Herberge aus ihrer güldenen Kette gelöst hatte; den Rest derselben trug sie in ihren langen Zöpfen eingeflochten, wieder unter dem Kopftuche. Es war nicht Noth, die sie zu dem Juden geführt hatte; im Futter ihres Gürtels steckten noch so viele Goldgulden, daß sie ihn nur lose um den Leib schlingen durfte; aber sie hatte unterwegs hochfliegende Pläne für ihr Kindlein ausgebrütet und wollte durch den Verkauf eines einzigen ihrer Juwelen in Erfahrung bringen, welchen ungefähren Werth der ganze Schatz besäße, über den sie nöthigen Falles verfügen konnte.

Aaron griff gierig nach dem gelblich leuchtenden, edlen Topas, der von güldener Fassung umgeben war, betrachtete kopfschüttelnd die gesprengten Ringe, die das Kettenglied mit seinen Nachbarn verbunden hatten und schaute dann pfiffig lächelnd nach der Verkäuferin.

„Den Stein habt Ihr wohl — gefunden?“ Er betonte das letztere Wort in spöttischer Weise, und Ursel, die den beleidigenden Verdacht des Juden aus dieser Frage sehr wohl heraushörte, versetzte gereizt:

„Untersteht Euch nicht, den Ruf einer ehrlichen christlichen Frau mit Eurem giftigen Odem zu trüben! Das, was ich Euch anbiete, ist vor Gott und den Heiligen mein unbestrittenes Eigenthum, ein Geschenk meines ritterlichen Herrn.“

„Nun, nun, junge Frau, was erhitzt Ihr Euch? Ich habe ja nichts gesagt, kein Sterbenswörtlein. In dieser schreckhaften Zeit, wo der Stärkere dem Schwächeren das Fell

über die Ohren zieht, kann solch ein Steinlein auf allerlei Weise seinen Besitzer wechseln." Er wog den Topas, den er gewandt aus seiner Fassung heraus genommen hatte, in der einen Hand, und das Gold der Fassung in der andern.

„Und ich sage Euch, er ist mir geschenkt worden als Lohn treuer Dienste. Hütet Euch! Ihr wißt, der Galgen ist nicht blos für den Dieb, sondern auch für den Verleumder, der ehrliche Leute des Diebstahls verdächtigt."

„Was sind das für Massematten? Wer spricht von Dieben? Wir sind beide ehrliche Leute, und da das Steinchen nicht viel werth ist, Ihr aber des Geldes bedürftig scheinet — denn Ihr traget da ein Zeichen am Mieder, und wer solch ein Zeichen trägt, der hat sein Geld in Wilsnack gelassen — so will ich Euch drei böhmische Groschen zahlen. Höret Ihr? drei böhmische Groschen!"

Als Antwort griff Ursel nach ihrem Steine.

„Nu, was soll's? rief Aaron, „ist es nicht genug? Fraget dort Rebekka, meine tugendhafte Ehefrau, ob ich lüge; gestern war ein Ritter bei mir und hat mir ein halbes Schock solcher Steine für eine Mark berliner Pfennige dagelassen! Ich will Euch vier böhmische Groschen geben; mehr ist der Stein nicht werth — beim lebendigen Gott nicht!"

Die Frau wollte wortlos den Topas in die Tasche stecken, doch der Jude hielt ihre Hand fest und sagte eifrig:

„So wartet doch und besinnt Euch erst! Wie viel wollt Ihr denn eigentlich haben?"

Jetzt brach es wie ein Unwetter von den Lippen der empörten Frau.

„Ihr schmutziger Wucherer! Denkt Ihr, daß die Bredows Glasscherben in ihrem Schmucke tragen? Das Gold, das Ihr noch in der Hand habt, ist allein das Vier- bis Fünffache werth! Haltet Ihr mich für so einfältig, daß ich den Preis eines edlen Topases nicht kennen sollte? Gebet schnell her, daß ich je eher, je lieber Eure unreine Hütte meide." Sie entriß ihm auch die Stücke der zerbrochenen Fassung. „Ich leide keine Noth und bin Eures schelmisch

erworbenen Geldes nicht bedürftig. Lieber will ich das Kleinod einem Altare der heiligen Jungfrau weihen, als mich durch Euch um dasselbe betrügen lassen."

Schon hatte sie den Thürgriff in der Hand, als sie sich von Aarons Händen am Kleide zurückgehalten fühlte.

„Gott der Gerechte! so wartet doch, stolze Frau! Was seid Ihr heftig! Ich habe es Euch gleich angemerkt, daß Ihr ein ehrenwerthes Weib seid, und deshalb biete ich Euch einen Schilling — versteht Ihr? einen Schilling! Das sind zwölf gute Pfennige. Ihr sollet nicht sagen, daß Euch der Aaron übervortheilt hat."

Ursel wandte sich um.

„Gebet ein halbes Pfund, und ich will Euch den Stein schenken, denn er ist viel mehr werth."

„Schenken! Schenken für ein halbes Pfund?" Der Jude schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Das wären ja zehn Schillinge! beim lebendigen Gotte, Ihr wisset nicht, was Ihr sprechet! Der Aaron verdiente gehangen zu werden, wenn er so die arme Habe seines Weibes und seiner Kinder verschleudern wollte. Zwei Schillinge will ich zahlen — keinen Pfennig mehr! Nun saget Ja!"

Ursel war unbeweglich.

Da trat Rebekka, die bisher ein aufmerksamer, aber schweigender Zeuge des Vorganges gewesen war, an die Thür, bat die Christin, ihr das Kleinod zu zeigen, wog das Gold in der Hand und prüfte längere Zeit den Stein, indem sie ihn im Scheine des Lampenlichtes hin und her wendete und funkeln ließ.

„Gieb der Pilgerin fünf Schillinge dafür," sagte sie endlich zu Aaron, „dann seid Ihr Beide zufrieden gestellt."

„Gott, was für ein edles Herz hat dieses Weib!" schmunzelte Aaron, indem er die pfiffigen Augen zusammenkniff und die Fingerspitzen der gestreckten rechten Hand bis zur Schulterhöhe erhob. „Gut, weil meine Ehefrau es wünscht, sollt Ihr haben fünf Schillinge; aber bedankt Euch bei ihr — es ist weit mehr, als mir der lumpige Plunder

jemals einbringen wird; mein gutes Geld muß ich dabei zusetzen."

Ursel steckte das Kleinod gelassen wieder ein.

Zehn Schillinge habe ich gesagt und dabei bleibe ich vorerst; aber es ist leicht möglich, daß ich binnen Kurzem mehr fordern werde, denn auf eine allzu harte Probe stellt Ihr meine Geduld."

Fast ehrfurchtsvoll starrte Aaron die Wittib an; eine solche Hartnäckigkeit war ihm im Handel mit geldbedürftigen Christen noch nicht vorgekommen.

„Wenn ich Euch wirklich zehn Schillinge gebe," begann er langsam und jedes Wort wie mit gelähmter Zunge wälzend, „wahrhaftig, Ihr würdet mich auslachen und mir kaum glauben, daß ich es nur that, weil ich Gefallen an Euch fand." Er bewegte die Hand in der Tasche seines langen, bis zu den Füßen reichenden Gewandes, als ob er dort das Geld zusammensuchte, doch Ursel kam ihm zuvor und versetzte kurz:

„Mir ist der ganze Handel leid geworden. Behaltet Euer Geld! Ihr habt mich zu lange aufgehalten."

Unwillig schritt sie über die Schwelle und eilte hinaus auf die Straße.

Aaron und Rebekka standen wie Salzsäulen. Nach einer Weile kam neues Leben in den erstarrten jüdischen Eheherrn, und im Tone höchster Bewunderung sagte er zu seiner Frau:

„Ein feines Weib! ein vornehmes Weib! sie wäre werth, eine Gräfin zu sein!"

Jetzt regte sich auch Rebekka und, zum Tische zurückschreitend, wiederholte sie:

„Eine Gräfin?" . . . Gar verächtlich klang das Wort. „Aaron, ich sage Dir, diese Pilgerin wäre würdig, zu unseren Leuten zu gehören. Sie versteht den Handel besser, wie der Papst der Christen."

Ursel schritt durch die Nacht nach ihrer Herberge zurück. Den Zweck ihres Ganges hatte sie erreicht; sie wußte, was die Steine mindestens werth waren; wenn Aaron für einen

einen einzigen zehn Schillinge zahlen wollte, so würde sie für den ganzen Schmuck, der sechs solche Topase enthielt, jederzeit fünf bis sechs Pfund erhalten können*).

*) Zwanzig Schillinge waren damals ein Pfund berliner Pfennige (240 Stück). Da sich aber der Werth des Geldes in den letzten fünf Jahrhunderten wesentlich verändert hat, so dürften zwanzig Schillinge damaliger Rechnung mindestens einer Summe von 110 Mark heutigen Münzfußes entsprechen.

Fünftes Capitel.

Heißer und heißer wurden die Tage, und der mit ihrem Kinde dahinziehenden Frau wurde der Weg immer beschwerlicher. Die Versuche, den kleinen Gerke gelegentlich eine Strecke auf eigenen Füßen zurücklegen zu lassen, waren durchaus fehlgeschlagen. Der Knabe war stark und schwer, viel zu schwer für die noch biegsamen Knochen seiner jungen Beinchen, so daß sich letztere, wahrscheinlich bei früheren, vorzeitig bewirkten Gehversuchen, ein wenig gekrümmt hatten; unbeholfen wackelte er bei jedem Schritte, ohne wesentlich vorwärts zu kommen, und die zärtliche Pflegemutter fand es förderlicher, ihn während der ganzen Dauer der Fahrt auf den Armen zu tragen.

Mit freudiger Hingabe unterzog sich Ursel diesem ermüdenden Amte. Im Zotzenwalde, südlich von Fehrbellin, war sie von friedlosen Männern angehalten worden; einige derselben waren nur mit Spießen und Armbrüsten bewaffnet und steckten in schlechten Kitteln; andere trugen Schuppenkleid und Blechhaube, lange Schwerter und klirrende Sporen; ja, Einer saß mit ritterlichem Anstande auf dem Rücken eines kräftigen, aber mangelhaft gepflegten Braunen und sah verächtlich-mitleidig auf die von seinem streifenden Gesindel gestellte Frau hernieder.

„Wo kommt Ihr her?“ Scharf und gebieterisch klang seine knappe Frage.

„Von Wilsnack, edler Heer,“ berichtete folgsam die geängstigte Frau.

„Der Teufel hole die edlen Herren! Wo wollt Ihr hin?“

Fast hätte Ursel Bötzow als Ziel ihrer Wanderung genannt, da aber der Reitersmann die edlen Herren verwünschte und Bötzow das Schloß eines Edlen war, so erwiederte sie mit weiblicher Schlauheit:

„In meine Feldhütte bei Germendorf. Bin eine arme Wittib, gestrenger Herr, und muß im Walde bei den wilden Thieren hausen . . .“

„Da ist's wohnlicher, als in den Schlössern der Ritter und zwischen den Mauern der Pfefferſäcke! Lasset die Hexe laufen, Gesellen! sie gehört halb zu uns und deckt sich Nachts mit dem blauen Himmelszelte zu. So Du aber verräthst“ — er hatte sich wieder gegen Ursel gewendet — „daß Du uns hier begegnet bist, so machen wir Dir nächtlich einen Besuch und zünden Dir Deine Hütte über dem Haupte an, daß der Bankert, den Du da schleppst, mit Dir im Feuer braten soll. Nun mach, daß Du fort kommst!“

Die an allen Gliedern Bebende ließ sich das nicht zwei Mal sagen: sie lief was sie konnte, und sie verwunderte sich, daß ihre Müdigkeit so gänzlich geschwunden war.

Am Südrande des Cremmener Luches, zwischen Sumpf und Wald, zog sie dahin. Von Stellmeisern wurde sie nicht mehr beunruhigt, nur einmal kreuzte eine alte Wölfin ihren Pfad, die mit ihrem ein halbes Dutzend Häupter zählenden Wurf vor der Nahenden in das dichtere Gehölz trottete. Muthig schritt Ursel weiter; sie scheute die Wölfe nur, wenn sie in Rudeln jagten, das thaten sie aber erst im Herbst und Winter.

Endlich war sie in die Nähe des Schlosses Cremmen gekommen, wo nach Herrn Wilkins Mittheilung ebenfalls ein Bredow hausen sollte. Sie wußte nicht, daß es Herr Lippold, der Landeshauptmann war; auch trug sie kein Verlangen, um

Unterkunft auf einem Schloßsitze zu bitten; zu schmerzlich hatte sie den Schicksalswechsel der Schloßbewohner kennen gelernt, sie freute sich auf die Stille und Einsamkeit eines verborgenen Aufenthaltes, wo sie in Ruhe den Gedanken an die Vergangenheit nachhängen und ihren kleinen Pflegling nach ihrer Weise würde aufziehen können. Ein Gegner jeder Vergewaltigung, ein Beschirmer des Rechtes, ein Schützer der Verlassenen sollte der Junge werden; daß ihrem früheren Herrn, dem Pfandbesitzer von Plote, bitteres Unrecht widerfahren war, nahm sie ohne weitere Prüfung als selbstverständlich an, der kleine Gerke sollte einst dieses Unrecht, sowie jede andere Schandthaten, die den Schwächeren widerfahren, rächen und eine bessere Zeit über das unglückliche Land heraufführen helfen. Wie das zugehen sollte, das freilich wußte sie noch nicht; die heilige Jungfrau würde schon Rath schaffen und dem Knaben die Wege dazu ebnen, aber sobald er nur im Stande sein würde, die Lehren seiner Pflegemutter zu begreifen, wollte sie sich mühen, ihm ein lebhaftes Gefühl für das Recht und einen heftigen Widerwillen gegen die Unterdrücker desselben einzuflößen.

Sie umschritt den Burgflecken und drang wieder in dichten Wald ein, der die Gegend zwischen dem Luch und der Havel bedeckte.

An einem wolkenlosen Nachmittag, zwischen den rothbraunen harzigen Fichtenstämmen dahinschreitend, hatte sie eine aus mehreren Hütten bestehende Ansiedelung mitten im Holze erreicht, die sie als Tummelplatz ihrer kindlichen Spiele wieder erkannte. Das waren noch dieselben schwerlastenden, aus Stroh und Rohr gefertigten Dächer auf den niedern, fast in die Erde versinkenden Häuschen. Dort bei der riesigen Föhre stand noch der alte Ziehbrunnen, auf dessen beweglichem Baum, der den Eimer an langer Kette in die Tiefe tauchte, sie sich als Mädchen so manches Mal hatte schaukeln lassen. Unverändert schien das armselige Walddorf; war sie denn selbst eine Andere geworden, daß sie von Niemandem wiedererkannt und mit ihrem Taufnamen begrüßt wurde? Doch wie

sie schärfer nach den Weibern ausblickte, die am Brunnen plauderten, vermochte sie ebenfalls keine Erinnerung an die ihr fremd erscheinenden Gesichter wachzurufen; kurzlebiger denn heut waren damals die Menschen; Fehde und Pest schien auch unter den Germendorfer Leuten aufgeräumt und für ein neues Geschlecht den Platz bereitet zu haben. Die Wittfrau des seligen Wachtmeisters Kölre ging fremd und unerkannt durch die Dorfgasse und verfolgte den Pfad, der wieder zwischen mächtigen Föhren hindurch nach dem Flecken und der Burg Bötzow an der Hevel führte.

Ein Waldbach, der den Weg kreuzte, hemmte ihre Schritte. Niemand hatte es der Mühe werth erachtet, eine Holzbrücke über das Wässerlein zu bauen, nur die steilen Ufer waren abgestochen, damit das Vieh und die Karren, die gelegentlich dieses Weges zogen, bequemer den Bach durchfurten könnten. Ursel schürzte ihr Kleid und mit Benutzung einiger flach im feuchten Bette liegender Steine gelangte sie auch ziemlich trockenen Fußes an das andere Ufer.

Da vernahm sie zu ihrer Rechten Beilschläge, deren lautes Geräusch durch den Widerhall im stillen Gehölz vervielfältigt wurde. Sie lugte zwischen den Bäumen hindurch und entdeckte zwei Männer, die mit Aexten an der Thür einer vielleicht zweihundert Schritte vom Wege entfernten Hütte zu arbeiten schienen. Eine Ahnung ging ihr auf, daß dies ihre Wohnung sein würde. Schnell bog sie vom Pfade ab und quer durch das Holz schreitend, näherte sie sich den beiden Männern.

„Gelobt sei Jesus Christus!"

Die also Begrüßten hielten in ihrer Arbeit inne, und zwei rauhe Kehlen gaben den Gruß zurück: „In Ewigkeit, Amen!"

„Seid Ihr Holtzendorff'sche Knechte?"

Der eine der Arbeiter musterte die Fragestellerin, indem er sich auf den langen Stiel seiner jetzt ruhenden Axt stützte.

„Ei, Ihr scheinet hier nicht fremd, Ihr seid wohl gar die Frau, für die wir auf Befehl unseres Herrn diese Hütte öffnen?"

„Ja, Ihr Leute, das trifft sich gut. Mein Name ist Ursel Kölre und der Schloßherr von Bötzow hat mir eine Feldhütte bei Germendorf versprochen."

„Dann seid willkommen in Eurem Heim," sagte der zweite Knecht. „Eine Feldhütte ist's freilich nicht," lachte er gutmüthig, „mehr eine Waldhütte, doch ein Fleck zum Rübenbau ist dorten ausgerodet," er deutete auf eine Blöße hinter der Hütte. „Den Bach habt Ihr nahe genug, und dort ist auch ein Stall, in dem Ihr eine Kuh bergen möget!"

Ursel beschwichtigte schnell den Kleinen, der beim Tone der rauhen Stimmen unruhig werden wollte, dann prüfte sie mit scharfem Blick die Hütte und den aus Brettern leichtgefügten Stall, der seitwärts zwischen zwei Föhren, die ihm als Stützen dienten, errichtet war. Trotz der Dürftigkeit dieses Anwesens war sie befriedigt: sie hatte wieder ein Heim und durfte in diesem Heim selbständig wie eine Herrin schalten.

„Was treibt Ihr denn mit Euren Aexten?" fragte sie neugierig, indem sie bis an die Schwelle der Hütte vortrat.

„Wir haben die Thür geöffnet," erklärt der ältere Knecht, dessen sonnenverbranntes Antlitz mehrere Wundnarben zeigte. „Ist vor Jahren hier drinnen Einer gestorben, der auf der Fahrt erkrankt war, die Leute in Bötzow wollten ihn nicht aufnehmen, da sie meinten, er hätte die Pest, da hat ihn unser Herr hier unterschlüpfen und ruhig sterben lassen. Nach seinem Tode ward die Hütte zugenagelt . . . Ihr wisset, wegen der Ansteckung. Nun, braucht Euch nicht zu fürchten . . . sind über vier Jahre flossen . . . jetzt ist hier besser hausen als in dem stinkenden Burgflecken."

„Ich fürchte mich nicht," sagte Ursel und legte die freie Rechte auf das Wilsnacker Zeichen an ihrer Brust, „ich und mein Kind stehen im Schutze des heiligen Blutes."

Der Knecht, der selbst Vater war, betrachtete den Buben auf Ursels Arm und mit der Miene des Sachverständigen versetzte er:

„Ein Prachtbengel! Habt Recht, Frau Ursel, dem sind die Heiligen gewogen. Wie heißt er denn?"

„Gerke!"

„Ein schöner Name! Wenn mir meine Eheliebste noch einen Jungen schenkt — habe schon vier Stück — dann soll er auch Gerke heißen. Kommt Ihr mit auf's Schloß, Euch zu melden?"

„Lasset mich erst ein wenig rasten, habe einen weiten Weg gemacht."

„So ruhet Euch drinnen aus. Komm, David, unser Werk ist gethan, wollen's dem Herrn sagen, daß Frau Ursel eingetroffen ist."

Die Knechte schulterten ihre Aexte und nickten der Pilgerin einen stummen Gruß zu.

Diese blickte ihnen dankbar nach, die freundliche Art der wackeren Leute hatte ihr wohlgethan.

Sie machte das Zeichen des Kreuzes vor der Hüttenthür und segnete sich und das Kind — ihr Kind! als solches mußte es von heut an gelten. Mit einem Weihespruch überschritt sie die Schwelle, kniete nieder und flehte zur allerheiligsten Jungfrau um Schutz und Segen unter diesem Dache. Dann prüfte sie Alles was sich an Hausrath in der Hütte befand. Ein großer Tisch und zwei Bänke, ein Feuerherd, ein längeres Wandbrett und allerlei unentbehrliches Werkzeug war im Wohnraum vorhanden; die beiden Fensteröffnungen, die unverglast waren, konnten nur durch hölzerne Laden geschlossen werden. Das versprach freilich für die Winterzeit eine immerwährende Dunkelheit, denn die in die Laden geschnittenen und durch Horn geblendeten kleinen kreisrunden Löcher konnten nimmermehr genügendes Licht spenden, aber bis zum Winter ließ sich schon auf eine oder die andere Weise Abhilfe schaffen. Durch eine Bretterwand war ein Theil des Raumes abgetrennt und zu einer Art Vorrathskammer eingerichtet, denn mehrfach waren dort eiserne Haken in die Decke geschlagen, an denen sich eßbare Gegenstände, vor Mäusen gesichert, aufhängen ließen; im Uebrigen war die ungedielte, nur mit einem aus Lehm gestampften Fußboden versehene Kammer leer.

Durch das Ergebniß dieser Untersuchung zufrieden gestellt, rastete Ursel auf der Bank hinter dem Tische. Sie hatte den Knaben neben sich gesetzt, nahm ihr Kopftuch ab und flocht ihren Zopf auf, das aus den Haaren gelöste Kleinod mit den Topasen steckte sie in die Tasche. Dann trennte sie das Futter ihres Gürtels auf und schüttete die darin verborgenen Goldstücke auf den Tisch. Nun ergriff sie eine Schaufel, die im Winkel neben dem Feuerherde lehnte, und begab sich mit diesem Werkzeuge und ihren Schätzen nach der Kammer, deren Thür sie hinter sich offen ließ. Nicht ohne einige Anstrengung durchstach sie die feste Lehmkruste, die den Fußboden der Kammer bildete, und an zwei verschiedenen Stellen vergrub sie ihre Kostbarkeiten. Dann lief sie mit einem Kruge zum nahen Bach, holte Wasser, befeuchtete mit demselben den ausgehobenen Lehm und strich die breiige Masse wieder über den zugeschütteten Löchern fest, die sommerliche Hitze würde schnell genug die Spuren ihrer Thätigkeit forttrocknen.

Als sie aus der Kammer in den gedielten Wohnraum zurückkehrte, fand sie den kleinen Gerke neben dem Herde kauern und mit einem Gegenstande spielen, den er irgend wo auf der Erde aufgelesen haben mochte. Strahlend vor Freude hielt der Knabe seinen Fund der Eintretenden entgegen. Sie nahm den Gegenstand und trat vor die Thür in's Freie, um ihn genauer zu betrachten. Es war eine aus Zinn gefertigte, mit einem Henkel versehene Schaumünze, die auf beiden Seiten fremdartige Inschriften zeigte, deren einzelne Worte immer durch ein senkrecht stehendes Kreuz getrennt waren. Ursel, die als jugendliche Gürtelmagd ihrer einstigen Gebieterin an deren Leseunterricht nicht ohne allen Erfolg theilgenommen hatte, entzifferte nach längerem Bemühen die unverständlichen Worte: „Eloy † Ananisapta † Emanuel † Asla † Tetragramaton † Elion † Pantagaton:“ Sie schüttelte den Kopf, und wandte die Münze um, da las sie: „Jesus † Christus † Holly † G † M † B † Adonay † Sother † Aotisab † El † On.“ Was sollte das bedeuten? war es vielleicht ein kräftiger Spruch gegen irgend welche Gefahren, gegen Pest

und andere ansteckende Krankheiten? Ein geistlicher Herr würde diese sonderbaren Worte gewiß zu erklären wissen. Wenn aber der frühere Bewohner dieser Hütte das Zaubermittel gegen Gebresten besessen haben sollte, so hatte es ihm offenbar nichts genutzt, denn er war ja an der Pest gestorben, freilich bewies dies noch gar nichts gegen die Wirksamkeit des Zeichens — wer weiß, welche Todsünde ihn beschwert und die Kraft des Zaubers gebrochen hatte? Sie bekreuzte sich und nahm den merkwürdigen Fund an sich; der kleine Gerke, der über den Verlust seines Spielzeuges zu weinen begann, tröstete sich unschwer mit seinem Stücklein Brot, das sie aus der unerschöpflichen Tiefe ihrer Tasche schnell hervorholte. Sie selbst setzte sich ebenfalls nieder, um sich eine Erquickung durch Speise und einen Trunk Wasser zu vergönnen.

Nach beendeter Vespermahlzeit feuchtete sie den Zipfel eines Tüchleins aus dem Wasserkruge an, säuberte das Antlitz des Knaben und nahm ihn dann auf den Arm, um mit ihm nach dem festen Hause der Holtzendorffs zu gehen. Sie schloß die Laden und die Thür der Hütte und begab sich quer durch das pfadlose Gehölz nach dem Bötzower Wege zurück, den sie vor einer Stunde verlassen hatte. Dort wandte sie sich rechts und, bald den Rand des Fichtenwaldes gewinnend, sah sie vor sich zwischen saftigen Wiesen das vielfach sich schlängelnde Silberband des Havelstromes. Eine labende Kühle wehte ihr der Ostwind vom Wasser her in das immer noch erhitzte Angesicht. Den Schritt mäßigend und die allbekannte Gegend rings umher mit neu erwachendem Antheil überblickend, näherte sie sich mälig dem kleinen Burgflecken, der durch Mauer und Graben gegen streifendes Gesindel gesichert war. Auch hier wurde sie von keiner Seele erkannt und fast that es ihr wohl, daß die Menschen so schnell dahinschwanden oder das Gedächtniß derselben so kurz war, denn so durfte sie hoffen, daß auch das Kindlein, dessen Haupt auf ihrer Schulter ruhte, von den Seinen bald vergessen und ein unbestrittenes Theil ihres eigenen Besitzes werden würde.

Zwischen dem Burgflecken und der Havel lag das Schloß, das von einem aus dem Strome abgeleiteten Graben umgeben war. Sie betrat die Grabenbrücke und nannte dem Wächter auf dem Brückenthurm ihren Namen. Die aus dem Walde zurückgekehrten Knechte hatten den Thorwart schon benachrichtigt; er zog das Fallgitter auf, und Ursel stand im Hofe des Bötzower Schlosses.

„Wollt Ihr mich jetzt zu Eurem Herrn geleiten?“ fragte sie einen der ihr vorhin bekannt gewordenen Knechte, der in der Thür eines Pferdestalles lehnte.

„Folget mir nur, Frau Ursel, und nennet mich Casper, denn also bin ich getauft. Alle Wetter, was habt Ihr für pechschwarze Haare. Habt Ihr das Kopftuch absichtlich verschoben, um meinem Herrn die seltene Pracht zu zeigen?“

Die also Bewunderte zog schnell das Tuch über die Stirn: „Spottet nicht einer betrübten Wittib! Weiß nicht, wie ich zu den schwarzen Haaren gekommen bin, meine Mutter hatte lichtes Haar, gerade wie Ihr. Habe mich in Plote oft genug ärgern müssen, daß mich alle Welt die schwarze Ursel nannte . . . ach, nun habe ich mich selbst verrathen! und auch Ihr werdet mir den Namen anhängen.“

„Schwarze Ursel?“ wiederholte Casper beifällig, „das ist gar kein übler Name! und bei allen Heiligen, also sollt Ihr auch in Bötzow heißen.“

Gerhard von Holtzendorff bot seiner Schutzbefohlenen die Hand und rief seinen Sohn herbei.

Ein ungeschlachter Junge von sieben bis acht Jahren, der an einem Peitschenstiel geschnitzt hatte, gehorchte unfroh dem Rufe.

„Dies soll ein Spielgefährte für Dich werden, Werner,“ sagte der Ritter, indem er auf Gerke deutete.

Der Junge, der trotz seines kleinen, wenn auch gedrungenen Wuchses, schon mehrere Jahre älter war, sagte verächtlich:

„Den mag ich nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Der ist mir nicht groß genug."

„Wart's ab, mein Junge, lachte der Vater, „der Kleine dürfte Dir noch über den Kopf wachsen. Habt Ihr noch ein Anliegen, Frau Ursel?"

„Ihr hattet mir eine Kuh versprochen, gestrenger Herr," begann die Gefragte schüchtern.

Herr von Holtzendorff unterbrach sie:

„Habe schon Befehl gegeben, heute Abend noch soll sie in Eurem Stalle stehen. Casper wird Euch eine Karre mit Brotmehl, Salz, Kohl und Rüben hinüberschaffen, auch eine geräucherte Speckseite und ein Fäßlein mit Heringen sollt Ihr haben. Als Gegenleistung verlange ich nur, daß Ihr gelegentlich in meiner Wäschekammer helfet und in der Spinnstube zum Rechten sehet; an beiden Orten fehlet das Auge der Hausfrau, ich bin ein Wittwer. Wünschet Ihr sonst noch etwas?"

„Tausend Dank, edler Herr, Ihr seid gar gnädig. Wenn es nicht unbescheiden ist, so möchte ich noch um ein Kätzlein und um einen Wachthund gebeten haben . . ."

„Da wendet Euch nur an Casper, dergleichen vierbeinige Mitesser haben wir mehr denn zu viel auf Bötzow . . . bin froh, wenn ich ein paar los werde . . ."

Er nickte der Frau und dem Kinde zu und entließ sie.

Noch vor Sonnenuntergang erhielt Ursel die versprochenen Vorräthe, und zur großen Freude Gerkes setzte Casper, der unermüdliche Knecht, ein zottiges Hündlein und einen schwarzen, noch jungen Kater, die er beide in einem und demselben Korbe mitgebracht hatte, auf den eichenen Tisch.

„Sie vertragen sich wie gute Freunde," sagte er munter, „sind beide im Stalle geboren und aufgewachsen.

Auch ein paar gegerbte Felle trug er von seiner Karre nach der Hütte.

„Deckt Euch während des Schlafes damit zu, daß Ihr nicht das Fieber bekommt, die Nebel, die manchmal vom Flusse aufsteigen, sind giftig. So! nun wäre Alles besorgt. Wenn Ihr nach dem Schlosse kommt, vergesset nicht, meine

Eheliebste zu besuchen, für Euren Kleinen giebt es bei mir viel zu sehen; habe mancherlei Vögel in den Käfigen, und wenn er Lust hat, kann er bei mir lernen, wie man einen Falken an die Haube gewöhnt. Nun schlaft gesund, schwarze Frau Ursel!"

„Habet Dank, Casper, Ihr seid ein treuer Freund, und die allerseligste Jungfrau wird es Euch lohnen, daß Ihr so unverdrossen für eine arme Wittib Sorge tragt.

Sechstes Capitel.

Am anderen Morgen war Ursel schon früh von ihrem Lager aufgestanden, während Gerke noch in tiefem Schlafe lag.

Sie wusch und kämmte sich, dann eilte sie in den thaufrischen Wald, um trockenes Holz zu sammeln. Bald prasselte eine lustige Flamme auf dem Herde, und manch ein Fichtenzapfen hüpfte mit lautem Knall empor, wenn auch ihn die Gluth erfaßte und seine kienige Faser in Brand setzte. Die Mehlsuppe, die nach einer Weile dampfend auf dem Tische stand, mußte sich erst verkühlen; inzwischen konnte die Kuh im Stalle gemolken und versorgt werden. Als aber Ursel mit einem Kruge frischer, lauwarmer Milch nach der Hütte zurückgekehrt war, da nahm sie auch den rothwangigen Buben aus den durchwärmten Fellen heraus, und nun ließen sich beide das einfache, gesunde Frühstück wohlschmecken.

So ging es einen Tag wie den andern; mit der Sonne wurde aufgestanden, mit der Sonne zur Ruhe gegangen. Nur zu den Mahlzeiten kam der Kleine in die Stube gewackelt, sonst trieb er sich tagesüber in der Nähe der Hütte umher oder lag lang ausgestreckt auf dem duftigen Nadelpolster unter einer besonders breit gewipfelten Fichte und ließ sich von der lieben Sonne, die durch die Zweige schien, ein güldenes Zitternetz über das verbrannte Antlitz werfen. Als die Schatten länger und die Tage kürzer wurden, da schritt

der kräftige Bube auf zwei geraden kerngesunden Beinen neben seiner Mutter, wenn diese auf den Wiesen am Waldrande Pilze sammelte oder Leseholz nach der Hütte trug, um es an den Außenwänden derselben als Wintervorrath aufzuschichten.

Ursel that nichts mehr ohne den Knaben und stets suchte sie ihn zu belehren und sein Denkvermögen auf ihre Weise zu bilden. Er hatte deutlich sprechen gelernt und gab seine kleinen Wünsche mit großer Bestimmtheit, oft mit einer gewissen Heftigkeit zu erkennen. Wenn ihn einer der Schloßbewohner nach seinem Namen fragte, dann antwortete er laut und ohne jede Befangenheit: „Gerke Kölre," und wenn er gefragt wurde, wie alt er sei, dann sagte er: „Drei Jahre" (also hatte es ihm Ursel gelehrt), ohne daß er schon eine klare Vorstellung mit der genannten Zahl zu verbinden vermocht hätte. Der Mutter war er bereits derart an's Herz gewachsen, daß sie ihn thatsächlich für ihr eigenes Kind hielt. Traumhaft verschwommen lag die Zeit ihrer Wilsnacker Wallfahrt hinter ihr; mit einer kleinen Leiche im Arme war sie nach dem Gnadenorte gepilgert, mit einem lebenden Wesen an der Brust von dort wieder ausgezogen; so hatte der Pfarrer in Wilsnack gewiß Recht gehabt, wenn er ihr sagte, daß ihr große Gnade widerfahren wäre und Jedem, der es hören wollte, versicherte sie geheimnißvoll, daß ihr Gerke ein Wunderkind und zu gar großen Dingen berufen sei.

Als die ersten Flocken herniederwirbelten und der heulende Nordoststurm die Wipfel der Fichten und Föhren hin und her schüttelte, da saß sie oft mit ihrem Sohne in Caspers behaglich warmem Stübchen auf dem Bötzower Schlosse.

Erdmute, die Eheliebste des Knechtes, war ein gutherziges Frauenzimmer und nahm sich der Wittwe und des Kindes derselben soweit fürsorglich an, als ihr die eigenen vier ungeberdigen Jungen dazu Zeit ließen. Die beiden Frauen drehten des Abends die Spindel und erzählten sich dabei von ihren Wirthschaftssorgen, von den Träumen, die sie in letzter Nacht

beunruhigt hatten, und von den schreckhaften Dingen, die diese Träume gewiß vorherverkündeten. Casper saß dann, den kleinen Gerke neben sich (den eigenen Nachwuchs hatte Erdmute schon zur Ruhe bringen müssen), an einem an der Decke befestigten eisernen Ringe, in dem ein gefesselter und behaupteter Falke hockte. Vermittelst einer Schnur hielt Casper den Ring in steter Bewegung und sagte zu dem aufmerksam blickenden Knaben:

„Siehst Du, mein Junge, dem gefiederten Burschen verderben wir so ein wenig den Schlummer; er muß wach bleiben, und sich mit seinen Krallen fest anklammern, wenn er aus dem Ringe nicht herausgeschleudert werden will."

„Warum darf er denn nicht schlafen?" fragte Gerke, in dessen Herzen sich das Mitleid regte.

„Weil er unartig war und auf meiner Faust nicht kröpfen wollte. So eine gestörte Nachtruhe schadet dem Raubzeuge nichts. Auch einen Fasttag hat er heute gehabt. Wenn Du morgen früh wiederkommst, dann magst Du zusehen, wie ich ihm die Haube abnehme und wieder auf meiner Faust Nahrung anbiete: gieb Acht, dann wird er schon kröpfen, denn Hunger thut weh und bricht den Eigensinn."

„Ach, Casper," bemerkte die schwarze Ursel, die einen Augenblick die Spindel ruhen ließ, „ist's auch keine Sünde, ein wehrloses Thier so zu quälen?"

„Wird manch ein ehrlicher Christenmensch noch mehr geschunden und weiß nicht einmal wozu?" belehrte Casper die Fragerin. „Dieser Vogel ist jung und muß lernen und nur deshalb wird er in Zucht genommen. Wenn mein gestrenger Herr im Frühjahr auf die Beize reitet, dann ist der Falke ausgebildet und ein gehorsamer Jagdhelfer, der keinen Hunger mehr zu erdulden braucht."

Gerke war während dieser Rede von der Bank geklettert und guckte zu den Vogelkäfigen empor, die in langer Reihe an der Wand hingen.

„Ach, so viel Vögel! So viel Vögel!" rief er verwundert. „Gerke will auch einen Vogel haben."

„Der würde Dir bald genug verhungern," versetzte Casper, der unermüdlich den Ring bewegte, „denn Du würdest ihn zu füttern vergessen. Die Vögel brauche ich alle selbst. Die Sperlinge sind Nahrung für meine Falken, und an den Tauben müssen sich die Falken üben. Du hast ja Deinen Hund und Deinen Kater; wie heißt denn Dein Hund?"

„Zottel," sagte der Knabe mit strahlendem Antlitz.

„Ei, der tausend! Das ist aber gar kein Hundename!"

„Doch! Zottel heißt er."

„Nun, ich glaub' es Dir. Wer hat ihn denn so getauft?" Gerke verstand die Frage nicht und blickte hilfesuchend nach seiner Mutter. Diese versetzte:

„Der Junge nennt ihn so, und da ein Name so gut ist wie ein anderer, rufe auch ich den Hund ‚Zottel'."

„Aber Ursel," fuhr Erdmute beleidigt auf, „ein Name wäre so gut wie ein anderer? Das könnt Ihr doch nicht im Ernste behaupten?"

„Nur eine Hundename," berichtete Ursel ihre vorige Aeußerung. „Mit einem christlichen Taufnamen ist's freilich ein ander Ding, das wissen wir Alle. Die Heiligen geben, daß sich Euer Name als zuverlässig erweist; wer Erdmute heißt, der soll ja noch beim Kindelbier seines Enkels zugegen sein, denn dieser Name hat die Kraft, ein langes Leben zu verleihen."

Als Ursel mit dem schlummernden Gerke auf dem Arme den Heimweg nach der Hütte angetreten hatte, rüstete sich auch Casper mit seiner Ehehälfte das Nachtlager zu suchen. Vorher aber weckte er seinen ältesten, noch nicht zehnjährigen Buben und sagte: „Steh' auf Nickel, und schaukle den Falken! wenn Du darüber einschläfst, laß' ich Dich morgen fasten; also aufgepaßt! Beim ersten Hahnenkrei rufst Du mich; dann magst Du nachholen, was Du jetzt versäumst, und noch einmal in's Stroh kriechen."

Der Winter verging, und Drossel und Amsel begannen ihre Lenzlieder zu singen. Gerke wuchs mit dem treibenden Gestäude um die Wette, und die Kittel, die ihm Ursel zurecht-

schnitt und nähte, wurden nach wenig Monden ihm immer wieder zu kurz. Trotzdem wollte der Junker Werner von dem kleinen barfüßigen Waldbewohner noch nichts wissen. Wie aber wiederum ein Jahr und dann noch eines verflossen war, da war auch die Vorhersage des Schloßherrn in Erfüllung gegangen und Gerke war dem Junker über den Kopf gewachsen. Nun änderte sich das Verhältniß zwischen den beiden Knaben, und Werner bemühte sich eifrig um die Gunst des bisher übersehenen jüngeren Genossen, der nun seinerseits dieselbe nur spröde bewilligte und meist allein weit in's Holz hineinstreifte oder unter Caspers Anleitung allerlei Schwimmübungen in der Havel oblag.

Ein neuer Sommer war in's Land gekommen, und geschäftig ritten die beschloßten Edelleute von einer Burg zur anderen. Der Markgraf Siegmund hatte sich in Ungarn als König krönen lassen, und die arme Kurmark hatte einmal wieder ihren Herrn gewechselt, da sie der nunmehrige Ungarnkönig seinem Vetter Jobst von Mähren verpfändet hatte. Dieser, ein kleiner, freundlicher und scheinbar vertrauenswürdiger Mann, dem ein langer Bart über die halbe Brust wallte, war weit und breit als einer der gierigsten und verschlagensten Geizhälse bekannt und gefürchtet: es galt, sich gegen ihn vorzusehen, und Edelleute und städtische Rathmannen steckten heimlich die Köpfe zusammen, um die Maßregeln die bei sothaner Lage der Dinge zu ergreifen wären, sorgsam zu erwägen.

Auch der Schloßherr von Bötzow trat jetzt zu häufigen Fahrten in den Stegreif und kehrte oft erst nach vielen Tagen mit schweren Sorgenfalten zwischen den Brauen wieder heim.

„Casper," pflegte er wohl vor dem Fortreiten zu seinem vertrauten Knechte zu sagen, „nimm Dich des Junkers an und lehre ihn, sein Pferd tummeln; er wird es bald brauchen können."

„Zu Befehl, gestrenger Herr. Doch der Junker liebt Gesellschaft, darf ich wohl auch die kleine Braune mit der Bläße für seinen Spielgefährten satteln?"

„Unbedenklich. Klemme auch Deinem Nickel ein Pferd zwischen die Beine. Das junge Volk muß feste Schenkel

kriegen, denn der Teufel ist los, und zum Verliegen wird uns die Zukunft keine Zeit lassen."

Casper freute sich dieser Nachrichten; mit der Reiherbeize war es für dieses Jahr vorbei, denn die Falken waren schon in der Mauser, so mochte einmal wieder eine lustige Fehde Abwechslung in das Einerlei seiner Beschäftigung bringen.

Bald saß er mit seinen gelehrigen drei Schülern hoch zu Roß, und die wilde Jagd fuhr wie der Wind über die Wiesen und Sandblößen längs der Havel oder brach, streifende Zweige und bedrohliche Wurzeln kühn verachtend, durch die dichtesten Forsten. Casper wußte, was sich für einen jungen Sproß des Holtzendorff'schen Stammes schickte, und so mußte Werner unter schwierigsten Umständen schnell auf- und absitzen, jedes Hinderniß nehmen und in beschleunigter Gangart einen vorherbezeichneten Gegenstand von der Erde aufheben lernen; der Ehrgeiz trieb Nickel und Gerke an, sich in denselben Fertigkeiten zu üben, und oft wurde der ritterbürtige Schüler von seinen geringeren Genossen an verwegenen Leistungen übertroffen. Auch im Gebrauche der Armbrust und des Wurfspeeres zur Erlegung von Wild wurden die Knaben unterwiesen, ebenso in der Kunst, Fallen zu stellen und durch Nachahmung gewisser Thierstimmen jagdbare Beute anzulocken.

Nördlich von Germendorf hatten die Holtzendorffs ein kleineres, festes Schloß, Neumühl genannt, und zwischen diesem und Bötzow, auf einem von Wiesen und Laubholz unterbrochenen Gelände gab es noch einiges Rehwild. Es war um die Zeit, da der Rehbock fegte und mit tiefgesenktem Haupte der Fährte des Schmalrehes in Liebesbrunst folgte. Eine Stunde vor Sonnenuntergang hatte Casper seine Zöglinge unter gutem Winde an einen ihm bekannten Wechsel herangeführt, und regungslos stand ein Jeder gedeckt und mit schußfertiger Armbrust. Nach und nach schwiegen die Stimmen des Waldes, eine purpurfarbige Gluth begann den Abendhimmel zu entzünden. Da knackte und rauschte es fern durch die Büsche, Casper nahm geräuschlos ein bereitgehaltenes Birkenblatt vor den Mund und ahmte das „Fiepen" eines

weiblichen Rehes ein paarmal täuschend nach; dann horchte und schaute er verhaltenen Athems in die Runde, und seine in der Nähe verborgenen Schüler thaten ein Gleiches. Eine Schonzeit war den Jägern unbekannt; der Bestand an Schmalrehen war deshalb in der Mark ein nur geringer, und um so hitziger sprang das männliche Wild „auf's Blatt". Kaum hatte Casper den fiependen Ruf zum dritten Male wiederholt, als ein prächtig gehörnter Bock sich keck dem Verstecke der Schützen näherte. Dem Junker Werner schlug das Herz bis an den Hals; vorschnell klang die Sehne seines Bogens, und wirkungslos schwirrte sein Bolz durch die Luft. Der geprellte Bock stutzte und wollte sich eben flüchtig zurückwenden, als ihn Gerkes Geschoß tödtlich ereilte und niederstreckte. Ein jubelndes „Hurridoh!" wurde laut, und die Jäger stürzten aus ihren Verstecken nach dem Anschußplatze und betrachteten das erlegte Wild, dem Casper den Genickfang gab.

„Bist ein tüchtiger Gesell," sagte er anerkennend zu Gerke, dem die Genugthuung über seinen gelungenen Schuß das heiße Blut in die Wangen getrieben hatte.

Mißgünstig hörte es der Junker und herausfordernd sagte er zu dem glücklicheren Genossen:

„Morgen gehen wir auf den Feisthirsch, da will ich Dir zeigen, daß ich's besser verstehe, denn Du."

„So willst Du mich mitnehmen?" fragte Gerke in freudiger Erwartung.

„Ja, ich verspreche Dir's, wir wollen zusammen jagen."

Casper, der sich mit dem Zerwirken des Wildes beschäftigt und auf die Rede des Knaben nicht geachtet hatte, fragte:

„Was versprecht Ihr, Junker?"

„Mit Gerke einen Hirsch zu beschleichen."

„Das werdet Ihr bleiben lassen. Euer gestrenger Herr Vater hat sich Hirsch, Bär und Wildschwein selber vorbehalten und nur in seiner Begleitung dürft Ihr sie jagen."

Die Knaben verstummten. Als aber Casper den Bock davontrug, und Nickel neben ihm schritt, um sich mit dem

Vater im Fortschaffen der Jagdbeute abzulösen, blieb Gerke mit Werner ein Stück zurück und sagte leise:

„Du hast es mir versprochen, und sein Wort darf ein ehrlicher Mensch nicht brechen."

„Wenn es nun aber mein Vater erfährt . . ."

„Dann unterziehst Du Dich willig der Strafe."

Werner überlegte; nach längerem Schweigen erklärte er: „Ich will aber nicht bestraft sein, die Hirschjagd gebe ich auf."

„Dann bist Du ja ein Schelm."

„Warum?" brauste der Junker hervor.

„Meine Mutter hat gesagt, Jeder, der ein gegebenes Versprechen nicht hält, sei ein Frevler wider Gott und die Menschen; er beuge das Recht und verdiene, als rechtloser Schelm behandelt zu werden."

Dem Junker schwoll die Stirnader; grimmig holte er zu einem rächenden Schlage nach seinem Gefährten aus.

„Ho, ho!" rief Gerke, „willst Du Dein Recht also beweisen? Ich will Dir zeigen, daß ich besseres Recht habe."

Er ließ seine Armbrust fallen und stürzte sich auf den Angreifer. In einem Nu hatte er ihn mit beiden Armen umklammert, aufgehoben und zur Erde geworfen, dann kniete er über ihm nieder, und während er mit der Linken seine Kehle packte, hielt er ihm die geballte Rechte vor die Augen und fragte:

„Willst Du um Gnade bitten und geloben, Dein Wort zu halten?"

„Au! au! zu Hilfe, Casper!" schrie der Junker.

„Willst Du's geloben? ich erwürge Dich!"

„Ja, ich gelobe es!" stöhnte der Ueberwundene, „aber laß mich los!"

„Bei allen Heiligen!" mahnte der erschrockene Casper, der auf den Hilferuf des Junkers eilig umgekehrt war, „was habt Ihr denn? Gerke, pfui! willst Du Dich am Sohne Deines gnädigen Herrn vergreifen?"

Die beiden Knaben waren schon wieder aufgestanden Gerke sagte kein Wort zur Entschuldigung; stumm deutete er auf Werner, daß dieser reden sollte.

„Ich bin die Ursache des Streites gewesen," erklärte dieser freimüthig, aber immer noch nach Athem ringend, „ich hatte ihn angegriffen und er hat sich nur vertheidigt."

„Na dann macht Frieden mit einander und schwöret Urfehde, daß es Keiner dem Anderen nachtragen will."

Die Knaben boten sich die Hand und folgten friedfertig dem mit seinem Sohne wieder vorangehenden Knechte. Als sie die Höhe von Bötzow erreicht hatten — es dunkelte schon — da sagte Gerke, stehen bleibend:

„Hier verlasse ich Dich, Werner, und kehre heim."

„Gute Nacht, Gerke," erwiderte der Junker, „morgen gehen wir auf den Hirsch; Casper braucht es nicht zu wissen."

Ein freudiger Aufglanz brach aus den Augen des Andern. Er umschlang plötzlich den Hals seines Genossen, küßte ihm herzhaft die Wange und sagte:

„Du wirst ein redlicher Mann werden! . . . Wenn unsere Jagd vorbei ist, wollen wir freiwillig melden, was wir gethan haben; der Heimlichkeit bedürfen wir nicht"

Als Gerke nach der Hütte zurückkehrte, saß Ursel mit einem fremden Manne auf der Bank vor der Thür.

„Du kommst spät, mein Sohn," rief sie dem Knaben entgegen.

„Habe mit Caspers Hilfe einen Rehbock erlegt," berichtete dieser selbstbewußt, indem er die ihm von Casper geschenkte Armbrust an den Thürpfosten lehnte.

„Die Jagd erzeugt weltlichen Sinn," sagte der Fremde, der, soweit dies Gerke in der Dunkelheit des Abends ersehen konnte, ein langes, graues Gewand, einen Strick um den Leib und eine graue Mütze auf dem Haupte trug. Leicht verhärtet ein Jäger sein Herz, und da er der Thiere des Waldes nicht schont, schont er auch nicht mehr des hilflosen Menschen."

Ursel bewegte mißbilligend den Kopf.

„Der Arme muß leben, frommer Bruder, und wenn er ein Stück Wildpret für die Küche erbeutet, so ist es ihm wohl keine Sünde."

Gerke hatte sich auf die Schwelle der offenstehenden Thür gesetzt, kraute den Kopf des freundlich vor ihm schwänzelnden Hundes und hörte aufmerksam dem Gespräche der beiden älteren Personen zu.

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein," erwiderte der Fremde, „der Antichrist gehet in der Welt um, und es ist Zeit, das wir nur für das Heil der Seele sorgen."

„Das thue ich, frommer Bruder! Ich beichte dem Pfarrer in Bötzow und halte die Fasten mit meinem Sohne; auch habe ich diesen die Gebete gelehrt, die ein rechter Christ des Morgens und Abends und zu den Mahlzeiten sprechen soll."

„Und damit glaubt Ihr das Himmelreich zu erwerben?" fuhr der Andere fast höhnisch auf. „Meinet Ihr, Euer Pfarrer könne Euch Sünden vergeben? Sehet doch die Geistlichkeit an! Zwei Päpste hat die Christenheit, und sie verfluchen und excommuniciren einander wie heidnische Böse-wichte! Welcher von Beiden ist nun der Rechte? An welchen soll man sich halten? Die Bischöfe kaufen ihre Aemter und statt der Seelsorge treiben sie Sorge um ihren Bauch; sie jagen und reiten und fehden wie die Pocher und Aechter, fressen und saufen mit den Weiblein und erheben Steuern von den Pfaffenkindern. Ich sage Euch, zu Sodom und Gomorra ist es sittsamer zugegangen, als in unserer ver-pesteten Kirche; der Schwefelregen wird nicht ausbleiben und im todten Meere ihrer Sünden werden diese Pfaffen um-kommen. Habt Ihr die Abschrift eines Evangeliums in Eurer Hütte?"

„Herr, wie sollte ich arme Frau zu solchem Schatze kommen? Auch ist es uns ja verboten, das heilige Buch mit unseren unreinen Händen zu berühren."

„Sind die Hände der Pfaffen reiner? So lange Ihr nicht die Schrift kennet, seid Ihr schlimmer denn die Heiden und wisset nichts von unserer christlichen Lehre."

Verdutzt blickte die Frau nach ihrem eifernden Nachbar.

„Es wäre doch aber Ketzerei, wenn ich einfältiges Weib versuchen wollte, den Sinn der Schrift zu ergründen . . . "

„Nein! Erlösung wäre es für Euch aus den Banden des Wahns und des Aberglaubens. Nicht Ketzerei ist es, Gottes Wort zu erforschen. Säßet Ihr nicht wie Käuzlein hier im dunklen Waldwinkel, so wüßtet Ihr, daß jetzt ganze Schaaren, die die Bibel lesen, nach Angermünde ziehen und sich dort in Stadt und Nachbardörfern ehrbar niederlassen.*) Das Brausen des Geistes erhebt sich und wird die Gewitterschwüle, die auf Euch Allen lastet, fortfegen und die Luft reinigen, so daß Ihr wieder athmen könnt. Wahret den Knaben da, daß er die Zeit nicht versäume und der Erlösung theilhaftig werde."

„Frommer Bruder . . ."

„Nennt mich nicht fromm! bin ein sündiger Mensch wie Ihr, aber der Geist treibt mich, umherzuziehen und das Heil zu verkünden und als Lollhard den Kranken beizustehen und die Todten zu bestatten."

„So seid Ihr ein Baggert?"

„Also nennt das thörichte Volk die Begharden. Ich bin kein Begharde und nach mönchischem Wesen trage ich kein Verlangen; die Mönchsklöster sind Fallgruben des Satanas."

„Wie soll ich Euch denn heißen?"

„Nennt mich Bruder Cyriak, das ist mein christlicher Name."

„Nun denn, Bruder Cyriak . . . was ich fragen wollte, was soll mit dem Knaben da geschehen?"

„Bestimmt ihn zum Geistlichen und entziehet ihn den Lüsten dieser Welt."

„Ihr selbst aber nanntet die Geistlichen unsittlich und Seelenverderber . . ."

„Ihr müsset mich recht verstehen: nicht ein Pfarrherr soll er werden, der sich an den Opfergaben seiner Pflege-

*) Um diese Zeit zogen Waldenser nach jenen Orten; daher der damals entstandene Name: „Ketzerangermünde, Ketzerdörfer."

befohlenen mästet, noch ein Mönch, der hinter Klostermauern beim vollen Weinkruge sitzt. Er soll die Schrift erforschen und, wenn er die Weihen hat, hinausziehen und den Leuten verkünden, was Gottes Wille ist."

Ursel nickte sinnend mit dem Kopfe, sie dachte an ihre in der Kammer vergrabenen Schätze, und daß es ihr mit Hilfe derselben wohl möglich wäre, ihren Sohn einer Klosterschule als Zögling zu überweisen.

„Kommt Zeit, kommt Rath, Bruder Cyriak," sagte sie nach einer Weile. „Vorerst soll der Junge noch mehr erstarken in Gottes herrlichem Walde . . . schaut ihn nur an! er ist noch keine zehn Jahr alt und schon so kräftig emporgediehen, daß er die unbändigsten Pferde des Schloßherrn meistert. Das wird einmal ein Riese an Leibesstärke und Größe!"

„Besser noch, er wird ein Riese an geistiger Kraft. Komm her, Junge, daß ich Dich segne!"

Widerwillig gehorchte der Gerufene. Er erhob sich von der Schwelle und trat langsam an den Lollhard heran. Dieser legte ihm die Hand auf den struppigen Flachskopf und murmelte ein Sprüchlein, dann wandte er sich an die Frau und fragte leise:

„Wer hat vor Euch hier gehaust?"

„Niemand. Die Hütte hat leer gestanden seit Jahren."

„Warum?"

„Weil ein Pestkranker hier gestorben sein soll."

„Wisset Ihr, wer es war?"

„Nein, Bruder Cyriak; scheint ihn kein Bötzower gekannt zu haben."

„Hat man Euch gar nichts von dem Kranken und seinen Schicksalen erzählt?"

„Kein Wörtlein; wer kümmert sich um einen bresthaften Fremden? Doch warum fragt Ihr? Kanntet Ihr den armen Mann?"

„Ich? . . . hab' ihn mein Lebtag nicht gesehen, bin noch nie in dieser Gegend gewesen! Nur der Zufall gab mir die Frage ein." Die Stimme des Bruders klang wieder lauter.

Er segnete nun auch die Frau, ergriff den langen Stab, den er neben sich an die Hütte gelehnt hatte und schritt von dannen.

Schweigend blickten ihm die Zurückgebliebenen nach.

Endlich, wie der Wanderer längst im Dunkel verschwunden war, sagte Gerke entschieden:

„Mutter, ein Geistlicher mag ich nicht werden."

„Warum denn nicht?"

„Weil er das Unrecht, das ihm widerfährt, nicht rächen darf."

„Möchtest Du denn jedes Unrecht rächen, das man Dir anthut?"

Der Gefragte ballte die Faust und bekannte herzhaft:

„Ach ja! Du selbst, Mutter, hast mich also gelehrt."

„Gewiß, mein Sohn, das that ich, aber .... Wenn nun Deine eigene Mutter Dir auch ein Unrecht zufügte, würdest Du Dich auch an ihr rächen?" Bangen Herzens lauschte sie auf die Antwort.

Gerke besann sich einen Augenblick, dann sagte er kindlich vertrauend:

„Mutter, Du könntest mir nimmer ein Unrecht anthun!"

„Du guter Sohn Du! .... Wenn es nun aber doch geschähe? würdest Du Dich an Deiner Mutter rächen?"

„Nein, Mutter, an Dir nicht!"

Er flog ihr an den Hals und küßte sie.

Ursel umschlang den Knaben und drückte ihn stürmisch an ihre Brust. Beging sie kein Unrecht an ihm, wenn sie ihm seine Herkunft vorenthielt und alle Schritte unterließ, die ihn wieder an's Herz der rechten Mutter zurückführen konnten? Aber das wäre über ihre Kräfte gegangen; ein solches Opfer konnten die Heiligen von einer verlassenen Wittib nicht verlangen! Sie fuhr mit dem Handrücken über die feuchten Augen und sagte:

„Laß uns in die Hütte gehen, mein Sohn, es ist Schlafenszeit."

Durch die sinkende Nacht schritt der Lollhard. Als er die Nähe des südlichen Thores von Bötzow erreicht hatte, setzte er sich auf einen Stein am Wege und wartete.

Endlich huschte aus dem Burgflecken eine weibliche Gestalt, die aufmerksam spähend näher kam.

„Seid Ihr es, Beate?“ fragte Bruder Cyriak.

„Gott Lob, da seid Ihr!“ flüsterte die beguinenhaft gekleidete Schwester. „Nun lasset uns weiter ziehen. Habe mich drinnen nach dem Wege erkundigt; eine halbe Stunde nördlich des Schlosses führt eine zweite Brücke über die Havel; auch von dort aus können wir uns gen Angermünde wenden. Eine köstliche Nacht zum Wandern; da kommt eben der Mond herauf.“

„Wo waret Ihr im Weichbilde?“

„Im Seelenbade, das ein frommer Narr gestiftet hat. Waren schon drei andere Beguinen dort, aber man hat mir Speise und Trank gegeben, und neu erquickt kann ich wieder die Straße ziehen. Warum kamet Ihr nicht mit mir?“

„Es ist besser, wenn wir tagüber getrennt bleiben; Ihr kennet das Mißtrauen der Leute. Hatte auch einen andern Ort im Walde zu besuchen, der für mich merkwürdig ist.“ Er trat näher an die Gefährtin heran und legte seinen Arm um ihren Wuchs. „Gebet mir einen Kuß, Beate, zur Stärkung für die Reise.“

Die Schwester lachte:

„Ziemt es sich auch für den frommen Bruder, solch weltliche Stärkung zu begehren?“

„Ihr wisset, mit dem Fleische kann man nicht sündigen; nur den Geist soll man rein halten von Fehl und Makel.“

Er küßte die Widerstandslose auf den Mund. Dann zogen sie dahin, und, Weichbild und Schloß umschreitend, wandten sie sich der Havel zu, um die weiter nördlich befindliche Brücke zu gewinnen.

Siebentes Capitel.

Gar traurig sah es im letzten Jahrzehnt des vierzehnten Jahrhunderts in der Mark aus. Zwischen Städten und Edelleuten herrschte ein Verhältniß wie zwischen Hund und Katze. Der geldgierige Markgraf Jobst betrachtete das Land nur als einen Schwamm, den es tüchtig auszupressen galt, im Uebrigen hatte er kein Herz für dasselbe. König Siegmund erinnerte sich wohl gelegentlich des Elendes der verlassenen Märker; noch jüngst war er mit einem Heere herangezogen, um das gebeugte Recht an Spree und Havel wieder aufzurichten, aber nach mancherlei fruchtlosen Bemühungen hatte er verdrossen wieder abziehen müssen. Es war ihm weder gelungen, die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, noch hatte er die an benachbarte Fürsten verlorenen Landestheile zum Stammlande zurückbringen können; Recht und Gerechtigkeit blieben unbekannte Begriffe, die Faust regierte, und das Schwert schrieb willkürliche Gesetze. Die Ritter erklärten das Fehdewesen als vor Gott erlaubte und jedem Ehrenmann zuständige Selbsthilfe, während die Städte den kecken Fehder als Räuber betrachteten, und, wenn sie ihn fingen, kurzen Proceß mit ihm machten. Der Markgraf Jobst hütete sich ängstlich, in diesem Widerstreit der Meinungen irgendwie Partei zu ergreifen, da er sich weder mit den Städten noch mit den Edelleuten verfeinden wollte; er

brauchte sie beide, um für seine ewig neuen Geldforderungen geneigtes Gehör zu finden. Die reichen Mittel, die er aus der Mark zog, wurden stets unter dem Vorgeben erpreßt, daß die vielfach verpfändeten Schlösser, Beden und Gefälle des Landesherrn damit eingelöst werden sollten, waren die zahllosen Schocke böhmischer Groschen aber erst durch die Landeshauptleute an den trügerischen Nimmersatt abgeführt, dann vergaß er sein Wort und benutzte das Geld zu allen andern Dingen, nur nicht zum Besten des grausam vernachlässigten Landes. Aber der Märker war an die Mißhandlung durch die Gewalthaber wie an die Unbill der Elemente gewöhnt, er verzweifelte nicht, im Gegentheil, sein Glaube war so fest, seine Treue so unerschütterlich, daß er immer wieder dem Drängen des schlauen Markgrafen nachgab, und, auf's Neue vertrauend, den letzten Groschen aus seinem Beutel opferte.

Daß in einem derart behandelten, der rohesten Selbsthilfe preisgegebenen Lande das Räuberwesen täglich geilere Auswüchse trieb, stand nicht anders zu erwarten. Und nicht nur ein Theil der Edelleute, die ihr gutes Recht in ritterlicher Fehde zu behaupten wähnten, fuhr nächtlich über die Haide, um zu „pochen und aufzustoßen", auch der Auswurf der Städte, den der Büttel geschoren und gezeichnet, über die Grenzen des Weichbildes gejagt und „verfestet" hatte, sodaß der zu „Haut und Haar" Bestrafte nicht mehr zurückkehren durfte, wenn er nicht der schweren Ahndung „zu Hals und Hand" verfallen wollte, auch dieser Auswurf war wahllos gezwungen, das Räuberhandwerk in Wald und Moor, in Bruch und Luch, zu treiben, um den Schrecken des Hungertodes zu entgehen. Manch ein verkommener adeliger Gesell, der sich von seiner Sippe getrennt hatte, gesellte sich den Stellmeisern, die bei völliger Abwesenheit einer Polizeigewalt der Schrecken der Landstraße waren und dem Reisenden noch das Letzte abnahmen, was ihm die Großmuth eines ritterlichen Fehders vielleicht gelassen hatte.

Es war an einem sonnigen Frühlingsmorgen, als ein hochbordiger Kahn auf den glitzernden Wellen der Havel zu

Thal schwamm. Neben dem Schiffer, der das Steuer regierte, stand ein mittelgroßer, hagerer Mann, in einem an der rechten Seite offenen Mantel aus feinem Tuche, dessen Räume ein kostbarer Marderbesatz zierte. Wenn er die Arme bewegte, und der Luftzug, der auf dem Wasser wehte, den Rückentheil des Mantels wie ein flatterndes Fahnentuch aufblähte, dann ward sein nur bis zu den Knieen reichendes, ausgezaddeltes Unterkleid sichtbar, das durch einen Gurt über den Hüften zusammengehalten wurde. Die Füße steckten in derben, langgeschnäbelten Lederschuhen, und das Haupt war mit einer barettähnlichen, pelzverbrämten Tuchmütze bedeckt.

„Da ist Bötzow," sagte der Reisende zum Steuermann.

„Ja, Herr Heyne, so Ihr noch Pferde miethen und heimreiten wollt, so treibe ich den Kahn näher an's Land und lasse den Anker fallen."

Heyne Danewitz, der ältere Bruder des reichen Gewandschneiders und Rathmannes Hans Danewitz zu Berlin, nickte mit dem Kopfe, dann sagte er mehr zu sich selbst:

„Es ist besser so, die Wasserfahrt geht mir zu langsam, und in Berlin ereignen sich wichtige Dinge; Hans wird sich freuen, wenn ich vor dem Schiffe heimkehre, zumal ich gutes Geld mitbringe."

Die Ankerkette schoß rasselnd über Bord, das Schiff lag fest, keine dreißig Schritte vom Ufer entfernt. Zwei Knechte sprangen in den Nachen, der am Schiffe befestigt war, lösten das Tau und ruderten ihn an die Längsseite des größeren Fahrzeuges. Herr Heyne grüßte den Schiffer, stieg in den Nachen und ließ sich an's Land fahren.

Nur mit einem der beiden Knechte betrat er das Ufer, der andere trieb das Boot zum Schiffe zurück.

„Nun, Stoffel, gilt es zwei Pferde zu miethen, schlimmsten Falles zu kaufen; wir wollen unser Heil in der Herberge versuchen."

„Für Geld ist Alles zu haben, auch in Bötzow," erwiderte frohen Muthes der Knecht. „Der Wirth zum rothen Ochsen ist mir bekannt und wird Euch gern zu Diensten sein."

Sie schritten durch die Wasserpforte und hatten die einzige Herberge des kleinen Weichbildes bald gefunden.

Nach einem kräftigen Mahle, das in einer würzigen Biersuppe und schier riesenhaften Fleischportionen bestand, zu denen der Ochsenwirth für den vornehmen Kaufherrn noch ein halbes Dutzend Kibitzeier gespendet hatte, befahl Heyne einen neuen Krug Bernower Bieres. Er schenkte auch dem Wirth einen Zinnbecher voll und rückte als fürsichtiger Kaufmann erst jetzt mit seinem Begehr nach Pferden heraus.

Der Wirth meinte, daß es schwer fallen würde, Pferde in der jetzigen Zeit leihweise zu bekommen, wenn Herr Danewitz aber zwei lammfromme, dauerhafte Füchse kaufen wollte, so hätte er dieselben in seinem eigenen Stalle und würde sich billig finden lassen.

Bald stand die Gesellschaft vor der Thür des Häuschens, und die beiden Pferde wurde dem kauflustigen Berliner vorgeführt.

Ein Crucesignate, ein verlumpter Bursch, der an seiner Schulter ein rothes Kreuzlein trug zum Zeichen, daß er an irgend einem Abenteuer wider die Ungläubigen theilnehmen wollte, trat bettelnd an Herrn Heyne heran.

Dieser ließ sich nur ungern in seiner Pferdemusterung stören, aber das Almosenspenden an derartige Gesellen, die oft nur in betrügerischer Absicht das heilige Zeichen trugen, war trotzdem eine so unerläßliche Pflicht für den werkthätigen Christen, daß auch Herr Heyne das Geldtäschchen an seinem Gürtel öffnete und einen Pfennig in die Hand des Bettlers gleiten ließ.

„Gottes Lohn, großgünstiger Herr!“ dankte der Beschenkte und trat hinter den Geber, um auch vom Knechte desselben eine kleine Steuer einzutreiben.

Stoffel schüttelte aber mit dem Kopfe und lachte:

„Mein Herr hat auch für mich gezahlt; wenn's alle Tage Pfennige regnete, möchte ich auch solch ein rothes Zeichen tragen. 's ist wohl weit bis zum heiligen Lande?“

„Will nur zu den deutschen Ordensherren ziehen, um mich wider die heidnischen Lithauer anwerben zu lassen.“

„Na, Bruder, wenn Dich die Heiden sehen, werden sie gerade kein großes Verlangen tragen, mit Dir eines Glaubens froh zu werden!"

Der Bettler kniff pfiffig die Augenlider zusammen, während er sich bemühte, den scheinheiligen Zug um seinen Mund festzuhalten. Er blieb wie zufällig in der Nähe des Knechtes stehen, hörte dem Handel zwischen Herrn Heyne und dem Ochsenwirthe mit gut gespielter Achtlosigkeit zu und erhaschte auch von Stoffel ein paar unabsichtliche Aeußerungen über den Zweck des Pferdekaufes.

Um die Mittagszeit desselben Tages hatte sich Gerke weit von Ursels Hütte entfernt, um in der Tiefe des Waldes nach Krähennestern zu spüren. Die Eier der Krähe wurden als Leckerbissen geschätzt; fand man im Neste, das in den Wipfel der höchsten Bäume gebaut war, statt der Eier schon die junge Brut, so wurde diese erbarmungslos getödtet und das Nest zerstört.

Gerke war mit der Gewandtheit einer Eichkatze an einem lothrecht aufgeschossenen Stamme emporgeklettert und wollte gerade die Hand in das glücklich erreichte Nest tauchen, als er unter sich einen schrillen Pfiff hörte. Er zog die Hand zurück und lauschte regungslos in die Tiefe. Ein in Fetzen gehüllter Gesell, von dessen Schulter ein blutrother Fleck im Schein der voll einfallenden Sonne leuchtete, hatte den Pfiff ertönen lassen.

Bald kam es knackend durch trockenes Gezweig, und ein besser gekleideter, noch jugendlicher Gesell trat zu dem Crucesignaten.

„Habe einen fetten Fang ausgespürt, Herr Vyke," meldete dieser in freudiger Erregung. Er sagte es nicht laut, aber doch ohne besondere Vorsicht, denn weit und breit herrschte mittägliche Stille; Gerke konnte jedes Wort deutlich verstehen.

„Was ist es?" fragte der Andere, die Linke am Schwertgriff, mit der Rechten an einem Kettlein spielend, das an der Brust seines ledernen Lendners einem kurzen Dolche zur Befestigung diente.

„Ein Berliner Kaufherr weilt in Bötzow; seine Geldtasche ist mit ungarischen Goldgulden gespickt; drei Stück davon hat er dem Ochsenwirth für zwei Pferde gezahlt. Er kommt aus Zehdenick, wohin er Tuch verschifft hat, und will mit seinem Knechte am diesseitigen Ufer nach Spandow reiten, um dort über Nacht zu bleiben und morgen zeitig nach Berlin aufzubrechen."

„Wie viel Begleitung?"

„Nur den einzigen Knecht. Die Pferde sind gut; habe sie selbst gesehen! wenn's gilt, werden sie laufen wie der Teufel."

„Dummkopf! Wollen wir sie denn hetzen? . . dafür giebts Hinterhalte. Wann reiten sie?"

„Ein Stündlein oder zwei wird es noch dauern. Die Füchse sollten erst zum Hufschmied; auch ein besserer Sattel für den Kaufherrn sollte erst besorgt werden. Bin gelaufen wie der Wind. Wenn wir die Schenkel brauchen, können wir ihnen noch den Weg abschneiden."

„Unsere Pferde stehen am Waldbache. Werde Dich und Gierschlang und Räumdensattel mitnehmen, nördlich Pinnow verstecken wir uns, und die Pest in's Gebein dem, der seine Schuldigkeit nicht thut! Fort."

Die Stellmeiser verschwanden im Gebüsch. Noch ein kurzes Knistern und Knacken, das sich in südlicher Richtung entfernte, . . . dann ward es wieder still und die heiße Lenzsonne brütete auf dem schweigenden Walde.

Am Stamme des hohen Baumes schoß es eilig hernieder. Ohne sich zu besinnen, stürmte Gerke davon. Nach kaum einer halben Stunde hatte er das südliche Thor des Städtchens, bald darauf die Herberge zum rothen Ochsen erreicht.

Herr Heyne wollte eben mit seinem Knechte zu Pferde steigen; behaglich schaute der Ochsenwirth zu, der ein gutes Geschäft gemacht hatte und den Heiligen für die gnädige Zuwendung eines so reichen Gastes im Stillen dankbar war.

„Seid Ihr der Kaufherr, der eben zwei Pferde gekauft hat und über Spandow nach Berlin reiten will?"

Heyne musterte den athemlos fragenden Burschen, dessen offenes Kindergesicht einen merkwürdigen Gegensatz zu der großen, kräftig entwickelten Gestalt bildete, die jedem Erwachsenen Ehre gemacht hätte.

Den schon den Stegreif berührenden linken Fuß wieder auf die Erde setzend antwortete er verwundert:

„Der bin ich, mein Junge. Hast Du eine Bestellung an mich?"

Gerke trat dicht an den Kaufmann heran.

„Reitet nicht am rechten Havelufer gen Spandow. Euch drohet Gefahr. Der Vyke liege mit drei Genossen im Hinterhalte, um Euch die Goldgulden aus Eurer Geldtasche zu rauben. Ein Crucesignate hat Euch verrathen."

Heyne stutzte. Der Ochsenwirth schnitt eine Fratze, als hätte er Essig verschluckt. Stoffel schlug sich mit seiner bärenmäßigen Tatze auf den Schenkel und sagte:

„Daß Dich die Pest! Habe mir's gleich gedacht, daß der fromme Bettler ein Wolf im Schafskleide war, und Ihr, Herr, habt ihm noch einen Pfennig Botenlohn gespendet!"

„Warum warnst Du mich, mein Junge?" fragte der Kaufmann, und er legte seine Rechte auf die Schulter des Knaben und sah ihm prüfend in die blauen Augen „Du kennst mich ja nicht? Welchen Antheil nimmst Du daran, daß der Vyke — wie Du ihn nennst — nicht meiner mächtig werde?"

„Ich kenne Euch nicht, Herr, aber ich will nicht dulden, daß einem Christenmenschen Unrecht geschehe. Wäre ich älter und hätte ich ein Schwert gehabt, ich wäre vom Baume, auf dem ich lauschend saß, niedergefahren und hätte den Vyke und seinen Kundschafter erschlagen."

„Ho, Ho! Du scheinst ja ein herzhafter Bursch zu sein! Daß Du mir Wahrheit kündest, das lese ich in Deinen Augen . . ."

„Ja, großgünstiger Herr," unterbrach ihn der Ochsenwirth, „für den Gerke sage ich gut; der lügt nicht. Und dem Vyke ist es zuzutrauen; ist ein verwegener Gesell von der

Sippe der Griebens, die auf Klein-Glienicke bei Potsdam sitzen. Seit Jahren haust er in den Wäldern, und das wilde Volk der Aechter gehorcht ihm wie die Mönche dem Papste; er darf sich nimmer bei den ritterlichen Seinen sehen lassen, mit Schmach und Schande hat er seinen Schild bedeckt. Hätte nicht gedacht, daß er hier in der Nähe sein Wesen treibt."

„Habe Dank, mein Sohn, für Deine Warnung," sagte der Kaufmann zu Gerke. „Wie heißt Du?"

„Gerke Kölre."

„Wer ist Dein Vater?"

„War Wachtmeister des Herrn Wilkin von Bredow; er liegt begraben in Plote."

„Und Deine Mutter?"

„Die haust mit mir in der Feldhütte bei Germendorf."

„Hast Du noch Geschwister?"

„Nein."

Herr Heyne überlegte; dann fragte er weiter:

„Möchtest Du wohl mit mir ziehen?"

„Wohin denn?"

„Nach Berlin in das Haus der Gebrüder Danewitz. Ich bin Heyne Danewitz, der Gewandschneider, und könnte einen so tüchtigen Burschen, wie Du bist, brauchen."

Offen schaute der Knabe dem Frager in's Angesicht.

„Mit Euch, Herr Heyne, möchte ich schon ziehen, aber die Mutter müßte mitkommen dürfen."

„Hast Du die Milchzähne noch nicht geschichtet? Hängst Du noch so ängstlich an der Weiberschürze?" Und wie Gerke beschämt die Augen niederschlug, setzte Heyne schnell hinzu: „Hast Recht, mein Junge; der Mensch hat nur eine Mutter, und so lange sie ihm lebt, soll er sich ihrer freuen. Hier, nimm diesen Goldgulden . . . Du hast mir einen großen Dienst erwiesen . . . nimm ihn nur und bringe ihn Deiner Mutter . . . wie heißt sie?"

„Ursel Kölre."

„Und sage der Frau Ursel, sie soll um Pfingsten mit Dir nach Berlin kommen und sich im Danewitz'schen Hause am Neuen Markte bei der Marienkirche melden. Wirst Du's nicht vergessen?"

„Nein, Herr Heyne." Er küßte dem großmüthigen Geber die Hand und sagte: „Den Goldgulden nehme ich als ein Geschenk für meine Mutter; ich selbst habe ihn nicht verdient."

Der Kaufmann streichelte ihm flüchtig den Flachskopf. „Bist ein ehrlicher Bursch . . . gefällst mir. Nochmals meinen Dank und auf Wiedersehen!"

Gerke verabschiedete sich, und das Herz von frohen Hoffnungen geschwellt, lief er nach seiner Hütte zurück.

„Stoffel, wir reiten über die Havelbrücke," entschied Herr Heyne, „und ziehen geraden Weges über Tegel nach Berlin. Den Stellmeisern ist diesmal der Spaß verdorben. Ihr aber," wandte er sich gegen den Ochsenwirth, „meldet dem Herrn von Holtzendorff im Schlosse, was für Gesindel in seinen Wäldern haust, vielleicht fährt er dazwischen und säubert das Land von dem giftigen Unkraut. Gott bessre es!"

Er schwang sich in den Sattel und ritt mit seinem Knechte in der Richtung der Brücke davon.

Als schon ein Stück Weges hinter ihm lag, hockten Vyke Grieben und seine Spießgesellen noch immer in einer Sandgrube nahe dem Pfade, der von Bötzow nach Pinnow führte. Sie hielten ihre Pferde am Zügel, und ab und zu steckte einer von ihnen den Kopf zum Loche heraus, um zu sehen, ob sich die erwartete Beute denn doch gar nicht zeigen wollte.

„Daß Dich der Aussatz treffe, Du Esel!" sagte endlich Vyke zu seinem Kundschafter Rübendunst, „entweder bist Du besoffen gewesen, oder der Teufel hat den Pfeffersack durch die Luft entführt."

„Er muß Wind bekommen haben, Herr, und ist wahrscheinlich einen anderen Weg geritten."

„Wind, Du Schlingel? Woher soll ihm denn der Wind gekommen sein? Das nächste Mal verschicke ich den Gier-

schlang, der ist gewitzter denn Du. Die Sonne neigt sich schon; zur Nachtzeit zieht kein fürsichtiger Tuchkrämer auf diesen Weg gen Spandow. Lasset uns aufsitzen."

Steifbeinig vom langen Stilliegen, krochen sie auf ihre Mähren und kehrten enttäuscht in's Germendorfer Holz zurück.

Als es Nacht geworden war und schon das vierfüßige Raubzeug nach Beute umherwitterte, klopfte es leise an Frau Ursels Fensterladen.

Erschrocken fuhr sie von ihrem Lager auf und bekreuzte sich.

„Oeffnet!" tönte es gebieterisch von draußen.

Sie gehorchte.

Eine in langem Reitermantel verhüllte Gestalt stand vor ihr.

„Sendet morgen vor Sonnenaufgang Euren Buben nach Bötzow. Er soll erforschen, ob der Berliner Kaufmann, der heute im Rothen Ochsen war, schon weiter gezogen ist. Wenn er noch im Städtchen weilt, dann zündet ein Feuer vor Eurer Hütte an. So Ihr uns täuschet, drehen wir Euch und Eurem Buben die Hälse um. Verstanden?"

„Zu Befehl, gestrenger Herr," sagte die zitternde Frau, „soll Alles pünktlich besorgt werden."

„Das will ich Euch gerathen haben. Der Vyke Grieben läßt nicht mit sich spaßen."

Der Stellmeiser huschte davon, und Frau Ursel bekreuzte sich zum zweiten Mal und legte sich seufzend wieder auf's Lager. Sie war in der Gewalt des friedlosen Gesindels und mußte sich fügen.

Spöttisch lächelnd schritt Gerke am nächsten Morgen zur Stadt; was er bekunden sollte, das wußte er längst und hatte es auch schon der Mutter berichtet; aber der Schein mußte gewahrt werden.

Nach seiner Rückkehr saß er längere Zeit mit Ursel in der Hütte und beide hielten geheimnißvolle Zwiesprache.

Ein Feuer im Freien wurde nicht angezündet.

Achtes Capitel.

„So eile Dich und rüste mir auch die Kleine! Schon beiern die Glocken, es ist Zeit zum Kirchgange."

Frau Barbara, die Ehegattin des Gewandschneiders Hans Danewitz, sagte es ungeduldig zu ihrer Magd, die der gestrengen Herrin ein schweres, güldenes Geschmeide um den schön geformten Hals zu legen bemüht war. Es dauerte ein Weilchen, bevor die alte Anna damit zu Stande kam, denn ihr fehlte seit frühester Jugendzeit das äußerste Glied am rechten Zeigefinger, und überdies litt sie zeitweise an reißenden Schmerzen in beiden Armen; sie war wegen dieser Gebresten von der Arbeit mit der Spindel für immer befreit, und wenn sie ihrer Herrin oder deren Töchterlein, der kleinen zehnjährigen Cordula, nicht beim An- oder Auskleiden zu helfen hatte, saß sie meist unthätig in der Küche oder der Spinnstube des Hauses, wo sie sich durch scharfes Aufmerken auf jede Nachlässigkeit der jüngeren Mägde gefürchtet zu machen verstand.

„Cordelchen ist längst fertig," versicherte sie mit einem befriedigten Blicke auf die stattliche Gebieterin, „ich gehe sie holen."

Sie huschte in die Nebenkammer. Auf der Schwelle der Flurthür erschien indessen Barbaras Gatte mit seinem Bruder Heyne.

„Sind wir so weit?" fragte der Hausherr, dessen feistes, rothes Gesicht, vom Bader Palme frisch rasirt, wie ein Voll-

mond über der dunklen Wolke seiner nagelneuen Tuchgewandung glänzte. „Bei allen Heiligen, willst Du mit dieser Goldkette über die Straße gehen?“

„Am ersten Pfingsttage ziemt sich wohl ein Festschmuck für eine Berliner Geschlechterfrau,“ versetzte nicht ohne Selbstbewußtsein die Gattin, indem sie über den auf dem Fußboden gestreuten Kalmus der Thür näher schritt.

„Nun, das sage ich Dir, wenn der Rath Deine Putzsucht wieder mit Strafe belegt, dann zahlst Du!“

„Aber Hans,“ bemerkte Heyne und blickte die Schwägerin so freundlich an, als wollte er sie für die nergelnde Art seines Bruders um Entschuldigung bitten, „heute wird kein Mensch nachrechnen, ob das Geschmeide einer Kirchgängerin den gestatteten Werth einer halben Mark überschreitet oder nicht.“

„So? meinst Du? Hat man vorletzte Weihnacht vielleicht nicht Zeit gehabt, den Zobelbesatz auf dem Mäntelchen der Frau Barbara Danewitz zu vermerken und mir eine Strafverfügung einzubescheeren? Nun, immer zu! 's ist ein altes Wort:

„Selten wohl, allzeit weh,
Ist täglich Brot in der Eh.“

Auf der Stirn des Sprechers lag eine bläulich schwellende Ader. Wenn ihm einer der vielen, ihm geläufigen Sitten- und Lehrsprüche auf die Zunge kam, dann wußte Frau Barbara aus Erfahrung, daß ein Sturm im Anzuge war, deshalb lenkte sie ein, und nach dem Schloß der Kette greifend, sagte sie fügsam:

„Wenn es Dein Wille ist, so kann ich den Schmuck auch missen.“

Sie wollte das Schloß öffnen, aber Heyne trat schnell hinzu und hielt ihr die Hand fest.

„Nichts da, Schwägerin. Mein Bruder scherzt ja nur und will nur die Willfährigkeit seiner Hausfrau erproben. Behaltet das Kettlein um; es steht Euch gar fein, und für jeden etwanigen Nachtheil lasset mich aufkommen. Ei, da ist Cordula! Nun kann's losgehen.“

Der Ehegatte brummte Etwas vor sich hin, ließ aber die streitige Angelegenheit fallen und wandte sich dem Töchterlein zu, das munter an den Vater heransprang und ihm die Hand küßte.

Es war ein blondes Kind, dessen blaue Augen wie Edelsteine leuchteten. Sie trug ein faltiges Gewand aus einem leichten, rosafarbigen Seidenstoff, unter dem sehr kurzen Mieder einen Schmuckgürtel mit klingenden Schellen und vor der Brust ein duftiges Röslein. Die zurückgekämmten Haare waren ihr am Hinterkopfe zusammengebunden, fielen von dort aber frei und ungeflochten über den Nacken.

Das Antlitz des Vaters erheiterte sich beim Anblick seines jugendfrischen Kindes.

„Wo ist der Schreiber?" fragte er mit milderer Stimme die in ehrerbietiger Entfernung wartende Magd.

„Er harret Eurer im Hausgange," versetzte diese, „nur Gerke ist nicht zu finden; Frau Ursel meint, er säße vielleicht schon in der Kirche."

„Dein Schützling muß immer etwas Besonderes für sich haben," bemerkte Hans gegen den Bruder.

„Der Junge ist fleißig, so mag er die Freiheit des Festtages einmal auskosten," entschuldigte ihn Heyne.

Man setzte sich in Bewegung. An der Spitze schritt Hans mit seiner Hausfrau, dann folgte Heyne, der, ob er gleich der Aeltere war, doch dem verheiratheten Bruder in solchem Falle den Vortritt überließ; würdevoll führte der Hagestolz das liebliche Nichtchen an der Hand; hinter diesem ungleichen Paare ging der Schreiber zur Seite der schwarzen Ursel, und zuletzt kam Anna, der sich Stoffel, der Knecht, noch im letzten Augenblicke gesellt hatte. Langsam und feierlich war man aus dem Hause getreten, langsam und feierlich wandelte man über den Neuen Markt; die Mägde an den Hausthüren reckten die Hälse und blickten der stattlichen Rathmannsfrau mit ihrem hübschen Töchterlein nach.

Herr Hans ballte ingrimmig die Faust und murmelte eine Verwünschung.

„Was hast Du?" fragte ihn leise Frau Barbara.

„Kann das Schandzeichen nicht sehen, ohne daß mir die Galle in's Blut tritt." Er meinte das steinerne Kreuz, das die Stadt vor nunmehr sechzig Jahren auf dem östlichen Theile des Platzes hatte setzen müssen, genau auf der Stelle, wo der Probst Nicolaus von Bernow vom Volke erschlagen und verbrannt worden war.

Frau Barbara, eine eifrige Kalandsschwester bekreuzte sich.

„Eine Sühne für den am Probste begangenen Frevel war wohl nöthig. Sieh, wie das ewige Lämpchen am Kreuze mit Blumen bekränzt ist!"

„Die Blumen hat ein Pfaff oder eine Pfaffenfreundin gespendet, sicher kein Berliner Bürger! Dem Probste — Gott habe ihn selig! — ist nur sein Recht geworden; war ein Freund des Papstes und ein heimlicher Gegner des Kaisers und unseres Markgrafen; müßte allen Guelfen ein Gleiches widerfahren!"

„Du redest wie ein Ketzer."

„Nicht wie ein Ketzer. Ich ehre die Heiligen und bete und faste, aber die beiden einander verfluchenden Päpste, die wir jetzt glücklich haben, sammt ihrem ganzen geschorenen Anhange mag ich nicht leiden, und das Talent brandenburgischer Pfennige, das wir alljährlich am Julianentage an die Probstei in Bernow entrichten müssen, ist ein Hohn und eine Schmach für uns. Bin nur neugierig, ob wir nicht nächstens einmal drei Päpste haben werden . . . ha, ha, ha!"

Das Beiern der großen Glocke vom Thurme der jetzt dicht vor ihnen befindlichen Kirche übertönte sein Lachen.

Cordula klatschte fröhlich in die Hände.

Der Vater, der es bemerkte, fragte verwundert:

„Worüber freust Du Dich, Kind?"

Die Gefragte blieb stehen, deutete mit der kleinen Hand nach oben und mit schalkhafter Miene fragte sie zurück:

„Hörst Du nicht?"

Der Rand der ruhenden Glocke wurde vom Klöpfel in einem munteren Dreivierteltacte berührt; es klang wie ein ländlicher Tanz.

„Ich höre das Beiern," sagte der Vater, „das irgend ein Schulbube als sein Feiertagsrecht beansprucht."

Cordula schüttelte die goldene Mähne, die ihr im Nacken flatterte.

„Nicht irgend einer. Ich weiß ganz genau, wer es ist."

„Nun, wer denn?"

„Gerke. Er hat mir versprochen, unseren Lieblingstanz mit dem Klöpfel zu schlagen."

„Der dumme Junge!" brummte Herr Hans im Weiterschreiten, „könnte auch was Gescheiteres thun; paßt zum Pfaffen, wie der Bock zum Kohlgärtner."

„Er will auch kein Pfaffe werden," sagte Cordula geheimnißvoll, so daß es die Mutter Gerkes nicht hören konnte, „sondern ein Bürger und Kaufherr."

„Der Habenichts?" kam es verächtlich über die Lippen des Rathmannes.

Der Ohm hielt der kleinen Plaudertasche den Mund zu.

„Mußt nicht Alles ausschwätzen, was er Dir anvertraut hat ... Na, gieb Dich nur zufrieden! Gerke ist ein tüchtiger Gesell und ich helfe ihm. Doch nun stille, jetzt sind wir in der Kirche."

Sie traten durch das festlich bekränzte Portal in das Gotteshaus. Die Männer boten den sie begleitenden Frauenzimmern das Weihwasser, dann verneigten sich Alle vor dem Hochaltar und suchten ihre Plätze.

An den Pfeilern der Kirche waren frische Birken befestigt. Die Altäre strotzten von Lichtern und Blumen; durch den ganzen Raum roch es nach Kalmus und würzigen Kräutern.

Für den erkrankten Pfarrer von St. Marien stieg ein fahrender Predigermönch, der sich nach Johannes Tauler, dem berühmten, vor nunmehr dreißig Jahren in Straßburg verstorbenen Doctor illuminatus, gebildet hatte, die Kanzel und begann seine Predigt mit dem siebenten Verse des ersten

Capitels der Weisheit Salomonis: „Spiritus Domini replevit orbem terrarum.“

„Ich habe ein Wort gesprochen in dem Latein,“ fuhr der von der lauschenden Gemeinde als Ausbund der Beredsamkeit bewunderte Dominikaner fort, „und es spricht also in Teutsch: ‚der Geist des Herrn, der hat erfüllet den Umbkreiß der Erden.‘ Ein Meister spricht, alle Kreaturen tragen an ihnen ein urkundt Göttlicher Natur, von der sie sich eingießen, also, daß sie gern wollen wirken nach Göttlicher Natur, von dero sie geschaffen sind.

„Nun ist zweierlei weise, da sich die Kreaturen entgießen. Die erste weise der Entgießung ist an ihr Wurtzelen, als sich die Wurtzelen dem Baum entgießen. Die andere weise ist an einer gemeinenden Weise. Sehet, also ist die Entgießung Göttlicher Natur in zweierlei weise.“

Frau Barbara folgte in einer Art Verzückung den salbungsvollen Worten. Die beiden Brüder Danewitz, denen die Sätze des Predigers zu spitzfindig und gelehrt waren, gaben die Bemühung, das für sie schwer Verständliche doch zu erfassen, als fruchtlos auf; sie hatten die Hände gefaltet und versenkten sich in ein gläubiges Gebet zu den Heiligen um Gesundheit des Leibes und der Seele und um Segen und Gedeihen für ihren schwunghaft betriebenen Handel. Die schwarze Ursel kämpfte tapfer gegen den Schlaf; Anna und Stoffel hatten sich willig in's Traumreich entführen lassen, Cordula spürte nichts von Ermüdung, sie guckte ab und zu verstohlen nach einem der seitlichen Pfeiler, wo unter herabhängendem Birkenlaub Gerkes hohe Gestalt sichtbar geworden war. Seine großen Augen schienen unausgesetzt auf ihr zu ruhen, und hätte es das Mädchen nur wagen dürfen, sie würde dem Spielgenossen für sein so gewissenhaft erfülltes Versprechen beim Beiern einen herzlichen Dank zugenickt haben.

„Man sieht das licht der Sonnen wohl, daß sie sich geusset auff einen Baum oder auff ein ander Ding, aber in ihr selber mag man sie nicht begreifen. Sehet, also ist es umb Göttliche gaben; sie müssen gemesen werden nach dem,

der sie empfahen soll, und nicht nach dem, der sie giebt. Ein Meister spricht: Gott ist ein maß aller Ding, und also viel ein Mensch mehr Gottes in ihm hat denn der ander, also viel ist er weiser, edler und besser, dann der ander."

Es wird dem Weltkinde unserer Tage schwer, sich eine genügende Vorstellung von der ungeheuren Wirkung solcher neuen Art Predigt zu machen. Der Andächtige, dem damals beim Gottesdienst meist nur fremdsprachliche, unverständliche Formeln und geheimnißvolle, nur unklarem Fühlen förderliche Ceremonien geboten wurden, hörte hier in seiner eigenen Muttersprache Gedankenreihen vortragen, die sich unmittelbar an seine geistige Fassungskraft wandten. Diese war aber allen abgezogenen, und das Uebersinnliche berührenden Fragen gegenüber völlig ungeübt und beinahe hilflos, so daß die starke Zumuthung, die solch ein Predigermönch an die schlummernden Fähigkeiten seiner Hörer stellte, die Letzteren ungewöhnlich aufregen und erschöpfen mußte. Alles, was in der Kirche zu schlafen überhaupt nicht gewohnt war, folgte den Entwickelungen des Mönches in athemloser Spannung, und hier und da drückten die Weiblein ihre ängstlich geblähten Nüstern in die Würzkräutersträuche, die sie in Händen hielten, um einer drohenden Schwächeanwandelung zu begegnen.

„Sehet," tönte es wieder von der Kanzel, „ich darf das wohl sprechen und ist wahr, daß die Einigung, so die Seel zu dem Leibe hat, so groß ist, daß die Seel in dem mindesten Glied also vollkommen ist als in dem Leibe allzumal. Darauf spricht Augustinus: Ist die Einigung also groß, die Leib und Seel mit einander haben, so ist die Einigung viel größer, da sich Geist mit Geist vereiniget."

Gerke und Cordula, die einander immer wieder heimliche Blicke gönnten, hatten diesen Satz der Predigt sicherlich nicht verstanden, aber wie eine Ahnung drang er durch ihr äußeres Ohr, den Weg zum Hirn überspringend, unmittelbar in ihre Herzen. Die Brust des Knaben weitete sich in bisher unbekannten Gefühlen, und das Mädchen neigte ihr Antlitz sittsam auf den Rosenkranz, der ihr im Schooße ruhte und dessen

einzelne Kugeln sie mit zuckenden Fingern emsig zu drehen begann.

„Nun ist eine Frage, und ist schwer zu berichten," rief der Mönch, jede Silbe scharf betonend und die Aufmerksamkeit der Hörer auf's Neue herausfordernd, „wie die Seel erleiden möge, da sich Gott in sie druckt? Sehet, das merket, gebe Gott ihr etwas außer ihm, das verschmähet sie, und daher, wenn er sich giebt in ihm selber, darumb mag sie empfahen und ihn leiden in dem Seinen und nicht in dem Ihren: denn das Seine ist ihr, wenn er sie aus dem Ihren gebracht hat; so muß das Seine das Ihre sein, und das Ihre ist eigentlich das Seine. Also vermag sie sich zu leiden in der Einigung Gottes."*)

„Hans!" hauchte Barbara ängstlich, „mir wird so schwach!"

Der Rathmann umfing den Wuchs seines vergehenden Weibes mit seinem rechten Arme und geleitete die halb Ohnmächtige, ohne besonders Aufsehen zu erregen, durch eine nahe Seitenpforte in's Freie. Die Predigt des Mystikers war der frommen Frau zu mächtig gewesen.

Als der Gottesdienst beendet war und die erschütterte Gemeinde durch das Portal hinausfluthete, gelang es Gerke, sich bis zu Cordula hindurch zu drängen. Er hatte ihr so Vieles zu sagen, aber, da er nun glücklich an ihrer Seite schritt, war er befangen und die Lippen verweigerten ihm den Dienst. Auch das Mädchen ging schweigend und mit gesenktem Blicke. Endlich faßte er sich ein Herz und gewaltsam stieß er die kurze Frage hervor:

„Habe ich's gut gemacht?"

Cordula wandte ihm flüchtig das lächelnde Antlitz zu und nickte dankbar mit dem Kopfe.

---

*) Aus „Predigten, welche von vornehmen gelehrten Leuten, so vor und zu Tauleri Zeiten gelebt haben, zumal Meister Eckarten, dessen Taulerus offte gedenkt, gehalten; in dunklen örtern in verstendliches Teutsch gebracht. Hamburgk. Mich. Herings. MDCXXI."

Dann schritten Beide wieder in gedankenvollem Schweigen.

Der vorzeitig aufgebrochene Rathmann hatte mit seiner Gattin längst sein Heim gefunden; so übernahm denn Heyne den Schutz der übrigen Hausgenossen. Er geleitete sie über den Neuen Markt bis vor die Thür und ließ Einen nach dem Andern bei sich vorbei über die Schwelle treten: nur den Sohn der schwarzen Ursel hielt er am Arme zurück und sagte:

„'s ist just die günstigste Stunde. Komm mit! Bruder Honorius in Cöln soll Dich sehen."

Bald wandelten Beide durch die gepflasterte Spandower- und Oderbergerstraße der Langen Brücke zu.

Unterwegs nahm Heyne wieder das Wort:

„Deine Mutter meint es gut mit Dir, aber zum Pfaffen taugst Du nimmermehr."

„Habe auch selbst keine Lust dazu," erklärte Gerke ohne Rückhalt.

„Nun also, was quälen wir uns noch länger? Bist nun die ganzen zwei Jahre, die Du in Berlin weilst, in die Schule zu den grauen Brüdern gelaufen und hast Dir mit dem Latein den Kopf zerbrochen . . . es wäre gescheidter, Du bereitetest Dich vor, einmal die Stelle unseres Schreibers und Gehilfen zu übernehmen."

„Die wird mir Herr Hans nimmer geben."

„Warum nicht?"

„Er kann mich nicht leiden."

„Weil er in Dir den Geistlichen sieht. Sage ihm, daß Du in unserer Handlung helfen willst und er wird Dich lieb haben, als wärest Du sein eigener Sohn."

Herrn Hans mag ich aber nicht gehorchen."

„Schlingel, hast Du solchen Trotzkopf? Kannst Du Dich nicht unterordnen lernen?"

„Euch wohl . . . aber Eurem Herrn Bruder? Ich weiß nicht, ob ich es lernen könnte."

„Das ist dummes Zeug. Irgend Etwas muß doch aus Dir werden, zumal es schade wäre, wenn Deine guten

Anlagen unausgebildet blieben. Bruder Honorius ist ein verständiger Mann und mein guter Freund; er soll uns rathen."

Sie hatten die Lange Brücke erreicht, gingen bei dem auf der Mitte derselben im Wasser erbauten, gemeinschaftlichen Rathhause der beiden Städte vorüber und wandten sich auf dem cölnischen Spreeufer dem Kloster der schwarzen Brüder zu, dessen Gemäuer theilweise den heutigen Schloßplatz bedeckte.

Heyne zog den Glockenstrang neben der Pforte und während er auf das Oeffnen derselben wartete, sagte er zu Gerke:

Sind andere Leute, die schwarzen Brüder, als die grauen Minoriten bei uns, die vor dem Fürsten und Großen schweifwedeln und nach Einfluß in weltlichen Dingen streben. . . . Ah! . . ." „Ich danke Euch!" fügte er schnell hinzu, denn der Bruder Pförtner hatte das Thor aufgethan und sein: „Tretet ein, hochmögender Herr!" als Gruß entboten.

Sie überschritten den Klosterhof und befanden sich bald in einer niederen, aber luftigen Mönchszelle, die mit allerlei Geschriften und wunderbaren Geräthen vollgepfropft war. Am geöffneten Fenster, das auf den blüthengeschmückten inneren Hof des Kreuzganges ging, saß ein breitschulteriger Mann im weißen Ordenskleide, inmitten mehrerer Schemel, auf denen ein paar geschliffene Steinplatten, Eisenbleche, Zirkel und Zangen lagen. Er hob sein langbebärtetes Antlitz dem Eintretenden entgegen und sagte mit einem freimüthigen Lächeln:

„Kann Euch nicht entgegen gehen, Herr Heyne Danewitz, so ich meinen Kram nicht über den Haufen werfen will . . . entschuldiget mich und erlaubet, daß ich Euch nicht minder froh im Sitzen die Hand biete."

Er streckte seine feste Rechte dem Kaufmann entgegen, die dieser herzhaft schüttelte.

„Keine Umstände, frommer Bruder! Wir setzen uns zu Euch." Er zog einen noch leeren Schemel an's Fenster und nahm darauf Platz, da aber seine Augen vergebens nach einem dritten Sessel in der Zelle spähten, meinte er: „Das junge

Blut mag stehen. Gestattet, daß ich Euch den Burschen vorstelle; Gerke Kölre, ein Schüler des Grauen Klosters.... Wollet Ihr ihn weiter bilden und mir später sagen, wozu er zu brauchen ist?"

„Da würden die Minderbrüder in Berlin mit Recht auf den Dominikaner schelten, der ihnen in's Handwerk pfuscht ... sind ohnehin nicht unsere Freunde,"

„Das weiß ich nur allzu wohl. Doch Ihr verstehet mich falsch; so Ihr meinen Schützling Gerke unterrichten wollt, hat er aufgehört, ein Schüler des Grauen Klosters zu sein."

„Dann soll's an meinem guten Willen nicht fehlen. Ihr begehrt doch weltlichen Unterricht für ihn? Die sieben freien Künste? Hat wohl schon Latein getrieben?"

„Bruder Honorius, ist das hier Latein?" Der Kaufmann deutete auf die verschiedenen Gegenstände, die um den Mönch herum ausgebreitet lagen. „Was macht Ihr mit diesen Steinen?"

„Eine Sonnenuhr für den Klostergarten."

„Und was steht auf diesen Pergamenten? ist es Latein?"

„Nein, es sind Ostertabellen, die ich für das nächste Jahrhundert berechne."

Der Kaufmann blickte in staunender Bewunderung auf den fleißigen Kuttenträger, dann sagte er:

„Nun, sehet! so wie Ihr noch Anderes und Besseres wisset als Latein, so soll auch dieser junge Mensch nicht länger mit lateinischen Brocken gefüttert werden. Machet einen anstelligen, brauchbaren Gesellen aus ihm; bringt ihm das Rechnen bei, übet seinen Verstand und wenn er in's achtzehnte Jahr getreten ist, soll er in unserem Hause als Gehilfe dienen."

„Wollen wir's mit einander versuchen, Gerke? Das sind bequem gezogene Grenzen für den Unterricht und gleich anmuthend für Schüler und Lehrer. Tausend, wie groß Du bist! So Dein Wissen mit dem Körper im Wachsen Schritt gehalten, so werde ich Dir nicht mehr viel beibringen können!"

Gerke erröthete und schlug verlegen die Augen nieder.

„Nun, brauchst Dich Deiner Länge nicht zu schämen," fuhr der Mönch gutmüthig fort, „Körpergröße und Körperkraft sind auch Gottesgaben. Was hast Du denn bisher am liebsten gelernt?"

Unsicher war der Blick, den der Gefragte nach dem Frager richtete. Dieser ermunterte:

„Nun, immer heraus! Wird ja keine Sünde gewesen sein."

„Die Sprüche der Minnesänger."

„Beim heiligen Augustin! Wo hast Du die denn her bekommen?"

„Habe dann und wann dem frommen Bruder, der die Bücherei unter sich hat, einen Leich abschreiben müssen."

„Eine so schöne Handschrift hast Du? Nun, wir Dominikaner sind auch keine Barbaren und bei Rhetorik und Dialektik können wir ein Liedlein des Spervogel oder des Herrn Walter von der Vogelweide recht wohl zu Grunde legen."

Gerkes Augen leuchteten.

„So wollt auch Ihr mich manchmal ein Lied dieser Sänger abschreiben lassen?"

„Unter der Bedingung, daß Du die Abschrift behältst ... warum nicht? Unsere Bücherei ist genügend versorgt und ich für meinen Theil brauche den Singsang nicht, mir liegt die güldene Zahl und die Epacte der nächsten Jahre weit mehr am Herzen."

„Ihr seid ein Sterndeuter, Bruder Honorius," sagte Heyne, „und vielleicht lehret Ihr auch Euren Schüler die Kunst, einem Menschen die Nativität zu stellen."

Des Mönches Miene wurde ernster, er seufzte und schüttelte den Kopf.

„Das ist eine schwere Kunst, und ein Menschenleben ist oft zu kurz, um nur die Anfänge derselben zu bewältigen."

„Ja, ja," nickte Heyne, „wer diese Kunst recht verstünde, der wüßte alles Zukünftige, und könnte manch einer Gefahr aus dem Wege gehen."

„Mit nichten, Herr Heyne," versetzte der Mönch, „er würde nur vorher wissen, daß er auch die erkannten Gefahren vermöge seiner kreatürlichen Schwäche nicht vermeiden wird. Und gegen das letzte Stündlein, das uns allen gesetzt ist, giebt es überhaupt kein Mittel, wenn wir es auch genau vorherberechnen könnten. Bis morgen, mein Sohn! magst um die Terz zu mir kommen. Der Mönch rechnete noch nach Klosterzeit, obgleich die Zeitglocke vom Marienthurm in Berlin, deren Klöpfel nach den Angaben eines Seigers, d. i. einer Sanduhr, mit der Hand bewegt wurde, die Stunden des Tages schon nach der neuen Eintheilung verkündete.

„Das heißt um 9 Uhr," setzte Heyne hinzu, sich gegen Gerke wendend.

Honorius nickte.

„Ja, um Neun. Ist eine merkwürdige Wirrniß, in der wir leben. Der Bürger zählt zweimal zwölf Stunden von einer Mitternacht zur andern; in den Klöstern rechnen wir noch nach Prime, Terz und None, und die Sonnenuhr, die in unserem Hofe steht, ist nach Art der altrömischen Uhren mit den Zahlen von Eins bis Vierundzwanzig gezeichnet. Nun, der Mensch bringt Unordnung in alle Dinge; Gott der Herr der sich nie irrt, weiß allein die richtige Zeit — ihm sei die Ehre!

„Amen," sagte der Kaufmann. Er bot dem Mönch die Hand zum Abschied und verließ mit seinem Schützling die Zelle.

Als Honorius wieder allein war, rückte er seinen Schemel vor eine der geschliffenen Steinplatten, ergriff Pinsel und Farbe und trug an schon vorher festgestellten Punkten der Platte eine Zahlenreihe auf, in der auf die Zwölf wieder die Eins folgte.

„Es muß auch so gehen," brummte er in den Bart, „die Stunden, die eine solche Uhr zeigt, sind so wie so stets Tagesstunden."

Neuntes Capitel.

Das Haus der beiden Danewitz, — der dritte Bruder Kerstien war im vorigen Jahre gestorben — das aus der Asche des großen Brandes von Berlin in verschönerter Gestalt erstanden war, machte einen verhältnißmäßig vornehmen Eindruck. Nur Holz und Ziegelsteine waren zu seinem Bau verwendet, und selbst das frühere „trockene", d. h. aus Stroh gefertigte Dach war durch ein feuerfesteres Ziegeldach ersetzt worden. Freilich, in den „Gaten", wie die breiten Zwischenräume, die es von den Nachbarhäusern trennten, genannt wurden, und im Hofe gab es immer noch strohgedeckte, hölzerne Scheunen und Ställe, und der fürsichtige Rath der Stadt hielt daher nach wie vor die Verordnung aufrecht, daß vor jedem Grundstück für alle Fälle eine Kufe mit Wasser stehen mußte.

Ueber der Hausthür leuchteten die in einen Balken eingeschnittenen und roth gemalten Worte:

„Ohn' Gottes Gunst,
All Bau'n umsunst."

Dieses Sprüchlein vertrat das heute übliche Firmenschild; jeder Berliner und Kölner Bürger kannte es, und wer das Haus näher bezeichnen wollte, der nannte es: „bei Danewitzens" oder „Zur Gottes Gunst."

Wenn man in den großen Flur des Hauses trat, sah man zu jeder Seite eine nur wenige Stufen hohe Holztreppe,

die zu den Stuben des Erdgeschosses emporführte. Links war die Wohnung Heynes und die Schreibstube des Geschäftes, rechts hauste Hans mit seiner Familie. Die Haupttreppe zu den oberen Stockwerken und Bodenräumen befand sich im Hintergrunde des Flures. An das Haus schloß sich ein Hof, der es eigentlich von drei Seiten umgab, indem er mit den gegen den Neuen Markt durch Bretterzäune abgeschlossenen „Gaten" zusammenhing. Hier waren die Pferde-, Kuh- und Schweineställe, auch ein paar Schuppen, in denen Waarenvorräthe lagerten; über den Hof gelangte man in ein Gärtchen mit einigen Blumenbeeten und gut gepflegten Obstbäumen.

Die Gebrüder Danewitz kauften als Gewandschneider hauptsächlich das von den städtischen Tuchmachern gefertigte Tuch und setzten dasselbe sowohl am Orte selbst, wie nach den Nachbarstädten, oder dem ferneren, slavischen Osten ab; sie waren Eigenthümer einer Kaufkammer, d. h. eines ihnen lebenslang verpachteten Raumes im städtischen Kaufhause, wo sie einen Theil ihrer Waaren niederlegen und feilbieten durften. Aber auch mit fremdländischen Erzeugnissen, die nach Berlin eingeführt wurden, trieben sie Handel, indem sie Heringe und getrocknete Fische, Eisen- und Stahlwaaren, auch Honig und Wachs, Talg und Fett den fremden Händlern abnahmen und zu Wasser und zu Lande weiter verführten. Das Recht zu einem derartigen Handel im Großen stand nur den Eigenthümern einer Kaufkammer zu, und da das Tuchgeschäft für diese Herren immer die Hauptsache blieb, so war die Bezeichnung „Gewandschneider" gleichbedeutend mit „Kaufmann" während die Kaufleute, denen der Gewandschnitt rechtlich nicht zustand, nur Krämer genannt wurden.

Es war ein Frühlingssonntag des Jahres 1397.

An der schon von Schüsseln und Tellern entblößten, nur noch mit einem weißen, buntgerandeten Linnen gedeckten Mittagstafel im Hause „Zur Gottes Gunst" saß Hans Danewitz mit seinem Bruder Heyne und Herrn Tyle Brügge, seinem lieben Tischgaste. Ein Krug mit „Ryvol", einem italienischen Weine, der von Rivoli die Etsch hinauf und über Bozen den

Weg in's deutsche Land gefunden hatte, stand auf der Tafel, und der Hausherr füllte aus demselben drei silberne, mit getriebenen Figuren geschmückte Becher.

„Trinket, Herr Tyle, das ist ein Tröpfchen, wie's unser Propst Ortwyn nicht im Keller hat, wenn er auch als Landschreiber des Herrn Markgrafen nur an edles Naß gewöhnt ist."

Der Angeredete, ein stattlicher Herr mit großer, vorspringender Stirn, buschigen Brauen und ernstem, würdevollem Gesichtsausdruck, hob den Becher an seine glattrasirten Lippen, kostete einen Schluck, setzte das Gefäß dann langsam nieder und sagte anerkennend:

„Ihr wisset zu leben, Herr Hans. Schade, daß Frau Barbara diesen köstlichen Wein verschmäht hat . . ."

„Entschuldiget meine Hausfrau," unterbrach ihn Hans, „wenn sie vorzeitig vom Mahle aufstand. Die Mitglieder der Elendsgilde kommen heute zusammen, wollen einen neuen Altar in St. Marien stiften; da darf sie nicht fehlen, sie ist eine Kalandsschwester mit Leib und Seele." Er seufzte und that dann, fast ingrimmig einen herzhaften Schluck.

„Danket Gott, Herr Hans," versetzte der wohlmeinende Gast, „daß Ihr Jemanden habt, dessen Ueberschuß an guten Werken Euch in jenem Leben zu statten kommen wird. 's ist eine böse Zeit; wer weiß, wenn uns Räuber und Landbeschädiger unsere irdischen Güter nehmen? da ist es gut, wenn man auch Schätze sammelt, die weder Motten noch Rost fressen."

Lebhaft fiel Heyne Danewitz ein:

„Da hörst Du's, Bruder, Herr Tyle hat Recht, und mit Unrecht grollst Du Deiner Hausfrau, daß sie manchmal im Kalandshofe weilt."

Hans, der tapfer gezecht hatte und dessen rothes Gesicht so fettig glänzte, als wäre es mit einer Mischung von Ziegelerde und Talg eingerieben, schlug mit der Faust auf den Tisch:

„Papperlapapp! Ich will nun einmal von solcher Liebedienerei gegen die Pfaffen nichts wissen. Was nützen

uns alle guten Werke, reiche Almosen und fromme Spenden? Liegt nicht draußen hinter jedem Busch ein Strolch, der unsere Waarenzüge bedroht? Finden wir nicht täglich Drohbriefe vorm Rathhause, daß man uns die Stadt wieder an allen vier Enden anzünden werde? Mit dem Gelde, das die Elendsgilde verschluckt, schafften wir besser Steinbüchsen an und ein paar Fässer von dem neuen schwarzen Kraute, um uns unserer Haut zu wehren."

„Ei, großgünstiger Freund," versetzte Tyle, den Erregten beschwichtigend, „so schlimm ist es doch unter unserem jetzigen Herrn nicht mehr. Herr Jobst . . . freilich, der hatte oft genug ungerade gerade sein lassen . . . Gott sei Dank, daß ihm endlich das Geld ausging und daß er die arme Mark an Herrn Wilhelm verpfändete. Sagt selbst, hat der Meißener Markgraf nicht schon Vieles bei uns gebessert?"

„Nun, wie man's betrachten will. Habe übrigens gar nichts gegen Herrn Wilhelm von Meißen," erklärte kühl der Unzufriedene, „ist soweit ein ganz rechtlicher Herr und bemüht sich ja auch manchmal unparteiisch gegen Ritterschaft und Städte zu sein, aber . . . wie lange wird die Herrlichkeit dauern? Glaubt Ihr, daß wir den alten Jobst los sind? Er wird zusammenraffen, was er nur raffen kann, und wenn er uns wieder eingelöst hat, suchen, uns zu einem höheren Preise wieder zu verhandeln. Tod und Teufel! Sind wir denn eine Heerde Hammel und nur dazu da, vom Meistbietenden geschoren zu werden?"

„Was ereifert Ihr Euch, lobwürdiger Freund? Ich dächte, der Berliner Rath hat seiner Zeit die Verlegenheit des Herrn Jobst gar trefflich ausgebeutet. Hier sitzt der Mann, dem Ihr die Gerichte in Berlin und Cöln abgekauft habt; der Markgraf hat Eure Hoheitsrechte bestätigt, und Ihr Herren vom Rath habt die unbeschränkte Gewalt des Landesherrn."

„Hat uns auch Geld genug gekostet. War just kein Pappenstiel, hochmögender Herr Tyle. Dreihundertsechsund-

fünfzig Schock Groschen habt Ihr eingestrichen, und der Markgraf hat den Handel auch nicht für einen Gotteslohn bestätigt. Lasset es Euch lieb sein, stolzer Freund, daß Ihr das Schulzenamt los seid."

„Bereue es ganz und gar nicht. Aber nun seid auch Ihr zufrieden, daß Ihr die Macht in Händen habt . . . "

„Das meine ich auch," bestätigte Heyne, der bisher schweigend zugehört hatte, um den Bruder nicht noch mehr zu reizen. „Der Rath von Berlin hat wirklich keine Ursache, sich zu beklagen; er thut, was er will, ob der Landesherr Jobst oder Wilhelm heißt."

Wiederum schlug Hans mit kräftiger Faust auf den Tisch, so daß einzelne Weintropfen aus den Bechern auf das Linnen spritzten. „Bei der allerheiligsten Jungfrau, der Rath thut nicht, was er will! Hätten wir die Macht, die uns gebührt, es sähe anders in der Mark aus! Kommen nicht alle Schlösser des Landesherrn in den Pfandbesitz des fehdelustigen Adels? Haben wir nicht erst die Bibersteins auszahlen müssen, damit das Schloß Cöpenick vor unseren Thoren nicht eine feindliche Zwingburg für uns werde? Wer entschädigt uns für die Besatzung, die wir nun selbst darinnen unterhalten müssen? Ich sage Euch, ginge es nach mir, wir hätten gar keinen Landesherrn! Der Landesherr beschränkt uns nur in unseren freien Entschließungen. Wir sind uns selbst genug und ohne den Markgrafen, der sich immer wieder auf seine Ritterschaft stützt, könnten wir mit Hilfe der uns verbündeten Städte dem trutzigen Adel den Kappzaum anlegen und unbehindert unsere Waaren führen zur Oder und zur Elbe und bis hinunter zu den Hanse'schen Küstenstädten."

„Und wäre die goldene Zeit dann immer noch nicht angebrochen," warf trocken der ältere Bruder dazwischen. „Die stärkere Stadt würde die schwächere übervortheilen und der Reiche den Armen verschlucken, gerade wie es heute auch geschieht. Ja, wenn wir westphälische Gerichte bei uns hätten, das wäre ein ander Ding . . . "

„Um aller Heiligen willen," rief Tyle Brügge, heftig den Kopf schüttelnd, „geht mir mit den Freistühlen der rothen Erde! Man sagt, sie versuchen ihre dreiste Hand schon bis in die Mark auszustrecken. Das fehlte uns noch! Soll etwa ein Berliner Bürger, der in Westphalen verklagt wird, den Weg dorthin finden? Und wenn er ihn scheut und in die heimliche Acht erklärt wird, vor jedem Unbekannten zittern, weil er ein Freischöffe sein könnte? Nein, Nein! Lasset uns bei unserem guten Brandenburger Recht bleiben!"

Es war ein eigenthümlich verhaltener Blick, den Heyne seinem Bruder zuschickte, und als dieser, dem der italienische Wein mehr und mehr zu Kopfe gestiegen war, den Mund zu einer Erwiderung öffnen wollte, kam ihm der Andere schnell zuvor und sagte ablenkend:

„Warum verderben wir uns den Nachmittag mit so ernsten Gesprächen? Wir sollten einen Spaziergang vor's Thor machen und Herrn Tyle unsern Garten zeigen."

Noch ehe über die Annahme dieses Vorschlages entschieden war, erschien eine Magd auf der Schwelle und meldete die Ankunft Cuno Täschners aus Magdeburg.

„Cuno?" wiederholte Hans, sich schwerfällig von seinem Stuhle erhebend. „Schickt der Alte diesmal den Jungen? Er ist willkommen! Führe ihn herein!"

Ein jugendlicher Stutzer von vielleicht zwanzig Jahren kam leichtfüßig in die Stube. Er trug sich nach der neuesten Mode. Sein aus feinstem flandrischen Tuche gefertigter Lendner hatte kaum handbreite Schöße, und diese Schöße waren ausgezaddelt und an den Zaddelspitzen mit Schellen besetzt. Der glänzende Ledergurt um die Hüften war ebenfalls mit Schellen verziert. Unter den weiten Aermeln kamen engere zum Vorschein, die sich vom Handgelenk aus trichterförmig erweiterten und einen Theil der Hand mit ihren Falten bedeckten. Er hatte die sackartige, mit einem nach vorn über nickenden Zipfel versehene Mütze abgenommen, ging keck einige Schritte dem Hausherrn entgegen und verneigte sich selbstgefällig:

„Glück in's Haus, Unglück heraus, Herr Hans Danewitz! Auch Euch meinen Gruß, hochmögender Herr Heyne! Viel Liebes von meinem Vater den beiden ehrbaren Gebrüdern Danewitz und der großgünstigen tugendsamen Hausfrau! Bin mit meinem Elbkahne gestern Abend angekommen und hätte Euch schon heute Vormittag besucht . . . aber am Sonntage . . . .Ihr waret sicher in der Kirche . . . . und ich . . . . hi, hi, hi! . . . habe lange geschlafen, denn der Trunk, den ich zur Nacht im Hechte thun mußte, war ein verteufelt schwerer."

Er verzog lachend sein etwas welkes Antlitz, zeigte dabei aber zwei Reihen tadelloser Zähne.

„Gott willkommen, Herr Cuno!" entgegnete Hans und bot dem jungen Mann die Hand, „scheint, Ihr wollt gerade solch ein Sausewind werden wie Euer Herr Vater in jungen Jahren war. Nun, nun . . . nehmt's nicht für ungut! . . . gönne Euch das bischen Jugendübermuth . . . kann die Duckmäuser nicht leiden. Wenn Ihr's Eurem Vater nachmacht, dann werdet Ihr einst ein ebenso tüchtiger und bescheidener Kaufherr, der das Herz auf dem rechten Flecke hat . . . Herr Tyle," wandte er sich an seinen Tischgast, „dies ist Herr Cuno Täschner, der Sohn meines Magdeburger Geschäftsfreundes," und sich wieder zum neuen Kömmling zurückwendend: „Ihr treffet zeitig ein; erst in vier Tagen beginnt der Markt."

„Bin früher gekommen, weil ich außer der Kaufkammer, die wir immer miethen, noch ein bekreuztes Zelt errichten will. Bringe reiche Fracht mit: Eisen- und Stahlwaaren aus Erfurt, Harnische und Burrat . . . . wird eine Augenweide für Euch sein. Denke, die Gebrüder Danewitz nehmen mir die ganze Ladung ab und verkaufen mir als Rückfracht Berliner Tuch und Heringe. Kann auch einen Posten Honig und Flachs gebrauchen."

„Hm, hm! wollen sehen," brummte Hans ausweichend; als fürsichtiger Kaufmann war er bei Erwähnung der bevorstehenden Geschäfte sofort nüchtern geworden. „Heute ist

Sonntag, junger Freund, und der Meister der Stadtwage feiert. Wollen's beschlafen, morgen ist auch noch ein Tag. Kommet mit uns vor's Thor; im Danewitz'schen Garten sitzt es sich gut, und unser Nachttrunk soll nicht schlechter sein, als der im Hecht."

„Mit Freuden begleite ich Euch, Frau Barbara . .?"

„Weilt noch im Kalandshofe. Wenn's die Pfaffen gestatten, findet sie später wohl noch den Weg zu uns. Vorwärts, wenn's gefällig ist."

Die Gebrüder Danewitz brachen mit ihren Gästen auf.

Hans ging neben Cuno Täschner; Heyne, der den stutzerhaften Magdeburger mißgünstig betrachtete, folgte mit Herrn Tyle nach.

In der Spandower Straße war ein lebhaftes Gewimmel sonntäglich geputzter Spaziergänger. Ein Geistlicher in schwarzem Tuchmantel und viereckigem Sammtbarett, begleitet von einem Diaconen, trug das Allerheiligste nach der Behausung eines Sterbenden. Die Menge machte ehrerbietig Platz; auch die vier Herren traten zur Seite, verneigten sich tief und bekreuzten sich Stirn und Brust. Als aber bald darauf ein junger Kleriker, um dessen freches lüsternes Gesicht lange Haare wallten, in rothen „eingeschnittenen und gemützerten" Schuhen vor ihnen über das holprige Steinpflaster tänzelte und den begegnenden Mägdlein unschicklich nachguckte, grollte Hans zwischen den Zähnen:

„So ein nichtsnutziger Schelm! Ich wette, ihm fehlt die Tonsur unter der Kappe! Läuft am Tage des Herrn wie ein Geck durch die Gassen und liebäugelt mit thörichten Frauenzimmern! 's ist weit gekommen mit unsern Pfaffen! Steht es bei Euch in Magdeburg ebenso, Herr Cuno?"

Der Gefragte lachte:

„Kümmere mich nicht um Geistliche und Kuttenträger, man muß ein Auge zudrücken, denn kommt uns so ein frommer Herr bei unseren eigenen Weiblein in die Quere und man ritzt ihm nur die Haut, gleich hat uns das geistliche

Gericht am Wickel. Es giebt keine Gerechtigkeit mehr im Lande; das Beste ist leben und leben lassen."

„Ihr nehmt's von der leichten Seite, denn Ihr seid jung; werdet so alt wie ich, und Ihr werdet mit den Zähnen knirschen."

Man hatte das Spandower Thor erreicht. Ein mächtiger viereckiger Thurm ragte über die sechs Fuß dicke und dreißig Fuß hohe Stadtmauer, und im Unterbau dieses Thurmes gähnte ein gewölbter Durchgang, zu dessen Seiten sich städtische Gefängnisse befanden. Die äußeren Thorflügel waren geschlossen.

„Ihr sichert Euch am Tage," bemerkte Cuno zu seinem Begleiter.

„Weil auch am Tage draußen der Teufel umgehen kann. Nur ein einziges Thor lassen wir auf, die Andern werden geblendet. Thorwärter! he! wo steckst Du denn?

Herr Hans hatte die Stimme erhoben, um den Wärter, den er im Thurmstübchen vermuthete, an sein Amt zu gemahnen.

„Komme schon, gestrenger Herr Danewitz," tönte es aus dem Seitengäßchen, das sich längs der Mauer hinzog.

Der Wärter hatte dort ein in prunkende Seide gekleidetes Mädchen, dessen Haupt aber unter einem übergeworfenen kurzen Mäntelchen verhüllt war, stehen lassen und stapfte diensteifrig näher.

„Ha! ha!" lachte Cuno, „Ihr habt ihn in einem verliebten Stelldichein gestört."

„Nun, Bolle, fragte streng der Rathmann, „was treibst Du denn da?"

„Ist ein Weiblein, das an der Unehre sitzt, hochmögender Herr," meldete Bolle mit gekrümmtem Rücken, „wohnt nahe der Mauer. Sie bat mich, ihr das Thor zu öffnen, weil sie die Schwester besuchen will, die draußen bei der Schmerhütte haust. Hab' ihr gerathen, zum Oderberger Thor zu gehen, das heut offen steht . . . der Unwe wird ihr nichts schaden."

Er hatte, während er sprach, den schweren Schlüssel vom Gurte gelöst und forderte den gestrengen Herrn mit einem stummen Blicke auf, den Vortritt in das Thorgewölbe zu nehmen. Doch Herr Hans rührte sich nicht, die Stirnhaut zwischen seinen Brauen fältelnd, fuhr er mißtrauisch fort:

„Und deshalb verläßt Du Deinen Posten und gehst mit ihr in die Seitengasse?"

„Nur aus schuldiger Ehrfurcht vor den Leuten, hochmögender Herr. Wollte den ehrbaren Frauen den Anblick Einer ersparen, die unter des Büttels Aufsicht steht."

„Das läßt sich hören, Herr Hans," mischte sich Tyle Brügge in's Gespräch, „ich denke, Ihr ertheilet ihm Lossprechung."

Des Thorwärters Blick streifte mit dankbarem Aufglanz den einflußreichen Fürsprecher.

„Nun, meinetwegen," entschied der Rathmann, „die Ausrede mag einmal gelten. Ein zweites Mal will ich sie nicht wieder hören, Bolle . . . verstehst Du?"

„Zu Befehl, gestrenger Herr."

Der Schlüssel knarrte im Schloß. Die bebende Faust des Wärters öffnete den einen Thorflügel.

„Wir gehen nach unserm Garten. Gieb Acht, wenn wir zurückkommen, daß wir nicht zu warten haben."

Mit diesen Worten schritt Herr Hans ins Freie; die drei Gefährten folgten ihm, Einer nach dem Anderen.

„Sei guten Muthes, Bolle," flüsterte Heyne, der als der Letzte bei dem Bestürzten vorüberging, „mein Bruder meint es nicht so schlimm."

Krachend schlug der Flügel wieder zu, und Bolle stieß einen gotteslästerlichen Fluch über den Rathmann Hans Danewitz aus, der ihm immer gerade dann über den Weg laufen mußte, wenn er ihn nicht zu sehen wünschte.

Zehntes Capitel.

Das war ein Frühling, wie ihn die Mutter Natur ihren Stiefkindern an der Spree nur selten bescheerte. In voller Blüthenpracht standen die Obstbäume draußen im Danewitz'schen Garten, und schon rollten die Maiblumen ihre glänzend grünen Blätter auseinander, um den aus ihrem Schooße emporstrebenden Blüthenstengeln Luft und Licht zu gönnen.

Unter einem rosa überhauchten Apfelbaum lag Gerke im Grase und stützte mit der Rechten sein Haupt, in der Linken hielt er eine geheftete Lage grobfaserigen, dicht verfilzten Papiers, das er in seinen Mußestunden mit steilen kräftigen Schriftzügen bedeckt hatte. Wenn auch schon durch die Kreuzzüge die Kunst der Papierbereitung nach Deutschland gekommen war und namentlich seit einem halben Jahrhundert erfolgreich betrieben wurde, so war doch bis vor Kurzem noch das Schreibpapier ein kostbarer und daher seltener Gegenstand gewesen. Erst seit sechs oder sieben Jahren wurde es in Nürnberg in großen Massen und zu einem billigeren Preise hergestellt und nun hatte es auch seinen Eingang in die Klöster und Schreibstuben der Mark gefunden, ohne jedoch das Pergament, das nach wie vor zu wichtigeren Urkunden benutzt wurde, gänzlich zu verdrängen. Mehrere Bogen dieses neuen Schreibstoffes hatte der Bruder Honorius seinem Schüler zu dessen Liederabschriften geschenkt, und Gerke hatte sein

vollgeschriebenes Sammelheft mit nach dem Garten genommen. Im Apfelbaum flötete eine Nachtigall; helle Glanzwölkchen zogen verloren am fernen Horizonte und die Nachmittagssonne warf tanzende Lichter auf die im leisen Luftzuge zitternden Blätter des Ziergesträuchs.

Gerke war in diesem Augenblick blind und taub für die Zauber des Lenzes. Verloren in die Musterung der Schätze, die er aus einer im Kloster der schwarzen Brüder geliehenen Abschrift der Freidank'schen Spruchdichtung entnommen hatte, las er mit halblauter Stimme:

„Daß mich krumm dünke grad
Und recht des Unrechts schiefer Pfad,
Man thu' in Bann mich immer,
Das glaube ich doch nimmer."

Weit öffneten sich seine wasserblauen Augen, vollste Zustimmung drückte sein ehrliches, entschlossenes Gesicht aus, er las den Satz noch ein Mal und dann ein drittes Mal, nun wußte er ihn auswendig und, das Antlitz zur leuchtenden Himmelskugel erhebend, wiederholte er ihn, ohne auf's Blatt zu blicken.

Nach einer Weile sinnenden Vorsichhinstarrens begann er auf's Neue in dem Hefte zu blättern. Er fand einen andern seiner Lieblingssprüche:

„Er sei eigen oder frei,
Wer von Geburt nicht edel sei,
Der soll sich Adel geben
Durch tugendreiches Leben."

Ein Spruch, der nicht auf demselben Blatte stand, kam ihm dabei in den Sinn, und laut fügte er aus dem Gedächtniß hinzu:

„Niemand weiß, wer zu ihm steht,
Als wenn's an Leib und Ehre geht:
Da wird der rechte Freund erkannt,
Der falsche fällt von ihm zuhand."

Er ließ das Heft sinken, legte sein Haupt zurück und sich gerade auf dem Rücken ausstreckend, tauchte er den Blick in die Unendlichkeit über sich.

So uferlos, wie das Luftmeer da oben, war sein Sehnen und Wünschen, nein, nicht sein Wünschen — sein Ahnen.

Hätte er in diesem Augenblick sagen sollen, was er sich wünschte, die Lippen hätten den Dienst verweigert, aber eine Fülle unaussprechlicher Ahnungen dehnte seine breite Brust, und unwillkürlich straffte er alle Muskeln seines urkräftigen Leibes. Eine Art Kampfeslust schwellte ihm die jungen, riesenmäßigen Glieder, ihm war, als müßte er um den beglückenden Inhalt des zukünftigen Lebens mit irgend einer feindlichen Gewalt ringen, und wenn sich diese nur in Fleisch und Blut ihm zeigen wollte, er traute sich die Fähigkeit zu, ihrer Herr zu werden und sie zu meistern.

Schwalben schossen im zackigem Fluge pfeilgeschwind durch die Luft; ein Säuseln erhob sich im Wipfel des Apfelbaumes, und ein Flockenfall von weiß und rosafarbigen Blüthen schauerte auf ihn hernieder.

Er schloß die Augen, um dem lieblich flüsternden Zwiegespräch, das der Lenz mit der Erde hielt, besser lauschen zu können. Wie bekannt klang ihm dieses wunderholde sanfte Rauschen! Wie oft hatte er es als wunschloser Knabe vernommen, wenn er unter den Kiefern des Germendorfer Waldes lag und Ahnungen der Ewigkeit durch seine Seele gingen. Er dachte an den einstigen Gespielen, den Junker Werner von Holtzendorff, an die nächtlich schleichenden Stellmeiser, die ihn und seine Mutter so viel geängstigt hatten, und wie er dem Schelm, dem Vyke von Grieben, durch seine rechtzeitig an Herrn Heyne übermittelte Warnung zuvorgekommen war.

Ein Lächeln des Triumphes spielte um seine frischen Lippen, da traf ihn wie im Traume die Frage:

„Gerke, warum lachst Du?“

Verwundert schlug er die Augen auf und erkante Cordula, die mit erhitzten Wangen vor ihm stand.

„Du bist es, Cordel? Ich denke, Du bindest Deine Rosen an?“

„Stoffel macht es besser denn ich. Komm, hilf mir die Schaukel befestigen! Vergebens stieg ich in die Linde, der Strick will nicht halten.“

„Auf den hohen Baum bist Du geklettert? Cordel, das sollst Du ja nicht, Deine Frau Mutter hat es verboten. Hättest mich rufen sollen . . .“

„Wollte Dich überraschen, aber ich sehe ein, ohne Deine Mitwirkung geht es nicht.“

„Wollen's nachher besorgen. Jetzt setze Dich zu mir und höre, was ich Dir lesen möchte.“

Das Mädchen kauerte in's Gras, und Gerke nahm sein Heft in die Hand und las:

„Von Freude sind die Frauen genannt:
Sie geben Freude dem ganzen Land;
Wie wohl Der Freude kannte,
Der zuerst sie Frauen nannte!“

„Das ist ein artiges Sprüchlein,“ sagte Cordula, „ich möchte auch lesen lernen.“

„Was giebst Du mir, wenn ich's Dich lehre?“

„Diese Maiblume.“ Sie zog ein frühzeitig aufgeblühtes Stenglein aus ihrem Mieder und bot es ihm dar.

„Gut, es soll gelten.“ Er legte die Blüthe zwischen zwei Blätter seines Buches. „Nächsten Sonntag gebe ich Dir die erste Stunde. Aber nun höre weiter.“ Und wieder las er:

„Was Gutes, Böses ist geschehen,
Zum Theil durch Frau'n sah man's erstehen,
Das Beste und das Böste,
Das Niederste und Höchste.“

„Das ist dummes Zeug,“ rief Cordula aufspringend, „ich mag nicht lesen lernen.“

„So bleibe bei Deiner Spindel und dem Stickrahmen,“ lachte Gerke, „die eignen sich auch besser für Frauenzimmer. Aber die Sprüche, die ich weiß, kannst Du trotzdem auswendig lernen.“

„Vielleicht . . . ein andermal. Jetzt komm und rüste mir die Schaukel!“ Ungeduldig stampften ihre kleinen Füße den Rasen.

Gerke richtete sich auf und folgte ihr zur Linde vor dem Sommerhäuschen, das wie ein Schwalbennest am Fuße der Stadtmauer klebte.

Dort saßen Anna und Ursel. Die Letztere hantirte mit Scheere und einem Stück Linnen, das ihr im Schoß lag; die Hände der alten Magd rasteten, und müssig schaute sie dem Knechte zu, der die schon vor Wochen freigelegten Rosenstöcke an kleinen Pfählchen festband.

Gerke lief schnell zu seiner Mutter, küßte ihr die Stirn und sagte zu Anna:

„Könnt Ihr meine Mutter nicht bewegen, es Euch gleich zu thun und am Tage des Herrn zu feiern?"

„Ei, mein Sohn," versetzte Frau Ursel, „tadelst Du mich, wenn ich für Dich schaffe? Die Fürsorge für unsere Kinder ist auch am Sonntage keine Sünde... Doch, ich weiß, Du meinst es gut; willst Deiner Mutter nur die Ruhe gönnen."

„Gerke! Gerke!" tönte Cordulas ungeduldiger Ruf, „kommst Du endlich?"

„Da bin ich schon."

Er eilte zur Gespielin unter der Linde.

„An welchem Zweige wollen wir die Schaukel befestigen?" fragte er, den Blick nach oben richtend und den Baum musternd

„Dort."

Das Mädchen deutete auf einen starken, fast wagerecht abstehenden Ast.

Leicht wie eine Katze klomm Gerke an dem Baume in die Höhe und bald saß er rittlings auf dem Aste und bat die unten Stehende, ihm den Strick zuzuwerfen. Mit sicherem Griff fing er ein Ende desselben und machte sich daran, es um den Ast zu schlingen und zu verknoten. Doch die niederhängenden höheren Zweige und sein Feiertagskleid erschwerten ihm die freie Bewegung. Er zog seinen Kittel aus, warf ihn der Gespielin zu und arbeitete in Hemdsärmeln weiter. Als die Enden des Strickes befestigt waren, schwang er sich ein paar Mal hin und her. Cordula klatschte erfreut in die Hände, bald aber rief sie verlangend:

„Nun ist's genug. Jetzt will ich auch heran."

Mitten im Schwunge sprang der Waghalsige hinab, kam beinahe zu Fall, gewann aber schnell das gefährdete

Gleichgewicht und half nun dem ungeduldig zappelnden Mädchen auf den beweglichen Sitz hinauf.

„Schaukle mich Gerke, so hoch Du nur vermagst! . . . Höher! noch höher!"

„Schlingel, bist Du toll!" tönte hinter ihm eine grollende Stimme, „soll mein Töchterchen das Genick brechen?"

Er wandte sich und erkannte Herrn Hans, der mit seinen drei Begleitern beim Sonnenhause angekommen war.

„Sie wollte es so haben," versetzte er unbefangen, „es war ihr noch nicht hoch genug."

„Und da giebst Du, unvernünftiger Bursch, dem Wunsche eines unüberlegten Kindes nach?" Der Rathmann holte zu einer echt märkischen Maulschelle aus, mit der er sich gelegentlich nicht nur den unmündigen Bewohnern seines Hauses, sondern auch Mägden und Knechten verständlich zu machen pflegte. Gerke aber duckte sich blitzschnell unter die unschädlich durch die Luft sausende Hand des Zornmüthigen und faßte die Schaukel, um deren schon verminderte Bewegung vollends zu hemmen. Als ihm dies gelungen war, hob er Cordula so mühelos herunter, als wenn sie das Gewicht einer Flaumfeder hätte.

Zärtlich warf sich die Tochter an des Vaters Brust.

„Es war wunderschön!" sagte sie schmeichelnd, „und gar nicht zu hoch! Gerke hat die Stricke so fest verknüpft, daß sie Dich und den Ohm und Deine beiden Gäste zusammen tragen."

Des Rathmanns Antlitz wurde freundlicher. Er strich die wirren goldglänzenden Härchen aus der Stirn der Tochter und sagte, gegen Tyle und Cuno gewendet:

„Da hört Ihr's, Ihr Herren! Wollt Ihr vielleicht die Haltbarkeit der Schaukel erproben?"

Der frühere Schulze lehnte vornehm lächelnd den scherzhaften Vorschlag ab:

„'s ist lange her, daß man an solchem Schimpfe Gefallen fand."

Aber Cuno Täschner rief übermüthig:

„Warum nicht? Ich denke, ich bin noch nicht zu steif dazu?“

Er schwang sich auf den hängenden Sitz und, sich eine kreisförmige Bewegung gebend, drehte er die gestrafften Seile zu einem einzigen zusammen. Endlich hielt er inne, und nun wirbelten die sich erst langsam, dann aber immer schneller auseinander drehenden Stricke ihn so heftig um seine Achse, daß er mit den wagrecht gestreckten Beinen dem Auge wie ein übergroßer, mit der Spitze nach oben gerichteter Kreisel erschien.

„Noch einmal! Bitte, bitte, noch einmal!“ jauchzte Cordula, die ob dieser ihr neuen Verwerthung der Schaukel vor Freude strahlte.

Cuno Täschner mußte den Spaß noch mehrmals wiederholen; er merkte nicht, daß er dem schon etwas mürben Stricke ein wenig zu viel zumuthete.

„Jetzt schaukle Dich aber auch!“ rief Cordula, die zu dem unterhaltenden Fremden schon das höchste Vertrauen faßte.

„Auch das verstehen wir noch!“ versicherte Cuno und durch ruckweises Ausschnellen der Beine setzte er sich mehr und mehr in schwingende Bewegung.

Anna und Ursel, die bescheiden von ferne standen, blickten ängstlich nach dem tragenden Aste empor, bedenklich schüttelten sie mit den Köpfen und wie bittend erhoben sie die Hände.

Heyne Danewitz, der die Warnung der dienenden Frauen bemerkte, wollte just, „Hört auf, Herr Cuno!“ rufen, als es schon zu spät war.

Das eine Ende des Strickes war unterhalb der Verknüpfung durchgerissen, und in weitem Bogen flog der übermüthige Stutzer in die glücklicherweise frisch aufgelockerte Erde eines Blumenbeetes.

„Heilige Mutter Gottes!“ schrie der Rathmann. Hoffentlich hat er kein Glied gebrochen?“

Erschrocken war er hinzugeeilt und half dem Bestürzten wieder auf die Beine. Auch Ursel war zur Stelle und als erfahrene Wittib eines Kriegsknechtes betastete sie prüfend die

Gliedmaßen des leicht Betäubten und bewegte sie vorsichtig in den Gelenken.

„Gebrochen ist nichts," versicherte sie zur Beruhigung Aller, „sonst könnte der stolze Herr so nicht auftreten. Lasset Euch nach dem Sommerhause führen . . . so, seht Ihr, das geht schon ganz gut. Ihr müsset ein Weilchen niedersitzen. Heilige Jungfrau, Ihr blutet aber an der Hand! . . . eine Scherbe muß Euch verletzt haben. Setzt Euch nur erst . . . so! das Blut wollen wir bald stillen."

Sie drückte den Daumen auf die Schnittwunde und murmelte: „Sanguis mane in venis, sicut Christus pro te in poenis!" Nachdem sie feierlich eine Weile gewartet hatte, dabei immer noch der Finger fest auf die Verletzung pressend, flüsterte sie: „Sanguis mane fixus, sicut Christus crucifixus!" Die Sprüchlein hatte sie einst von einem Cistercienser-Mönche gelernt, ohne deren Sinn zu verstehen, fest aber glaubte sie an die geheimnißvolle Kraft der Beschwörungsformeln. Noch pustete sie dreimal auf die kranke Stelle, dann zog sie langsam den Finger zurück und sagte mit Genugthuung; „Seht Ihr, der Blutsegen half! Das Blut steht schon!" Sie holte ein Streifchen von der Leinwand und beendete ihre sonst ganz angemessene Hilfeleistung mit der trostreichen Verheißung:

„Morgen, stolzer Herr, könnet Ihr wieder tanzen."

In der That war der Unfall glücklich genug abgelaufen. Cuno Täschner erholte sich, stand wieder vom Schemel auf und versuchte zu gehen. Es gelang ihm ohne besondere Anstrengung; nur in der Hüfte empfand er einen mäßigen Schmerz, der sich nach Ursels Versicherung erst binnen drei Tagen völlig verlieren würde.

Tyle Brügge und die beiden Danewitz beglückwünschten den jungen Mann, daß er so gut davongekommen war. Cordula und Gerke standen, heimlich kichernd, bei Seite.

„Was habt Ihr denn?" fragte Hans die Beiden, „weshalb lachst Du, Gerke?"

Der Ueberraschte zwang sich zu einer ernsten Miene, schwieg aber verlegen still.

„Ich frage Dich, warum Du lachtest!“ wiederholte gebieterisch der Rathmann.

„Ueber Herrn Cuno,“ gestand stockend der in die Enge Getriebene; und als ihn der Frager noch immer anstarrte, fuhr er fort: „Es sah so drollig aus, wie er sich auf die Erde setzte.“ Eine neue Heiterkeitsanwandlung bedrohte seinen kaum gewonnenen Ernst.

„Und darüber lachst Du, Du frecher Bube? Hast Du denn kein Mitgefühl mit einem Christenmenschen? Wenn Dir nun das Gleiche geschehen wäre?“

„Meines Mitleids bedarf Herr Cuno nicht; ein Fall blieb ja, den Heiligen sei Dank, ohne schlimme Folgen. Mir aber wäre das Gleiche nimmermehr begegnet; ich hätte mich am heilen Ende des Strickes festgehalten und wäre nicht wie ein Mehlsack auf die Erde geplumpst.“

„Gerke hat Recht, Väterchen,“ mischte sich Cordula ein, „ich denke, auch ich hätte mich dem Sturze entzogen.“ Und sie kicherte von Neuem und zeigte ihre weiß schimmernden Zähnchen zwischen den rothen Lippen.

Hans Danewitz war entwaffnet, aber das unehrerbietige Lachen Gerkes klang ihm doch noch im Ohre; es mußte auch von Täschner bemerkt worden sein. Er suchte nach einem neuen Grunde, den Burschen zu schelten.

„Was treibst Du Dich in Hemdsärmeln herum?“ brauste er auf, „schickt sich das, wenn ich mit Gästen im Garten weile? Selbst ein Leineweber muß Broke zahlen, wenn er im Hemde über die Straße läuft. Und was bammelt Dir denn da am Halse? Komm doch mal näher Bursche! Wo hast Du denn das her?“

Er packte die zinnerne Münze, die durch den Brustschlitz von Gerkes Hemde hervorschimmerte, riß sie mit jähem Rucke von der sie haltenden Schnur und betrachtete sie mit stierem Blicke.

„Bei den elftausend Jungfrauen! Meines seligen Herrn Vaters geweihtes Zeichen! Heyne! Heyne! Sieh doch einmal! Kennst Du dies?"

Herr Heyne nahm das vor Pest bewahrende Zaubergehenk in die Hand, wandte es verwundert hin und her und sah mit weit offenen Augen nach seinem Schützling.

„Du gottvergessener Bube, wer hat Dir dies Zeichen gegeben?" donnerte Hans den Ahnungslosen an, indem er ihn am Ohre schüttelte. „Gestehe, oder ich lasse Dich sofort in den ‚Bürgergehorsam' bringen."

„Ihr herrschet mich an, als hätte ich ein Unrecht begangen. Erst lasset mein Ohr fahren, dann werde ich reden."

Die trotzige Furchtlosigkeit des strammen Jungen verfehlte nicht ihre Wirkung auf den jähzornigen Kaufmann. Er gab das Ohr frei. Jetzt erst erklärte Gerke:

„Gefunden habe ich es vor vielen, vielen Jahren in der Feldhütte bei Bötzow; genau kann ich mich dessen nicht mehr entsinnen, denn ich bin damals ein kleines Kind gewesen."

„'s ist wahr, gestrenger Herr, bei allen Heiligen!" fiel ihm Ursel in's Wort, „er fand es neben dem Herde in einem Winkel und ich habe eine Schnur durchgezogen und es ihm umgebunden zum Schutze gegen todtbringendes Siechthum."

„Und das soll ich Dir glauben, Du lügnerische Hexe? Mein Herr Vater hat dieses Zeichen getragen, als er mit seinem Knechte das letzte Mal von uns fortritt. Nie ist er heimgekehrt, auch der Knecht ist verschollen. Wahrscheinlich hast Du unter Stellmeisern und Woldenbergern Deine Freundschaft, hast den alten Mann morden und ausplündern helfen. Stoffel! heda, Stoffel! Greife dieses Weib und liefere sie dem Thorwärter Bolle ab! Er soll sie bewahren, bis der Büttel kommt und sie einschließt! Morgen erhebe ich Anklage wider sie auf Theilnahme an Friedensbruch und Raubmord."

Ursel glich einer Bildsäule, aber die Lähmung ihrer Lebensgeister dauerte nicht lange. Als der Krampf ihre jäh

erstarrte Blutwelle wieder freigab, da sprang sie wie ein Raubthier an den Rathmann heran, ballte die Fäuste, so daß sich ihr die eigenen Fingernägel in's Fleisch gruben, und flammende Blitze ihrer aufsprühenden dunklen Augen schleudernd, schäumte sie hervor:

„Mir das, Herr Hans Danewitz? Mir? der tugendsamen Wittib eines ritterlichen Wachtmeisters? Glaubt Ihr, ich sei schutzlos, weil ich mir redlich mein Stück Brot im Hause eines Kaufmanns verdiene? Waget es nur, solche nichtswürdige, wahnsinnige Beschuldigung gegen mich vorzubringen, und die ehrenfeste Sippe der Bredows und Holtzendorffs wird Euch und Eurem Rathe zeigen, was ich werth bin! Bei der unbefleckten Jungfrau, wenn nur Euer kaufmännisches Gewissen nicht schwerer belastet ist, als das meine!"

„Liebe Frau," mahnte Tyle Brügge, in dem sich der Geist des früheren Gerichtsherrn regte, „mäßiget Euch und redet Euch nichts an den Hals. Der Rath hat ein scharfes Gehör und ist äußerst empfindlich in Beziehung auf seine Ehre. Gebt mir ruhig Antwort auf das, was ich fragen werde. Wann wollt Ihr das Zeichen gefunden haben?"

„Das sind viele Jahre her . . . wartet, hochmögender Herr, zehn, elf, zwölf, dreizehn . . . richtig vor dreizehn Jahren ist es gewesen, bald nachdem Schloß Plote ausgepocht worden war von den Magdeburgern."

„Hm!" machte Tyle; dann wandte er sich an den Rathmann. „In welchem Jahre, werther Freund, ist Euer Herr Vater verschwunden?"

„Gleich nach dem großen Brande unserer Stadt. Er war fortgeritten, um Schuldforderungen einzuziehen, ich weiß, daß ihm dies gelungen ist, und daß er beträchtliche Geldsummen auf dem Heimwege mit sich geführt haben muß. Herr und Knecht, Geld und Rosse, alles ist spurlos verloren gegangen. Jetzt giebt uns dieses Zeichen hier . . . ich erkenne es wieder an gewissen Merkmalen . . . endlich Kunde von dem Verschollenen, und kaum ist ein Zweifel gestattet, daß dieses schändliche Weib . . ."

„Pst, pst!“ unterbrach ihn Herr Tyle, „lasset uns einmal rechnen. Der große Brand war vor nunmehr siebenzehn Jahren, wenn Frau Ursel vor dreizehn Jahren dieses Zeichen gefunden hat, so bleibt ein Zwischenraum von vier Jahren, über den man doch erst einiges Wissenswerthe erfahren müßte. Wo waret Ihr vor siebenzehn Jahren, liebe Frau, besinnet Euch!“

„Das weiß ich noch ganz genau, stolzer Herr,“ erwiderte die Frau, die durch die ruhige Art des Fragers mehr und mehr besänftigt wurde. „Am Donnerstag vor Rogate habe ich vor siebenzehn Jahren meinem seligen Eheliebsten in Plote die Hand zum Bunde gereicht. Herr Wilkin von Bredow hat uns die Hochzeit ausgerichtet, er und seine Sippe können es bezeugen. Die nächsten vier Jahre bin ich mit keinem Schritte vom Schlosse fortgekommen und ich säße noch heute dort mit Mann und Kind, wenn der Erzbischof von Magdeburg . . . Gott möge es ihm verzeihen! . . . nicht wie ein Wettersturm in unser junges Glück gefahren wäre. Mein Mann ward im heißen Kampfe gefällt, aber er starb leicht und selig als ein echter Reitersmann und hat nicht geahnt, in welch gottvergessener Weise man sein armes Weib der größten Schandthaten verdächtigen würde.“ Ihre Stimme, die immer unsicherer geworden war, wurde von einem krampfhaften Schluchzen gänzlich erstickt.

Gerke umarmte die Fassungslose, drückte ihr Haupt zärtlich gegen seine breite Brust und sprach ihr Trost und Muth zu:

„Weine nicht, Mutter! Ich verlasse Dich nicht und wenn sie Dich tödten, ich gehe mit Dir in den Tod.“

Cordula, die theilnehmend auch neben Ursel getreten war, sah vorwurfsvoll nach dem gestrengen Vater.

„Herr Hans,“ sagte Tyle gedämpften Tones, indem er den Freund ein wenig bei Seite zog, „Ihr überzeugt Euch, daß Euer Verdacht völlig grundlos ist. Euer Herr Vater ist im Jahre des Brandes um's Leben gekommen, hätte man ihn nur gefangen genommen, so wäret Ihr sofort um ein

reiches Lösegeld angesprochen worden. Wenn aber diese Frau zu jener Zeit Plote nicht verlassen hat, so kann sie sich unmöglich zwischen Zedehnik und Spandow . . . denn dieses Weges ist der alte Herr Danewitz gezogen . . . an einem Verbrechen wider ihn betheiligt haben. Gebt ihr eine Ehrenerklärung und suchet die Spur, die Ihr von dem Verschwundenen gewonnen, auf bessere Weise auszunutzen."

„Herr Tyle hat Recht, Bruder," drängte Heyne den noch Unentschlossenen, „mache Dein Unrecht an der geängstigten Frau wieder gut."

„Nun freilich, Du! Du wirst Deine Günstlinge nicht im Stiche lassen!" brummte Hans, „meinetwegen mag das Weib vorläufig unbehelligt bleiben; aber das Pestzeichen behalte ich, wir wollen doch sehen, wie es in die Feldhütte bei Bötzow gekommen ist. Frau Ursel!" sagte er lauter, so daß es alle Anwesenden vernehmen konnten, „kommet her und lasset die Thränen im Sacke!

Gott zieht zuletzt an's Licht,
Was Jeder ausgericht.

Eurer Aussage will ich vor der Hand Glauben schenken, kehret unangefochten in mein Haus zurück."

„In Euer Haus? Nein!" Sie wischte die Thränen mit der verkehrten Hand von ihren Wangen, und aus ihren getrübten Augen flammte ein Blitz des Hasses. „In Euer Haus nimmermehr! Wer mich so grundlos kränken und beschimpfen konnte, dessen Brot esse ich nicht, jeder Bissen würde mich würgen. Noch heute verlasse ich diese Stadt und kehre in meinen Wald zurück; die Bäume im Walde sind freundlicher als die Menschen. Wollet Ihr das mir zugefügte Unrecht wieder gut machen, so gönnet meinem Sohne weitere Unterkunft, daß er auslerne und ein Priester werde, der auch für Eure Sünden beten kann. Wird mir sauer genug ankommen, mich von ihm zu trennen, aber die Ursula Kölre weiß, was sie der Ehre ihres seligen Ehemannes schuldig ist. Komm, mein Sohn, daß Du mir mein Bündel schnüreſt; ich meines Theils trete nicht mehr über die Schwelle der ‚Gottesgunst',

die mir nur Unglück brachte, werde vor der Thür warten, kannst mir meine Sachen hinausreichen auf die Gasse. Gott mit Euch, gestrenge Herren! Die seligste Jungfrau schütze Euch, Herr Heyne, und Euch, Jungfer Cordelchen! Lebet wohl, Anna und Ihr, Stoffel! Denket der schwarzen Ursel im Gebet!"

Sie bot Herrn Heyne und Cordula die Hand, ebenso der Magd und dem Knecht. Dann schritt sie schluchzend aus dem Garten, gefolgt von ihrem verblüfften Sohne.

„Fahr zum Teufel, dumme Hexe!" grollte ihr der Rathmann nach, „bin froh, daß ich Dich los bin."

„Aber Herr Hans! Am Tage des Herrn führt Ihr den Bösen im Munde?" Vorwurfsvoll kam es von den Lippen Frau Barbaras, die unbemerkt auf einem Seitenpfade genaht war.

„Ei, sieh da, meine fromme Frau Eheliebste!" grüßte der Rathmann, sich zu guter Laune zwingend. „Haben Dich die Glatzen endlich frei gelassen? Ist inzwischen mancherlei vorgefallen. Hier, Herr Cuno, unser werther Freund, ist eingetroffen; heiß ihn willkommen! Und der schwarze Satan, die Ursel, ist schon vorm Megetage*) zum Blocksberg gefahren. Ha, ha, ha! wir werden sie wohl entbehren lernen."

*) So ward der erste Mai (Walpurgis) genannt.

Elftes Capitel.

Die Weihnachtswoche des Jahres 1398 war herangekommen. In der Trinkstube des „Schwarzen Bären" tagten die Verordneten der Viergewerke und der gemeinen Bürgerschaft Berlins, um die Vertheilung der Aemter für's nächste Jahr vorzunehmen.

Der Bäckermeister David Zeidelberg, ein kleines, kugelrundes Männlein, begabt mit einer für damalige Zeiten seltenen Zungenfertigkeit, war einstimmig zum Orator ernannt worden. Als solcher hatte er alle Beschlüsse und Gesuche der Bürgerschaft dem hohen Rathe mündlich zu bestellen, denn mit Papier und Tinte ließ sich das meist des Schreibens unkundige, aber jederzeit zum Dreinschlagen bereite Völkchen der Spreeanwohner nur ungern ein.

Die Verordnetenlade stand geöffnet auf dem schweren Eichentische. Jeder der sechszehn Verordneten hatte einen Zinnbecher voll schäumenden Bernower Bieres vor sich und die Becher wurden, so oft sie geleert waren, vom dienstbeflissenen Bärenwirth sofort wieder aus einem der neben der Lade aufgestellten, weitbauchigen Krüge gefüllt. Ach, es war der letzte Dienst, den Brisicke, der Bärenwirth, seinen lieben Gästen erweisen durfte; dort, neben dem dicken Bäckermeister, saß als Verordneter der Bürgerschaft der Wirth zum „blauen Hecht", und Brisicke ahnte, daß die Zusammenkünfte der Verordneten im nächsten Jahre wohl unabänderlich in

Schrumms, des Hechtwirthes, Trinkstube stattfinden würden. Doch immerhin galt es, den guten Ruf des „Schwarzen Bären" bis zum letzten Augenblick durch pünktliche Bedienung der Gäste zu wahren; ein Jahr ging ja schnell herum und dann, wenn der „Hecht" seine Schuldigkeit gethan hatte, konnte die Reihe wieder an den „Bären" kommen.

Der allzeit durstige David Zeidelberg ergriff seinen Becher, trank ihn in einem Zuge leer und klopfte dann mit der scharfen Kante des Becherbodens auf die Tischplatte.

„Stille!" riefen die Anderen, „David hat's Wort."

„Fürsichtige Freunde und bescheidene Verordnete," begann der Bäcker mit belegter Stimme, „ehe wir die Lade schließen und uns zum Mahle begeben, zu dem alter guter Sitte gemäß auch einige unserer Rathmannen erscheinen werden, erübrigt uns noch, die Wahl des neuen Wirthes zu vollziehen. Ich wüßte keinen Würdigeren in Vorschlag zu bringen, als unseren Mitverordneten, Fritz Schrumm, den ehrbaren Wirth zum „Blauen Hechte". Mit bestem Erfolge übt er die Braugerechtigkeit; sein Bier ist Euch Allen wohlschmeckend, seine Trinkstube geräumig und für unsere Versammlungen vorzüglich geeignet. So überlegt Euch meinen Vorschlag und entscheidet nach Stimmenmehrheit."

Es bedurfte keines längeren Nachdenkens.

„Schrumm soll's sein!" riefen die erhitzten Mitglieder der Tafelrunde. Die Wahl wäre einstimmig erfolgt, wenn nicht der Vorgeschlagene selber aus wohlangebrachter Bescheidenheit für seinen Mitbewerber um die Gunst aller durstigen Kehlen, den Wirth der „güldenen Gans", gestimmt hätte.

Auf's Neue trommelte der Bäckermeister mit seinem Becher.

„Fritz Schrumm ist unser Wirth für's nächste Jahr," verkündete er feierlich, „mit fünfzehn Stimmen von sechszehn ist er gewählt. Ich schließe die Lade und fordere die Versammlung auf, mir zum Mahle zu folgen."

Geräuschvoll erhoben sich die biederen Bürger und Handwerker und begaben sich in die große Gaststube nebenan, wo

die festliche Tafel gedeckt war und die geladenen Rathmannen eben eintrafen.

David Zeidelberg begrüßte ehrerbietig Herrn Hans Danewitz, der in diesem Jahre ein Mitglied des ruhenden Rathes war, aber bei der demnächst zu erwartenden Rathsversetzung nach der Ueberzeugung aller Anwesenden wieder in die Körperschaft der regierenden Rathmannen, des sogenannten neuen Rathes, gewählt werden würde.

Nach einer kurzen Unterhaltung, in welcher der Noth der Zeit und besonders der drohenden Gefahr einer erneuten Mißregierung durch den alten Jobst gebührend gedacht worden war, nahm man am linnengedeckten Tisch Platz.

Der Hirse mit Würsten und dem Grünkohl mit Hammelskopf wurde tapfer zugesprochen. Man aß mit Messer und Löffel und nahm auch wohl gelegentlich die Finger zu Hilfe, der Gebrauch einer Gabel war männiglich unbekannt, wenngleich Herr Danewitz versicherte, er habe von einem fremden Lande gehört, in welchem es Sitte wäre, das Fleisch vom Teller mit einem mehrzinkigen eisernen Werkzeuge aufzuspießen. Alle lachten über solche Narrethei und meinten, der verkehrten Neuerungen auf der Welt wäre kein Ende.

Als der mit Zwiebeln und Knoblauch gebratene Rücken eines Wildschweines bis auf das Knochengerüst vertilgt war, winkte Zeidelberg dem Bärenwirthe verständnißvoll zu. Dieser ging hinaus und kehrte bald mit seiner tief erröthenden und verlegen den Blick zur Erde richtenden Hausfrau in die Stube zurück.

Würdevoll erhob sich der Bäckermeister.

„Ehrbarer Freund Brisicke," begann er mit leicht zitternder Stimme, „und Ihr, Frau Anna Brisicke, fürtreffliche Hausfrau des ‚schwarzen Bären', die Verordneten der Stadt Berlin danken Euch für alle Mühewaltung, der Ihr Euch unverdrossen ein Jahr lang zu unserem leiblichen Besten unterzogen habt. Gott und die Heiligen wollen Euch auch fernerhin in gnädigen Schutz nehmen."

Er bot dem gerührten Paare die Hand. Ueber Frau Annas herdfeuerblanke Wangen perlten die Thränen, sie stellte sich überrascht und beschämt, wenngleich sie auf die erwartete Anerkennung sich schon den ganzen Tag gefreut hatte.

Nun wandte sich David Zeidelberg gegen den Aufwärter, der hinter ihm stand, nahm einen Kranz aus Tannenzweigen und bunten Schleifen aus dessen Händen entgegen und schritt damit zum Platze Fritz Schrumms.

„Ehrbarer Freund Schrumm, die Verordneten der Viergewerke und der gemeinen Bürgerschaft der Stadt Berlin überreichen durch mich ihrem neugewählten Wirthe den ihm gebührenden Kranz. Traget ihn in Ehren und seid uns im nächsten Jahre ein treuer, rechtlicher und bescheidener Gastwirth, in dessen Trinkstube wir tagen mögen zum Wohle unserer Mitbürger und zum Heile der ganzen Stadt.“ Mit diesem Wunsche drückte er den nadelscharfen Kranz, der viel mehr einer Dornenkrone als einem Zeichen der Freundschaft glich, auf Fritzens schweißglänzende Stirn.

„Seid bedankt, günstige Herren, für die Auszeichnung, die Ihr mir angedeihen lasset,“ stotterte der sich schwerfällig erhebende Wirth des blauen Hechtes, „mein Haus ist von morgen an bereit, Euch zu jeder Stunde würdig zu empfangen.“

Den vorgeschriebenen Förmlichkeiten war genügt, nun ging es wieder an ein Essen und Trinken, über dessen Maßlosigkeit das verdauungsschwache Geschlecht der Gegenwart erstaunt wäre. Ein buntgefärbtes Mandelmuß und kleine knusprige Gewürzfladen machten den Schluß der Mahlzeit und reizten zu neuem, sich nie genug thun könnendem Trinken.

„Ei, wohlweiser Herr,“ redete der Bäcker seinen Nachbar Hans Danewitz an, „ich höre, Ihr werdet den Gerke als Schreiber und Gehilfen in Euer Geschäft nehmen?“

„Hm!“ brummte der Rathmann, „es wird vielleicht so kommen. Mein Bruder Heyne ist der ältere und er wünscht lebhaft, die Geschicklichkeit des Burschen für unseren Gewandschnitt zu verwerthen, da wird man als jüngerer Bruder am Ende nachgeben müssen.“

„Wäre der weiseste Entschluß, den Ihr fassen könnet, der Gerke ist tüchtiger Gesell; schlank und hoch wie eine Tanne im Walde; wenn er über den Neuen Markt geht, gucken ihm die Weiblein aus allen Fenstern und Thüren nach. Hat auch ein frommes Mütterlein, das alle Quatember den weiten Weg von Bötzow hierher nicht scheut, um den Sohn zu sehen und ihm einen heimlichen Pfennig zuzustecken."

„So? Woher wisset Ihr das?"

„Von meinem Freunde Brisicke. Die gute Frau herbergt immer hier im Bären und kann es gar nicht erwarten, bis der Sohn ein geistlicher Herr sein wird, der auch ihr Vergebung der Sünden spenden kann. Nun, das wird sie sich aus dem Sinne schlagen müssen."

Hans Danewitz begriff nicht, wo die schwarze Ursel die Mittel zu heimlichen Unterstützungen ihres Sohnes hernehmen mochte; sollte er mit seinem Verdachte im vorigen Jahre doch auf rechter Fährte gewesen sein?

Dummes Zeug! Die Nachforschungen hatten ja sonnenklar ergeben, daß zur selben Zeit, da der am Wege gefundene, erschöpfte und jeder Auskunft unfähige alte Mann nach der Feldhütte geschafft und dort wahrscheinlich an der Pest gestorben war, die schwarze Ursel thatsächlich in Plote geweilt hatte. Ein Räthsel war es freilich immer noch. Wo war der Knecht geblieben? Wer hatte den Verlassenen beraubt? War der Knecht vielleicht selbst der Räuber gewesen?

Der Kaufmann schüttelte den Kopf; wozu immer wieder das fruchtlose Nachsinnen von Neuem beginnen? Aber den Groll gegen Gerkes Mutter konnte er nicht bezähmen. Wenn die Frau wirklich darauf rechnete, den Sohn einst als Geistlichen zu sehen, so war er jetzt in der Lage, durch Erfüllung des brüderlichen Wunsches ihr einen Strich durch die Rechnung zu machen. Er beschloß, die Ernennung Gerkes zum Handlungsgehilfen, gegen die er sich noch immer gesträubt hatte, nun selbst zu beschleunigen.

„Ihr seid still geworden, hochmögender Herr," begann der Bäcker wieder. „Sicher denkt Ihr an die bevorstehende

Rathsversetzung. Nun, nach Allem, was ich gehört habe, braucht Ihr an Eurer Berufung in den neuen Rath nicht zu zweifeln."

„So?" fragte Hans lebhaft, „sind die Cölner Herren meiner Erwählung günstig?"

„Alle, gestrenger Herr, alle ohne Ausnahme. Habe erst gestern drüben im Rathskeller gesessen und Euer Lob am Herrentische singen hören. Ist eine weise Maßregel, daß die berliner Rathmänner von den cölnischen und die cölnischen von den berlinern gekürt werden, da braucht man den Neid und die Mißgunst der eigenen lieben Nachbarn nicht zu fürchten."

Ihr seid ein feiner Kopf, Meister David. Wenn Ihr Euch drüben mal wieder umthut, denket meiner in Gunst und redet Gutes von mir zu den Leuten. Wird Euer Schade nicht sein." Er dämpfte die Stimme und neigte seine Lippen gegen die abstehende Ohrmuschel des Bäckers. „Ich plane Großes zum Heile der Viergewerke und des Handels. Wenn uns der Jobst wieder unter die Steuerpresse nimmt — und Ihr sollt sehen, wir haben ihn nächstens auf dem Halse, schon zeichnet er sich von Prag aus wieder als unser Markgraf — dann trage ich auf einen Bund der Städte und Ritterschaft an, damit wir an unseren Rechten und Freiheiten festhalten und es nicht dulden, wenn uns Jemand aus dem ruhigen Besitz drängen und uns das Fell über die Ohren ziehen will."

„Das thut, Herr Hans Danewitz, beim heiligen Blute von Wilsnack, das thut!" zischelte freudig David Zeidelberg.

„Ja, das werde ich thun. Wir müssen uns gegen den Kappzaum wehren, den uns geldgierige Fürsten über die Nase werfen wollen. Wir brauchen keinen Landesherrn, sind uns selbst genug! Können's ebenso machen wie Lübeck und Hamburg und alle die stolzen Städte an der See. Was nützt uns denn jetzt unser Bund mit der seegewaltigen Hanse, wo wir nicht einmal unsere eigenen Herren sind und uns die fremden Gewalthaber immer wieder dreinsprechen? Wenn wir erst ganz allein zu entscheiden haben, dann kaufet Ihr den Winspel Roggen zum halben Preise und, ich sage Euch, jeder Bäcker wird dann ein reicher Mann . . ."

„Und ein Rathmann!" ergänzte David, fortgerissen von stolzen Hoffnungen. „Hier, Herr Danewitz, ist meine Hand! Nennt mich einen Schelm, wenn ich nicht morgen Stimmung für Euch mache unter den Cölner Bürgern. Was Eure Wahl anbelangt, der Rathmannen drüben seid Ihr sicher."

Es war spät am Abend, als die bierseligen Herren den Bären verließen und schwankend ihre Behausungen aufsuchten.

Am St. Thomastage wurde die Glocke des gemeinschaftlichen Rathhauses an der langen Brücke in drei Pulsen geläutet. Die Gemeinden beider Städte wußten, was dies Zeichen zu bedeuten hatte, und von beiden Ufern her drängten dichte Schaaren auf die Brücke und trafen da zusammen, wo die „Bäume" die Grenzen beider Städte bezeichneten. Unter den Lauben des Rathhauses standen die achtzehn Rathmannen, von denen zwölf der Stadt Berlin, und sechs der Stadt Cöln angehörten; neben ihnen zeigten sich die achtzehn neu gewählten Herren, die berufen waren, für das nächste Jahr den regierenden Rath zu bilden, während die bisherigen Gewalthaber in die bescheidenere Rolle des alten oder ruhenden Rathes zurückzutreten hatten.

Die vor dem Rathhause und auf der Brücke Versammelten machten lange Hälse und deuteten mit den Fingern auf diesen oder jenen Herrn unter den neuen Würdenträgern, der ihren besonderen Antheil erregte.

„Da ist er! Beim heiligen Wunderblute!" rief David Zeidelberg, dessen rundes Bäuchlein sich bis in die vorderste Reihe hindurchgedrängt hatte, „siehst Du Schrumm, ich habe recht prohpezeit! Herr Danewitz ist wieder gewählt!"

Der Wirth zum blauen Hechte nickte zustimmend.

„Wahrhaftig, er ist es! Nun, Bruder David, heute Abend trinken wir einen Krug Garlei*) zu Zweien."

„Stille! Der Rathsschreiber liest die Namen!"

Andreas Molner, der städtische Schreiber, der viel bewunderte Verfasser des neu angelegten, noch heute vorhandenen

*) Damals berühmtes Gardelegener Bier.

Berliner Stadtbuches, trat vor die Laube, hielt eine Schriftrolle unter die Augen und verkündete mit lauter Stimme die Namen der neuen Rathmannen. Zu jedem Namen tönte, je nach dem Grade seiner Beliebtheit, ein mehr oder minder beifälliger Widerhall aus den Kehlen der Lauschenden. Als Hans Danewitz genannt wurde, brüllte David Zeidelberg ein kräftiges „Guthyl!" und die Nachbaren pflanzten es fort, und es lief über die Brücke bis zu beiden Ufern der Spree. Selbst vom Laubendache der Cölner Badstube, die sich da, wo jetzt das stolze Königsschloß ragt, bescheiden im Wasser spiegelte, kam es zurück: „Heil dem Rathmann Hans Danewitz! Hoch soll er leben!"

Als die Verkündigung des neuen Rathes beendet war, gab einer der aus dem Amte scheidenden Kämmerer öffentliche Rechenschaft über die Verwaltung des städtischen Vermögens, indem er lange Zahlenreihen aus einer zu diesem Zwecke angefertigten Liste vorlas. Die aufhorchenden Bürger vernahmen erstaunt, welch unerwartet hohe Summen im letzten Jahre der Hufen-, Word- und Ruthenzins, die außerordentlichen Beden und Gefälle, sowie die Erträge von den städtischen Grundstücken und Gerechtigkeiten eingebracht hatten. Es war nach alledem ein hübscher Ueberschuß in den städtischen Kassen verblieben, und David Zeidelberg flüsterte heimlich seinem Nachbar zu:

„Zum Teufel! Wenn wir so viel Geld im Kasten haben, wozu werden wir denn noch mit Herrenzoll und Biersteuer, und Gewerk- und Martinizins, schier endlos geplagt?"

„Ja, das habe ich auch schon gefragt," erwiderte der Hechtwirth. „Die Herrn vom Rath behaupten zwar immer, ein Kassenbestand müsse vorhanden sein, denn gar säumig steuerten manche Bürger, und der Markgraf hätte es mit Einziehung der Urbede allemal sehr eilig und wartete keine Stunde. Aber nun hören wir ja, wo der Ueberschuß bleibt. Der Rath erwirbt mit unserem Gelde ein Kämmereigut nach dem anderen und allerlei sonstige Rechte vom Landesherrn; er wird immer mächtiger und wir immer machtloser, und ich

sage Dir, Bruder Zeidelberg, wenn wir nicht bald dazu thun, daß auch wir in den Rath kommen, so sind wir die Geprellten."

„Könntest Recht haben, Freund Schrumm." Der Bäcker sah sich vorsichtig um, dann fuhr er noch leiser fort: „Aber laß uns erst warten, was der Danewitz thun wird."

„Hält er nicht Wort und macht er die Städte nicht frei, daß die Steuerschinderei durch den Markgrafen ein Ende nimmt, dann ist es Zeit, daß auch wir uns rühren und selber versuchen, wie es sich auf den Rathsstühlen sitzt. Es kommen ernste Zeiten, Fritz, denk' an meine Rede!"

Murrend gingen die Bürger auseinander, der Rechnungsabschluß hatte sie nicht befriedigt.

„Grüß Gott, Gerke!" sagte Zeidelberg zu einem riesengroßen Gesellen, auf den er im Gedränge an der Oberberger- und Spandower-Straßenecke stieß, „wünsche Euch bestens Glück, seid jetzt Gehilfe im Hause eines regierenden Rathmannes."

Der Gegrüßte dankte und versetzte leichthin; „Nun diese Ehre wird mich nicht gerade übermüthig machen."

Mit einem verwunderten Blicke musterte der Bäckermeister den jungen Mann:

„Wie meint Ihr das?"

Gerke prüfte seinerseits das feiste Antlitz des leicht erregbaren Handwerkers, dann sagte er vertraulich:

„Ihr seid ein rechtschaffener Meister, Herr Zeidelberg, und Euch darf ich's schon gestehen: Die Art der Rathsversetzung gefällt mir nicht."

Hastig schob David seine plumpe Hand durch Gerkes Arm, zog ihn freundschaftlich mit sich fort und zischelte geheimnißvoll:

„Beim Wunderblut, Euer Verstand ist den Jahren vorausgeeilt, der Bruder Honorius hat Euch frühzeitig den Blick geschärft. Gefällt mir auch gar Manches nicht. Was habt Ihr denn am neuen Rathe auszusetzen?"

„Nun, ich denke, das Heiligste, was ein Mann hienieden hat, ist sein Recht, und Mannespflicht ist es, das Recht zu

wahren und ein gegebenes Wort zu halten. Bin noch ein junger Bursch, Herr David, aber einem armen Verwaisten fährt manch scharfer Wind um die Nase, und er wird früher selbständig als ein Muttersöhnchen, das dem Glücke im Schoße sitzt. Es dünkt mich nicht recht gethan, daß die Herren vom Rath sich aus sich selbst ergänzen, und daß die steuerzahlenden gemeinen Bürger nur immer das Zusehen haben. Wäre ich Großbürger dieser Stadt, bei allen Heiligen, ich litte es nicht, und wenn ich mit dem Schwerte dreinschlagen und meinen Kopf auf's Spiel setzen sollte."

„Ho, ho! Ihr seid ja ein kühner Gesell und des gemeinen Mannes entschlossener Freund, wie er nicht in jedem Geschlechterhause groß wird! Sagt solches um Gottes Willen nicht Eurem gestrengen Herrn, er könnte es übel vermerken."

„Will's Jedem sagen, der es hören will. Nicht der Neid gegen den reichen Gewandschneider spricht aus mir. Ich ehre den Großhandel nicht minder, wie das fromme Handwerk, gönne auch Jedem das Seine, dem Adel wie den Städten, den Geistlichen wie den Laien. Aber keiner soll das Recht des Anderen kürzen; wenn er es thut, thut er's auf seine Gefahr, und Pflicht des Geschädigten ist es, sich gewaltsam zurückzunehmen, was ihm zu Unrecht vorenthalten wird. Seid auch Ihr heut Abend auf's Rathhaus geladen?"

„Gehöre nicht zu den Vornehmen, werde hübsch zu Hause bleiben. Wenn Ihr aber als Mitglied des Danewitz'schen Hausstandes hinkommen solltet, dann sperret die Augen auf, wird heut hoch hergehen, und Ihr werdet Dinge sehen, von denen Ihr auf Eurer Schreibstube Euch nichts träumen ließet. Mit Gott, junger Freund, habet an mir einen Fürsprecher gewonnen; wenn Ihr eines solchen mal benöthigt seid, dann findet den Weg zu mir, der David Zeidelberg ist für Euch stets zu Hause." Er bot ihm die Hand und sie trennten sich.

Am Abend dieses Tages brannten sämmtliche Lichter in den aus Hirschgeweihen kunstvoll gefertigten Kronleuchtern des großen Berliner Rathhaussaales. Der alte Rath gab dem neuen das übliche Festmahl, und nach Verlauf desselben er-

schienen auch die Frauen und Kinder der Rathmannen und einige angesehene Verordnete mit ihren Familien, um an scherzhaften Mummereien und einem fröhlichen Tanze theilzunehmen.

Ein scharfer Nordost fegte aus der Heide über die Stadt und pfiff schneidend um die Thürme der beiden Parochialkirchen zu St. Nikolai und St. Marien. Es war auf einmal Winter geworden, und dieser Winter sollte im Gedächtniß der Leute als einer der strengsten, die je der Mark beschieden worden, fortleben.

In wärmende Pelze gehüllt traten mehrere Personen aus der Thür der „Gottesgunst" auf den Neuen Markt hinaus. Stoffel, der eine mit beöltem Papiere versehene Stocklaterne hochhielt, bewegte sich mit verhaltenen Schritten auf dem hart gefrornen Boden, denn die Frau Rathmann Barbara Danewitz und ihr Töchterlein Cordula konnten nur langsam gegen den ungestümen Wind ankämpfen.

„Nehmt meinen Arm, liebwerthe Frau Schwägerin," sagte Heyne — er war jüngst zum Schöffen gewählt worden — zu seiner stöhnenden Nachbarin, „ist ein böses Wetter heute."

Gerke in seinem besten Gewande und ebenfalls mit einem Pelze bekleidet, den ihm Heyne gestern geschenkt hatte, folgte dem stattlichen Paare und suchte seine Begleiterin Cordula, indem er sich dicht an sie hielt, vor dem Winde zu schützen.

„Du mußt mich führen, Gerke," bat diese unbefangen, „mir vergeht der Odem."

Er zog das kleine Händchen des Mädchens durch seinen Arm, und eine wunderbare Wärmeempfindung durchströmte seinen mächtigen Wuchs.

„Geht es so besser?"

„Ja, ich fühle mich sicherer."

Nach einer Weile schweigenden Fortbemühens tönte wieder eine süße, vom Winde stoßweise überwältigte Stimme:

„Gerke! Du mußt heut auch mit mir tanzen."

„Wer weiß, ob das Dein Vater erlauben wird."

„Freilich wird er's erlauben; werde ihn schon darum bitten. Wenn Du nicht mit mir tanzest, dann muß ich unthätig zusehen, denn die Großen tanzen mit keinem Kinde."

„Ei, bin ich denn kein Großer?" fragte Gerke beinahe verletzt.

„Du . . . . Du bist größer als alle Andern, aber Du bist doch . . ." Sie stockte.

„Nun, was bin ich denn?"

„Du bist . . . Ach! Du quälst mich mit so dummen Fragen. Du bist eben der Gerke."

„Ja, der bin ich," lachte Gerke belustigt, „das läßt sich nicht leugnen."

„So haltet doch den Mund," mahnte Frau Barbara, ihr Antlitz einen Augenblick zurückwendend, „wer wird denn bei solchem Sturme sprechen?"

Die jungen Leute verstummten.

An der Ecke der Spandower- und Bischofsstraße löschte der heulende Nordost das Windlicht aus. Dichte Finsterniß umlagerte plötzlich die Wandelnden. Die sonst üblichen Leuchtfeuer, die in eisernen Behältern an den Eckhäusern brennen mußten, waren auf Befehl des vorsorglichen Rathes eben gelöscht worden.

„Ei, ei, Stoffel!" tadelte gutmüthig Herr Heyne, „hättest auch vorsichtiger sein können! Man sieht ja nicht die Hand vor Augen!"

„Ja, gestrenger Herr, da hilft alle Vorsicht nichts," versetzte der Knecht, der sich der Sanftmuth des Schöffen gegenüber schon ein offenes Wort gestatten durfte, „der Wind ist mächtiger als wir. Werde mir beim Grempeler*) dort eine Fackel geben lassen."

Er eilte in eine sogenannte Zinsbude, die, zwischen zwei behäbige Bürgerhäuser eingeklemmt, einem nur den Incoln-Schoß dem Rathe steuernden Bierwirth zur Wohnung diente. Bald kehrte er mit einer brennenden Kienfackel zurück und

*) So hießen die gewerbsmäßigen kleineren Bierwirthe.

nun leuchtete er seiner Herrschaft ohne weiteren Unfall bis vor den Eingang zum städtischen Rathhause.

Als Heyne mit Frau Barbara und seiner Niftel, gefolgt von dem sich bescheiden zurückhaltenden Gerke, in den schimmernden Saal trat, waren die Rathmannen schon vom Mahle aufgestanden. Es war dumpf und heiß in dem überfüllten Raume und roch nach Wein und Bratenfett. Der Bürgermeister trat eben mit einem Becher, dem die vereinigten Stadtwappen Berlins und Cölns zum Fußgestell dienten, an Hans Danewitz heran und sagte frohgelaunt:

„Nun, ehrbarer Herr, thue auch mir noch Bescheid! Auf treue Freundschaft im neuen Jahre und immerdar!"

Er nippte flüchtig und reichte das randvolle Gefäß dem neuen Rathmann.

Dieser lächelte pfiffig und las laut und bedeutsam die letzten zwei Zeilen einer in den Kelch gestochenen Inschrift:

„Doch wer die rechte Stell und Ort nicht finden kann,
Der trifft anstatt des Weins das reine Wasser an."

Dann brachte er eine kleine Oeffnung in der doppelten Wandung an seine Lippen, schlürfte durch dieselbe den Wein aus und ließ das Wasser, das sich in der oberen sichtbaren Höhlung befand, unberührt.

„Ach, ich merke, Ihr seid ein Eingeweihter!" sagte der Aeltermann, indem er den Becher zurücknahm.

„Das bin ich, wohlweiser Herr Bürgermeister," erwiderte Hans mit Genugthuung, „müßt Euch einen Grünen suchen, den Ihr foppen könnt. Ha, ha, ha!"

Sein rothes Vollmondsgesicht verzog sich in grinsende Falten, die Augen schienen ihm aus dem Kopfe quellen zu wollen.

„Guten Abend, Hans! Da sind wir glücklich durch Nacht und Sturm angekommen," grüßte Heyne den Bruder.

Dieser musterte den Anzug und Goldschmuck seiner Frau und Tochter — er war heute hochfahrender Stimmung und würde eine kleine Ueberschreitung des durch den Rath gestatteten Kleider- und Schmuck-Aufwandes kaum gemißbilligt haben —

dann streifte er mit einem flüchtigen Blicke seinen in ehrerbietiger Entfernung verharrenden Gehilfen.

„Den habt Ihr auch mitgebracht?“ Verdrießlich klang die halblaute Frage.

„Lieber Bruder, Du hast es ja selbst gebilligt,“ raunte Heyne, indem er seine Rechte beschwichtigend auf die Schulter des Weinerhitzten legte.

„So? davon weiß ich nichts.“

„Gewiß,“ nahm jetzt Barbara das Wort, „Du hast es unserem Kinde versprochen, daß Gerke auch mitkommen dürfte?“

„Nicht wahr, Gerke darf mit mir tanzen?“ fragte Cordula unbefangen, indem sie sich, zitternd vor freudiger Erwartung, an den Arm des Vaters hing.

Dieser strich dem Töchterlein über das goldblonde Gelock und schmunzelte:

„Siehst hübsch aus, Cordelchen; wie ein Röslein, frisch vom Stock geschnitten. Aber mein Kind, Du bist eines regierenden Rathmannes Tochter; mußt Dein Köpfchen hoch tragen lernen und nicht mit dem Ersten Besten tanzen wollen. Wenn der Herr Markgraf in Person hier wäre, beim Wunderblut! der wäre gerade gut genug, um mit der einzigen Tochter des Hans Danewitz den Zäuner zu springen.“

„Du scheinst viel getrunken zu haben,“ mahnte Heyne, „verkehre dem Mägdlein nicht den einfältigen Sinn.“

„Der Markgraf ist nun einmal nicht hier,“ wandte Barbara sanft ein und zaghaft langte sie nach des Hausherrn adergeschwellter Hand, „deshalb sage Ja und verdirb unserem Kinde die Freude nicht!“

Mit jähem Rucke machte Hans seine Hand frei.

„Tod und Teufel! Wollt Ihr mich beschwatzen? Nur ein Rathmann darf seinen Arm um den Wuchs meiner Tochter schlingen! Beim heiligen Wunderblute schwöre ich's; nur ein Rathmann führt sie zum Tanze, nur ein Rathmann führt sie einst in die bräutliche Kammer! Pest und Aussatz sollen mich treffen, wenn ich diesen Schwur nicht halte!“

Er kehrte den verblüfften Seinen den Rücken und stapfte gespreizten, aber nicht mehr ganz festen Schrittes davon.

Um Cordulas Lippen begann es zu zucken.

„Daß Du nicht weinest, Mädchen!“ flüsterte Frau Barbara der Enttäuschten zu, „auch dem unerwünschten Befehle des Vaters muß eine fromme Tochter freudig nachzukommen wissen. Sei artig, Kind! Die Leute sehen auf uns! Was würden sie von Dir denken?“

Cordula bezwang sich. Sie schritt zu Gerke, der den Inhalt des Wortwechsels mehr geahnt als gehört hatte, und sagte schmollend:

„Der Vater will's nicht. Nun tanze ich gar nicht heute Abend. Komm und führe mich durch die Menge, daß wir uns die vermummten Gestalten betrachten.“

„Dein Ohm muß mit uns gehen. Bitte ihn darum. Es könnte dem Herrn Rathmann mißfallen, wenn wir allein bei einander wären.“

Heyne nahm die jungen Leute unter seinen Schutz und wahrte sie vor einer Begegnung mit seinem Bruder, der sich in einer Ecke des Saales mit anderen Rathmannen niedergelassen hatte, um einem frischen Kruge schweren rheinischen Weines zuzusprechen.

Selbst der Uebermuth des Todtentanzes, in welchem ein zur „Tanzleiche“ bestimmter, reglos auf dem Fußboden liegender Tänzer nach einander von sämmtlichen Tänzerinnen geküßt wurde, vermochte nicht Cordulas wortkarge Laune zu verbessern. Auch Gerke blieb still; er sann dem Unterschiede zwischen Arm und Reich, Vornehm und Gering, nach; wenn er auch in diesem Unterschiede durchaus etwas Gottgewolltes sah und das Recht seines Brotherrn, die Tänzer Cordulas zu bestimmen, keinen Augenblick in Zweifel zog, so hätte Hans Danewitz dieses Recht doch in etwas freundlicherer Weise zur Geltung bringen können.

Frau Barbara flüchtete sich aus dem Gewühl an die Seite des hochwürdigen Herrn Ortwyn, Propstes von Berlin und markgräflichen Landschreibers, der als weltgewandter

Geistlicher es nicht verschmäht hatte, sich heute ebenfalls im Rathhaussaale zu zeigen. Sie klagte über die Sündhaftigkeit der Welt und bedauerte, daß sie sich vor zwei Jahren nicht an der „güldenen Fahrt" nach Magdeburg betheiligt hatte; ihr Seelenheil wäre dann kräftiger gefördert worden.

„War eine gnadenreiche Maßregel Seiner Heiligkeit des Papstes, dieses Jubeljahr," bestätigte salbungsvoll der Propst, „und hat eine Menge Geldes der heiligen Kirche eingebracht . . . aber beruhigt Euch, tugendsame Frau, Ihr habt ja das neue Fest der Heimsuchung der allerseligsten Gottesmutter, das uns durch päpstliche Fürsorge jüngst beschеert worden ist; da möget Ihr die etwa versäumten Opfer für den Gotteskasten nach Herzensluſt nachholen und auch im Kaland könnt Ihr Euch jederzeit als mildthätige und spendensfrohe Hausfrau genug thun . . . Die Vergebung der Sünden wird Euch nicht mangeln . . ."

Sie seufzte erleichtert, sah aber gleich darauf mit Schrecken ihren Herrn und Ehegemahl heranwanken, der den Tisch der Zechgenossen verlassen hatte und in trunkener Laune nach einem Tanze mit seiner schöneren Hälfte Verlangen trug.

„Hochwürdigster Herr," stammelte Hans, „gestattet, daß ich Euch m—m—mein Weib einen Augenblick entführe . . . Sind verteufelte Dummheiten . . . diese n—n—neuen Tänze! Solch ein alberner ‚Schmoller' taugt f—f—für keinen Rathmann. Aber jetzt den Reihen — d—d—das ist ein ander Ding! . . . Den laß uns springen, Barbara! Komm, Alte, ich schwinge Dich ‚mehr danne eines klafters lank!'"

Er streckte den Arm nach ihr aus. Sie bog sich entsetzt zurück und blickte hilfesuchend nach dem Propste.

„Vergönnet Eurer Hausfrau Ruhe, ehrbarer Herr," bat dieser begütigend, indem ein feines Lächeln um seine Mundwinkel spielte, „sie ist müde und tanzt lieber ein andermal mit Euch."

„Ein andermal?" brauste Hans in aufsteigendem Zorn heraus „ein andermal? Ist dies meine Hausfrau oder die

Eure, Herr Propst? W—w—wir sitzen hier nicht im B—B—Beichtstuhle . . . Tod und Teufel! Hier habe ich zu bef—f—fehlen!"

Er wollte die Wehrlose um die Hüfte fassen und gewaltsam fortziehen, verlor aber dabei das Gleichgewicht und stürzte, so lang er war, zur Erde. Zwei Aufwärter sprangen hinzu, den Weinüberwundenen aufzuheben. Auch Barbara wollte helfen.

„Lasset ihn nur," sagte der Propst, „man wird ihn nach Hause schaffen. Morgen hat er den Rausch verschlafen und weiß nicht mehr, was heute vorgefallen."

Zwölftes Capitel.

Der beispiellos harte Winter, der einen Theil der Ostsee in einen kristallenen Spiegel verwandelt und den norddeutschen Küstenbewohnern ermöglicht hatte, über das Eis hinweg mit den dänischen Inseln zu verkehren, war für alle jene Abenteurer, denen die mecklenburgischen Hafenstädte in ihren Händeln mit den nordischen Gewalthabern „Stehlbriefe“ gegeben hatten, ein gar unwillkommener Gast gewesen. Wie groß auch der zusammengeraubte Besitz und das Ansehen Klaus Stortebeckers und anderer Führer der „Likendeeler“ war — man wußte, daß Keno then Broke, der Gebietiger um Aurich, dem Stortebecker seine Tochter zum Weibe gegeben, und der hochwürdige Herr Hisko, Propst zu Emden, ihm in Friesland während der Winterzeit einen sicheren Schlupfwinkel eingeräumt hatte — es waren doch auch viele dieser Freibeuter durch die vereisten Häfen und die gänzlich darniederliegende Schiffahrt in bittere Noth gerathen, und manch ein „Vitalienbruder“ war von der abgetakelten Kogge an's Land gesprungen, um in Busch und Heide das Handwerk zu treiben, das die erstarrte Salzwelle nicht mehr gestatten wollte. Den Stellmeisern der Mark war dadurch ein achtbarer Zuwachs an verwegenen Gesellen geworden, und als schon längst die sommerliche Frucht der Ernte entgegenreifte, trieben sich noch immer sturmtrutzige und verwegene Schiffs-

gesellen in den Wäldern umher und machten mit ihren Brüdern von der Landstraße gemeinschaftliche Sache.

In der Stadtheide vor Berlin und in der Mirika, der großen Birken- und Elsenholzung südlich von Cöln, streiften die Heidereiter und bewaffneten Knechte der beiden Städte. Der Kreuzerhöhungstag war vor der Thür, und zu Wasser und zu Lande nahten fremde Kaufleute mit ihren Waaren, die auf dem zweiten der beiden jährlichen Berliner Märkte sollten feilgeboten werden. Wenn die Wächter von den Thürmen der Landwehr einen Wagenzug herannahen sahen, gaben sie mit dem Horn das verabredete Zeichen. Die berittenen Stadtknechte sprengten dann den Kömmlingen entgegen, übernahmen das Geleit derselben und brachten sie sorglich bis zu den für die Marktzeit stärker besetzten Thoren. Auch an den Flußsperren bei dem Stralower und Spandower Thore harrten die Knechte. Sobald sich ein Elbkahn, der von Spandow her glücklich die Spree heraufgeschwommen war, der doppelten Pfahlreihe im Wasser näherte, zogen die Knechte den Schlagbaum und die eisernen Ketten, die einen freien Raum zwischen den Pfählen sperrten, fort, dann begaben sich Bewaffnete auf das Schiff, um es zu durchsuchen, und wenn nichts Verdächtiges gefunden worden war, trieben sie es durch die geöffnete Durchfahrt, damit es innerhalb der Befestigung landen konnte.

Ein lebhaftes Treiben herrschte in den Straßen, denn morgen sollte der Markt stattfinden. Man war beschäftigt, die letzten Düngerhaufen, die in den kleineren Gassen dem Verkehr noch beschwerlich werden konnten, auf Wagen aufzuladen und fortzufahren. Auf dem Neuen Markte stand der Marktmeister und herrschte seine Leute an, die ihm nicht schnell genug den dort seit Monden aufgeschütteten Kehricht und Unrath beseitigten, er hatte nach dem städtischen Kuhhirten geschickt, daß dieser seiner Pflicht gemäß das todte Kalb abholen sollte, das man zur Nachtzeit mitten auf den Platz geworfen hatte.

In den Kaufkammern wurden Kisten und Fässer aufge-

stapelt oder geöffnet und ihres Inhaltes entledigt. Die Schlächter und Bäcker reinigten ihre Scharren und brachten heimlich noch dieses oder jenes schadhafte Gewichtstück auf die Seite, denn morgen würde eine verschärfte Prüfung stattfinden, ob Jeder auch nach vorgeschriebenem Maße verkaufte. Am Nachmittag zogen durch die verschiedenen Thore der Stadt bewaffnete Feldhüter in's Freie, ihre Zahl war auf Veranlassung der „Wröhrichter," der Mitglieder des Ackerrathes, für die Dauer des Marktes vermehrt worden. Sie begaben sich nach den Feldern und Wiesen außerhalb der Mauern, um besonders dem nächtlichen Grasdiebstahl zu steuern; wehe Jedem, der bei einem Frevel wider das städtische Viehfutter ertappt wurde! Er verfiel dem Halseisen am „Kaak" und wurde dort unnachsichtlich ausgepeitscht.

Auch im Hause der Gebrüder Danewitz war die sonst übliche Stille einer fieberhaften Unruhe gewichen. Aus den Speichern des Hofes schleppte man Ballen und Kisten einheimischen und fremden Tuches nach der Danewitz'schen Kammer im städtischen Kaufhause. Gerke führte bei diesem Geschäfte die Oberaufsicht, während Heyne im Contor saß und Pfennige und Goldstücke in einzelne Häufchen abzählte. Hans, der Rathmann, verhandelte in der Wohnstube mit dem städtischen Makler; er richtete sich auf einen bedeutenden Waarenumsatz ein und wußte, daß er des Beistandes des erfahrenen Beamten benöthigt sein würde. Frau Barbara schaltete mit Cordula, die in diesem Sommer in ihr vierzehntes Lebensjahr getreten war und schon zur Jungfrau zu erblühen begann, in Küche und Keller; galt es doch, Vorkehrungen zur Bewirthung der Marktgäste zu treffen und besonders auch für die Unterkunft Cuno Täschners zu sorgen, der im Hause zur „Gottesgunst" herbergen sollte.

Endlich neigte sich die Sonne zum Untergange und ihre letzten Strahlen grüßten eine lustige Zeltstadt, die wie durch Zauberhand auf dem Neuen Markte entstanden war und den ganzen Raum zwischen der Kirchhofsmauer von St. Marien und der Spandowerstraße bedeckte. Das ewige Lämpchen am

Steinkreuz in der Nähe der „Gottesgunst" flackerte im stärker werdenden Abendhauche; die Maria Regina und Anna Susanna, die beiden größten Glocken des Marienkirchthurmes, läuteten den Marktfrieden ein. Die Arbeiter nahmen ihre Kappen ab, beteten still und bekreuzten sich, dann zogen sie, munter plaudernd, den Trinkstuben und Herbergen zu.

Neue Ankömmlinge zum Markte wurden jetzt kaum noch erwartet, denn bei der großen Unsicherheit der Wege richtete sich der fahrende Kaufmann so ein, daß er noch vor Sonnenuntergang das Ziel der Fahrt erreichte. Der Wachtsetzer begann daher seine abendliche Pflicht zu üben. Mit einer verdoppelten Mannschaft zog er vom Stralower- über das Oderberger- oder Jürgenthor, immer dem schmalen Umgange längs der Stadtmauer folgend, nach dem Spandowerthor, an jedem Thore besorgte er die Ablösung der verstärkten Wachen, verschloß eigenhändig die schweren, eisenbeschlagenen Pforten und brachte endlich die drei Schlüssel dem regierenden Aeltermann in's Haus. Dann begab er sich nach dem Neuen Markte, um sich dort mit dem Marktmeister, dem Heidereiter und den Stadtknechten in das die Nacht über zu bewachende Marktgebiet zu theilen.

„Habt Ihr auch Kien genug?" fragte er die Knechte.

„Ja wohl, Herr, wir haben ihn auf dem Rathhause empfangen," antworteten die rauhen Stimmen.

„Dann geht und versorgt die Feuerbecken, sie müssen heut alle brennen."

Die Knechte gehorchten, und bald flammten in den eisernen Leuchtpfannen am Rathhause und an allen Ecken der Stadt die knisternden prasselnden Kienbrände auf, die fast noch drei Jahrhunderte lang die einzige Stadtbeleuchtung bilden sollten.

„Wo Cuno Täschner nur weilen mag?" fragte Hans Danewitz nach beendeter Nachtmahlzeit seinen Bruder, „er wird doch nicht gegen die Abrede im Hechte eingekehrt sein?"

„Sorge Dich nicht um ihn," meinte Heyne, „das ist ein Springinsfeld, der nicht umkommt. Wer weiß, wo und in welcher Gesellschaft er seinen Nachttrunk thut?"

„Ein Elbkahn liegt längst am Kiez, der Marktmeister hat es mir gemeldet. Cuno Täschner hat aber nach Aussage der Schiffsknechte in Potsdam Pferde genommen, um schneller durch den Teltow nach Berlin zu reiten. Am Ende ist er noch gar nicht eingetroffen?"

„Warum sollte er nicht? Ich wette, er sitzt im Rathskeller hinter einem Kruge Bernower Bier und spült sich erst den Staub aus der Kehle. War ein schwüler Tag heute, Bruder; wollen noch einen Gang über den Markt machen und Luft schöpfen."

„Meinetwegen. Bei dieser Gelegenheit können wir in Cunos bekreuztem Zelte nachfragen, wo er eigentlich steckt; wird doch wohl einer seiner Leute dort Wache halten."

Sie grüßten die Hausfrau und Cordula, die beide schweigend die Spindel drehten, und verließen die niedere Stube.

Im Hausgange trafen sie den Gehilfen, der ehrerbietig an sie herantrat.

„Ich bitte um Urlaub gestrenge Herren, möchte noch im Bären mein Mütterlein begrüßen, das heute hier angekommen ist."

„So? ist sie wieder da, die schwarze Ursel?" fragte Hans spöttisch, „hat sich ja seit Jahr und Tag nicht mehr sehen lassen, sie zürnt mir wohl noch?"

Gerke zuckte die Achseln, was so viel sagen sollte, als: „Das weiß ich nicht."

Hans Danewitz hatte diese Bewegung nicht gesehen, denn der Gehilfe war zu noch größerer Leibeshöhe emporgediehen und überragte jetzt den Rathmann wohl um zwei Köpfe.

„Nun?" fuhr dieser fragend fort. „Wo hat denn Deine Mutter gesteckt?"

„In ihrer Hütte bei Bötzow, gestrenger Herr. Der letzte Winter war zu hart, als daß sie sich hätte auf die Wanderung begeben können, und um die Sommersonnenwende ist sie krank gewesen. Ihr erlaubt mir also?"

„Mach', daß Du fortkommst!"

Gerke nahm eine Laterne mit, um sich auf dem Rückwege als unverdächtig ausweisen zu können. Wer im Sommer

nach dem zehnmaligen Anschlagen der Zeitglocke von St. Maricen ohne solches Licht auf der Straße betroffen wurde, hatte sich der Festnahme durch die Wächter zu versehen.

Eine Viertelstunde später saß er in einer Ecke der überfüllten Gaststube zum Bären neben seiner Mutter. Das Antlitz derselben trug noch die Spuren der kaum überstandenen Krankheit, und einzelne weiße Fäden durchsetzten schon das dunkle Haar, das unter dem Kopftuch der bäuerisch gekleideten Frau hervorquoll.

„Beim heiligen Wunderblute! Kaum erkenne ich Dich wieder!" sagte Ursel, den baumlangen Gesellen mit frohem Staunen betrachtend. „Bist ja wieder ein Stück in die Höhe geschossen, Junge! Wirst der stattlichste Priester werden, der je den Altardienst verrichtet hat!"

„Damit ist es vorbei, Mutter, seid mir nicht böse. Bin ein Gehilfe der Gewandschneider Danewitz geworden, den Chorrock werde ich nimmer tragen."

„Was? Der heiligen Kirche bist Du untreu worden? O, du allerseligste Jungfrau, warum hast du das gelitten?" Sie schlug die abgemagerten Hände zusammen, faltete sie dann zum Gebete und blickte durch Thränen zur rauchgeschwärzten Balkendecke empor.

Gerke schlang zärtlich den Arm um ihren Nacken und küßte ihr die kummervoll gefurchte Stirn.

„Weinet nicht, Mutter! Bin Euch und unserer heiligen Kirche nach wie vor ein treuer Sohn, aber . . . selbst der fromme Bruder hat mir abgerathen, ein Geistlicher zu werden."

„Warum denn?" stieß sie fast zornig hervor.

„Weil ich nicht zum Dienen tauge. Ich kann mich nicht unterordnen und den Rücken nicht krumm machen, am allerwenigsten vor — schlechten Leuten." Die letzten Worte hatte er nur geflüstert.

„Vor schlechten Leuten? Gott verzeih' Dir die Sünde! Wären Deine geistlichen Oberen denn schlechte Leute gewesen? Ist der aufgeblasene, verleumderische Hans Danewitz, dessen Brot Du jetzt issest, denn ein besserer Herr?"

„Dem Hans Danewitz diene ich nicht; mein Brotherr ist Heyne, der Schöffe, er ist der ältere der beiden Brüder und zahlt mir meinen Lohn. Und was die geistlichen Herren anbetrifft" — wieder dämpfte er seine Stimme bis zum Flüstertone, nachdem er sich vorsichtig umgesehen hatte — „so hat mir Bruder Honorius selbst gestanden, sie wären so schlecht geworden, daß sie fast alle dem Teufel verfallen sind"*).

Entsetzt machte Ursel das Zeichen des Kreuzes.

„Schweig' still, Junge, Du lästerst!"

„Nein, Mutter, ich lästere nicht! Aber Du in Deiner waldversteckten Hütte weißt nicht, wie es draußen in der Welt zugeht. Gieb Dich zufrieden, ich bitte Dich herzlich darum. Auch als Laie darf ich für Dein Seelenheil beten, und die Heiligen werden sich dem Flehen eines treuen Sohnes nicht verschließen."

Begütigend faßte er die Hand der Enttäuschten, die wie versteinert auf der Bank hockte und mit leerem Blicke in das Gewimmel der Gaststube stierte. Waren es Wahnvorstellungen, die ihren Geist gefangen hielten? Sie murmelte abgerissene unverständliche Sätze:

„Schon todt ist er gewesen und die Kraft des Wunder blutes hat ihn wieder erweckt! . . . Wer will behaupten, daß er nicht mein ist? . . . Ich habe ihn geboren, ich habe ihn aufgezogen, daß er am Altare dienen sollte . . . Der böse Feind, der Danewitz, hat's gethan! . . . Die Hölle triumphirt. . . . Was würde der Wachtmeister sagen, wenn er noch lebte? . . . Zu Boden schlagen würde er den Rathmann und ihm den Dolch an die Gurgel setzen . . ."

„Mutter, kommt zu Euch! Was redet Ihr da?"

Sie schien zu erwachen. Mit zitternder Hand fuhr sie sich über Stirn und Augen; dann schaute sie den langen Gesellen an, und ihre starren Mienen wurden weich und zärtlich.

---

*) Eigene Worte des Franziskanerpredigers Bernhard Baptisé. Geschichte des Kostnitzer Concils.

„Bist der Alte geblieben, mein lieber Gerke. Dein Gesicht ist ehrlich, und Dein Herz ist gut. Ich will Dir's verzeihen, daß Du meinen liebsten Wunsch nicht erfüllt hast. Da, nimm! Wirst es gebrauchen können als Gesell im Gewandschnitt!"

Sie hatte ein Beutlein mit Pfennigen aus der Tasche geholt und drückte es dem Ueberraschten in die Hand.

„So viel Geld, Mutter? Nein! behaltet es für Euch selber. Hättet Euch nicht so beträchtliche Ersparnisse abdarben sollen."

„Nimm nur, mein Sohn, nimm! Ich habe Nichts entbehrt. Die Holtzendorffs sind eine adelige Sippe und ließen mich nicht nothleiden. Habe noch mehr Schätze am sicheren Ort vergraben. Kommst Du mal in Bedrängniß, dann wende Dich an Deine Mutter; sie besitzt, womit sie Dir helfen kann. Steck' ein!"

Die Thür der Gaststube flog auf. Eine laute Stimme schrie vom Flure her:

„Die Räuber sind vor den Cölner Thoren! Einen Magdeburger Kaufmann haben sie erschlagen. Man trägt ihn eben über die lange Brücke."

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fuhr diese Nachricht in die versammelten Gäste und entzündete die Gemüther zu lodernder Wuth. Grauenhafte Fluchworte wurden laut. Alles stürzte durch die Thür in's Freie. Selbst Vater Brisicke, der Gastwirth, eilte in seine Stube, riß Schwert und Eisenhaube von der Wand und rannte den davonstürmenden Gästen nach.

Eine Ahnung ging durch Gerkes Seele: sollte es Cuno Täschner sein? „Kommt Mutter, lasset uns sehen, was vorgefallen ist."

Sie standen auf und verließen ebenfalls die Gaststube.

Vom Marienthurme schlug es zehn Uhr.

Durch die Spandower Straße von der langen Brücke her nahte eine Schaar lebhaft sprechender Männer, von röthlichem Fackellichte angeglüht.

„In mein Haus!" tönte es gebieterisch aus dem Haufen.

Gerke erkannte die Stimme seines Herrn, des Rathmannes. Er drängte sich hinzu und fragte einen Unbekannten, der eine Tragbahre mit fortschaffen half:

„Was giebt es denn?"

„Die Räuber haben den Herrn hier überfallen und niedergeschlagen."

„Wer ist es?"

„Weiß ich nicht, müsset den weisen Herrn Danewitz fragen."

„Gerke! Da bist Du ja!" rief der Rathmann, der jetzt erst den Gehilfen erblickte, „lauf', was Du kannst, zu Palme, dem Bader: er soll sofort in mein Haus kommen; Gefahr ist im Verzuge."

„Was der Bader versteht, das verstehe ich auch, weiser Herr, und vielleicht noch besser," sagte Ursel, die sich an die Seite des Rathmanns begeben hatte und neben ihm hertrippelte. „Wollte zwar Eure Schwelle nicht mehr überschreiten, aber wo es gilt, einem wunden Menschenbruder beizustehen, da muß der Christ eine Ausnahme machen. Gestattet Ihr . . ."

„Kommet nur mit, Frau Ursel, und helfet dem Herrn Cuno! Man hat ihn übel zugerichtet . . . so Ihr ihn gesund macht, wiege ich Eure Dienste mit Gold auf."

„Eures Goldes bedarf ich nicht. Was ich thue, thue ich um Gottes willen als eine rechtschaffene, gottesfürchtige Wittib. Da ist ja schon der Neue Markt. Jetzt hübsch vorsichtig!"

Man hatte das Haus zur „Gottesgunst" erreicht. Ursel gab den Trägern Anweisung, wie sie die Bahre über die kurze Stiege schaffen sollten, die in Heynes Stube führte. Es gelang ohne Anstoß. Der Verwundete wurde auf's Bett gelegt. Schreckensbleich kamen die Hausfrau und deren Tochter herbei, sowie sie aber die schwarze Ursel erblickten, die schon mit sicherer Hand die Verletzungen Cuno Täschners untersuchte, gewannen sie schnell die Farbe der Gesundheit zurück.

„Schafft Wasser und Linnen zur Stelle, Cordelchen!" bat die heilkundige Frau. „Habe Einiges bei mir, was dem

Herrn gut thun wird. Er soll bald zu sich kommen, ist nur ohnmächtig vom Blutverlust."

„Sollten wir doch nicht lieber nach dem Bader schicken?" fragte Frau Barbara ängstlich ihren Schwager, den Schöffen.

Ursels scharfes Ohr hatte die Frage gehört. Ohne sich in der Besorgung des Verwundeten stören zu lassen, sagte sie spöttisch:

„Ja, ja, der Bader! man kennt das! wird von vier geschworenen Meistern geprüft, ob er Erfahrung habe vom Haupte bis zum Fuße von geschlagenen, gestochenen, gehauenen und gefallenen Wunden, und weiß trotz alledem nicht recht, wo die Gliedmaßen des menschlichen Körpers ein- und ausgehen und wo sie wieder einzubringen. Bleibet mir mit dem Palme vom Leibe. Habe schon als Mädchen mit dem Meisterarzte des Markgrafen einen verwundeten Ritter gepflegt, brauche des Baders Hilfe nicht. So! danke, Cordelchen! Das wird ihm gut thun."

Sie hatte das inzwischen gebrachte Linnen in eine Schüssel kalten Wassers getaucht und begann das Blut von Cunos Stirn zu waschen.

„'S ist nicht so schlimm," erklärte sie zuversichtlich, „habe tiefere Wunden gesehen — solch ein Magdeburger Schädel ist fest und hält einen Hieb aus. Aber die Haare müssen wir hier vorn abschneiden."

Mit einem Barbiermesser Herrn Heynes schor sie einen Theil des Vorderhauptes des Verwundeten kahl. Dann holte sie aus ihrer Tasche mehrere Holzbüchschen mit Salben und eine Kristallphiole mit einer dunklen Flüssigkeit. Sie salbte ein linnenes Bäuschchen, legte es auf die klaffende Wunde und band es mit einer Binde fest, dann träufelte sie mehrere Tropfen aus der Phiole in einen mit Wasser gefüllten Becher. Ein scharfer Duft verbreitete sich durch die Stube. Der Verletzte schlug die Augen auf und schaute das über ihn gebückte Weib verständnißlos an.

„Gut Heil, gestrenger Herr, da seid Ihr ja!" kam es freudig von ihren Lippen. „Das war ein schlimmes Aben-

teuer! Hätte aber noch schlimmer werden können. Trinket einmal, ist Ruhrwurz und Teufelsabbiß drinnen, auch Angelika und Bockspetersilie, wird Euch gut thun und das Fieber dämpfen. So! wenn's auch bitter schmeckt, ist es doch Honigseim für Euer Geblüt."

„Wo bin ich?" hauchte Täschner mit matter Stimme.

„Im Hause der Herren Danewitz. Frau Barbara und Jungfer Cordelchen sind auch da . . . seid nur hübsch ruhig! . . . die werden Euch pflegen. . . ."

„Wo . . . ist mein Geld? In der Ledertasche hatte ich's . . ."

„Ist Alles zur Stelle, Herr Cuno!" sagte Hans, näher an's Bett tretend, „habe es in Verwahrung genommen." Es war eine Nothlüge, die sich der Rathmann gestattete, er wollte den Kranken, der völlig ausgeraubt nicht fern von der Gertraudtencapelle vorm Teltower Thore gefunden worden war, durch die Mittheilung des wahren Sachverhaltes nicht noch mehr beunruhigen.

„Mein Knecht? Meine Pferde? . . ."

„Sind in meinem Hause," versicherte Hans. Daß die Leiche des erschlagenen Knechtes in der Wärterstube des Teltower Thores lag und von den Pferden keine Spur entdeckt worden war, brauchte Täschner noch nicht zu wissen. „Schließet die Augen und versuchet zu schlummern, das ist das Beste, was Ihr jetzt thun könnt."

„Morgen . . . ist der Markt. Mein Burrat und meine Harnische . . . wer wird meinen Kahn . . .?"

„Kümmert Euch darum nicht," beruhigte der Rathmann seinen Gastfreund. „Werde an Eurer Stelle handeln und zu Eurer Zufriedenheit. Mein Bruder Heyne ist Zeuge, wenn Ihr mir Vollmacht gebet . . ."

„Die habt Ihr."

„Gut, so ist Alles abgemacht. Wegen der Rückfracht Eures Elbkahnes reden wir später. Jetzt sucht nur zu schlafen."

„Ist auch genug gesprochen," erklärte Ursel mit Bestimmtheit. „Die Wache bei dem Herrn halte ich, mit der Heiligen Hilfe soll Alles gut werden."

Sie winkte den Andern, das Zimmer zu verlassen, und deutete auf den Kranken, dessen Lider sich schon wieder über den erhitzten Augen geschlossen hatten.

Die Hausbewohner schlichen auf den Fußspitzen von dannen. Im Hinausgehen faßte Cordula Gerkes Hand und sagte ängstlich:

„Wenn er nur nicht stirbt!"

„Ich will die Heiligen bitten," flüsterte Gerke, „daß er gesund wird."

Ein dankbarer Druck von Cordulas kleinen kalten Fingern war die Antwort, dann schied sie mit einem leisen: „Gute Nacht, Gerke!" von ihrem Genossen und erstieg mit ihrer Mutter die Stufen auf der anderen Seite des Hausflures.

„Heute Nacht schlafe ich mit in Deiner Kammer, Gerke," sagte Heyne, der durch den Verwundeten seines Bettes beraubt war. „Was sind das für Zeiten! Was nützt uns nun der Bund, den wir jüngst an St. Primi und Felicianitag mit den Städten geschlossen haben?"

„Der regierende Aeltermann muß morgen die Stadtknechte aufsitzen lassen," versetzte heftig der Rathmann, der mit Heyne und Gerke noch einen Augenblick im Flur verweilte, „und die ganze Stadtheide muß abgesucht werden. Die Pest diesen lungernden Vitalienbrüdern! Der alte Jobst nimmt unser Geld und legt dann die Hände in den Schooß, statt sich unserer Stadt zu erbarmen. Aber es geschieht uns Recht, alte Weiber sind wir und hoffen immer noch auf die Hilfe des Landesherrn . . . ich wüßte wohl, was wir zu thun hätten!"

„Du denkst an Gewaltthat," sagte Heyne, indem er seine Rechte sanft auf des Bruders Schulter legte, „ein halbes Dutzend Freistühle in unserem Lande schaffte uns bessere Sicherheit, als alle Maßnahmen des Rathes und der Fürsten."

„Bah! das heimliche Gericht würde uns auch was nützen," spottete der Andere, „was haben wir denn davon, daß wir . . ."

Ein strenger mahnender Blick aus den Augen des Bruders machte ihn verstummen.

„Scher' Dich in's Bett, Gesell!" herrschte er den Gehilfen an, der wenige Schritte entfernt auf Heyne wartete, „was stehst und gaffst Du noch?"

„Er harrt meiner," sagte Heyne, „die Magd rüstet mein Lager in seiner Kammer. 's ist für uns Alle Schlafenszeit; gute Nacht, Bruder."

Er schritt mit Gerke der Treppe nach dem oberen Stockwerk zu, während Hans die kleine Stiege nach seiner eigenen Wohnung emporstapfte.

Dreizehntes Capitel.

Der Markt verlief ohne besondere Zwischenfälle Nur ein Tuchmacher wurde bei dem Versuche ertappt, ein Stück Tuch, dem die vorschriftsmäßigen Siegel der Gilde fehlten, einem Landbewohner zu verkaufen; das Tuch ward den Siegelmeistern zur Prüfung übergeben und da sie es als eine aus „Flocken" bereitete Fälschung erkannten, ließen sie es verbrennen, den Verfertiger aber außerdem noch in Strafe nehmen.

Auch ein Schlächter, der in seinem Scharren Bockfleisch ausgelegt und als Hammelfleisch verkauft hatte, wurde mit einer Geldbuße gerügt; sonst war überall den polizeilichen Vorschriften genügt worden.

Gerke hatte im Auftrage der Gebrüder Danewitz die Gebühren für den Elbkahn und das bekreuzte Zelt Cuno Täschners an den Marktmeister berichtigt; für solch eine größere, mit einem Kreuze versehene Marktbude ward eine höhere Abgabe als für die gewöhnliche eines Krämers gezahlt. Auch die Gebühr für die Benutzung einer Kammer im städtischen Kaufhause, in der die Harnische des Magdeburgers ausgelegt worden waren, hatte der vielbeschäftigte Gehilfe entrichtet. Die ganze Ladung des Täschner'schen Elbkahnes war verkauft worden; einen kleinen Theil derselben hatten die Gebrüder Danewitz für sich selbst erstanden. Dabei waren ihre eigenen Geschäfte nicht zu kurz gekommen; was sie von ihren Tuchvorräthen nicht an Ortsangehörige abgelassen hatten,

das war an fremde Händler aus der Neumark oder Lausitz losgeschlagen worden.

Herr Hans war sehr zufrieden und in heiterster Stimmung. Gegen Abend schritt er, gefolgt von einem spießtragenden Stadtknechte, dessen stete Begleitung ihm als einem regierenden Rathmann zustand, aus seiner Kaufkammer nach dem neuen Markte zurück, um den dort vermutheten Makler aufzusuchen. Er hatte seinen Gehilfen neben sich. Das Gedränge auf dem Marktplatze war aber noch so groß, daß die Auffindung des gesuchten Beamten nicht gelingen wollte.

„Sieh zu, wo du ihn erwischest," sagte er, im Begriffe nach seinem Hause zu gehen, „ich habe nicht länger Zeit, muß sehen, wie sich mein Gastfreund befindet."

„Und wenn ich ihn treffe . . .?" fragte Gerke.

„Dann machst du Folgendes in meinem Namen mit ihm ab. Herr Cuno wünscht Heringe als Rückfracht für seinen Kahn; sein Schiffer hat es mir gemeldet. Der Makler soll also eine Ladung Heringe von den Stettinern erstehen, die am Kiez liegen; sie wird aber für meine Rechnung — verstehst Du wohl? — für meine Rechnung nach dem Elbkahn gebracht."

„Also Ihr wollt die Heringe kaufen?"

„Einfältige Frage! Wenn die Gebrüder Danewitz Heringe versenden, dann benutzen sie ihre eigenen Kähne und beschäftigen nicht fremdes Schiffsvolk. Es handelt sich um den Abgangszoll, den Herr Cuno ersparen soll; wenn wir als Einheimische die Heringe verfrachten, sind sie zollfrei. Der Makler hat also die Ladung als Eigenthum der Gebrüder Danewitz zu bezeichnen . . . er braucht es auch gar nicht zu wissen, daß sie eigentlich Herrn Cuno gehört . . . verstanden?"

„Ich verstehe, weiser Herr, aber . . ."

„Nun? was für ein Aber?"

„Dann verkürzet Ihr ja die städtische Kasse um den ihr gebührenden Theil."

Auf der Stirn des Rathmanns schwoll die Zornader:

„Was geht das Dich an, Du frecher Gesell? Will mir dein Gelbschnabel etwa lehren, was Rechtens ist? Kann ich als Berliner Kaufherr nicht kaufen, was ich will, und meine schwimmende Fracht unterwegs einem Andern verhandeln? Soll ich mir etwa bei Deiner Einfalt erst Belehrung holen? Bei Dir freilich träfe es zu:

Ob's Glück auch lacht, was hilft's dem Töffel?
Es regnet Brei, ihm fehlt der Löffel."

Gerke wußte aus Erfahrung, daß bei dem Rathmann, wenn er seine Spruchweisheit auskramte, die Galle bereit war, in's Blut zu treten. Er lenkte daher ein und sagte bescheiden:

„Ihr befehlet und ich gehorche, weiser Herr. Die Verantwortung traget Ihr allein."

Die letzte Bemerkung schien den Zorn des Anderen auf's Neue zu entfachen.

„Glaubst Du, Du Naseweis, daß ich die Verantwortung scheue? Seh' mir Einer den Schlingel! Kannst dem Makler dreist erzählen, wie der Handel gemeint ist. Der Hans Danewitz fürchtet sich vor Niemandem."

„Außer vor dem lieben Gott," ergänzte Gerke, der sich bekreuzte.

Der Rathmann stutzte.

„Außer vor dem lieben Gott," wiederholte er unwillkürlich. „Freilich, Gesell, hast Recht; den fürchten wir beide. Ein andermal halt Deinen ungewaschenen Mund, und nun geh' und besorge meinen Auftrag."

Er winkte mit der Hand Entlassung, kehrte sich kurz um und keuchte stolz und selbstbewußt, den bewaffneten Knecht hinter sich, seinem Hause zu.

Gerke sah ihm kopfschüttelnd nach. Also auch hier, bei diesen trutzigen, auf ihre eigenen Rechte so eifersüchtigen Stadtherren keine Achtung vor fremdem Rechte? Zwar führten sie allzeit die Gerechtigkeit im Munde, und jeder Edelmann, der sein gekürztes Recht im Wege einer ehrlich angesagten Fehde wieder herzustellen suchte, galt ihnen als ein Strauchdieb und

Räuber, aber sie waren keineswegs die Tugendspiegel, für die er sie bisher gehalten hatte. Wie spitzfindig legten sie die Gesetze aus, wenn es den eigenen Vortheil galt! Wie schlau verkehrten sie Recht in Unrecht und Unrecht in Recht, ohne ihr Gewissen zu beschweren! Wer würde endlich in dieser gewaltthätigen, bluttriefenden Zeit das Bollwerk sein, das auch dem Schwachen und Hilfsbedürftigen Schutz gewährte? War überhaupt auf solchen Schutz zu rechnen, oder hatte jeder Mensch die Aufgabe, allein für sich selbst zu sorgen und mit bewaffneter Faust sich der eigenen Haut zu wehren?

Tief seufzte er auf, das Suchen nach der Lösung dieser Fragen verwirrte ihn; vielleicht vermochte der Bruder Honorius ihn zu belehren, wenn der Markt vorbei war, wollte er mit ihm sprechen . . .

Schon am anderen Tage löste der Schiffer des Täschner'schen Marktschiffes die Seile, die das Fahrzeug an den Uferpfählen festgehalten hatten, und schwamm mit einer Ladung Heringe, denen sich einige Fässer geräucherter Fische gesellt hatten, die Spree hinab. Er trug einen Brief der Gebrüder Danewitz bei sich, der dem Täschner'schen Gehilfen in Magdeburg — Cunos Vater war im vorigen Jahre gestorben — von dem Unfalle seines Herrn Kunde gab und ihm die selbständige Weiterführung des Geschäftes bis zur glücklichen Heimkehr des Verwundeten an's Herz legte.

Das Reisebündel der schwarzen Ursel ward aus dem Bären in die „Gottesgunst" geschafft, denn die heilkundige Frau hatte zugestimmt, so lange Herr Cuno ihrer Pflege bedürftig sein würde, im Danewitz'schen Hause Wohnung zu nehmen. Die Wunde war bösartiger, als es Anfangs geschienen hatte. Trotz der altbewährten Kräutertränke stellte sich ein heftiges Fieber ein, in welchem der wahnumnachtete Kranke allerlei krauses Zeug durcheinander redete und ab und zu den Namen „Richenza" geängstet hervorstieß. Niemand wannte eine Trägerin dieses Namens; von weiblichen Anverkandten hatte der Leidende früher nie erzählt; Gott allein wußte, an wen er in seinen Fieberträumen denken mochte.

Als sein Zustand nach Ablauf einer Woche immer bedrohlicher wurde und auch die Gebete Frau Barbaras, die öfters neben Ursel an seinem Lager weilte, gar nichts fruchten wollten, beschloß man, sich doch noch anderen Beistandes zu versichern. Heyne rieth, den Bruder Honorius kommen zu lassen, und da auch die unsicher werdende Ursel einwilligte, so wurde Gerke nach dem Cölner Dominikanerkloster entsendet. Er benutzte sein Wiedersehen mit dem einstigen Lehrer zur Beruhigung seiner arg aufgewühlten Zweifel und fragte ihn, nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet hatte:

„Saget mir, frommer Bruder, wer verschafft einem Menschen sein Recht?"

Der Mönch hob das Antlitz und sah dem Frager scharf in die Augen.

„Ist Dir Unrecht widerfahren, mein Gutgesell? Dann magst Du in dieser rechtreichen Stadt klagen vor gehegter Bank und für einen Eideshelfer sorgen."

„Nein, nicht mir allein ist Unrecht widerfahren; aller Welt widerfährt es. Der Starke überwältigt den Schwachen, der Reiche den Armen, der Vornehme den Niederen, der Edelmann den Städter, und ein Städter den anderen."

Honorius nickte, so daß der durch das Zellenfenster fallende Sonnenstrahl auf seiner mächtig vorgewölbten Stirn spielte.

„Ja, Du sprichst wahr; der Raubvogel frißt den Sperling, aber auch der Sperling frißt den Wurm, der im Grase kriecht. Willst Du's ändern?"

„Ich wünschte, ich könnte es."

Der Mönch lächelte.

„So möchtest Du Gottes Welt umwandeln? Siehe, mein Sohn, Nichts geschieht wider des Herrn Willen. Er hat es geordnet, daß die Erde fest steht und die kreisende Sonne auf- und untergeht in ewigem Wandel; es hat heidnische Thoren gegeben, die daran Anstoß nahmen und gegen das Wort der Schrift behaupteten, die Sonne stünde still, und die Erde drehte sich um die Sonne und um sich selbst . . . was haben sie erreicht mit ihrem frevelhaften Wahne? Als

Gotteslästerer sind sie verdorben und zu Grunde gegangen, und heute spottet man ihrer Thorheit. Kannst Du's ändern, daß die Gestirne von Engeln bewegt werden? Kannst Du das kristallene Firmament sprengen, das über der Erde und den Gestirnen ruht und das Weltall fest umschließt? Kannst Du bei Deinen Lebzeiten in den Himmel eindringen, der jenseits des Firmamentes den Seligen bereitet ist? oder in die Hölle, die unterhalb der Erde flammt und brodelt, ein Aufenthalt den Verdammten?"

Honorius machte eine Pause, da aber der Gefragte schweigend zur Erde blickte, fuhr er belehrend fort:

„Siehst Du, mein Sohn, Du kannst es nicht! So begehre auch nicht das Unmögliche, dies sündige Jammerthal zu wandeln und das Unrecht auszurotten."

„Gott hat uns aber den Sinn für's Recht in's Herz gelegt," wandte Gerke ein, „und hat uns den heiligen Zorn wider die Uebelthäter gegeben."

„Ja, das that er, uns zu ziehen und zu stärken durch die Versuchung unseres Fleisches. Bemeistere Deinen Zorn und lerne beten für Deine Widersacher, und wenn es Dir nicht gelingt, das heiße Blut zu zähmen, dann nimm eine Kutte wie diese hier und suche den Frieden hinter den Mauern eines Klosters. Die Sünder zu strafen, ist nur die heilige Kirche berufen; dem Laien geziemt es zu beten: Herr vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun!"

„Ihr habet mir aber selber widerrathen, ein Geistlicher zu werden . . ."

„Weil nicht Jeder für den Frieden in der Clausur taugt, und weil die Leutepriester in Wollüsten und Unflat ersticken. Deine Faust ist zu mächtig für die Küglein einer Gebetschnur; ich fürchte, sie ist auch zu mächtig für die Elle eines Gewandschneiders . . . Du solltest ein Schwert führen."

„Wenn ich meinen Zorn meistern und für meine Widersacher beten lernen soll, was nützt mir dann ein Schwert?"

„So fragen Deine achtzehn Jahre. Nicht im Dienste des eigenen Zornes sollst Du das Schwert gebrauchen, man

kann es auch führen wider Heiden und Ketzer im Dienste der heiligen Kirche, und willst Du keinem Orden dienen, so kannst Du dem Banner eines frommen Fürsten folgen, der wider die Feinde Christi im Felde liegt. Das Unrecht wirst Du auch so nicht gänzlich ausrotten, denn es wuchert immer wieder geil empor; aber Du wirst dem Herrn, Deinem Gotte, wohlgefällig handeln, denn nicht nach dem, was wir erreichten, sondern nach unserm Streben werden wir einst gerichtet werden."

Gerke sann dem Gehörten enttäuscht nach; seine Zweifel waren nicht gehoben.

„Laß den Kopf nicht hängen, Gesell!" ermunterte ihn der Mönch, „kommt Zeit, kommt Rath. Unterdessen thue Deine Pflicht und schicke Dich in das Loos aller Staubgeborenen. Jetzt laß uns zu dem Verwundeten gehen."

Sie verließen die Zelle und das Kloster.

Als Honorius im Hausflur der „Gottesgunst" erschien, küßte ihm die dort harrende Ehefrau des Rathmanns die Hand. Er machte mit zwei Fingern das Zeichen des Kreuzes, segnete sie und fragte leise:

„Wo ist der Kranke?"

„Dort, in meines Schwagers Stube. Ich geleite Euch."

Sie traten ein. Der Mönch begrüßte die anwesenden Familienglieder, streifte die schwarze Ursel mit einem flüchtigen Blicke und schritt an's Bett. Nachdem er Stirn und Brust des Röchelnden befühlt, auch den Wundverband entfernt und die Wunde genau betrachtet hatte, flüsterte er dem Rathmann zu:

„Der Kranke hat große Hitze. Mir däucht, eine kleine Blutentziehung würde ihm nutzen."

„So lasset sie ihm angedeihen, frommer Bruder! Ich bitte Euch dringend darum."

„Ei, weiser Herr, Ihr vergesset, daß ich bei Strafe des Kirchenbannes kein Blut vergießen darf. Lasset den Bader holen."

„Ihr wartet aber, bis Meister Palme gekommen ist?"

„Wenn es nicht zu lange dauert, ja."

Erleichtert winkte der Rathmann seinem Gehilfen.

„Lauf' in den Kriegel*) und schaff mir den Bader zur Stelle!"

Diensteifrig eilte Gerke davon.

Nach kaum einer halben Stunde erschien die windschiefe Gestalt des trotz seiner Mißbildung aalgleich beweglichen Heilkünstlers auf der Schwelle. Die linke Hüfte trat ihm eine Hand breit zu weit vor, und dabei überragte seine rechte Schulter die linke um mehrere Zoll. Er dienerte vor dem Rathmann und dessen Bruder und versuchte den Saum der Mönchskutte zu küssen; Honorius wich aber einen Schritt zurück; Bader, Barbiere, Spielleute und Büttel genossen nicht die Ehre des Bürgerrechts, die Berührung durch dieselben war dem frommen Manne nicht erwünscht.

„Schlaget dem Kranken die Ader!" Es sollte ein Rath sein, klang aber wie ein Befehl.

Palme zögerte und betastete erst Stirn und Wangen des Fiebernden.

„Eurer Untersuchung bedarf es nicht mehr," bemerkte Honorius etwas wegwerfend, „thut, was ich Euch geheißen habe!"

„Nun, nun, hochwürdigster Herr," wagte Meister Palme bescheiden einzuwenden, „man muß doch erst sehen, ob es auch angebracht ist. Bin bewährt in der Heilung von Gliedwasser und Entzündungen, verstehe mich auf Fisteln, Krebsgeschwüre und Pestilenzbeulen, und habe manch ein krankes Glied sachgemäß und glücklich abgenommen. Auf Eure Verantwortung will ich wohl die Ader schlagen, doch halte ich die Anwendung einiger Schröpfköpfe für geeigneter."

„Die Art, wie Ihr das Blut entziehen wollet, stelle ich Euch frei."

„Seht Ihr, frommer Herr, da kommen wir schon zusammen," grinste der Bader, indem er sich vor dem Mönche

*) Heute, „am Krögel".

liebedienerisch verbeugte, „nun, das Schröpfen soll bald besorgt sein."

Er waltete seines Amtes, und als er den ersten Schröpfkopf abhob und das rothe Blut in einer Schüssel mit Wasser ausspülte, ward es der solchen Anblicks ungewöhnten Tochter des Rathmann's dunkel vor den Augen. Unsicher tastete sie mit dem kalten Händchen nach Gerke, der sich in ihrer Nähe hielt, und bat mit matter Stimme:

„Führ mich hinaus."

Der Gehilfe bemerkte jetzt erst die Blässe ihrer Wangen; schnell öffnete er die Thür und geleitete die mit einer Ohnmacht Ringende über die Stufen der Stiege hinab.

„Dank Dir, Gerke. Jetzt ist mir wohler. Nein, laß mich nur! Ich kann allein nach meiner Stube gehen."

Sie nickte ihm freundlich zu und stieg auf der andern Seite des Flures die Treppenstufen empor. Gerke kehrte in's Krankenzimmer zurück und beruhigte Frau Barbara, die sich wegen des Töchterleins schon bekümmern wollte.

Gegen Sonnenuntergang schritt Gerke über den Neuen Markt, auf dem gerade die letzten Zelte abgebrochen wurden.

„Guten Abend, schönen guten Abend!" rief ihm eine fette Stimme hinterher.

Er blickte sich um und erkannte die kleine, kugelrunde Gestalt des Bäckermeisters David Zeidelberg, der einen nicht minder kleinen aber schmächtigen Burschen neben sich hatte.

„So wartet doch," keuchte der Bäcker, der laufend näher kam, „und erzählet mir, wie es mit dem Magdeburger Kaufmann steht, der in der ‚Gottesgunst' verpflegt wird. Habe schon gestern von dem Unglück vernommen. Ach, was sind das für Zeiten! Der ganze Teltow wimmelt von Räubern. Möchte wetten, daß es der Albrecht Grieben oder seine Brüder, der Spoldenir und Gebhard, waren; auch dem Michel Fuchs, dem Mederiter und dem Hans Bernir ist es zuzutrauen . . . die schinden und rauben bis vor unsere

Thore . . . des Nachts pochen sie und stoßen auf,*) und bei Tage verkriechen sie sich bei ihren Freunden, von denen sie gehaust und gehegt, gespeist und gefördert werden. Man sagt, Herr Cuno werde sterben . . . ist es wahr?"

„Ich denke, nein, Meister David . . . wir haben einen schwarzen Bruder und den Bader beim Kranken, die werden ihm schon helfen."

„Die Heiligen mögen es fügen! . . . Heinz, komm einmal näher! . . . Dies ist mein neuer Gesell, meines seligen Bruders Kind, Heinz Zeidelberg aus Magdeburg, habe ihn in die Lehre genommen. Dies ist Gerke Kölre, der fürsichtige Gehilfe der reichen Gebrüder Danewitz . . . guck' ihn Dir an, Junge! . . . Der längste Gesell in unseren beiden Städten und hat mehr gelernt als Du, Taugenichts; er kann schreiben und lesen wie der klügste Pfaffe und rechnet Dir im Kopfe aus, wie viel Sterne am Himmel stehen. Ja, ja, Heinz . . . kannst Dir ein Beispiel an ihm nehmen."

Keck blickte der kleine, unruhige Bursch, der zwanzig Jahre alt sein mochte, an dem riesenhaften Kaufmanns-Gehilfen empor.

„Gäbe den kleinen Finger meiner linken Hand darum," sagte er mit dem Ausdruck innigsten Verlangens, „wenn ich so groß wie Ihr wäre." Dabei wischte und juckte er mit der Rechten in seinem Gesichte umher, und bohrte zur Abwechselung mit dem Zeigefinger in seinem Ohre.

Gerke lachte über den drolligen Knirps.

„Ei, was hättet Ihr davon?"

„Dann wäre ich stark und könnte mit der Faust Jeden niederschlagen, der mir zu nahe träte."

„Ho, ho! dummer Junge," sagte Meister David, „Du thust ja, als müßtest Du jeden Morgen einen Christenmenschen zum Frühstück verspeisen. Lerne nur brav Deinen Teig kneten und die Hitze im Backofen richtig abmessen, dann wird Dir Keiner auf die Zehen treten . . . Seht, da schreiten ein paar

*) „Pochen und aufstoßen" nannte man das nächtliche Einbrechen.

edle Herren, die gestern ihre Einkäufe gemacht haben! Wie stolz sie dreinschauen.

„Die haben's gut," meinte Heinz, und ein unheimliches Feuer brach aus seinen begehrlichen Augen, „die tragen ein Schwert an der Hüfte!"

Ein Rippenstoß seines Ohms und Meisters unterbrach ihn.

„Halt's Maul, Junge! Der Becher Bier scheint Dir zu Kopfe gestiegen, den Dir Freund Brisicke im Bär geschenkt hat."

Gerke schaute nach den beiden Edelleuten, auf die der Meister David gewiesen hatte. Sie kamen näher und man konnte ihr munteres Lachen vernehmen.

Der Kleine und Jüngere von ihnen hatte hochroth gefärbte Ohren und Nasenflügel; strohgelbes Gelock quoll ihm unter der federgeschmückten Rundkappe hervor und ein strohgelber, kurzhaariger Schnurrbart fiel ihm senkrecht über die Lippen. Wo hatte Gerke doch schon dieses Gesicht gesehen?

„Junker Werner?" sagte er unsicher, „seid Ihr es, edler Herr, oder . . . ?"

Der Edelmann stutzte.

„Was ist das für ein langer Gesell? Beim Wunderblute von Wilsnack, 's ist der Gerke! Bist ja noch höher in's Kraut geschossen! Hast Du mich denn gleich wiedererkannt? Was treibst Du hier in Berlin?"

Er reichte dem früheren Spielgefährten die behandschuhte Rechte.

Gerke schüttelte sie herzhaft und erwiderte:

„Bin Gehilfe der Herren Danewitz, wohne dort drüben in der ‚Gottesgunst'. Gestattet, daß ich Euch endlich Dank sage für die Güte, mit der Ihr noch immer meine Mutter hauset."

„Was redest Du? Bedanke Dich bei meinem Herrn Vater, der über die Germendorfer Feldhütte zu verfügen hat. Donnerwetter! bist ein ganzer Kerl geworden!" Er maß den Wuchs des Gehilfen mit staunenden Blicken. „Weißt Du auch noch, daß Du mich einstens übel zugerichtet und mir das Knie auf die Brust gesetzt hast? Ha, ha, ha! Nun

eines solchen Ueberwinders brauch' ich mich nicht zu schämen ... Mensch! Du könntest ja Bäume ausreißen!"

„Auch Ihr, Herr Junker, seid ein Mann geworden, aber Euer Gesicht ist unverändert, und immer blickt Ihr noch aus treuen Augen."

„Die Treue ist des Edelmannes Schmuck. Bin der alte geblieben, Freund Gerke. Komm mit uns in die güldene Gans, daß wir einen Trunk thun. Dies ist Herr Hans von Quitzow, ein berühmter Ritter, der mir die Ehre erweist, mich seinen Freund zu nennen. Ist Dir's Recht, Hans, daß wir den Riesen Goliath mit uns nehmen?"

Verbindlich lächelte der Angeredete. Er war ein hochgewachsener, schlanker Mann im Anfang der Dreißiger, von gewinnendem Gesichtsausdruck, dem das brandrothe Haar keinen Abbruch that.

„Machet uns die Freude, Herr Gerke," — er betonte das Wort „Herr", obgleich es dem Gehilfen eines Kaufmannes nicht gebührte — „und seid unser Gast bei einem Kruge Bernower Bier."

Gerke verbeugte sich, winkte dem Meister David und seinem Gesellen, die beide mit offenen Mäulern dastanden und sich über die Herablassung der fremden Ritter baß verwunderten, vertraulichen Abschied zu und folgte der ehrenvollen Einladung.

„Du passest zum Kaufmann wie der Bock zum Ziergärtner," scherzte Junker Werner, als er mit seinem ritterlichen Freunde und dem Sohne der schwarzen Ursel in Meister Falkenbergs, des Ganswirthes, Trinkstube saß, „hast einst den Bötzower Pferden beinahe die Rippen gebrochen, und jetzt, fürchte ich, hast du das Reiten verlernt und weißt Schwert und Armbrust nicht mehr zu führen."

„Doch, Junker Werner, ich verstehe es noch," versicherte Gerke selbstbewußt. „Die Gebrüder Danewitz sind reiche, ritterbürtige Herren und haben vom Rathe der Stadt das Dorf Lichtenberg zu Lehen, das ihnen der Markgraf bestätigt

hat.*) Dort bin ich meist an den Sonntagen und reite dem Pächter die jungen Pferde zu, auch seine Knechte übe ich im Armbrustschießen und Stechen und Hauen . . . Ihr wisset, es ist nöthig, daß sich die städtischen Grundbesitzer gegen etwaige Ueberfälle fehdelustiger Nachbarn sichern."

„Vorsicht ist die Mutter der Weisheit," bestätigte Werner.

Ueber das hübsche Gesicht des Ritters Hans irrte ein flüchtiges Lächeln, doch er beherrschte sich rechtzeitig und sagte anerkennend:

„Das lobe ich mir, daß Ihr die Sicherheit der Herren Danewitz auf das Schwert stellt, und nicht auf den Geldsack. Nicht jeder Kaufmann denkt so adlig. In der Gefahr kriecht der Pfefferfack gewöhnlich zu Kreuz, läßt sich feig und zaghaft, wie ein wehrlos Lamm, verstricken und berechnet im Geiste die Groschen, mit denen er sich lösen will." Der Ton seiner ansprechenden Stimme wurde immer wärmer. „Wenn Jeder so handelte wie Ihr, wir brauchten nicht den Schutz fremder Gewalthaber, die uns doch nur das Fell scheeren, und keine Gerichte, deren Schulzen und Schöffen es nur auf den Beutel der Kläger und Verklagten absehen. Dann stünde Jeder selbst seinen Mann und Jeder schaffte sich selbst sein Recht in dieser elenden Zeit." Er musterte die ungewöhnliche Gestalt des Gehilfen, der selbst im Sitzen die Balkendecke der niedern Stube mit der emporgestreckten Rechten hätte berühren können, und aus innerster Ueberzeugnng rief er: „Bei allen Heiligen, an Euch ist ein Ritter verdorben!"

Erröthend schlug Gerke die Augen nieder, das Lob aus solchem Munde that ihm wohl, und er faßte von Stund an eine Zuneigung zu dem Edelmann.

Als der Thürmer zehnmal an die Zeitglocke auf St. Marien schlug, eilte der Kaufmannsgehilfe in gehobener Stimmung nach Hause. Es war ein warmer Sommerabend. In sämmtlichen Leuchtpfannen brannten die Kiehnspähne, aus Rücksicht für die vielen, noch in der Stadt weilenden Fremden. Vor

*) Urkunde vom Jahre 1382.

den Hausthüren tanzten Knechte und Mägde, hier und da sprang wohl auch das Töchterlein eines Bürgers mit dem Sohne eines Nachbarn fröhlich den Reihen. Der Rath hatte zwar wiederholt das abendliche Tanzen auf den Gassen verbieten müssen, aber unmittelbar nach dem Jahrmarkte waren die Gemüther der jüngeren Einwohnerschaft noch zu heftig erregt, als daß man sich des Verbotes erinnert hätte, auch drückten die Stadtknechte heut ein Auge zu.

Von der Ecke der Spandower- und Bischofsstraße, wo nur noch wenig Kohlen im Feuerbecken glommen, tönte dem Gehilfen ein zum Tanze gejauchztes Liedlein entgegen:

„Sei'n wir alle
Froh mit Schalle!
Dâ tender lender lenderlîn!“

Als er die Ecke erreicht hatte, wurde er von einem ausgelassenen, springenden Paare angetanzt.

„Entschuldiget!“ scherzte eine athemlose Stimme, „Ihr seid lang genug, hätte Euch sehen können.“

Heinz Zeidelberg, der kleine Bäckergesell, ließ seine Tänzerin los, bot Gerken die Hand und begleitete ihn ein Stück Weges.

„Ihr seid erst kurze Zeit am Orte,“ meinte Gerke, „und doch scheint es, hat Euch schon Frau Minne Gewalt angethan. Hütet Euch vor den berliner Jungfrauen, ihre Augen sind heißer als Euer Backofen.“

„Alles in Ehren, Gutgesell! Ich weiß, was sich schickt, und werde keine tugendhafte Jungfer „umkusseln.“*)

„Wollt's Euch auch nicht rathen. Die Berliner sind streng gegen die Fremden.“

„Nicht überall, wie es scheint.“

„Wie meint Ihr das?“

„Nun, die Gebrüder Danewitz hegen und pflegen doch einen Magdeburger in ihrem Hause, wären sie strenger, würden

*) D. h. beim Tanzen umwerfen. Eine damals gern geübte Unsitte, die der Rath in verschiedenen Gildevorschriften den Gesellen verbieten mußte.

sie ihn in's Heiligegeist-Spital schaffen oder auf die Gasse werfen."

„Warum denn?"

„Weil er ein gottverfluchter . . . 's ist spät am Abend, und ich will Euch nicht länger beschwerlich fallen. Gute Nacht!"

„So wartet doch! Was wisset Ihr von Herrn Cuno?"

„Nichts weiß ich von ihm. Was geht mich der übermüthige Lump an?"

„Warum scheltet Ihr ihn?"

„Habe ich ihn gescholten? Seht, das ist mir nur so herausgefahren. Bin schlechter Laune, der knauserige Ohm hat mir gestern einen zu knappen Marktgroschen gegeben. Ein andermal, Gerke Kölre. Gute Nacht!"

Das bewegliche Bürschchen war in der Dunkelheit verschwunden.

Nachdenklich setzte Gerke seinen Heimweg fort.

Vierzehntes Capitel.

Erst nach einem Monate war die Gefahr für den verwundeten Kaufmann beseitigt, und nun, da er mit verbundenem Haupte außerhalb des Bettes am Fenster ruhen und den Blick über das Treiben auf dem neuen Markte konnte schweifen lassen, trat das Leben im Danewitz'schen Hause wieder in sein gewöhnliches Gleis.

An den Sonntagen pflegte Hans oder sein Bruder Heyne nach Lichtenberg zu reiten. Es lag eine halbe Meile westlich von Berlin und war vor fünfundzwanzig Jahren in's carolinische Landbuch als ein Gut von 64 Hufen eingetragen worden. Die jetzigen Lehnbesitzer hatten dort mancherlei zu schaffen. Vier Hufen waren für den Dorfschulzen und vier andere für den Pfarrer abgezweigt worden; der Schulze mußte aber jährlich drei Pfund Pfennige für das Lehnpferd zahlen. Neun Hufen gehörten der Familie von Aken. Der ganze Rest war, der Morgen für einen Scheffel Roggen, verpachtet.

Die Gebrüder Danewitz beaufsichtigten den Pächter, überzeugten sich von der Pflege der Pferde und Kühe, die sie ihm überwiesen hatten, und sorgten dafür, daß auch die Kossäten ihre schuldigen Rauch-, Zins- und Pachthühner pünktlich ablieferten.

Bei diesen Ausflügen war Gerke der stete Begleiter seiner Herren. An den Sonntagen, an denen sich Heyne nach Lichtenberg begab, äußerte Cordula allemal das Verlangen, mitge-

nommen zu werden. Dann mußte sich auch Frau Barbara zur Theilnahme entschließen, und dieser Umstand bedingte wieder, daß auch Stoffel mitritt oder die alte Anna zu Fuß nachhinkte.

Cordula hatte durch die fortgesetzten Bemühungen Gerkes lesen gelernt, und auch der Feder war sie nothdürftig mächtig geworden. Wenn Heyne vor der Thür des strohgedeckten Pächterhauses saß und über die Eintreibung der rückständigen Zinsgebühren mit dem Pächter verhandelte, während Barbara beim Ortsgeistlichen weilte und sich nach den Siechen und Armen des Dorfes und wie ihnen am zweckdienlichsten zu helfen wäre, eingehend erkundigte, dann strich Gerke mit Cordula über die Stoppelfelder bis zur Grenze der Hohen-Schönhausener Feldmark, oder sie drangen beide in südlicher Richtung bis zur städtischen Heide vor, wo die Gräben und Verhaue der Landwehr begannen, die sich bis zur Spree bei Stralow hinzogen. Hatten sie ein moosbewachsenes oder kiefernadeln-gepolstertes Plätzchen am Fuße einer Föhre erreicht, dann legten sich beide nieder, streckten behaglich die Glieder aus, und besonders Cordula genoß die Wohlthat der Ruhe nach dem für sie ungewohnten längeren Ritte.

An einem sonnigen Spätherbsttage dehnten sich beide wieder im Moose und berauschten sich an der reinen, würzigen Luft, die wie ein Gottesodem über die Heide strich.

„Wie köstlich ist es hier draußen!“ jauchzte Cordula, und ihre Wangen glichen zwei aufgeblühten Rosen, „wie schade, daß der arme Herr Cuno noch nicht aus der dumpfen Stube heraus darf!“

„Sehnst Du Dich nach ihm?“ Gerke brauchte noch immer das vertrauliche „Du“, wenngleich aus dem Kinde unvermerkt eine reifende Jungfrau geworden war.

Unbefangen schaute sie ihn an.

„Wäre es nicht hübsch, wenn er hier wäre? Er war immer so lustig. Denkst Du noch daran, wie er sich einst in unserm Garten geschaukelt hat?“

„Ja, und wie ein Mehlsack zur Erde fiel.“

„Pfui, Gerke, Du sagst das so, als ob Du Dich darüber freutest."

„Hast Du damals nicht auch gelacht?"

„Nun ja, es sah so drollig aus, aber Herr Cuno hat mir trotzdem leid gethan, und ich wünschte, er wäre erst wieder völlig gesund."

„Dann wird er aber nach Magdeburg zurückkehren."

„Du hast Recht. Dann wird es wieder einsam in unserem Hause." Es klang wie ein Seufzer.

Gerke empfand einsonderbares Unbehagen; die Brust war ihm wie zugeschnürt.

Nach einer Weile hob er wieder an:

„Cordelchen!"

„Was denn, Gerke?"

„Sage mir ehrlich . . . Du bist öfters mit Deiner Frau Mutter in der Stube des Herrn Cuno — bist Du gern bei ihm?"

„Wie Deine Stimme zittert! Was hast Du denn?"

„Sage mir, bist Du gern bei ihm?"

„Ei, warum sollte ich nicht? Er erzählt so unterhaltend . . . er ist viel und weit gereist . . . selbst am Rhein ist er schon gewesen, wo der Wein gewachsen ist, den er meinem Vater geschenkt hat."

Gerke schwieg.

Endlich preßte er hervor:

„Cordelchen! . . . bist Du lieber bei ihm, als . . . bei mir?" Heiße Gluth loderte ihm von Stirn und Wangen.

Verwundert blickte das Mädchen zu ihm auf.

„Wie Du so fragen kannst! Wir beide sind doch alte Bekannte. Herr Cuno unterhält mich und scherzt mit mir, aber von Dir habe ich schon viel gelernt, Du bist mir Spielgenoß und Lehrer."

„Also hast Du mich . . . lieber, als Herrn Cuno?"

Er hatte sein Antlitz dem ihren genähert, sein Odem streifte ihre Wangen; seine Augen waren Feuerflammen, die

sie versengten. Sie erschrak, ein Beben ging durch ihre Glieder; sie fürchtete sich vor dem Ungestümen.

„Wie Du mich heute quälst, Gerke," sagte sie ausweichend. „Laß uns etwas lesen; Du hast eine neue Geschrift vom Bruder Honorius bei dir."

Langsam fuhr seine widerwillige Hand in die Tasche, langsam brachte sie ein zusammengerolltes Papierheft hervor.

„Was enthält denn das Heft?" fragte Cordula begierig, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben.

„Es sind einige Lieder Herrn Walters von der Vogelweide. Kenne sie selbst noch nicht. Ein Klosterbruder hat die Abschrift besorgt."

„Oh, bitte, bitte, lies!" Sie klatschte freudig in die Hände.

Gerke öffnete das Heft. Viel lieber hätte er fortgeplaudert; aber da Cordula es wollte, hob er folgsam zu lesen an:

Ist Treue und Beständigkeit
Dir eigen, bin ich sorgenfrei;
Dann bringet niemals Herzeleid
Dein Thun und Denken mir herbei.
Hast aber Du die beiden nicht,
Darfst Du die Meine niemals sein.
Wenn das geschieht, mein Herz mir bricht."

Unfroh hatte er begonnen, jetzt aber leuchtete sein Auge, und er freute sich, in den Worten des Minnesängers sein eigenes, unklares Fühlen ausgesprochen zu finden. Eifrig wandte er das Blatt um und las eine neue Weise:

„Meine Freude ruht in einem Weibe,
Ihr Herz ist ganzer Tugend voll,
Reiche Schönheit strahlt von ihrem Leibe,
Daß man ihr gerne dienen soll.
Ich erring' ein Lächeln noch von ihr,
Das muß sie gestatten mir:
Ob sie's wohl verhüte?
Ich bau' auf ihre Güte.

„Siehst Du, Cordelchen, Du lächelst!" frohlockte er, indem er vom Hefte fort und ihr in die Augen blickte.

Verwirrt bat das Mädchen:

„Lies weiter, Gerke, bitte, bitte."

Und er las:

„Sie hat über mich Gewalt,
Sie kann all' mein Trauern wenden,
Und mir senden
Freude mannigfalt.
Ihrer hellen Augen Schein
Hat mich, ach! so schön empfangen;
Ganz zergangen
Ist das Trauern mein."

Die schmeichelnden Weisen des Minnesängers nahmen auch Cordulas Sinn gefangen; sie vergaß den vorigen Ungestüm ihres Nachbars und rückhaltslos überließ sie sich dem Zauber des Gehörten.

„Ach, wie herrlich!" rief sie hingerissen, „das ist der Sänger des Liedes, das mir gestern Herr Cuno mitgetheilt hat. Wie fing es doch an? ‚Unter der Linden auf der Haide?' Ja, so war es . . . laß uns suchen, ob es auch im Hefte steht!"

Sie rückte dicht an Gerke heran und steckte ihr Köpfchen neben dem seinen in die Blätter, so daß ein paar wirre Härchen ihrer Schläfen seine Wangen streiften.

„Da ist es! ‚Unter der Linden . . .' Ach, bitte, lies es mir vor! Du kannst besser lesen, als ich."

Und Gerke las das Meisterlied des im Kreuzgang des Würzburger Münsters bestatteten Schwanes.

„Unter der Linden
Auf der Heide,
Wo er so traulich bei mir saß,
Da möget ihr finden
Alle beide
Gebrochen: Blumen und das Gras.
Vor dem Wald mit hellem Schall —
Tandaradei! —
Sang so schön die Nachtigall.

Da hat er gemachet
Also reiche
Von Blumen eine Lagerstatt,
Deß' wird gelachet
Inniglelche.
Kommt Jemand auf demselben Pfad

An den Rosen er wohl mag
Tandaradei!
Merken, wo das Haupt mir lag!

Wie er bei mir ruhte,
Wüßt' es einer,
Nun verhüt' es Gott, so schämt' ich mich.
Wie mich da der Gute
Herzte, keiner
Erfahre das, als er und ich,
Und ein kleines Vögelein,
Tandaradei!
Das mag wohl verschwiegen sein!"

Die Innigkeit und Zartheit, der süße Hauch holdester Unschuld, den der große Singer auch über das rein Sinnliche zu breiten verstanden hatte, rührte die Seelen der beiden jungen Leute wie eine Gottesoffenbarung. Verklärt schaute Gerke in's Weite, hinüber nach der sonnenscheingebadeten Wiese, die den Wald begrenzte. Cordula hatte unbefangen ihre Hand auf des Genossen Schulter gelegt; ihre Augen schwammen feucht, und durch ihren jungfräulichen Busen gingen ahnungsreiche Schauer.

„Cordelchen," flüsterte Gerke, der sich zuerst wiederfand, „diese Weise mußt Du auswendig lernen. Es sind die Worte einer Jungfrau, und Du magst sie mir aufsagen als ein Weihnachtsgeschenk." Er hatte ihre Hand ergriffen und sah ihr liebevoll in die Augen.

„Ich will sie lernen, Gerke, gewiß! Aber nun ist's Zeit . . . wir müssen nach dem Dorfe zurück."

Sie sprang auf; er wollte sie festhalten und, wer weiß, er hätte auch den Muth gefunden, ihr einen Kuß zu rauben; aber sie entzog sich ihm und eilte, immer einige Schritte vor dem Gefährten, dem Pächterhause zu.

. . . Die Herbststürme hatten um die spitzen Giebel der Stadthäuser getobt; die mächtigen, mit breiten Simsen und vorspringenden Thürmchen verzierten schwarzen Oefen in der „Gottesgunst" waren in Thätigkeit gesetzt worden, und jeden Tag hatte die alte Anna die von den Balkendecken an eisernen

Kettchen herabhängenden Lampen ein paar Minuten früher anzünden müssen.

Jetzt lag der erste Schnee auf den Dächern und in den grundlos kothigen Straßen; der letzte Anklöpferleinstag vor dem Weihnachtsfeste war gekommen. Diese Anklöpferleinstage waren die Lust der damaligen Buben. An jedem Donnerstag in den letzten drei Adventswochen schlichen sie nach Eintritt der Dunkelheit durch die winterlich öden Gassen und suchten die Hausbewohner durch plötzliches Andonnern an die geschlossenen Fensterladen zu erschrecken. Je toller der Lärm, desto größer war der Spaß. Die Mägde in den Spinnstuben, und die Bürgerfrauen und Bürgertöchter, die eine weihnachtliche Ueberraschung am Stickrahmen fertigten, hoben, wenn die Fäuste der ausgelassenen Jungen gegen die Laden krachten, lächelnd die Köpfe; sie wußten, wer die Unholde waren, legten ihr Händewerk schnell bei Seite, holten ein paar bereit gestellte Aepfel und Semmelstollen und reichten sie den „Anklöpferlein" mit einem: „Hier, Ihr Buben! nun ist's genug; jetzt geht zum Nachbar!" zum Fenster hinaus.

Es war spät am Nachmittage; kümmerlich leuchteten die Feuerbecken an den Ecken des Neuen Marktes, denn treibende Schneeflocken zischten unausgesetzt in die Gluth, und qualmender Rauch verhüllte die gedämpften Flammen. In der „Gottesgunst" saßen Frau Barbara, Cordula, Herr Heyne und Cuno Täschner unweit vom überhitzten Ofen am lampenerhellten Eichentische. Gerke ging unruhig ab und zu. Herr Hans war noch auf dem Rathause beschäftigt, wohin der kürzlich neugewählte Rath die Mitglieder des jetzt ruhenden Rathes befohlen hatte.

Von Cunos Stirn war die Binde entfernt. Seine Wunde war völlig geschlossen; sein wieder langgewachsenes dunkles Haar bedeckte die frische Narbe, deren kleinerer Theil als rosenrother Strich auf der weißen Stirnhaut sichtbar war. Ueber drei Monate hatte er im gastlichen Hause geweilt und aufmerksamste Pflege genossen; am dritten Weihnachstage wollte er in den Stegreif treten und sich unter sicherm Geleit

auf die Heimfahrt nach Magdeburg begeben. Bläuliche Ringe lagen um seine glanzlosen Augen; seine etwas verfallenen Wangen waren fahl, und eine gewisse Mattigkeit in seinen Gliedern verrieth noch die Mißhandlungen, denen ihn Meister Palmes Kunst unterworfen hatte; aber gerade diese Bläße und Schwäche kleidete ihn gut, und Frau Barbara schielte mit heimlicher Genugthuung nach dem hübschen, jungen Mann, wenn er mit Cordula eifrig plauderte und die Musterung durch die Augen der Hausfrau nicht bemerkte.

„Es ist ganz gewiß wahr," fuhr er in seinem Berichte wunderbarer Dinge fort, „ein solches Thier giebt es, ein Magdeburger Domherr, der im heiligen Lande war, hat es selbst gesehen. Es ist klein wie ein Zicklein, aber sehr kühn; mit seinem Horne, das blank und scharf wie ein Schwert ist, haut es gewaltig um sich. Nur mit List kann es gefangen werden. Die Jäger führen eine Jungfrau zu der Stelle, wo das Einhorn weidet, sobald es der reinen Magd ansichtig wird, legt es alle Wuth ab, nähert sich ihr und birgt sein Haupt in ihrem Schooße. Dann kommen die Jäger und greifen es."

„Wie kann uns aber das Horn dieses Thieres vor Gift bewahren?" fragte Cordula.

„Will's Euch erklären, holde Wißbegier. Beim Felde Helyon im Gelobten Lande ist der Fluß Mara, dessen bitteres Wasser Moses mit dem Stabe schlug, so daß es süß und für die Juden trinkbar wurde. Noch jetzt vergiften böse Thiere nach Sonnenuntergang dieses Wasser; aber des Morgens kommt vom Meere das Einhorn, taucht sein langes Horn in den Fluß und vertreibt daraus das Gift. Wer ein Stücklein vom Horn dieses Thieres besitzt, der braucht es nur in den Becher zu werfen, aus dem er trinken will; ist der Trank vergiftet, dann wird er sofort gereinigt und bringt dem Menschen keinen Schaden mehr." Er griff in die Tasche und langte ein kleines Löffelchen hervor. „Seht, dieser Löffel ist aus dem wunderbaren Horne gefertigt; ich wollte ihn Euch erst am heiligen Abende anbieten, aber ich denke, Ihr werdet ihn auch schon jetzt von mir annehmen. Legt ihn als Probirlöffelchen in

Euer Salzfaß, dann seid Ihr sicher, daß Euch jede Speise wohl bekommt."

Erfreut nahm Cordula das werthvolle Geschenk an und bedankte sich herzlich. Weder der Geber noch die Empfängerin des Löffels ahnten, daß ein Stoßzahn des Narval zu seiner Herstellung gedient hatte.

Lebhaft streckte die fromme Frau Barbara ihre Hand aus.

„Zeig' einmal her, Cordelchen! Nein, wie allerliebst! Und ist wirklich ein Mittel gegen tückisches Gift? Wird doch keine schwarze Magie damit verbunden sein? Gott bewahre uns! Was ist das für ein Höllenlärm?"

Sie fuhr erschrocken zusammen, denn draußen polterte es gegen den Fensterladen, als sollte das Holz desselben in Splitter gehen.

„Sind die Anklöpferlein, Mutter; beruhiget Euch. Wartet Ihr Buben," rief sie mit lauter Stimme, „ich komme schon."

Sie nahm eine Handvoll Gewürzkuchen, die sie zu diesem Zwecke selbst gebacken hatte, vom Wandbrett, stieß den Laden auf und streute die Gabe unter die draußen Harrenden.

„Hu, hu, hu!" tönte eine dumpfe Stimme. „Frau Harke kam durch die Luft geflogen und will Herrn Cuno, den Magdeburger, sprechen. So er ein gutes Gewissen hat, soll er heraus kommen. Hu, hu, hu!"

Der Chor der Buben wiederholte heulend. „Hu hu, hu!"

„Ihr möchtet herauskommen, Herr Cuno," wandte sich Cordula lachend in's Zimmer zurück.

Frau Barbara bekreuzte sich und sagte ängstlich:

„Nehmt Euer Schwert mit, ehrbarer Herr! Man kann nicht wissen . . ."

„Aber Mutter, es sind die Anköpferlein," versicherte Cordula, „vor denen wird sich Herr Cuno doch nicht fürchten, wenn auch ein paar größere Buben dabei zu sein scheinen."

Aus Täschners ohnehin blassen Wangen war die letzte Spur von Farbe gewichen; doch ohne zu zögern erhob er sich und verließ die Stube.

In der geöffneten Hausthür lehnte Gerke und schaute dem Treiben der gegen das Fenster hämmernden Jungen zu. Einem derselben, den er für den Gesellen des Meisters David hielt, hatte er schon ein paarmal „Pst! Heinz! bist Du's?“ leise zugerufen, aber es war ihm keine Antwort geworden.

Jetzt eilte Cuno bei Gerke vorüber und, in das Dunkel hinaustretend, sagte er laut und seine Stimme zur Festigkeit zwingend:

„Wer von Euch wünscht mit mir zu sprechen?“

Gerke sah, wie sich eine vermummte Gestalt aus dem Haufen löste und Herrn Cuno fort von der Hausthür zog. Was die sich Entfernenden miteinander verhandelten, konnte er nicht hören, auch dauerte es nur wenige Minuten, als Cuno schon wieder mit einer leise gemurmelten Verwünschung über die Schwelle zurückkehrte; der Unbekannte war verschwunden.

Kopfschüttelnd folgte der Gehilfe dem Magdeburger in das Familienzimmer und jetzt im Scheine der Lampe bemerkte er, wie auffallend verändert das Aussehen desselben war.

„Was ist Euch widerfahren, Herr Cuno?“ fragte Barbara besorgten Tones, „habt Ihr ein Gespenst gesehen?“

Der Gefragte spielte den Unbefangenen und lachte:

„Das Gespenst hatte Fleisch und Blut. Ein dummer Scherz der übermüthigen Jugend . . .“

„Was wollte man von Euch?“

„Gar nichts, lobwürdige Frau. Irgend ein Schlingel brüllte mir sein albernes ‚Hu. hu!‘ in die Ohren und lief dann eiligst davon.“

„Jugend hat keine Tugend. Dieser Straßenunfug scheint mir aber eine schlechte Vorbereitung zur Beichte und zum Abendmahl des ersten Weihnachtstages.“

Unruhig schritt Cuno in dem engen Gemache auf und ab, indem er sich vergeblich bemühte, seine Aufregung zu verbergen. Gerke verfolgte jede Bewegung des Verstörten mit heimlicher Schadenfreude; er stand am Ofen, wärmte die auf dem Rücken gekreuzten Hände, und war überzeugt, daß Täschners

Versuche, Cordulas Neigung zu gewinnen, für heute wohl ihr Ende erreicht haben würden.

Am Weihnachtsabende hatten die gelblichen Wachskerzen an der Tanne gebrannt, die Stoffel mit Bewilligung des Rathmannes aus der städtischen Heide geholt und in der Familienstube aufgestellt hatte. Mancherlei Gaben waren unter den Bewohnern der Gottesgunst ausgetauscht worden. Cuno hatte den Gebrüdern Danewitz zwei prächtige Harnische verehrt, die er von Nürnberg über Magdeburg hatte kommen lassen; jeder Berliner Bürger mußte im Besitze einer vollständigen Trutzbewaffnung sein, und die Harnische, die bisher den beiden Herren gedient hatten, waren schon unansehnlich und stark verbeult. Für Barbara und deren Tochter hatte er ein Stück Sammet und ein Päckchen echter Goldborten ausgekramt; die werthvollen Gaben sollten wenigstens einen Theil seiner Dankesverpflichtung gegen seine opferfreudigen Wirthe und Pfleger abtragen. Cordula hatte für alle Welt kleine anspruchslose Ueberraschungen mit eigener Hand gefertigt. Herr Cuno erhielt von ihr ein mit Goldfäden gesticktes Ledertäschchen, und Gerke einen ebenso verzierten Gürtel. Als der entzückte Gehilfe seine bescheidene Gegengabe, eine Abschrift mehrerer von Cordula geschätzter Lieder Walters von der Vogelweide, dem freundlich blickenden Mägdlein in die Hand drückte, flüsterte er:

„Eine andere Gabe bist Du mir noch schuldig, Cordelchen."

Sie verstand, was er meinte, und raunte eben so leise:

„Ein andermal. Heute sind zu viel fremde Ohren anwesend."

In dem glücklichen Bewußtsein, mit dem holden Kinde ein gemeinsames Geheimniß zu haben, trat er zurück und überließ sie beruhigt den zur Schau getragenen Aufmerksamkeiten Cunos.

Am nächsten Morgen war das ganze Haus zur Beichte in der Marienkirche und empfing dort, altem Gebrauche gemäß, das heilige Abendmahl.

Am zweiten Festtage zog Stoffel die Pferde der Herren Danewitz aus dem Stalle und führte sie mit Hilfe eines Stall-

jungen nach dem neuen Markte, wo die Pferde des ganzen Stadtviertels bereits versammelt waren. Die Familie Danewitz mit dem übrigen Gesinde begab sich wieder nach dem Gotteshause, um der Predigt des Propstes Ortwyn zum Gedenken des Märtyrers Stephanus beizuwohnen. Stephan war der Schutzpatron der Pferde, und es war Sitte an diesem Tage, daß der messelesende Priester dem pferdenährenden Hafer seines Kirchspiels den Segen ertheilte. Nach verkündetem Hafersegen trat Ortwyn, gefolgt von der Gemeinde, heraus auf den Marktplatz und erhob noch einmal die segnende Hand über die dort aufgestellten Pferde. Stoffel kniete während der Ceremonie nieder und eignete sich auf diese Weise einen Theil des Pferdesegens gläubig mit an.

Am dritten Festtage hatte die alte Anna ein kleines Fäßlein edlen Rheinweines, das dem Rathmann von Cuno geschenkt worden war, mit Hilfe Stoffels schon frühzeitig zur Kirche geschafft. Am Altare der Gewandschneidergilde harrte sie neben dem ihr anvertrauten Gefäß, bis ihre Herrschaft mit dem Gastfreunde eintraf. Man feierte an diesem Tage die Erinnerung an den Evangelisten Johannes, und nach der Messe und Predigt ließ Jeder, der überhaupt Wein besaß, wenigstens einen Krug desselben durch den Priester einweihen. Wer aber zu arm und auf den ausschließlichen Genuß von Bier angewiesen war, der drängte sich zum Altare und durfte dort einen Trunk aus dem weingefüllten Becher thun, den der Priester allen nach der Minne des Apostels Verlangen tragenden Gläubigen darreichte. Die Feierlichkeit dieses Johannisminne-Trinkens war noch im Gange, als sich die Familie Danewitz schon wieder auf dem Heimwege befand; Stoffel und Anna trugen ihr das Fäßlein voran, aus dem man Abends im eigenen Hause einen Trunk geweihten Weines zapfen wollte.

Als die Lampen angezündet waren, nahm man am gedeckten Tische in des Ratsmannes Stube Platz; ein silbergetriebener Krug zierte die Mitte der Tafel, während vor jedem Mitgliede der Tafelrunde ein silberner Becher stand.

„So wollet Ihr wirklich schon morgen früh unserer Stadt den Rücken kehren, werther Herr Cuno?“ fragte Hans Danewitz, der an einem hart gebackenen Gewürzkuchen knusperte, „es wird uns sauer ankommen, Euch zu missen; wir haben uns an Eure Gegenwart gewöhnt.“

„Auch mir fällt das Scheiden schwer, ach, allzu schwer!“ klagte Cuno mit einem bedeutungsvollen Blicke nach Cordula, die an seiner Seite saß. „Hätte gern noch morgen das Fest des Aepfelbischofs mit Euch gefeiert; aber es wird Zeit, daß ich in Magdeburg nach dem Rechten sehe . . . wünschte nur, ich könnte eine liebe Hausfrau mit heimbringen; wird gar einsam in meinem Hause sein.“ Er stöhnte und schielte wieder nach seiner Nachbarin.

„Nun, was nicht ist, kann ja noch werden,“ tröstete Hans und nahm seinen Becher in die Hand. „Auf eine frohe Zukunft, Herr Cuno, und die Erfüllung aller unserer Wünsche!“ Er stürzte den feurigen Wein in einem Zuge hinunter, und Cuno that ihm wacker Bescheid.

„Reitet nur nicht über Brandenburg,“ mahnte Heyne mit seiner sanften Stimme, „die Magdeburger Herren, die auf Plote, Grabow und Parchen sitzen, sind wieder in Fehde mit der Bischofsstadt; leicht könnten sie durch Gefangennahme eines reichen Magdeburger Kaufmannes Vergeltung üben wollen. Darum sehet Euch vor!“

Cuno nickte. „Hab's schon bedacht, günstiger Herr. Die Brandenburger sind uns nicht freundlich gesinnt; ich weiß es seit langer Zeit. Werde die Stadt rechts liegen lassen und meinen Weg über Ziesar nehmen.“

„Eine verfluchte Zeit!“ grollte der Rathmann und schlug mit der Faust auf den Tisch, so daß die Becher wackelten. „Die Städte sind toll, daß sie einander befehden! Könnten sie nicht Frieden halten und lieber die stänkernden Pfaffen zum Teufel jagen? Wer anders, als der Magdeburger Erzbischof, gießt immer Oel in den Brand? Und dafür sollen wir der Kirche noch Steuern zahlen! Hat der Papst nicht das kommende Jahr schon wieder zum Jubeljahr gemacht?

Wird er uns nicht wieder seine Ablaßkrämer auf den Hals schicken, um auch Denen, die nicht nach Rom pilgern können, den Säckel zu erleichtern? Wisset Ihr auch, wer alle diese sauberen Pläne aushecken soll? Ein Cardinal Seiner Heiligkeit, so sich Balthasar Cossa nennt! . . . und was ist dieser Balthasar Cossa in seiner Jugend gewesen? Ihr werdet's nicht rathen . . . Seeräuber war er! bei der allerheiligsten Jungfrau!"

Entsetzt schlugen die Herren die Hände zusammen, und Gerke, der mit am Ende der Tafel sitzen durfte, ballte die Faust unter dem Tische; für so tief gesunken hatte er die heilige Kirche noch nicht gehalten! Nur Frau Barbara sandte einen ängstlich bittenden Blick nach dem Eheherrn und wagte den Einwand:

„Die Leute reden immer nur das Schlimmste; man muß nicht Alles glauben, was erzählt wird."

„Papperlapapp!" machte der Rathmann. „Ihr Frauenzimmer habt gerade das Zeug dazu, gerechte Richter der Glatzen zu sein!

Der Teufel ist unseres Herrgotts Affe,
Und des Teufels Affe — der Pfaffe;

so sage ich und dabei bleibt es! Wir Rathmannen wissen besser, wie es um die Welt bestellt ist. Die Pfaffen sind es, die Stadt und Land verderben. Alle Niedertracht, alle Unzucht und Völlerei, die sie treiben, wird ihnen von der Menge nachgeahmt. Selbst unser ehrbares Handwerk büßt jede Scham ein. Früher machte höchstens mal ein Leinweber einen dummen Streich . . . nun, man weiß, es ist loses Volk und unser Verbot, daß es weder Hemd noch Hosen vertrinken darf,*) hat nicht immer gefruchtet . . . jetzt aber fangen die anderen Gewerke auch an, und kürzlich haben wir sogar gegen die Völlerei der sonst so mäßigen Altflicker einschreiten müssen . . ."

„So? Thatet Ihr das?" unterbrach ihn Heyne, „es war wahrlich an der Zeit!"

---

*) Statut von 1331. „Item si quis detesseraret vel deglobraret calligas suas aut calceos vel camisiam aut bracam dabit similiter libram cere." „Copia der Knapen Briff." Berl. Stadtbuch.

„Leider war es das! Wir haben gesetzt und verordnet, daß ein Altflicker, der bei der Morgensprache oder einem Gewerksfeste so viel ißt, daß er es wieder von sich geben muß, vom Gildemeister gerügt und unweigerlich in Brüche genommen werden soll.*) So weit sind wir jetzt! Ja, ja, Frau Barbara Danewitz!" wandte er sich höhnisch gegen seine eigene Frau, „das kommt davon, wenn Seeräuber zu Cardinälen gemacht werden." Er hob den rechten Arm in die Höhe, schüttelte die Faust und knirschte mit den Zähnen: „Oh, könnte ich nur, wie ich wollte!"

Heyne, der die blaurothen Wangen des Bruders immer dunkler werden sah, vermied jeden Widerspruch und nickte zustimmend:

„Du hast ganz Recht, Bruder; eine Schande ist es, daß Leute wie unsere Altflicker, die kaum das Nöthige für Weib und Kinder beschaffen können, so thierisch schlingen und ihre sauer erworbenen Pfennige an die Schlächter und Grempeler wegwerfen."

„Dem pflichte ich bei," erklärte Frau Barbara, „aber, mein liebwerther Gemahl, heute dürfen wir keinen Christenmenschen verdammen. 's ist Johannistag, und wir mögen daran gedenken, daß der Apostel gelehrt hat: Kindlein, liebet Euch untereinander."

Der warme Ton dieser Worte stimmte den Rathmann vollends um.

„Mahnst zur guten Stnnde, Alte!" sagte er treuherzig und streckte seiner frömmeren und friedlicheren Hälfte die derbe Rechte über den Tisch zu, „wir dürfen nicht vergessen, was heute Pflicht ist."

Er langte nach dem großen Kruge, füllte die Becher der Tafelrunde mit geweihtem Weine und hob feierlich an: „Lasset uns Alle des heiligen Johannes Minne trinken und gleicher Zeit unserm scheidenden Freunde die Letze thun. Reiset im Schutze der Heiligen, Herr Cuno Täschner, kehret gesund heim

*) Statut von 1399.

und bewahret uns auch an der Elbe ein freundliches Angedenken!"

Er leerte den Becher, stand auf, ging zu dem Gaste hin und umarmte diesen mit einem herzhaften Kusse auf die Wange. „So, Herr Cuno! Nun küsset auch meine Hausfrau und mein Töchterlein zu einem rechten Abschiede!"

Der also Aufgeforderte kam diesem Wunsche eifrig nach und drückte seine weinfeuchten Lippen auf Frau Barbaras Stirn. Wie er aber Cordula umarmen wollte, entschlüpfte ihm diese mit zierlicher Wendung und, ihren Schreck hinter einer lächelnden Miene verbergend, sagte sie:

„Der Kuß, den Ihr meiner lieben Frau Mutter gegeben, gilt auch mir. Reiset mit Gott und den Heiligen, meine guten Wünsche begleiten Euch."

Etwas enttäuscht nahm Cuno wieder Platz. Der finsterblickende Rathmann wollte seinem Töchterlein grollen und brummte schon was von „alberner Sprödigkeit," doch Heyne fiel ihm schnell in's Wort:

„Die jungen Leute sollten nun auch Blei gießen; es ziemt sich, in den zwölf Nächten das Schicksal zu befragen; auch Herr Cuno wird Verlangen tragen, einen Blick in die Zukunft zu thun."

„Ach, ja, lieber Ohm! Habe Dank, daß Du daran erinnerst!" rief Cordula, die von ihrem Sitze aufsprang, zum Vater eilte und zärtlich dessen Wange streichelte. „Darf ich, lieber Herr Vater? Ja?"

Herr Hans schmunzelte unter der zauberkräftigen Berührung durch die kleine Hand. „So lauf', Du Hexe!"

„Gerke komm mit, daß wir Blei und Wasserbecken aus der Küche holen!" rief Cordula lustig und huschte mit dem Gehilfen aus der Stube.

Draußen im dunklen Hausflur, durch den sie sich nach der Küche tappen wollte, hielt Gerke die Eilfertige fest:

„Cordelchen, so warte doch, daß ich Dir erst danke."

„Wofür denn Gerke?"

„Daß Du Herrn Cuno den Kuß verweigert hast."

Er fühlte, wie er roth wurde; sein Athem flog hörbar durch die Nüstern.

„Ist mir nicht schwer geworden, Gerke. Herr Cuno soll mich nicht küssen."

„Cordelchen!" stammelte Gerke, „Du bist mir noch ein Geschenk schuldig."

„Ich weiß, ich weiß. Das Walter'sche Lied: ‚Unter der Linden'. Ich habe es auswendig gelernt, gewiß . . . aber wir bleiben zu lange fort, wenn ich's Dir jetzt aufsage. Komm' nur!"

Sie wollte weiter.

Er hielt sie fest und umschlang ihre Hüfte.

„Bitte, noch einen Augenblick! . . . Du könntest . . . mir etwas Anderes schenken . . ."

„Was denn?"

„Das, was Du Herrn Cuno . . . verweigerst hast."

„Aber . . . Gerke!"

Es sollte wie ein Vorwurf klingen, aber nur ein freudiger Schrecken zitterte aus den beiden Worten.

Er beugte sich zu der wie gebannt Stehenden nieder, und seine Lippen suchten zagend und dennoch kühn begehrend die Lippen der Jungfrau.

„Tod und Teufel! Nennt Ihr das ‚Blei suchen'?" Heftig stieß es der Rathmann hervor, der mit einer brennenden Kerze auf der obersten Stufe der Flurstiege erschien.

Die Ueberraschten flogen auseinander und starrten auf die Dielen des Fußbodens.

Herr Hans stapfte schwerfällig die Stiege herunter und, sich gegen die Tochter wendend, heischte er mit strenger, aber durch den Zorn erstickter Stimme:

„Geh zur Küche und besorge Deine Geschäfte!"

Als er mit Gerke allein war, knirschte er gedämpft durch die Zähne:

„Glaubst Du, Gesell, daß dieses Blümlein für Dich gewachsen ist? Wärest Du nicht noch ein grüner Junge, ich würde Dich . . ." Er sagte nicht, was er thun würde, aber

der eiserne Griff, mit dem er Gerkes Handgelenk gefaßt hatte, sprach ziemlich deutlich seine Meinung aus.

„Nichts Schlimmes trage ich gegen Eure Tochter im Sinne, weiser Herr," stammelte Gerke. „Ich verehre sie wie eine Heilige . . ."

„Halt's Maul, Schlingel! Redest wie ein Knabe!" Grimmig-verächtlich hob er zu lachen an: „Ha, ha, ha! Ihr seid beide noch Kinder, und Kindereien muß man verzeihen. Aber hier schwöre mir zu den Heiligen, Gesell, daß Du von Stund' an Deine Augen nicht mehr zu meiner Tochter erheben willst, oder ich jage Dich wie einen Hund auf die Straße. Du weißt, was ich schon einmal gesagt habe: Pest und Aussatz sollen mich treffen, wenn ich diese meine einzige Tochter einem Andern zum Weibe gebe, als einem Kaufherrn oder Rathmann. Wenn Du, Sohn einer Bettlerin, mal ein Rathmann bist und meine Tochter noch nicht einem Magdeburger Kauf- und Rathsherrn verbunden ist, dann magst Du bei mir anfragen, ob der Hans Danewitz Dich zum Eidam haben will." Seine Stimme war bis zum Flüstern herabgesunken; aber die langsam und deutlich gezischten Worte schnitten wie Messerklingen.

„Weiser Herr, Ihr seid der Herr Vater," quoll es ebenso leise und entschieden über Gerkes Lippen, „Ihr habt das Recht, über Eure Tochter zu bestimmen. Aber zwingen läßt sich der Gerke zu nichts." Mit einem Rucke machte er seine Hand frei. „Käme es nur auf die Gewalt zwischen uns beiden an, ich könnte Euch mit diesen meinen Fäusten die Glieder im Leibe brechen. Doch Ihr seid mein Herr, und ich bin Euer gehorsamer Gehilfe . . . ich bescheide mich in Ehrfurcht. Auf die Straße jagen sollt Ihr mich aber nicht . . . ich gehe aus freien Stücken . . ."

„Du bleibst!" befahl der Rathmann, auf den die Kraft und Entschlossenheit des jungen Menschen den günstigen Eindruck nicht verfehlte. „Du bleibst! ich habe Dir nicht gekündigt. Aber Du schwörst mir, daß Du nie wieder meiner Tochter mit frevlen Wünschen nahen willst . . ."

„Des Herzens Wünsche, Herr, lassen sich nicht gebieten. Für Eure Tochter gäbe ich gern mein Leben hin, sowie für Euch, weil Ihr der Vater derselben seid!“

„So schwöre, daß Du Dich von ihr fernhalten und ihr nicht den Sinn berücken willst durch geheime Zuflüsterungen.“

„Das schwöre ich, Herr, so wahr ich Gerke Kölre bin.“

„'s ist gut, Gesell. Und Du, mein Kind,“ er wandte sich gegen Cordula, die eben mit einem Wasserbecken und einer Schippe mit Bleistücken zagend in den Flur zurückkehrte, „Du versprichst mir, meine artige Tochter zu sein, ja? Nur keine Thränen, Cordelchen! keine Thränen! 's ist Dir Alles verziehen; aber jetzt sei vernünftig und zeige Herrn Cuno ein freundliches Gesicht!“

Er schritt mit der Tochter die Stiege empor.

Wie betäubt folgte Gerke den beiden nach.

Fünfzehntes Capitel.

Die Winterstürme waren vorübergebraust; schon hatte der Frühling verheißungsvoll die ersten Blüthen wach geküßt, aber eine Wendung zum Bessern hatte er dem durch unaufhörliche Fehden und Gewaltaten zerrütteten Lande nicht gebracht. Der alte Jobst saß wieder im Regimente. Er weilte größtenteils in Mähren, zog aber fleißig die Orbede und andere Gefälle aus der ausgesaugten Mark ein und ließ sonst die Sachen gehen, wie sie wollten. Lippold von Bredow, der unfruchtbaren Bemühungen als markgräflicher Landeshauptmann müde, hatte um Enthebung von seinem Amte gebeten, und an seine Stelle war Johann von Borschnitz, der Bischof von Lebus, getreten. Aber auch der hochwürdige Bischof vermochte die blutenden Wunden des Landes nicht zu heilen; die Unordnung wurde immer ärger, und die Bewohner der Städte bekreuzten sich in jähem Schrecken, als ihnen die allerdings irrthümliche Kunde zu Ohren kam, Lippolds zukünftiger Schwiegersohn, Johann von Quitzow, wäre von Jobst zum Landeshauptmann ernannt worden*). Lag doch dieser Edelmann in Fehde mit den Bürgern von Brandenburg und hatte

*) Auch die „berlinische Chronik" nennt Johann von Quitzow als Landeshauptmann; v. Klöden (die Mark Brandenburg unter Kaiser Carl IV.) und Wohlbrück (Geschichte des Bisthums Lebus) entscheiden sich für Johann vor Borschnitz, indem sie die Angabe des Wusterwitz beim Haftiz in diesem Sinne deuten.

er doch durch die Kühnheit, mit der er der nothleidenden und geängstigten Bischofsstadt zusetzte, seinen Namen dem ganzen Lande furchtbar gemacht.

Der Zuzug waarenführender Kaufleute nach Berlin, wo man eben die Zelte für den Walpurgismarkt rüstete, war in Folge dieser Verhältnisse ein nur geringer; wer es überhaupt wagte, die Landstraße oder das Wasser mit werthvollem Gute zu befahren, der mußte für starkes sicheres Geleit sorgen und den Schutz vor Strauchreitern und Wegelagerern gar theuer erkaufen. Cuno Täschner hatte sich diesen schweren Opfern mit Freude unterzogen, es drängte ihn, Cordula wiederzusehen, nach deren Hand und einstigem Erbe er heißes Verlangen trug. In der „Gottesgunst" war er, wie gewöhnlich, eingekehrt, sein Elbkahn lag unfern der langen Brücke.

Schon früh am Markttage stand er in seinem bekreuzten Zelte, das diesmal der Klosterstraße und dem Eingange der Kalandsgasse gegenüber, an der Mauer des Marienkirchhofs, aufgeschlagen war. Die Stahlwaaren und Harnische, die er zum Verkauf ausgelegt hatte, funkelten im Scheine der eben über die spitzen Häusergiebel emporsteigenden Morgensonne. Die Laune des Verkäufers blieb aber umwölkt und verdüstert. Die Frühsuppe hatte ihm heute gar nicht munden wollen, wie kräftig auch das heiße Bier nach Honig und Gewürz geduftet hatte; war doch das Nichterscheinen Cordulas in der Frühstücksstube gar zu auffällig gewesen. Warum wich ihm denn das blonde Mädchen aus? Warum hatte sie ihm gestern den Willkommskuß verweigert, nach dem er sich schon während der langen mühseligen Fahrt so lüstern gesehnt hatte? Sollte sie dem baumlangen Hungerleider, der als Gehilfe der Gebrüder Danewitz in der Schreibstube und den Speichern der „Gottesgunst" schaltete, wirklich den Vorzug geben?

Er ballte die Faust, und ein heftiger Ingrimm gegen Gerke regte ihm die Galle auf. Ja, es war kein Zweifel, der ungeschlachte Bursch stand ihm im Wege. Auch die Uebersiedelung Heinz Zeidelbergs nach Berlin beunruhigte ihn. Wäre der kleine boshafte Knirps in Magdeburg geblieben,

er hätte ihn nimmer gefürchtet; durch den Einfluß, den er dort als Rathmann besaß, hätte er den Burschen niederhalten, vielleicht auch mit einem Stück Gelde zur Ruhe verweisen können. Aber hier in Berlin war ja in den Schlingel der leibhaftige Gottseibeiuns gefahren. War's nicht eine unerhörte Frechheit gewesen, daß der Gesell am jüngsten Weihnachtsfeste ihn vor die Hausthür gelockt und dort, im Dunkel der winterlichen Straße, ihm Rache angedroht hatte, wenn er nicht sofort die verschwundene Richenza wieder herbeischaffen und zum Weibe nehmen würde? Er — einer der reichsten Kaufherren, ein Rathmann der stolzen, erzbischöflichen Stadt — er sollte sich mit einer Bettlerin verbinden, die gerade gut genug zu einem leichtsinnigen Spiel der Liebe gewesen war? Was ging den schmutzigen Schlingel überhaupt das Loos der Schwester an? Bei Leuten solchen Schlages waren doch sonst die Familienbande nicht gerade all zu eng geknüpft! Und wenn Richenza ganz unnöthiger Weise den Kopf verloren hatte und aus der Vaterstadt in's Elend gegangen war, was konnte er, ihr Verführer, dafür?

Er trat aus dem Zelte und ging, ruhelos grübelnd, vor demselben auf und ab. Umsonst bemühte er sich, an freundlichere Dinge zu denken; immer wieder kam ihm der Bäckergesell in den Sinn. Wenn der rachsüchtige Bursche nun plauderte? Wenn er auf irgend eine Weise bloßstellende Mittheilungen an den Rathmann gelangen ließ? Bei allen Heiligen, dem mußte vorgebeugt werden!

Aber wie?

Er sann hin und her, und entschied sich endlich, noch heute um Cordulas Hand förmlich anzuhalten. War sein Verlöbniß mit dem Töchterlein des stolzen, ritterbürtigen Rathmanns erst in den beiden Spreestädten bekannt, dann litt es die Ehre des Danewitz'schen Hauses nicht, daß ein dem Verlobten ungünstiges Gerücht überhaupt aufkam, dann würde Herr Hans schon absichtlich sein Ohr gegen die Bosheiten des Bäckergesellen verschließen und den Burschen so oder so zum Schweigen bringen.

Der Markt füllte sich mehr und mehr mit kauflustigen Menschen. Geschäftig schritt der Marktmeister von einem Zelt zum andern, um das Platzgeld von den Zeltbesitzern einzufordern. Vor der Bude eines Berliner Goldschmiedes entstand kurze Zeit eine größere Zusammenrottung; der prüfend umhergehende Altmeister der Goldschmiedeinnung hatte das angebliche Feinsilber eines ausgestellten Bechers untersucht und minderwerthig befunden, an den vorgeschriebenen sechzehn Loth fehlten nicht weniger denn vier, der Becher wurde fortgenommen und der Verkäufer desselben zu morgen auf die Zunftstube der Goldschmiede gefordert.

Durch das Gewimmel der Menschen drängte sich vom andern Ende des Neuen Marktes her eine riesengroße Gestalt und näherte sich dem Zelte des Magdeburgers. Als dieser des Danewitz'schen Gehilfen ansichtig wurde, vergaß er sofort alle Befürchtungen wegen des Bäckergesellen, und sein ganzer Zorn und Ingrimm richtete sich gegen den verhaßten Nebenbuhler.

„Was wollt Ihr vor meinem Zelte?" fragte er kurz und feindselig den eilig Herangekommenen.

„Mich sendet Herr Hans. Ihr möchtet noch im Laufe des Vormittags nach dem Kaufhause kommen."

„Warum?"

„Euer Burrat . . . Wollen wir nicht lieber neben das Zelt treten, Herr Cuno? Die Leute rennen uns um, und Jeder braucht nicht zu hören, was ich Euch zu sagen habe."

Gerke deutete mit der Hand auf den schmalen Zwischenraum, der das Zelt des Magdeburgers von der Bude eines Gewürzkrämers trennte. Beide schlüpften dort hinein, und Cuno sagte ungeduldig:

„So redet endlich, daß ich Eurer Anwesenheit bald enthoben werde."

Gerke stutzte, die Röthe des Unwillens stieg ihm in die Wangen.

„Nicht aus freien Stücken stehe ich hier, Herr Cuno, ich befolge nur den Auftrag meines Herrn."

„Und der lautet?"

„Man will Zoll von Eurem Burrat erheben. Da aber Burrat, der am Orte bleibt, gebührenfrei eingeführt werden darf, so will Herr Hans Euer ganzes Lager kaufen, wenn Ihr als Rückfracht einen Theil des Honigs übernehmet, der ihm eben angeboten worden ist. Die Zeidler aus der Mirika sind noch im Kaufhause; so Ihr bald . . ."

„Verstehe schon. Werde mir's überlegen. Saget Herrn Hans, ich will nicht ungefällig sein . . ."

„Es ist Euer Vortheil, Herr, um den es sich handelt! die Gebrüder Danewitz haben genug Abnehmer für Honig und Wachs . . ."

„Wollet Ihr mich lehren, was mein Vortheil ist? Ha, ha, ha! Macht daß Ihr fortkommt, oder es könnte mich gelüsten, Euch auf Euer freches Maul zu schlagen."

Vor Gerkes Augen webte sich ein schwarzer Flor.

„Das geschähe zu Eurem Unglück! Wehe der Hand, die sich wider mich erhebt! Ich breche ihr alle Finger entzwei."

„Was? Du willst mir drohen? Du Sohn einer Wendin?"

Es war ein tödtlich beleidigender Schimpf, der in diesem Worte lag; ein Nachkömmling der Wenden, der Ureinwohner der Mark, galt als unehrlich.

Wie eine Eisenklammer preßte die Hand des Beschimpften den Oberarm des Kaufmanns.

„Ihr brachet den Marktfrieden, Cuno Täschner! Nehmt das Wort zurück, oder ich übergebe Euch dem Büttel."

„Du Lump, Du gehörst an den Galgen!" schäumte der Kaufmann. Mit einem Ruck befreite er seinen Arm und stürzte sich wie ein wildes Thier auf den Gehilfen.

Gerke wehrte mit überlegener Kraft den Angreifer ab, plötzlich bückte er sich, faßte ihn gewandt um die Hüften, bog ihn wie ein Rohr nach rückwärts über und keuchte zornentflammt:

„Jetzt bitt' um Gnade, Du Friedensstörer, oder ich breche Dich wie einen Kienspahn mitten entzwei!"

Schon wollte sich der Ueberwundene demüthigen, als eine kleine Gestalt aus dem schmalen und menschenleeren Gange, der hinter der Zeltreihe an der Kirchhofsmauer entlang führte, geräuschlos auftauchte, blitzschnell hinter Gerke sprang und bei dessen Arm vorbei mit den Worten: „Von Richenza!" einen Messerstich gegen Cunos Brust führte. Der Verwundete stöhnte auf; er hatte den Mörder erkannt, und der Schreck hatte ihm das Haar gesträubt. Als aber Gerke den Körper Cunos zur Erde gleiten ließ und sich entsetzt umwandte, war der so unerwartet Aufgetauchte schon wieder verschwunden.

„Verflucht!" quoll es über Cunos zuckende Lippen. Sein matter Blick streifte Gerke, doch wie er dessen Bestürzung gewahr wurde, verklärten sich seine Mienen in schadenfrohem Aufglanz.

„Tu Yodute! Tu Yodute!" *) schrie er mit Aufbietung der letzten Kräfte.

Der schnell verlaufene Vorgang hatte scheinbar keine Zeugen gehabt, denn alles Volk drängte sich zur selben Zeit an den nahen Schlächterscharren, wo man einen Schlächter, der das Fleisch von „schorbichtem", d. h. unreinem Vieh verkaufen wollte, eben abgefaßt hatte. Der Büttel führte den Unredlichen, auf Geheiß des Marktmeisters, nach dem Rathhause, die Strafe des „Kaaks" stand ihm bevor; mit einem Halseisen angeschlossen, sollte er am Schandpfahl öffentlich ausstehen. Ein Theil der Menge lief hinter dem Frevler schimpfend und johlend her, wie aber der Ruf „Tu Yodute!" der sich von Mund zu Mund schreckhaft fortpflanzte, die Ohren der Aufgeregten traf, ließen sie von dem Schlächter ab und wälzten sich in entgegengesetzter Richtung nach dem bekreuzten Zelte des Magdeburgers.

„Tu Yodute! Ja Yodute!" hallte es durch die Gassen bis hin zur Stadtmauer. Man wußte noch gar nicht, worum es sich handelte, aber schon schlossen die Thorwächter die schweren,

*) „Zu Hilfe, Leute!" Das gebotene „Geruchte" (Geschrei), das einem mörderisch Ueberfallenen das Recht des Strafantrages sicherte.

eisenbeschlagenen Pforten, damit der Uebelthäter nicht etwa entkäme. Der regierende Aeltermann, in dessen im vornehmeren Theile der Klosterstraße gelegenes Haus das schreckenkündende „Geruchte" ebenfalls gedrungen war, entsandte sofort einige bewaffnete Stadtknechte, um dem Rufe nachzugehen, den Verbrecher ausfindig zu machen und vor Gericht zu bringen.

Vor dem engen Durchschlupf zwischen dem bekreuzten Zelte und der Gewürzbude starrte eine dichte Menschenmauer; auch der schmale Gang hinter den Buden war jetzt mit Neugierigen vollgepfropft. Eine Flucht Gerkes war zur Unmöglichkeit geworden. Er dachte auch gar nicht an eine solche. Im Gefühl seiner Unschuld stand er aufrecht neben dem am Boden liegenden Verwundeten; der offene Blick seiner großen graublauen Augen traf furchtlos die vielen Gesichter, die, theils bedrohlich, theils mitleidig, ihm zugewandt waren, und mit fester Stimme betheuerte er immer wieder:

„Ein Anderer hat's gethan, hier hinten hinaus ist er entkommen; Herr Cuno Täschner muß ihn erkannt haben; ich weiß nicht, wer es war."

„Macht Platz! Die Stadtknechte kommen!"

Die Menge theilte sich, und Bewaffnete schritten durch die sich bildende Gasse.

„Wer seid Ihr?" fragte der Führer, indem er sich zu dem Röchelnden niederbeugte.

„Cuno . . . Täschner . . . aus Magdeburg," stammelte dieser mit Anstrengung.

„Wer hat Euch verwundet?"

„Der da!" Er wies mit Blick und Hand auf Gerke, der heftig zusammenschrak und empört hervorstieß:

„So möge er an seiner Lüge ersticken! Ich bin schuldlos, Ihr Leute; habe nicht einmal ein Gewaffen bei mir."

„Hier liegt das Messer!" rief einer der hinter der Zeltreihe stehenden Gaffer, „er hat es fortgeworfen."

Ein blutiges, dolchähnliches Werkzeug ging von Hand zu Hand, bis es der Führer der Schaar empfing und aufmerksam betrachtete.

„Eine Nürnberger Misericordie, mit dem Zeichen des Messerschmiedes: zwei Kreuze und ein Ring. Ist das Euer Messer, Gerke Kölre?"

„Nein!" tönte die bestimmte Antwort. „Ein ähnliches habe ich zu Hause, aber dieses gehört mir nicht."

„Aha! aha!" klang es spöttisch unter den Zuschauern.

„Er hat es selbst von mir . . . gekauft," hauchte Täschner, der sich aufzurichten versuchte, „am letzten heiligen Kreuztage. So ergreifet doch den Mörder!"

Eine lebhafte Bewegung ging durch die Menge. Das Schicksal Gerkes schien schon jetzt entschieden.

„Ich verhafte Dich, Gerke Kölre, als Mörder und Friedensstörer," erklärte der Führer der Bewaffneten. „Folge mir nach dem Rathhause. Und Ihr, Leute, schaffet den Verwundeten vor Gericht!"

Der entschlossene Gehilfe verfärbte sich.

„Ich folge Euch und werde meine Unschuld erweisen. Dieser Mann ist ein gottverfluchter Lügner!" Er deutete auf Cuno, an den sich eben Meister Palme, der Bader, heranmachte, um ihn zu untersuchen und zu verbinden.

Unter der Laube vor dem Rathhause hatten sich auf Befehl des regierenden Aeltermannes die Schöffen um den Schulzen versammelt. Keine Stunde hatte es gedauert, bis die zum Nothgeding Berufenen zur Stelle waren. Der Gerichtsbote hatte den Stuhl und die Schöffenbänke vorschriftsmäßig aufgestellt; auf den Stuhl setzte sich der Richter und schlug, wie es Brauch und der Würde seines Amtes angemessen war, zum Zeichen seiner geistigen Sammlung ein Bein über das andere; die sieben Schöffen, unter denen sich Heyne Danewitz befand, nahmen auf den im Viereck aufgestellten Bänken feierlich Platz.

Der Stadtschreiber Andreas Molner hatte aus dem Rathhause das Weisthum der Stadt geholt und legte es vor Herrn Alexius*), den Richter, auf den Tisch. Es war ein dickes,

*) Urkundlich um 1406 genannt.

aus Pargament- und Papierblättern bestehendes Buch, dessen beide Holzdeckel mit rothem Leder überzogen und mit Messing-Buckeln verziert waren.*) Herr Alexius öffnete das Schloß und schlug das Schöffenrecht auf, dem unter der Ueberschrift: „Utgetogen recht steit hir" eine achtunddreißigzeilige holprige Dichtung vorgesetzt war, die mit den Versen begann:

„Gy erliken lude nu syd bedacht,
Na deme tage volget jo di nacht."

Die ganze schlichte Einfalt und treuherzige Unbefangenheit des damaligen Geschlechtes war erforderlich, um in einem Rechtsbuche die allbekannte und gemeinplätzige Wahrheit angebracht zu finden, „daß jedem Tage die Nacht folgt."

Außerhalb des gehegten Raumes stand Gerke; er hatte im Gefühle seiner Unschuld den ersten Schreck überwunden und blickte fast verächtlich auf den ihn bewachenden, spießtragenden Knecht. In einem Sessel, den man dienstwillig herbeigeschafft hatte, saß, oder lag vielmehr die ziemlich hilflose Gestalt des Magdeburger Kaufmannes, gestützt von dem besorgt hinzugeeilten Freunde und Rathmann Hans Danewitz. Die Zeugen und Umständer füllten den freien Raum vor der Laube, so daß der Verkehr an der Ecke der Spandower- und Oderberger- (heutigen Königs-) Straße für die Dauer des Nothgedinges völlig gehemmt blieb. Zu den Umständern gehörten die Verordneten der Gewerke und Gemeinde, auch viele im Besitze des Großbürgerrechts befindliche Einwohner; selbst fremde Marktgäste hatten sich eingefunden, um dem Gange einer Berliner Gerichtsverhandlung beizuwohnen.

Der Gerichtsbote heischte Stille; das Gemurmel der neugierigen Menge verstummte.

„Ist es Zeit, ein rechtes Nothgeding zu halten?" fragte Alexius mit weithin vernehmbarer Stimme den Schöffenältesten.

Dieser sah seine Genossen an, blickte dann empor nach dem Stande der Sonne und erklärte:

---

*) Das berlinische Stadtbuch, das noch heute unter der Nummer 783 im städtischen Archiv bewahrt wird.

„Ja, es ist Zeit dazu."

Nun verkündete der Richter:

„Ik hege hir ein ding von godes, der heren und von gerichtes wegen der stad, und vorbide alle, dat ik von rechtes wegen vorbilden sal; ik vorbide alle unrecht und vororlove alle recht."*) Hierauf fragte er wieder."

„Darf ich dem Gedinge Frieden wirken?"

Die Schöffen bejahten.

Der Richter rief:

„Ich wirke diesem Gedinge und Allen, die zu diesem Gedinge erschienen sind, den Frieden Gottes, der Rathmannen und des Gerichtes, an welchem Frieden Niemand freveln möge. — Darf ich richten?"

„Ja!" tönte es von der Schöffen Munde.

„So rufe den Kläger auf!" wandte sich Alexius an den harrenden Büttel, der auch des Nachrichteramtes zu walten hatte, „aber so lude, dat man dat buten der bank wol hore" („so laut, daß man es außerhalb der Bank wohl hören kann"). Der Büttel trat an die erste Stufe der Laube und erhob seine Stimme:

„Ich rufe den ‚Sakewaldigen' (den Kläger) ‚zur Klage' auf."

Hans Danewitz, der Rathmann, der das Amt des Fürsprechers seines verwundeten Freundes freiwillig übernommen hatte, näherte sich der Schranke.

„Ich verklage meinen Gehilfen, Gerke Kölre, im Namen des hier anwesenden Kauf- und Rathsherrn Cuno Täschner aus Magdeburg. Bei handhafter That ist er ergriffen worden. Er hat den Marktfrieden gebrochen und meinem Gastfreunde Bruno Täschner ein Messer in die Brust gestoßen. Der Verwundete und das Messer sind zur Stelle. Ich fordere das Recht Cuno Täschners und die Bestrafung des Mörders zu Hals und Hand."

*) Ich hege hier der Stadt ein Geding von Gottes, der Herren und des Gerichtes wegen; ich verbiete Alles, was ich von Rechtswegen verbieten soll; ich verbiete alles Unrecht, und erlaube alles Recht."

Mit einer sich selbst kaum eingestandenen Genugthuung brachte der Rathmann die verhängnißvolle Klage vor. Längst haßte er den Gehilfen, weil dieser seinen Plänen im Wege stand, und jetzt bot sich ganz unerwartet die willkommene Gelegenheit, das Hinderniß für eine Vereinigung Cunos mit Cordula für immer zu beseitigen.

Der Richter und die Schöffen blickten nach dem Verwundeten, der matt in seinem Stuhle ruhte, aber zustimmend mit dem Kopfe nickte. Heyne Danewitz seufzte schwer, dann richtete er seine ehrlichen Augen vorwurfsvoll auf Gerke, als wollte er sagen:

„Warum hast Du uns das angethan?"

„Ist die Wunde tödtlich?" fragte der Richter.

Meister Palme, der Bader, schob seine windschiefe Gestalt an die Seite des klagenden Rathmanns:

„Bei allen Heiligen, weiser Herr, tödtlich ist sie nicht. Habe soeben Herrn Cuno Täschner verbunden und weiß, was ich weiß. Ich verstehe mich auf geschlagene, gestochene, gehauene und gefallene Wunden; bin von vier geschworenen Meistern geprüft und heile Gliedwasser, Entzündungen, Fisteln, Krebsgeschwüre, Pestilenzbeulen . . . "

„Kommt zur Sache, Meister Palme, unterbrach ihn ungeduldig der Richter. „Wie steht's um die Wunde?"

„Zu Befehl, wohlweiser Herr Richter, ganz zu Befehl. Ist eine leichte Verletzung des Fleisches. Die Misericordie hat die Rippe getroffen und ist nicht tief eingedrungen; nur der Blutverlust hat den günstigen Herrn Cuno erschöpft. Hoffe, in vierzehn Tagen kann er wieder gesund seines Weges ziehen. Habe neulich erst einen ähnlichen Fall behandelt. Der städtische Salzmeister, den die Räuber am Wedding verwundet hatten . . ."

„Schweigt! Es ist genug!" herrschte den Redseligen der Richter an. „Ihr könnet abtreten."

Und sein strenges Antlitz dem Angeklagten zukehrend, fragte er kurz:

„Was habt Ihr noch zu sagen, Gerke Kölre?"

„Daß Cuno Taschner lügt und ihn die Strafe Gottes früh oder spät ereilen wird! Wohlweiser, lobwürdiger Herr Richter: ich bin unschuldig, so wahr ich hier vor Euch stehe. Die allsehende Sonne hat es gesehen, daß Herr Cuno zuerst den Frieden brach; einen Wenden schimpfte er mich und drohte mir, mich in's Gesicht zu schlagen. Als er mich anfiel wie ein Rasender, muß sich hinter mir Jemand herangeschlichen haben, den Herr Cuno sicher erkannt hat, denn er erschrak und verfärbte sich plötzlich, als ob er ein böses Gewissen hätte. Mit dem Rufe: „Von Richenza!" stach der mir Unbekannte nach meinem Gegner; ich habe ihn nicht gesehen: als ich mich umwandte, war er schon entkommen. Nun beschuldigt mich der Verwundete wider besseres Wissen, weil er mich haßt, ich weiß nicht warum. Ich aber will schwören zu Gott und den Heiligen, daß ich die Wahrheit sage, und daß Herr Cuno durch seine lügnerische Anklage Gott versucht."

Ueber das Antlitz des Richters flog ein mitleidiges Lächeln. Er kannte diese Art der Ausrede aus reicher Erfahruug.

„Könnt Ihr Eideshelfer stellen?"

Gerke sah sich im Kreise der Umständer um; nicht Einer machte Anstalt hervorzutreten. Selbst Heinz Zeidelberg, der Bäckergesell, der sich gegen Gerke immer freundschaftlich benommen hatte und jetzt in der ersten Reihe der Zeugen sich mit unruhiger Hand über Wange und Kinn strich, zuckte bedauernd mit den Achseln.

„Ihr seht, Gerke Kölre, Eurer Aussage schenkt Niemand Glauben," erklärte der Richter. „Ihr, Cuno Täschner," wandte er sich an den Verwundeten, „seid wohl bereit, Eure Klage durch den Eid zu erhärten?"

„Das bin ich," stöhnte der Gefragte.

Hans Danewitz half dem matten Freunde aufstehen und, nachdem er ihm das Haupt entblößt und das Messer vom Kaufmannsgurte gelöst hatte, ließ er ihn auf die Knie nieder. Cuno legte die Hand auf die „Kesse"*), die ihm vorgehalten

*) Capsa, das Reliquiar.

wurde, und bekräftigte seine Aussage unter Anrufung Gottes und der Heiligen.

„Wer will Herrn Cuno Täschner Eideshelfer sein?" fragte Alexius.

Von allen Seiten drängten Leute herzu, die zu schwören bereit waren. Der Zeuge wurde damals vom Richter nicht vernommen, auch brauchte er nicht durch Hören und Sehen Kenntniß des von ihm bezeugten Vorfalles gewonnen zu haben; sein Eid war nicht die Aussage einer ihm bekannten Thatsache, sondern ein Urtheil.

Der Richter winkte mit der Hand; drei Zeugen waren ihm genug. Die von ihm Ausgewählten, unter denen sich auch der Krämer aus der dem Täschner'schen Zelte benachbarten Gewürzbude befand, nahmen die Kappen vom Haupte, legten die Obergewänder und ihre Messer und sonstiges Eisengeräth ab, knieten nieder und berührten die Reliquie. Dann beschworen sie, daß sie Täschners Aussage für wahr hielten.

Eine wilde Empörung über dieses leichtfertige Verfahren, über diese Schändung von Recht und Gerechtigkeit ballte dem Beschuldigten die Fäuste, während die grausige Ahnung, daß er unschuldig verurtheilt werden könnte, ihm den Angstschweiß auf die Stirn trieb.

Die Schöffen besichtigten nun die Wunde und erkannten sie als eine „fließende", d. h. frische; auch das Messer ging im Kreise umher, und Gerke mußte allerdings zugeben, daß er ein ganz gleiches auf dem vorigen Markte von Täschner erworben hatte; seiner Versicherung aber, daß sich das ihm gehörige Messer in seiner Wohnung befände und daß noch viele Stadtbürger im Besitze ähnlicher Messer sein müßten, da Cuno Täschner seit Jahren die gleichen Werkzeuge und Waffen hier verkaufte, wurde gar keine Beachtung geschenkt.

Auf Befehl des Richters nahmen die Schöffen wieder Platz, denn sitzend mußte das Urtheil gefunden werden. In Uebereinstimmung mit dem Fürsprecher stellte Herr Alexius ihnen die Frage, ob Gerke Kölre des schweren Friedensbruches schuldig sei.

Der schwere Friedensbruch war ein Verbrechen zu Hals und Hand, dem Friedebrecher wurde vom Büttel unweigerlich der Kopf abgesetzt. Heyne Danewitz, der für das Leben seines Schützlings heimlich zitterte, suchte bei der nun folgenden Berathung seine Bankgenossen zur Verneinung der Schuldfrage zu bestimmen. Nach seiner Ansicht handelte es sich nur um eine Körperverletzung; zwar auch die schwere Körperletzung wurde mit Abhauen der Hand bestraft, doch Heyne stellte die Wunde, in Uebereinstimmung mit Meister Palmes Erklärung, als eine leichte im Stande der Nothwehr verübte Mißhandlung dar, als eine „Kampfwunde", die mit sieben Pfund Pfennigen gebüßt werden durfte, schlimmsten Falles als eine „Lähmung", für die ein „halbes Manngeld" von neun Pfund Pfennigen zu zahlen war, das seinem Günstling wiederzuerstatten er sich im Stillen vornahm. Seiner Ueberredungskraft und seiner einflußreichen Stellung wäre es auch beinahe gelungen, den Rentner Drewes Krych und den Meister Allard, zwei seiner Bankgenossen, zu seiner Anschauung zu bekehren, aber die starre Unbeweglichkeit der übrigen Schöffen, vereitelte zuletzt seine Anstrengungen. Die Zeit war eine zu ernste; Nachsicht gegen einen Friedensbrecher wäre eine unverzeihliche Schwäche und ein himmelschreiendes Unrecht gegen die Sicherheit der Stadt gewesen. Die Köpfe aller Missethäter, die bisher des Königs Frieden an Kirchen, Kirchhöfen, Mühlen und Pflügen gebrochen hatten, waren unnachsichtlich in den Sand gerollt; mit dem Gehilfen der Gebrüder Danewitz durfte man keine Ausnahme machen. Und er hatte den Frieden gebrochen, doppelt gebrochen, da er zur Marktzeit und am Kirchhofe von St. Marien sein Messer mit dem Blute eines Marktgastes gefärbt hatte!

Mit sechs Stimmen gegen eine bejahten die Schöffen die Schuldfrage; der Richter verkündete das gefundene Todesurtheil und befragte die Umständer, ob das Urtheil recht sei?

Kein Einspruch wurde laut; die biederen Gewerksverordneten und Großbürger nickten stumm mit den Köpfen; nur hier und da stieg ein leiser Seufzer aus einer gepreßten Brust.

Heinz Zeidelberg war leichenfahl geworden; er stierte zur Erde, und seine Hände, die sonst so ruhelos in seinem Haar zu wühlen oder die Wangen zu jucken pflegten, hingen ihm wie gelähmt am Leibe. Meister David Zeidelberg schaute nach der riesenhaften Gestalt des Verurtheilten, dem eben der Büttel die Hand auf die Schulter legte, und murmelte: „Jammerschade!“ Dabei stieg es ihm feucht in die kleinen neugierigen Aeuglein.

Einen vernichtenden Blick schleuderte Gerke noch nach Cuno und seinem Fürsprecher, dann folgte er stolz und trutzig dem Büttel, der ihn durch die scheu zurückweichende Menge nach dem Spandower Thor führte, wo er hinter Schloß und Riegel drei Tage lang seiner Hinrichtung entgegensehen sollte.

Sechszehntes Capitel.

Ein schwüler drückender Abend lagerte über der Stadt. Die durch die Marktereignisse in Aufregung versetzten Gemüther konnten sich so bald nicht wieder beruhigen. Einheimische und Fremde saßen dichtgedrängt in den Trinkstuben und erzählten einander von dem Nothgedinge und von den schlimmen Nachrichten, die der Heidereiter von seiner Außenrunde mitgebracht hatte. Die Räuber streiften einmal wieder bis an die Thore. Die Griebens und Plaues sollten mit dreißig bis vierzig verwegenen Gesellen im Stegreif sein, und den Hans Mederiter und den Michel Fuchs wollte der cölnische Stadtknecht, der vor dem Teltower Thore jenseits der Gertraudten-Kapelle auf dem Thurme der Landwehr die Wache hielt, mit eigenen Augen gesehen haben. Es war eine schreckhafte Zeit, und Heyne Danewitz, der sonst des Abends in seinem Stübchen in der „Gottesgunst" fleißig zu rechnen pflegte, hockte verstimmt neben Drewes Krych und Meister Allard im blauen Hechte, und that, seiner Gewohnheit entgegen, ab und zu einen tiefen Zug aus dem biergefüllten Kruge, der vor ihm stand.

Das eigene Haus war ihm verleidet, seitdem der verwundete Cuno Täschner über die Schwelle desselben zurückgekehrt war. Hans hatte verlangt, daß Cuno wieder in Heynes Stube geschafft werden sollte, aber diesmal war der sonst so nachgiebige Heyne hart und knorrig wie Eichenholz gewesen. Was man denn eigentlich von ihm dächte? Ob er

sich, wie ein im Wege stehendes Geräth aus einem Winkel des Hauses in den andern sollte schieben lassen? Es fiele ihm nicht im Traume ein! Herr Cuno könnte recht gut in der bisher von ihm bewohnten Stube bleiben, und wenn ihm diese nicht mehr gefiele, dann möchte er sich doch nach Gerkes Zimmer bemühen, das ja gegenwärtig leer stände. Gegen diesen Raum hatte der Verwundete aber einen heftigen Widerwillen geäußert und so war er wieder in sein altes Giebelstübchen hinaufgeschafft worden.

Als Heyne gegen Abend ausging, nachdem er dem Bruder kurz erklärt hatte, er kümmerte sich heute ganz und gar nicht mehr um das Geschäft — den Täschner'schen Burrat möchten seinetwegen die Motten fressen, und den Honig, den Hans gekauft habe, könnten die diebischen Wespen davontragen — da stand Cordula im dunklen Hausgange, wo sie auf den Ohm gewartet hatte.

„Pst! pst!" machte sie leise und ängstlich und zog den Kopfschüttelnden in den Winkel neben der Straßenthür. „Hast Du mich lieb?"

„Welch sonderbare Frage!"

Heyne ergriff die eiskalte, zuckende Hand der Niftel und sagte theilnehmend und besorgt:

„Mein armes Kind, Du weißt es, ich liebe Dich wie mein Leben."

Schluchzend warf sich Cordula an seine Brust:

„So hilf ihm, lieber guter Ohm! Laß ihn nicht verderben!"

„Still, mein Kind, still! fasse Dich! Wir wollen sehen . ." raunte er ihr beschwichtigend in's Ohr. Er wußte nicht, was er versprach; Cordelchens Thränen konnte er nicht ertragen; die Tropfen, die von ihren Wimpern auf seine Hand fielen, brannten ihn wie geschmolzenes Blei.

Mit einem Kusse auf ihre Stirn machte er sich los und wankte wie trunken nach der Gaststube des blauen Hechtes.

Dort saß er brütend neben den zechenden Genossen und dachte der Hoffnungen, die er thörichter Weise im Herzen des

armen Kindes geweckt hatte. Wie unüberlegt war sein Versprechen gewesen! Er, ein Schöffe der Stadt, sollte sich der Gerechtigkeit in den Weg stellen? Er sollte versuchen, das schon gezückte Schwert des Gerichtes aufzuhalten, und seinen Pflichten als Bürger untreu werden? Nimmermehr, bei der allerseligsten Jungfrau!

Fritz Schrumm, der Hechtwirth, trat mit fettglänzendem Antlitz an den Geschlechtertisch.

„Nun, günstiger Herr Heyne? Ihr schauet mißmuthig drein. Schmeckt Euch mein Bier nicht? Wollet Ihr lieber einen Krug Garley versuchen?"

Wie aus einem Traume fuhr der Angeredete empor.

„Nein, nein! Das darf nicht sein!"

„Was meint Ihr? Was darf nicht sein?"

„Ja so . . . Ihr seid es, Meister Schrumm. Bin heut ein wenig zerstreut . . . geht mir mancherlei Rechnung durch den Kopf."

„Glaub's Euch gern. Wenn man einen so tüchtigen Gehilfen verliert, wird die eigene Kraft doppelt in Anspruch genommen. Wird Euch so bald nicht wieder ein gleicher Gesell in den Weg laufen . . ."

„Ich bitt' Euch, Meister Schrumm, lasset das! Bringet mir meinetwegen einen Krug Garley."

Erfreut über den unerwarteten Erfolg seines Angebotes enteilte der Wirth.

Es wurde immer heißer in der niederen Stube. Meister Allard stieß einen Laden auf, aber die beängstigende Gewitterluft, die träg hereinquoll, brachte keine Erquickung.

Als Fritz Schrumm den Krug mit Garleyer Bier auf den Tisch stellte, schlug der geöffnete Fensterladen krachend zu, um sofort wieder aufgerissen und in entgegengesetzter Richtung gegen die hölzerne Wand des Hauses geschleudert zu werden. Ein heftiger Wirbelwind fuhr durch die Stube und löschte die qualmende Lampe aus. Grell aufleuchtend zuckte ein Blitz, und ein knatternder Donnerschlag machte die laute Unterhaltung der Gäste verstummen.

Im Nu war Alles auf den Beinen. Man warf die schuldigen Pfennige dem mit einer neu entzündeten Lampe in die Stube hastenden Wirthe auf den Tisch und drängte sich aus dem Hause.

Schon war der Pulsant nach St. Marien geeilt, um mit der großen Glocke das Zeichen der Gewitter-Warnung zu geben. Schaurig hallten die dumpfen Klänge durch die von betäubenden Donnerschlägen unterbrochene Stille. Die Thüren der Bürgerhäuser öffneten sich; bewaffnete Gestalten stürzten hervor und liefen nach den Sammelplätzen.

Heyne Danewitz, der beschleunigten Schrittes dem Neuen Markte zustrebte, wo er als Viertelsmeister den Befehl über die Mannschaft seines Viertels zu übernehmen hatte, begegnete dem Marktmeister, der mit einer Schaar von Knechten und Wärtern vorüber trottete.

„Wo wollt Ihr hin, Meister Jochem? Hat es eingeschlagen?"

„Nein, günstiger Herr Heyne. Will nur im Rathause die Feuerrüstung herausgeben." Er war schon vorüber, und Heyne hörte nur noch, wie er den ihm folgenden Leuten zurief: „Die Wächter zum regierenden Herrn Aeltermann! Nur die Stadtknechte mit mir nach dem Rathhause, daß ich die Sturmhaken vertheile."

Als der athemlose Schöffe den Neuen Markt erreichte, fielen die ersten schweren Tropfen. Auch hier war schon Leben und Bewegung. Aus den Häusern schaffte man Tonnen und Kufen, die entweder schon mit Wasser angefüllt waren oder vom beginnenden Regenguss erst gefüllt werden sollten. An den Brunnen hantirten die Brunnenherren und prüften die Beweglichkeit der mit Kette und Eimer versehenen Schwungbalken; Röhrbrunnen waren der guten Stadt Berlin noch unbekannt.

David Zeidelberg, der dicke Bäcker, trat als Unterviertelsmeister an den Schöffen:

„Melde mich mit dreißig Mann zur Stelle . . ."

Ein mächtig rollender Donner schnitt ihm das Wort vom Munde ab.

„'s ist gut, Meister David," keuchte Heyne, „sagt den Knechten an den Leuchtpfannen, sie sollen Acht haben, daß der Regen die Kiehnbrände nicht verlösche. Bin gleich wieder da; will mir nur die Eisenhaube holen."

Er eilte in den Flur der „Gottesgunst" und rannte gegen seinen Bruder, der, bewaffnet und in einen Mantel gehüllt, eben das Haus verlassen wollte.

„Ho, ho! Du bist es? Gehst Du zum Aeltermann?"

„Wie es meine Pflicht gebietet. Wenn Du wieder besserer Laune bist, so sorge, daß unsere Leute Kupferwasser und Ziegenmilch*) aufstellen; die Verstärkung der Thorwachen hat ja noch Zeit."

Hans grüßte und schritt hinaus in das Unwetter.

„Nein . . . sie hat keine Zeit!" brummte ihm Heyne hinterher. „Auch ein Schöffe und Viertelsmeister kennt seine Pflicht. Erst das Wohl der Stadt, dann die Sorge um's eigene Haus!"

Schnell legte er in seiner Stube Blechhaube und Harnisch an und als er mit an die Ferse schlagendem Schwerte über die kleine Stiege nach dem Flure hinabstieg, trat ihm Cordula, eine Lampe in der Hand, mit geisterbleichem Antlitz entgegen.

„Du gehst nach dem Spandower Thore, Ohm, willst Du ihn von mir grüßen und ihm Rettung bringen?"

„Kind, um aller Heiligen willen, was redest Du da? Wenn uns Jemand hörte!"

„Es hört uns Niemand. Die Mutter kniet drinnen auf dem Betschemel und ruft die gnadenreiche Jungfrau an. Ich kann nicht mehr beten, die Angst verzehrt mich. Ohm! er ist sicher unschuldig; hilf ihm durch, oder ich werde wahnsinnig."

Die Flamme ihres Lämpchens drohte zu verlöschen, so heftig zitterte ihr die Hand.

---

*) Zwei abergläubische Mittel gegen die Gefahr des Blitzschlages.

„Bin selbst ein Schöffe, Bolle. Redet Euch nichts an den Hals!"

„Ihr, weiser Herr, seid nicht wie die Anderen; ich seh' es Euch an. Euch stößt's das Herz ab. Aber Euer gestrenger Herr Bruder, der Rathmann . . . ja, ja, der wird sich freuen und sich die Hände reiben . . ."

„Bolle, Bolle! Ihr hasset den Rathmann, weil er Euch auf die Schliche paßt, wenn Ihr zu den Weiblein an der Mauer schleichet. Hütet Euch vor den zweibeinigen Thieren mit Zöpfen, dann braucht Ihr Euren heimlichen Groll wider den Rathmann nicht hinunterzuwürgen."

Lauernd schielte der Getadelte nach dem Schöffen. War es diesem denn Ernst mit seiner Strafrede?

„Wenn der Rath den Gerke begnadigte, ich wollte mein Leben lang den Frauenzimmern den Rücken kehren, so wahr . . ."

Ein Donnerschlag übertönte den Schwur, mit dem der Wärter sein Versprechen bekräftigen wollte.

„Die Stimme des Herrn hat Euch vor einem Meineide bewahrt. Euer Gelübde würde dem Unglücklichen auch nichts mehr helfen. Der ist verloren!"

„Wenn's Gott nicht anders fügt, ja, dann ist er's!"

„Wie sollte Gott ihm jetzt noch helfen könnn?"

„Das fraget Ihr, weiser Herr Heyne? Ei der hochwürdige Probst hat uns doch neulich gepredigt, bei Gott wäre kein Ding unmöglich, wenn der Herr es will . . ."

Er konnte nicht vollenden. Einen schmetternden Knall hatte er noch vernommen; was dann geschehen, wußte er später nicht mehr. Die Wachtleute, die durch den Strahl, der den Thurm getroffen hatte, aus ihrem Thorversteck gescheucht worden waren, standen im peitschenden Gusse auf der Straße und stützten den taumelnden Wärter, der sich plötzlich mitten unter ihnen befand.

„Heiliger Florian! Das hat in's Thor eingeschlagen!" stammelte ein erschrockener Grapengießer.

„Ein Glück, daß es uns nicht traf!" stöhnte ein Meister der Wollenweber.

„Brennt es denn?“

„Schafskopf, wie soll das steinerne Thor denn brennen?“

„Hier, helft mir lieber den armen Bolle halten,“ mahnte David Zeidelberg; „er ist ja wie trunken.“

„Jesus, Maria und Joseph!“ stammelte der Thorwärter, „wie ist mir denn? So etwas ist mir doch mein Lebtag nicht widerfahren!“ Er befühlte seine Gliedmaßen. „Alles heil, Gott und den Heiligen sei Dank!“

„Seht Ihr?“ tröstete der Bäckermeister.“ Ihr kommt schon wieder zu Sinnen. Der Donner hatte Euch betäubt . . . ist auch Unrecht vom Rathe, daß er kein Kupferwasser in die Thore stellt! Wer will sich denn auf Wache vom Blitz erschlagen lassen?“

Wieder zuckte ein grelles Licht und fast gleichzeitig krachte ein ohrzerreißender Schlag.

Die Wache bekreuzte sich.

„Das hat wieder eingeschlagen!“ rief Meister David, „St. Florian behüte unsere Häuser!“

Vom Thurme von St. Marien heulte die Brandglocke. In der Richtung der Klosterstraße ging ein röthlicher Schein auf, der sich beim jetzt nachlassenden Regenguss zu immer tieferer Gluth steigerte.

Schon kamen Leute durch die Papengasse zurück und wollten bei der vor dem Thorgewölbe mit langen Hälsen gaffenden Wachtmannschaft vorüber.

„He da, Gevatter! Wo brennt es denn?“ fragte David.

„Beim Priester Wilke Wedige,“ tönte die Antwort. „Brauchet nicht zu erschrecken, die Pfaffen sind reich . . .“ Was der Gefragte sonst noch sagte, ging im Geräusch des lebhaften Treibens verloren.

„Wenn der Brand nicht weiter frißt,“ tröstete der Wollenweber seine Wachtgenossen, „so hat es nichts zu sagen. Das Haus gehört ja dem Brandenburger Bischof, er kann's wieder aufbauen. Die Jubeljahre bringen genug ein.“

Während die Gewitterwache in ihrer abergläubischen Entfernung von dem blitzgetroffenen Thore verharrte und, dem

Unwetter trotzend, gaffte und plauderte, begab sich Etwas im Thurme, das Heyne Danewitz noch vor wenigen Augenblicken für unmöglich gehalten hätte. Als der Blitzstrahl durch die Wärterstube fuhr und der Luftdruck den armen Bolle wie eine Flaumfeder hinauswirbelte, war der ehrenwerthe Schöffe gegen die schmale, niedere Fensteröffnung der Stube getaumelt. Kaum hatte er dort die Herrschaft über sich selbst zurückgewonnen, als er, ohne ein klares Bewußtsein vom Zwecke seines Thuns, sich durch das Dunkel tastete — denn der Blitz hatte das Lämpchen erstickt — und die beiden Schlüssel neben dem Bilderbogen von der Wand nahm. Es war ein übermächtiger innerer Zwang, dem er gehorchte; eine Verantwortung für sein Thun konnte er, der schwache Mensch, nimmermehr tragen.

Er wollte die Treppenpforte aufschließen, aber Gott, der sich in seiner Donnerstimme so schreckhaft offenbart hatte, war ihm schon zuvorgekommen: die zersplitterte Thür stand offen. Geräuschlos huschte er über die dunkeln Stufen empor, ein Fehlgehen war unmöglich, die schneckenartig gewundene Steintreppe hatte kaum die Schulterbreite eines Mannes.

Da war der erste Absatz. Er faßte den kürzeren Schlüssel und steckte ihn in das Schloß der glücklich gefundenen Thür. Eine schnelle Umdrehung des kreischenden Eisens — und er stand in der Zelle.

„Gerke!"

„Seid Ihr es, Büttel? Euer Trunk ist abschmeckend und Euer Brot ist hart, bringt Ihr mir bessere Nahrung in dieser Schreckensnacht?"

„Still, Gerke! Ich bin es, Dein Freund."

„Das ist Herrn Heynes Stimme, bei allen Heiligen!" O, habet Dank, günstiger Herr, daß Ihr gekommen!"

Eine aufschluchzende Gestalt lag zu des Schöffen Füßen und umschlang seine Knie.

„Du bist nicht gefesselt?"

„Nein, weiser Herr, der Büttel hatte Erbarmen. Dort im Winkel liegt die Kette. Er meinte, mein Gewahrsam wäre sicher genug, und ihm würde ich wohl kein Leid anthun."

„Gerke, steh' auf! Die Augenblicke sind kostbar. Kannst Du mir schwören, daß Herrn Cunos Eid ‚mein und nicht rein' war?"

„Das kann ich, so wahr mir Gott helfe in meinem letzten Stündlein! Nicht ich habe Herrn Cuno Täschner verwundet, ihn traf ein Anderer, der ihm nicht unbekannt gewesen und der ihn grüßte mit dem Worte: Richenza."

„Sonderbar! Denselben Namen nannte Täschner im vorigen Jahre in seinen Fieberträumen. Gerke, ich glaube Dir! und da ein Berliner Schöffe sorgen soll, daß Recht nicht in Unrecht verkehrt werde, so verkünde ich Dir Deine Freiheit."

Ein Aufschrei war die Antwort.

„So . . . giebt mich der Rath . . . frei?"

„Nein, mein Sohn, nicht der Rath, er glaubt an den weisen Spruch seiner Schöffen. Aber ich, Heyne Danewitz, der ich noch einem höheren Herrn verpflichtet bin, als dem Rathe, ich öffne Dir heimlich die Thür Deines Kerkers. Eile hinaus! Die Thorpforte ist angelehnt. Halte Dich rechts bei unserem Garten vorbei, dem Wedding zu, damit Du dem von der Schmerhütte zurückkehrenden Wachtmann nicht begegnest. Hier nimm!"

Er riß sein gefülltes Geldtäschchen vom Gürtel und gab es ihm mit seinem Schwerte:

„Du wirst des Geldes und einer Waffe bedürfen. Keinen Dank! Ich thue es um des Rechtes willen. Die Heiligen geleiten Dich!"

Er küßte ihn auf beide Wangen und zog ihn mit sich zur Treppe.

„Gott lohne es Euch! Ich will's Euch gedenken, so lange ich athme! Grüßet Eure Niftel!"

Schon waren Beide im dunklen Thorgewölbe. Gerke schlüpfte durch die Pforte hinaus in die Nacht. Der Schöffe kehrte in die Wärterstube zurück, hing dort beide Schlüssel an, und schritt dann langsam dem Platze vor der Innenseite des Thores zu, wo die Wachtverstärkung noch immer nach dem Brande gaffte.

Da seid Ihr ja auch, weiser Herr Heyne!" grüßte Bolle freudig den Hinzutretenden „Den Heiligen sei Dank!"

„Ei, ei, Bolle! Ist das Eure Treue? Ihr glaubtet mich wohl vom Blitze erschlagen?"

„Gestrenger Herr, ich muß schon ehrlich sein. Fast wäre mir selbst der Strahl in die Glieder gefahren, da hatte ich im ersten Schreck Eurer vergessen . . ."

„Und fürchtete mich, in die Wachtstube zurückzukehren," ergänzte der milde lächelnde Schöffe.

Bolle kraute sich verlegen hinter dem Ohre.

„Ihr kennet des Menschen Herz, weiser Herr!" 's ist auch wirklich nicht gut, in ein Haus, das eben der Blitz traf, gleich nach dem Unheil zurückzukehren; man sagt, es schlägt gern zweimal auf derselben Stelle ein."

Heyne ließ sich Näheres über den aufgegangenen Brand melden. Die Gefahr schien schon jetzt beseitigt; das Bischofshaus stand ziemlich frei, der Gewittersturm war vorüber gebraust, und ein gleichmäßig niederrieselnder Regen verrichtete den wesentlichsten Theil des Löschungswerkes.

„Der hochwürdige Herr wird sich ein neues Haus bauen, ohne dazu eines städtischen Brandbriefes zu bedürfen," äußerte Heyne nach einer längeren Weile des Schweigens. „Kommt zurück, Ihr Leute, in die Wachtstube! Der Donner ist verstummt, und wir wollen doch sehen, wie's um den Thurm steht."

Man ging in Bolles Stube. Die Lampe wurde mit Hilfe von Feuerstein und Zunder wieder entflammt, und der Schöffe leuchtete mit eigener Hand durch den Raum. Feine Striche, wie mit einem eisernen Werkzeuge in den Kalkbewurf des Deckengewölbes gekratzt, und kleine auf den Fußboden niedergebröckelte Mörteltheilchen waren die einzige Spur, die der Blitz hinterlassen hatte.

„'s ist noch gnädig genug abgelaufen!" meinte Bolle mit einem prüfenden Blicke nach seinen vollzählig vorhandenen Schlüsseln, „Aber hier! allbarmherzige Jungfrau! welch eine Gewalt hat doch solch ein Strahl! Sehet nur, die

Treppenpforte ist gesprengt und hängt schief in den Angeln!"

Man trat hinzu und staunte. Bolle holte einen Hammer aus dem Tischkasten und schlug die lose Krampe wieder fest; dann bearbeitete er mit wuchtiger Hand die schlotternden Angeln. Als die Thür nothdürftig hergestellt war, schloß er sie zu und setzte sich, wie Einer, der sein Tagewerk beendet hat, ermattet auf seinen Schemel.

„Nun, Bolle? Wollt Ihr nicht in den Thurm steigen und nach den Gefangenen sehen?"

Die Frage des Schöffen klang nicht frei von Zwang.

„Das ist des Büttels Sache, weiser Herr!" entgegnete der Wärter, indem er ruhig sitzen blieb. „Er hat die Gefangenen zu versorgen; ich verwahre nur die Schlüssel.

„Wenn aber ein Unglück geschehen wäre? Der Blitz kann einen der Verurtheilten getödtet haben."

„Dann hat er dem Büttel die Arbeit erspart. Mich bringen keine zehn Pferde in den Thurm. Ein Jeder muß vor der eigenen Thür kehren, weiser Herr. Wo habt Ihr denn Euer Schwert gelassen?"

„Mein Schwert?" Heyne tastete nach seiner Hüfte. „Wahrhaftig, es ist fort! Wo in aller Welt kann es nur geblieben sein?"

Die Wachtleute durchsuchten das Gemach.

„Nichts zu finden," keuchte der dicke Bäckermeister, dessen Antlitz vom ungewohnten Niederbücken sich dunkelroth gefärbt hatte. „Sicher hat es Euch der Blitz vom Leibe gerissen."

„Das ist wohl möglich .... ich kann mich an nichts erinnern," versetzte der ebenfalls fruchtlos suchende Schöffe. „Aber dann muß es doch irgendwo geblieben sein!"

„Ja, weiser Herr. Euer Schwert werdet Ihr nun wohl verschmerzen müssen," sagte der Grapengießer. „Wer weiß, wohin es geflogen ist und wer es mitgenommen hat."

„Es findet sich vielleicht noch morgen bei Tageslicht," meinte der Wollenweber. „Schwerenoth! Ich bin naß wie

eine Katze! Der Herr Aeltermann könnte den Wachtsetzer senden und uns nach Hause gehen heißen."

Der nach der Schmerhütte vor der Stadtmauer Entsendete trat über die Schwelle und meldete sich bei seinem Viertelsmeister, dem Schöffen.

„Ihr seid lange ausgeblieben," erwiderte dieser, „ist was Neues vorgefallen? Seid Ihr einem Räuber begegnet?"

„Habe nichts Verdächtiges gesehen, weiser Herr. Das Unwetter war zu heftig und hielt mich eine Zeit lang in der Schmerhütte fest."

Ein Seufzer befreite Heynes gepreßte Brust.

Da erschien auch der Wachtsetzer und brachte den Befehl des Aeltermannes, daß die Wachtverstärkung entlassen wäre.

Die durchnäßten Leute eilten froh nach Hause.

Heyne vermuthete seine Niftel noch im Flur der „Gottesgunst" zu finden. Sie war aber nicht mehr da und so schlich er nach seiner Stube, legte seine Schutzwaffen und Kleider ab und nachdem er ein trockenes Gewand angezogen hatte, kniete er vor dem Gekreuzigten am Kopfende seines Bettes nieder.

„Du, mein erbarmungsreicher Heiland! Nur Du allein kennst die Beweggründe meiner That. Nicht zum Frommen eines lieben Mägdleins vergaß ich meines Schöffen- und Bürgereides; ein höherer Eid band mich, der mir gestabt worden ist auf rother Erde: Nichts zu dulden, was gegen des Christen Glauben und die zehn Gebote, was wider Gott, Ehre und Recht streitet. Einen Unschuldigen dem Büttel zu entziehen und so einem Morde zuvorzukommen, war meine Freischöffen-Pflicht, und auch der Rügepflicht vor dem Freistuhl will ich gewissenhaft gedenken. Hilf mir, Du Gnadenreicher, daß ich das Recht thue, und führe mich durch Kampf und Streit zu einem seligen Ende. Amen!"

Nach diesem Gebete streckte sich der würdige Herr auf sein Lager und schlief den Schlaf des Gerechten.

Am andern Morgen schritt Meister Barsch*), der Büttel, den hellgrauen spitzen Hut mit rother Binde auf dem kurzgeschorenen Haupte, nach dem Hause des regierenden Aeltermannes in der Klosterstraße. Er legte sein Schwert, wie es ihm vorgeschrieben war, im Flure ab und trat waffenlos in das Empfangszimmer des Gestrengen.

„Großgünstiger, weiser Herr," meldete er schreckensbleich, „der Gerke Kölre ist heut Nacht entkommen."

„Wie war das möglich?" brauste der Allgewaltige auf, „habt Ihr etwa nicht Eure Pflicht gethan?"

„Die that ich, lobwürdiger Herr, aber Gottes Hand ist stärker als die des Menschen. Der Blitz ist in's Stralower Thor gefahren und muß die Fesseln des Gefangenen und die Schlösser der Thüren gesprengt haben. Der Kerker steht offen und ist leer; nur meine eiserne Kette liegt noch im Winkel."

„Und Bolle, der Thorwart, will nichts gesehen, nichts bemerkt haben?"

„Der ist vom Donner betäubt gewesen. Die Wachtverstärkung fand ihn Nachts auf der Straße und hat ihn erst wieder zum Bewußtsein bringen müssen."

„Sonderbar! hm, hm! . . . Sagt meinen Knechten, daß sie sofort den Rath und die Schöffen nach dem Rathhause entbieten. Gehet!"

Noch im Laufe des Vormittags saß Herr Alexius mit den Schöffen unter der Gerichtslaube.

Der vorgeladene Büttel und Bolle, der Thorwärter wurden vernommen und vereidigt.

Der Richter stellte den Antrag, den entwichenen Friedensbrecher zu „verfesten". Die Schöffen beriethen sich, schöpften

---

*) Erst zu einer um anderthalb Jahrhunderte jüngeren Zeit wird dieser Name als der des Büttels oder Nachrichters in den berliner Urkunden erwähnt. Die Annahme erscheint aber statthaft, daß schon um 1400 das Büttelamt von der Familie Barsch verwaltet wurde, da die Unehrlichkeit dieses Amtes die jedesmalige Vererbung desselben vom Vater auf den Sohn fast unausweichlich machte.

mit sechs Stimmen gegen eine das Urtheil, verrückten dreimal die Bänke und sprachen „mit Finger und mit Zungen" die Verfestung über Gerke Kölre aus. Jede verbündete Stadt, der diese Verfestung kund gegeben wurde, war nun berechtigt und verpflichtet, den Missethäter, wenn er ergriffen wurde, ohne weiteres gerichtliches Verfahren sofort vom Leben zum Tode zu bringen. Die abweichende Stimme war die des Herrn Heyne Danewitz gewesen.

Als der ehrenwerthe Schöffe und Viertelsmeister nachdenklich in seine Wohnung zurückkehrte, flog ihm Cordula im Hausgange entgegen und fiel ihm freudig um den Hals.

„Dank, tausend Dank, Du lieber guter Ohm Du!"

Er hielt ihr die Hand auf die frohlockenden Lippen:

„Still, mein Herz, still! Nicht mir danke! Danke dem da oben, der auch in der Stimme des Donners zu seinen Menschenkindern redet!"

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Durch die nächtliche Heide schritt ein hünenhafter Wanderer. Er war barhaupt und trug ein Schwert umgegürtet. Der ausgerodete Weg, den er verfolgte, war theils mit reicher, regendurchtränkter Grasnarbe bedeckt, theils starrte er von morschen Baumstümpfen und kriechendem, heimtückische Schlingen bildendem Wurzelwerk. Wenn der Wanderer, solchen unwegsamen Stellen ausbiegend, sich mehr am Rande des Pfades hielt und gelegentlich ein niederhangendes Aestlein streifte, dann schauerten zahllose Tropfen, mit denen das Gewitter vor Kurzem die Blätter überperlt hatte, auf seine erhitzte Stirn herab. Sein Gang war eilig; sein gespanntes Ohr lauschte dann und wann, ob etwa der Schall von Pferdehufen hinter ihm laut würde. Sobald er sich überzeugt hatte, daß keine Gefahr drohte, schürte er wieder das Gedankenfeuer in seinem Kopfe an; sein Hirn glich einer Schmiede, in der allerlei rothglühende Rachepläne hin und her gedreht und hart gehämmert wurden.

„Ist das Euer Recht, Ihr schelmischen Kaufleute, Ihr aufgeblähten Großbürger?“ murmelte er mit knirschenden Zähnen. „Verflucht will ich sein, wenn ich je für Euch die Hand rühre, wenn ich je auf Euern Beistand zähle, wenn ich mir hinfort nicht selbst Recht schaffe oder es nur noch suche bei dem Fürsten und dem Adel!“

Mit langen fördernden Schritten war er gleichmäßig durch die Nacht dahingefahren; als der Maimorgen über die Wipfel der Heide lachend heraufkam, blitzte ihm durch das lichter werdende Holz der silberblau flimmernde Spiegel der Havel entgegen. Er stieg einen sandigen Hang hinab, durchwatete ein Fließ, das quer die Richtung seines Weges durchschnitt und zur Linken in den Strom mündete, und strebte nun am Ufer der Havel aufwärts seinem Ziele entgegen. Immer bekannter wurde ihm das Gelände. Da drüben über dem Wasser war der Ort, wo einst der wilde Vyke Grieben mit seinen Stellmeisern auf den reichen Berliner Gewandschneider Heyne Danewitz vergeblich gelauert hatte. Der gute Herr Heyne! Auch er war ein Städter, aber wie treu hatte er eine empfangene Wohlthat zu vergelten gewußt! Nicht allen Städtern durfte hinfort die Rache des Flüchtlings gelten! Wenn er jedoch den zornmüthigen Herrn Hans in seine Gewalt bekäme, ihm würde er . . . ja, was würde er denn? War Hans Danewitz nicht Cordulas Vater? Konnte er sich jemals an Dem vergreifen, der das süße, holde Kind seine Tochter nannte?

Fast hatte die Sonne die Mittagshöhe erreicht, als Gerke das Thurmgemäuer der Bötzower Burg über dem Wasserspiegel erblickte. Sollte er die Havel durchschwimmen? Das schien nicht rathsam. Ohne Aufenthalt hatte er den weiten Weg zurückgelegt; mächtig klopfte ihm das Herz, und fiebernd jagte ihm das Blut durch die Adern. Er mäßigte seinen Schritt und näherte sich langsam der oberhalb der Burg befindlichen Brücke, über die er endlich das andere Ufer und den Eintritt in den Burgflecken gewann.

Sein Schicksal konnte in Bötzow noch nicht bekannt sein! die „Verfestung", die man über ihn unzweifelhaft jetzt schon ausgesprochen haben würde, brachte ihm noch keine Gefahr. Keck ging er bei der Herberge zum rothen Ochsen vorüber, vor deren Thür sich gerade ein Reiter mit zweien Knechten verabschiedete. Gerke schielte nach dem Wirthe, der ein ihm fremdes Antlitz zeigte; der frühere Wirth mußte gestorben sein.

„Ein unerwünschter Aufenthalt, günstiger Herr," sagte der Besitzer der Herberge zu dem scheidenden Gaste, „aber jetzt blinken neue Eisen von den Hufen Eures Rößleins, und den Umweg, den Ihr der Strauchreiter wegen machen mußtet, werdet Ihr schnell genug einbringen. Ueber Cremmen und Fehrbellin kommt Ihr sicher heut nach Wusterhausen; dann seid Ihr auch morgen zu guter Stunde in Wilsnack . . ."

„Wie ich gelobt habe," vollendete der Reiter, indem er dem Wirthe die Hand vom Sattel reichte. „Ein frommer Christ muß sein Gelübde halten."

Neben Gerke, der die Richtung nach der Feldhütte seiner Mutter einschlug, ritt der Fremde mit den beiden Knechten eine Zeit lang schweigend dahin. Endlich rief er in munterem vertrauenerweckendem Tone:

„Beim heiligen Blute, mich dünkt, ich kenne Euch."

Er war ein großer, kräftiger Mann mit etwas eingedrückter Nase und buschigen strohfarbigen Brauen über den hellen, klugen Augen. Sein Pferd an den Erschrockenen herandrängend, fuhr er unbefangen fort: „Ich sah Euch gestern früh am Kirchhofe von St. Marien in Berlin; Ihr rauftet Euch wacker mit Cuno Täschner, dem Magdeburger."

Gerke fuhr mit der Hand nach dem Schwertgriffe; ohne Widerstand wollte er sich nicht so gefangen geben.

Begütigend lächelte der Reiter:

„Laßt Euer Schwert in der Scheide!" Er wandte sich im Sattel und befahl seinen beiden Knechten: „Bleibt weiter zurück. Habe mit diesem Riesen etwas zu verhandeln, das für Eure langen Ohren nicht taugt."

Die Knechte gehorchten und zügelten ihre Pferde. Nachdem Gerke und sein berittener Begleiter einen genügenden Vorsprung gewonnen hatten, sagte der letztere:

„Ich heiße Anshelm Pinnow, bin ein Kaufmann aus Magdeburg und war zum Markte in Berlin. Ihr könnet mir vertrauen, denn ich hörte, wie Euch Herr Täschner reizte, und sah es mit eigenen Augen, wie ihn ein kleiner Knirps im Bäckerschurz meuchlings niederstach."

„Das saht Ihr, Herr Anshelm?"

„Gewiß, ich kann's beschwören; habe vom Kirchhofe aus den kleinen Kerl beobachtet, der erst hinter dem bekreuzten Zelte lauerte und sich dabei wie ein Affe ruhelos im Gesicht juckte und mit dem Finger im Ohre bohrte. Auf handhafter That ist er von mir betroffen worden; ward er ergriffen?"

„Nein, Herr, bei der allerheiligsten Jungfrau! Mich hat Herr Cuno als Mörder und Friedensbrecher angegeben; mich hat er beschuldigt und durch seinen Eid in's Unglück gebracht; schon saß ich im Thurm, aus dem mich der Büttel zum Tode führen sollte . . . das Gewitter der jüngsten Nacht hat meinen Kerker geöffnet und mich befreit."

Verwundert betrachtete Herr Anshelm den Riesen.

„Das hat Herr Cuno beschworen? Besinnet Euch, Freund."

„Ich will nicht selig werden, so ich ein einziges unwahres Wort gesagt habe! Cuno Täschner ist ein Meineidiger, und ich bin jetzt wahrscheinlich schon verfestet und muß mich bergen wie ein wildes Thier im Dunkel der Wälder."

„Von Herzen bedaure ich Euch, Gutgesell. Ich hatte eine Ahnung, daß es so kommen könnte, und wollte mich schon freiwillig dem Gerichte als Zeuge stellen; aber ein Gelübde, das mir auf der Seele brannte, ließ mich nicht rasten, ich mußte ohne Säumen in den Stegreif, wenn ich morgen in Wilsnack sein wollte; zudem traute ich der Weisheit der Berliner Schöffen . . ."

„Da habt Ihr Euer Vertrauen weggeworfen!"

„Nun, nun, verzaget nicht! Die Sache läßt sich vielleicht noch ändern. Wie heißet Ihr?"

„Gerke Kölre."

„Und was treibt Ihr in Berlin?"

„War Gehilfe der Gebrüder Danewitz."

„Danewitz? Ei seht, das trifft sich gut! Danewitz! ich kenne die beiden Gewandschneider . . . will dem Herrn Heyne eine Botschaft senden, die Eure Unschuld bezeugt."

„Das wird mir wenig nützen, günstiger Herr. Man wird dem Boten nicht trauen. Ja wenn Ihr selbst umkehren wolltet . . ."

„Unmöglich, Gutgesell! rein unmöglich! Bin dem heiligen Wunderblute morgen die Anbetung schuldig für Errettung aus schweren Gefahren. Und von Wilsnack kehre ich nach Magdeburg zurück, um gleich wieder weiter zu ziehen nach dem Lande Westfalen . . . ein Kaufmann hat nicht Rast noch Ruhe. Aber lasset den Kopf nicht hängen; Euch soll dennoch Euer Recht werden. Berget Euch ein Jahr lang, so gut es gehen will; binnen Jahresfrist soll man Eure Verfestung zurücknehmen, so wahr ich Anshelm heiße."

Gerke seufzte und schaute zweifelnd zu dem Reiter empor. Dieser fuhr eindringlich fort:

Vertrauet mir, Gerke Kölre! Dem Unschuldigen beizustehen ist meine Ehrenpflicht. Kennet Ihr den Weg nach Cremmen?"

„Ja, günstiger Herr. Habe ihn oft genug als Knabe zurückgelegt."

„So seid mein Führer. Ich will es nicht unvergolten lassen."

„Gern geleite ich Euch. Doch wartet einen Augenblick; will erst sehen, ob meine Mutter daheim ist."

Er sprang vom Pfade in den Wald und eilte auf die altbekannte Hütte zu. Ein zottiger Hund fuhr ihm kläffend entgegen. Ohne des vierfüßigen Wächters sonderlich zu achten, näherte er sich der Schwelle.

„Mutter, seid Ihr da?"

Keine Antwort.

Ein schnurrendes Kätzlein sonnte sich auf der Bank vor der Hütte. Aus dem Stalle, der zur Seite zwischen den beiden Föhren errichtet war, tönten die dumpfen schnaubenden Laute einer Kuh. Hinter der Hütte lag das gerodete, jetzt sorgsam bestellte Ackerfeld. Es war Alles in der alten Verfassung; die Hütte war bewohnt, die Bewohnerin nur augenblicklich abwesend.

Gerke knöpfte sein Wamms auf, löste eine Schnur mit einem güldenen Kreuzlein vom Halse und legte das Kennzeichen auf den Tisch in der Stube. Die Mutter wird es finden und der Rückkehr des Sohnes harren. Dann lief er, eine Strecke von dem kläffenden Hunde verfolgt, zurück nach dem Wege und übernahm das Geleit des Herrn Anshelm.

Als um die zweite Nachmittagsstunde Cremmen erreicht war, blieb Gerke stehen und grüßte den neugewonnenen Freund:

„Nun, günstiger Herr, möget Ihr am Rande des Luches munter forttraben und über Fehrbellin glücklich an Euer heutiges Ziel gelangen. Ich kehre nach meinem Schlupfwinkel zurück und getröste mich Eurer Hilfe. Seht, da kommen berittene Herren; jetzt gilt es Platz zu machen."

Mehrere Edelleute, unter denen sich ein geistlicher Herr zu befinden schien, trabten auf einem Seitenwege unter Scherz und Gelächter heran.

„Wenn mich die Sinne nicht täuschen," tönte eine jugendfrische Stimme, so ist das Gerke, der Riese, der den Pfeffersack fortgeworfen und das Schwert umgegürtet hat?"

Werner von Holtzendorff zügelte sein staubbedecktes Pferd und musterte den Jugendgespielen.

„Ich grüße Euch, edler Herr," versetzte Gerke. „Ihr habet Recht, des Pfeffersacks bin ich ledig und muß mich hüten, daß mich die Städter nicht ergreifen, denn sie sprachen mich des Todes schuldig, weil ich einen Magdeburger Kaufmann verwundet haben soll." Er erzählte sein Mißgeschick und betheuerte seine Unschuld.

Johann von Quitzow, der neben seinem Freunde Werner hielt und der Erzählung gelauscht hatte, lachte laut auf.

„Wegen eines Magdeburger Kaufmanns! Pah! wenn's weiter nichts ist! Konnte Euch der Schelm nicht absagen und selbst sein Recht verfechten, wie es einem freien Manne geziemt? Was hatten die Richter und Schreiber mit seiner Sache zu thun? Ein feiges, jämmerliches Volk, diese Städter!"

„Gestrenger, edler Herr," betheuerte Gerke, „ich habe ihm kein Leides gethan."

„Um so schlimmer, wenn der ehrlose Bursch Euch die Schöffen auf den Hals hetzte! Pfui, Teufel! Nun, ich denke, ein Enakssohn, wie Ihr, macht sich nicht so viel daraus. War schon früher meine Meinung, daß Ihr so lang in's Kraut geschossen seid, nicht um mit der Elle zu hantiren, sondern um gutes Speerholz zu zerbrechen. Sagt den Schuften an der Spree eine ehrliche Fehde an! kann sein, daß Ihr hier herum Freunde findet." Pfiffig blinzelten Herrn Johann's scharfe Aeuglein, übermüthig schlug er mit der stahlbewehrten Faust auf seine prallen Schenkel.

Gerke reckte sich zu voller Leibeshöhe und sagte trutzig: „Möchte es den Herrn Berlinern schon heimzahlen, bei der gebenedeiten Gottesgebärerin! Aber was kann ein armer Teufel wie ich thun? Will lieber einstweilen auf Den hoffen, der auch in diesen Landen alles Rechtes Quelle ist."

Ein höhnisches Gelächter der adligen Herren war die Antwort.

„Das ist lustig!" rief Ritter Johann. „Wollet Ihr beim alten Jobst klagen? Dann müßt Ihr Eure Hand erst schwer vergolden. Oder hofft Ihr gar auf den deutschen Kaiser? Du lieber Gott, man weiß ja gar nicht ob wir einen solchen haben. Der König Wenzel in Prag behauptet zwar, unser Kaiser zu sein, aber man glaubt es ihm nicht recht, schon als Kind hat er sein Taufwasser verunreinigt, und was aus solchem Täufling wird, das pfeifen die Spatzen von den Dächern!"

„Sprich mir nicht vom König Wenzel!" unterbrach ihn Werner von Holtzendorff. „ich mag diesen Namen nicht hören. Mit Spielern, feilen Weibern, Gauklern und Zauberern verbringt der feige Trunkenbold seine Tage; den Scharfrichter nennt er seinen besten Freund, und weil es ihn einmal nach Menschenfleisch gelüstete, soll er seinen eigenen Koch haben braten lassen. Hoffe lieber auf den Gottseibeiuns," wandte er sich an den bestürzten Gerke, als auf diesen Lützelburger!"

„So meint Ihr, auch vor des Kaisers Thron ist kein Recht zu finden?"

„Wie kann man so groß sein und so kindisch fragen?" rief Johann Quitzow ungeduldig. „Sein Recht vertritt der ehrliche Mann selbst. Ziehet Euer Schwert aus der Scheide und wahret damit Eure Haut! Das ist Euer Recht und Eure Pflicht! Die Fürsten und die Städte verschachern das Recht um eine Hand voll Groschen. Der Adel allein hat noch Ehre im Leibe, geselle Euch dem Adel, und Euer Recht wird nicht Noth leiden."

Gerke schien zu überlegen.

Anshelm Pinnow, der hinter ihm hielt und ein schweigsamer Zuhörer der Unterhaltung gewesen war, beugte sich zu ihm hernieder und flüsterte ihm in's Ohr:

„Uebereilet nichts! Ich weiß noch andere Hilfe."

„Was will der Mann?" grollte Ritter Johann. „Verrichtet Ammendienste bei Euch? bläst er Euch Altweibermären in die Ohren?"

„Er hat sich meiner angenommen, edler Herr, versetzte Gerke eifrig, „als treuer uneigennütziger Freund. Ist ein frommer Pilgrim, der nach Wilsnack zum Wunderblute zieht . . ."

„So mag er ziehen und Euch in Ruhe lassen!"

„Bei allen Heiligen!" rief eine kreischende, leidenschaftliche Stimme, „der Gerke! er ist es! Gott sei Dank! Vergieb mir, Gutgesell! Deinen Untergang hätte ich nicht geduldet. Ehe Dir der Büttel ein Leides gethan hätte, würde ich mich freiwillig dem Rathe gestellt haben, bei meiner Seligkeit!"

Eine kleine bewegliche Gestalt, die bisher in der Schaar der Knechte hoch zu Roß gehalten hatte, war windschnell aus dem Sattel geglitten und auf den Ueberraschten zugeeilt.

„Heinz Zeidelberg! wo kommst Du her?"

„Unmittelbar von Berlin. Bin heute beim Morgengrauen, als die Nachricht von Deiner wunderbaren Flucht auch bis zu meinem Backofen drang, so wie ich ging und

stand, davongelaufen. Hinter Spandow traf ich diese edlen Herren. Sie erbarmten sich meiner und nahmen mich auf einem ledigen Pferde mit. Will nach Wilsnack, um meine Sünde zu büßen, denn mich reut es, Dir so viel Angst und Sorge bereitet zu haben."

„Der war es, edle Herren!" rief Anshelm Pinnow, indem er mit dem Zeigefinger auf den Bäckerburschen wies. „Er hat dem Cuno Täschner das Messer in die Brust gestoßen, ich nehme es auf meinen Eid!"

„Leugne es auch gar nicht," versetzte gleichmüthig der Knirps. „Der Schelm hatte es verdient, und ich bedaure nur, daß ich ihn nicht besser traf. Er hat meine Schwester Richenza in Unehre gebracht und in's Elend getrieben."

„Was gehn uns die Händel dieser Leute an?" brummte verächtlich der geistliche Herr, der sich in Begleitung der Ritter befand und nicht länger warten wollte. „Was sie gesündigt haben, das können sie büßen, indem sie den Ablaß erwerben, den ich als Bote des heiligen Vaters auch diesem Lande bringe. In Cremmen, in der Kirche zu St. Jakobi, bin ich morgen zu finden. Dort kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich werde Euch erquicken."

Ein feines Lächeln glitt über Johann von Quitzows kluges Gesicht. Auch der Ritter von Holtzendorff zuckte leicht mit den Achseln. Doch der Bäckergeselle nahte dem geistlichen Herrn und starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an:

„So könnet Ihr, Hochwürden, mir Erlaß bewilligen für alle meine Sünden?"

„Nicht ich, mein lieber Sohn; aber der heilige Vater, der des Schlüsselamtes St. Petri waltet, spendet Dir durch mich, seinen unwürdigen Boten, vollen Ablaß Deiner früheren und zukünftigen Sünden, sobald Du den betreffenden Brief von mir mit gutem Gelde kaufest. Ueberlege Dir's! Und nun, Ihr edlen Herren, ich denke, wir reiten."

Er wandte sein Pferd dem Städtchen zu; die Ritter mit ihren Knechten setzten sich gleichfalls in Bewegung.

„Auf Wiedersehen, Gerke!“ rief Werner von Holtzendorff noch im Fortreiten, „ich bin von morgen ab wieder in Bötzow.“

Als sich die Staubwolke, die von den Hufen der Pferde aufwirbelte, verzogen hatte, juckte sich Heinz zweifelhaft hinter dem Ohre; endlich aber strich er mit der flachen Hand über sein Antlitz und sagte entschlossen:

„Lebe wohl, Gerke. Ich gehe nach Cremmen; kann mir so den weiten Weg nach Wilsnack sparen.“

„Halt, Gesell!“ rief Anshelm, „möchte Dir ein Brieflein an Herrn Heyne Danewitz mitgeben, so Du nach dem Erwerb Deines Ablasses wieder nach dem Berlin zurückkehrst.“

Unsicher schaute Heinz den Kaufmann an:

„Wollet Ihr mich verrathen?“

„Du hättest es verdient; aber fürchte nichts! Ich will nur Gerkes Unschuld bezeugen. Warte!“

Herr Anshelm schwang sich aus dem Sattel und suchte aus einer Gürteltasche eine Lage starker, grobfaseriger Papierblätter, ein Büchslein mit schwarzem Schreibsaft und eine Feder hervor. Von der Lage riß er ein einzelnes Blatt ab, und den Sattel als Pult benutzend, schrieb er mit schwerfälliger Hand in steilen, dem heutigen Druck nicht unähnlichen Zeichen:

„Dem fürsichtigen und weisen Herrn Heyne Danewitz. Ich bezeuge Gerkes Unschuld; der Friedensbrecher war ein Anderer, den ich bei blickendem Schein betraf. Cuno Täschner ist ein Meineidiger.“

Dann brach er vom nächsten Baum ein Zweiglein, streifte die Blätter davon ab, bog es in der Mitte ein und drehte das grüne geschmeidige Holz auf eigenthümliche Weise zusammen. Unbemerkt vollzog er dieses Geschäft, indem er den beiden Andern den Rücken zukehrte. Ein Steinlein hob er noch vom Wege auf und wickelte Stein und Zweig nebst dem beschriebenen Blatte in ein Tuch, das er mit einem ebenfalls aus seiner Tasche geholten Hanfstricke verschnürte.

„Nun, Heinz Zeidelberg, schwöre mir zu Gott und den Heiligen, daß Du dieses Päckchen unversehrt Herrn Heyne abgeben willst, sobald Du nach Berlin kommst."

„Enthält es auch gewiß nichts, was mir schaden kann?"

„Nein, Gesell, es wird Dir keinen Schaden, sondern einen guten Botenlohn einbringen, so wahr mir Gott helfe."

„Wie heißet Ihr gestrenger Herr? Daß ich den Namen des Absenders angeben kann."

„Mein Name ist gleichgiltig, dieser Zettel wird dem Empfänger das Nöthige zu wissen thun. Da nimm!"

Heinz Zeidelberg war beruhigt und leistete den Schwur.

„Nun lebet wohl!" grüßte Anshelm, „mögen einen Jeden von uns die Heiligen geleiten! Ich werde Eurer nicht vergessen, Gerke Kölre." Er winkte seinen entfernt haltenden Knechten und trabte mit ihnen davon.

Der Bäckerbursch wandte sich dem Städtchen zu.

Gerke machte Kehrt und, als er wieder den schützenden Wald erreicht hatte, streckte er sich todtmüde auf der Erde aus und holte den versäumten Nachtschlaf nach. Erst gegen Abend erwachte er und brach gestärkt nach der Feldhütte seiner Mutter auf.

Zweites Capitel.

Auf den Giebeln und Mauerthürmen des Städtchens Cremmen lag der Frühschein der Maiensonne. Vor der Herberge zum weißen Rosse, gegenüber dem schmucklosen Bau der Jakobikirche, drängte sich das Volk um einen buntaufgeputzten Spielmann, der von Zeit zu Zeit seinem Horne gar schreckhaft langgezogene Töne entlockte.

„Beim Wunderblut, das ist ja unser Kuhhirt!“ rief belustigt der reichste Schlächtermeister des Ortes. „Sag', Stoffel, wie in aller Welt kommst Du zu diesem Mummenschanz?“

Stoffel blickte sich vorsichtig nach der Herberge um, aus deren Giebelfenster eine Stange mit weißseidenem Fahnentuche ragte, in das zwei Schlüssel und eine dreifache Papstkrone gestickt waren, und flüsterte geheimnißvoll:

„Der hochwürdige Herr hat mir das Zeug geliehen. Wenn ich bis zum Beginn der heiligen Messe hier stehe und blase, bekomme ich den Ablaß aller meiner Sünden umsonst. Zum Nachmittage ist der Stadtpfeifer bestellt, wenn er bis dahin ausgenüchtert ist; er war gestern zum Kindelbier.“

„Kann uns denn der Papst wirklich von allen Sünden freisprechen, Gevatter?“ wandte sich der Schlächter zweifelnd an seinen Nachbar, den Altflicker und Gewerksverordneten. „Ihr seid ein frommer, kluger Mann; was meinet Ihr dazu?“

„Hm, hm!" brummte der Gefragte, „die Leute glauben es wohl, und der geistliche Herr da drinnen wird sie in diesem Glauben nicht stören. Aber der Klosterbruder, bei dem ich in die Schule gegangen bin, hat mich gelehrt, daß auch der heilige Vater nur die Kirchenstrafen erlassen kann; die Strafen, die Gott und unser Gewissen verhängt, nimmt uns kein Papst ab."

„Das meine ich auch. Trotz alledem kann man sich ja einen Brief kaufen. Der Ablaß soll diesmal ein besonders kräftiger sein."

„Ja, Ihr Knochenhauer habt Geld wie Heu und könnt die Gelegenheit benutzen. Wir armen Altflicker können nicht viel daran wenden; für uns reicht es höchstens zu einem Ablaß auf vierzig Tage."

Wieder hob Stoffel sein Horn an die gewulsteten Lippen und schmetterte so schrille Mißklänge in die Morgenstille, daß die Kühe und Ochsen, die heut noch nicht ausgetrieben worden waren und in ihren an der Straße gelegenen Stallungen unmuthig warteten, in ein wüthendes Gebrüll ausbrachen.

„Gebt Acht! Da kommt er!" zischelte die Menge, die ehrerbietig Platz machte.

Aus der Herberge schritt ein wohlgenährter Herr mit feisten, rothen Wangen, der sich vergeblich bemühte, seinen weltlich-lüsternen Zügen den Ausdruck geistlich-enthaltsamer Strenge zu geben. Er nickte herablassend nach beiden Seiten, und die Weiblein, die ihm zunächst am Wege standen, sanken in andächtigen Schauern auf die Kniee.

Als er die Straße gekreuzt und die Schwelle der Kirche überschritten hatte, drängte das Volk in hellen Haufen hinterher. Auch Stoffel, der Kuhhirt, verließ seinen Platz und begab sich als Letzter nach dem Gotteshause.

Neben dem Altare hatte der Gehilfe des hochwürdigen Herrn auf einem mit bunten Tüchern behangenen Gerüste schon Alles für den bevorstehenden Handel vorbereitet. Auf einem Tische lagen, in verschiedenen Haufen abgetheilt, ganze Stöße päpstlicher Urkunden; die billigeren bewilligten Ablaß für kürzere

Zeit und geringere Sünden, die werthvolleren gewährten dem Käufer volle Freiheit von allen Sündenstrafen für viele Jahre, ja, es gab kostbare Freibriefe, die für die ganze Lebensdauer giltig waren.

Der hochwürdige Herr stieg auf das Gerüst, von dem sich der Gehilfe bescheiden zurückzog, und begann in weithin vernehmbarem aber geschäftsmäßigem, die schon häufige Wiederholung derselben Worte verrathendem Tone:

„Fromme Christen, kaufet, so lange Ihr lebet! Kaufet, so lange Ihr Geld habt! Machet Euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, daß Ihr einst aufgenommen werdet in die ewigen Hütten! Das güldene Jahr ist erschienen; die güldene Pforte ist geöffnet; oh, benutzet die Gnadenzeit, ehe sie unwiederbringlich dahin ist! Hier findet Ihr das unfehlbare Mittel zur Vergebung aller Eurer Sünden, der großen und kleinen, der leichten Vergehungen und der todeswürdigen Verbrechen. Kaufet Euch für sündiges Geld, das Eure Seelen gefährdet, himmlische Wohlthaten, die Eure Seelen erretten! Der heilige Vater Bonifacius hat uns mit kräftigem Ablaß ausgerüstet, und selbst der Apostel Petrus, wenn er hier unter Euch wäre, könnte Euch keinen kräftigeren bieten. Hier auf diesem Tische liegen die Zeugen meiner Gewalt. Wer jetzt Ablaß kauft, der kann auch seine Eltern sofort aus dem Fegefeuer erlösen; wer möchte solche heilige Kindespflicht versäumen? Kaufet, fromme Christen, kaufet! Was gilt eine Handvoll Groschen? Und wenn Ihr auch darben müßtet, besser daß der Leib Noth leide, denn daß die Seele zur Hölle fahre! Kaufet, fromme Christen, kaufet*)!“

Der wackere Schlächtermeister, der diese Rede hörte schüttelte mit dem Kopfe; aber heimlich tauchte er doch die plumpe Hand in seine Geldtasche und schob sich langsam dem Gerüste näher. Heinz, der Bäckerbursch, war ihm schon zuvorgekommen; gewandt wie eine Eichkatze hatte er sich, ohne die Stufen zu benutzen,

*) Act. Concil. Const. (v. d. Haardt).

auf die Erhöhung emporgeschwungen und stand nun verlegen stammelnd vor dem Geistlichen.

„Sprich deutlicher, mein Sohn," mahnte dieser „mich däucht, ich sah Dich gestern schon. Wie lange soll der Ablaß gelten, den Du begehrst?"

„Hochwürdiger Herr, ich weiß nicht . . . ich kenne den Preis nicht . . . habe nur diese Pfennige . . ."

„Gieb her! Wollen sehen, wie viel es ist." Mit geübter Hand zählte der Geistliche das Geld auf „Ein halbes Pfund brandenburgische Pfennige . . . sind zwanzig böhmische Groschen . . . nun das reicht für ein Jahr. Sei künftig vorsichtiger mit Deinem Messer! Hier, nimm, mach' fort! Andere wollen auch heran."

Er drückte ihm einen Ablaßbrief in die Hand und wandte sich gegen den Knochenhauer, der schwerfällig die Stufen hinanstieg.

Heinz war mit einem Sprunge vom Gerüste herunter, schlüpfte aalgleich durch die Menge, rannte beinahe den Kuhhirten um, der bescheiden an der Kirchenthür wartete, bis er seinen mit dem Horn erblasenen Ablaß würde empfangen dürfen, und stürmte überglücklich auf die Straße. Wie einen theuren Schatz drückte er das erkaufte Papier gegen seine Brust. Frei! Frei von aller Sündenqual und Seelenpein! Unbeschwerten Gewissens wie ein neugeborenes Kind! Oh, es war doch schön, der himmlischen Gnade theilhaftig zu sein! Hatte er auch den letzten Sparscherf geopfert, als frommer Pilgrim würde er sich schon zurückbetteln nach dem Berlin, und die Prügel, die er von seinem Ohm und Meister für sein Weglaufen zu erwarten hatte, würden nun auch nicht mehr zu arg brennen. Er jubelte laut auf, küßte den päpstlichen Brief, steckte ihn dann in sein Wamms und, da er den Roßwirth vor der Herberge stehen sah, trat er an diesen heran und bat demüthig:

„Günstiger Herr, schenket einem armen Wallfahrer einen Zehrpfennig!"

„Ei, Du Sausewind! Hast eben noch gehüpft und gesprungen wie ein Affe und nun sprichst Du mich kläglich um eine Gabe an? Hast ja kein Bettelzeichen an der Kappe!"

„Bin auch kein Bettler, bin ein ehrbarer Handwerksgesell, der seine Pfennige dem heiligen Vater gespendet hat."

„So? warst in der Jakobikirche? Sieh, Bursch, das ist rechtschaffen, daß Du dem hochwürdigen Herrn, der bei mir herbergt, was zu verdienen gabst. Geh in's Haus, laß Dir eine Frühsuppe reichen, und hier hast Du einen Pfennig zur Wegzehrung."

„Danke, günstiger Herr! Ihr seid gut! Darf ich mich auch drinnen ein paar Stunden auf die Bank strecken? Bin todtmüde, war gestern den halben Tag im Sattel."

„Du, mit Deinen Bäckerbeinen? Ha, ha, ha! Nun meinetwegen. Bist ein drolliger Kerl . . . scher' Dich hinein und schlaf' Dich aus."

Um dieselbe Zeit saßen Gerke und die schwarze Ursel in der Feldhütte. Kein Schlaf war der armen Frau in der jüngsten Nacht geworden; das, was ihr gestern Abend, als sie vom Kräutersuchen spät nach Hause kam, der Sohn erzählt hatte, war gar zu furchtbar gewesen. Noch heute beben ihr alle Glieder. War es denn überhaupt zu fassen? Ihr Gerke, den die Kraft des heiligen Blutes einst so wunderbar vom Tode zum Leben erweckt hatte, dem Büttel verfallen? Mit Finger und mit Zungen verfestet, so daß ihn Jeder, der ihn betraf, wie ein wildes Thier erschlagen durfte? Aber daran waren die übermüthigen, gottlosen, auf ihren Mammon pochenden berliner Gewandschneider schuld! Sie hatten das Herz des jungen Menschen bethört und es abgewendet vom ewigen Heile zu sündhafter Weltlichkeit! Oh, wäre er nur, wie sie sehnlichst gewünscht hatte, ein Priester geworden, diese bittere schmachvolle Erfahrung wäre ihm erspart geblieben! Was sollte nun aus dem Bedrohten werden? wo sollte er sich fernerhin bergen? An ein längeres Hierbleiben war ja gar nicht zu denken! In Bötzow würde bald genug

die Verfestung des Friedensbrechers bekannt sein, wehe dann dem Aermsten, dessen riesengroße Gestalt jedes Kind kannte!

Gebrochen hockte die bekümmerte Frau am Herde und ließ die Kugeln der Gebetschnur, die ihr im Schooße lag, rastlos durch die krampfhaft zuckenden Finger gehen. Es war heiß und dumpfig in der niederen Stube, ein betäubender Geruch von allerlei Kräutern, die getrocknet von den Balken der Decke herniederhingen, erschwerten dem Sohne das Athmen.

„Mutter, lange halte ich es bei Euch nicht aus."

Bitter lachte die Frau auf.

„Er hält es nicht lange bei seiner Mutter aus! Ja, ja! glaub' es gern! Es riecht hier nicht nach Ambra, wie in den Putzstuben der fürnehmen Rathstöchterlein . . . es treibt ihn hinaus, damit er draußen dem Büttel begegne . . . Dann wird es nach Blut riechen, nach frischem, heißem Menschenblut!"

„Mutter, redet nicht so! Ich bin ja unschuldig, habe nichts gethan, das Euch gegen Euren Sohn aufbringen kann."

„Gegen meinen Sohn? Wie ist mir denn? Bist Du denn mein Sohn?" Sie ließ die Gebetschnur los und fuhr mit beiden Händen in ihr wirres schwarzes, schon von einzelnen weißen Fäden durchzogenes Haar. „Ich höre Dich, Lebrecht, mein Eheliebster. Du sagst, unser Gerke war ein kleines, schwächliches Wurm, und dieser hier ist ein Riese; unser Gerke liegt begraben im Kloster Jerichow, die Mönche haben die Gebete über seiner Gruft gesprochen, und diesen hier will der Büttel richten und verscharren am Rabenstein. Oh, mein Gott, mein Gott! Das heilige Wunderblut hat mich betrogen!"

Entsetzt starrte Gerke auf das angstverzerrte Antlitz seiner Mutter. War sie von Sinnen? Hatte ihr der Kummer die Seele umnachtet?

„Mutter, was redet Ihr da? Ihr träumt mit offenen Augen! Erwachet und seid freundlich gegen Euren Sohn, der Euch von Herzen lieb hat."

„Ja? hast Du mich wirklich lieb? Oh, mein Sohn, mein guter, lieber, einziger Sohn!"

Schluchzend warf sie sich an seine Brust und umstrickte seinen Hals mit ihren abgemagerten Armen.

Gerke beugte sich nieder und drückte seine Lippen auf ihren Scheitel.

„Beruhiget Euch, Mutter! Ich bin nicht ohne Freunde. Herr Anshelm Pinnow aus Magdeburg will mir helfen, auch der Ritter Werner, den ich gestern sprach, wird seinen Jugendgenossen nicht im Stiche lassen . . ."

„Was kann ein Ritter gegen das Geld und die Gewalt der Städte? Was vermag ein Magdeburger Fremdling gegen die Macht des Berliner Rathes? Ich weiß eine bessere Hilfe. Sagtest Du nicht, daß man den Gerke Kölre verurtheilt hat?"

„Freilich, Mutter . . . ich verstehe Euch nicht . . ."

„So sei Du unbekümmert. Du bist nicht der Gerke Kölre . . . Der Wachtmeister des Herrn Wilkin von Bredow war nicht Dein Vater!"

„Wer . . wer bin ich denn sonst? Um Gotteswillen, redet!"

„Ja, ich will reden, mein Sohn! Wenn ich Dich auch nicht unter meinem Herzen getragen habe, meinen Sohn darf Dich ich dennoch . . ."

Ein leises Klopfen an die Rückwand der Hütte machte Beide auffahren. Gerke stürzte nach seinem Schwerte. Ursel aber besann sich und sagte gefaßt:

„Es ist nichts. Ein Gesell des Waldes wird mich sprechen wollen. Bleib' drinnen!"

Sie huschte hinaus und ging hinter die Hütte.

Dart stand ein krausbärtiger, in ein schmutziges Lederwamms gekleideter Mann, der ein beschleunigt athmendes Pferd am Zügel hielt.

„Helft meinem kranken Thiere, Mutter Ursel! Es soll Euch vergolten werden; vom nächsten Fange bringe ich Euch die Hälfte meines Antheils."

„Daß der Teufel Gewalt über meine Seele bekomme?" eiferte Frau Ursula mit einem strafenden Blicke nach dem Strauchreiter. „Ihr wisset, Räumdensattel, mit solcherlei sündhaften Versprechen lockt Ihr die schwarze Ursel nicht."

„Die Pest fahre Dir in's Gebein, alte Hexe, wenn Du mir wieder mit Deinen frommen Sabaldereien kommst! Mache mein Pferd gesund oder ich binde Dich drinnen an Dein Bett und zünde Dir die Bude über dem Kopfe an!"

„Das wirst Du bleiben lassen. Da drinnen ist Einer, der zehn solcher Großmäuler, wie Du, zu stillen weiß."

„Alle Teufel! Wen habt Ihr denn bei Euch?"

„Einen Riesen und Zauberer, dem alle Thiere des Waldes gehorchen und der Dir jeden Pfeil auf Deiner Armbrust besprechen kann, daß er des Zieles verfehlt. Er lehrt mich viele gute, nützliche Dinge. Sei artig, Gesell, oder Du wirst seine Macht verspüren!"

Der Stellmeiser bekreuzte sich.

„Mutter Ursel, Ihr wisset, ich meine es gut mit Euch. Noch nie ist Euch ein Leides von mir widerfahren. So erbarmet Euch auch meines Thieres; es ist behext, und nur Ihr könnt ihm die Sucht vertreiben."

„Siehst Du, Bursch, nun bittest Du, wie's einem Christenmenschen geziemt. Laß sehen!"

Sie trat an das zitternde Pferd heran und strich ihm längere Zeit mit der flachen Hand die Seiten. Dann holte sie aus der Hütte eine Kräuterabkochung und schüttete sie mit Hilfe des Stellmeisers in den Schlund des widerstrebenden Thieres.

Gerke war der Mutter nachgefolgt, und Räumdensattel betrachtete in heimlicher Scheu den gewaltigen Zauberer, der ihn um eines ganzen Hauptes Länge überragte.

„Nur was dieser mir rieth," sagte Ursel, auf den Sohn deutend, „das führe ich aus."

Wieder strich sie den Leib des kranken Thieres und hauchte ihm ab und zu in die Nüstern.

„Siehst Du, Gesell, es hilft! Schon wird der Athem ruhiger und auch das Maul ist nicht mehr so heiß und trocken. Führe es langsam nach Eurem Schlupfwinkel zurück und gönne ihm drei Tage lang Ruhe und gutes Futter. Am vierten kannst Du's wieder reiten."

„Dank Euch, Frau Ursel und auch Euch, günstiger Herr," sagte Räumdensattel mit einer ungeschickten Verbeugung, „so Ihr befehlet, stehe ich Euch wieder zu Diensten."

Gerke schüttelte ablehnend das Haupt. Doch Ursel versetzte schnell:

„Jetzt bedarf der fremde Herr Eurer nicht. Kommt aber, wenn der Mond herauf ist, wieder hierher; dann sollt Ihr einen Auftrag erhalten."

„Werde pünktlich zur Stelle sein."

Der Räuber schlich davon, indem er sein Pferd hinter sich herzog.

„Was wollt Ihr von dem friedlosen Burschen?" fragte Gerke, der mit Ursel wieder in die Hütte zurückkehrte.

„Wirst es gleich erfahren."

Sie holte das Kreuzlein, das ihr gestern von Gerkes Hand auf den Tisch gelegt worden war, und betrachtete es aufmerksam; dann sagte sie, in Erinnerungen verloren:

„Es ist dasselbe. Dieses Kreuz soll Dir ein Führer sein. Du trugst es um den Hals geschlungen, als ich Dich eines Abends in Wilsnack von den Knechten des Ritters Wenkstern erhielt. Du warst noch ein ahnungsloses Kindlein, der Ritter hatte Dich Reisenden geraubt, die er am rechten Elbufer vor Havelberg überfallen hatte. Deine Mutter hat Dich in Havelberg vergeblich gesucht; wahrscheinlich war sie auf einer Wallfahrt nach Wilsnack begriffen; sie soll nach Arneburg zurückgekehrt sein. Dort oder in der Umgegend mußt Du ihr nachspüren; die Heiligen werden Dir beistehen, daß Du sie findest, und hast Du erst Deinen richtigen Namen wieder erlangt, so kannst Du des Gerke Kölre lachen, den die Berliner Narren verfestet haben, denn Gerke Kölre hieß mein Säugling, den ich begraben habe, im Kloster zu Jerichow."

„Und das erzählt Ihr mir erst heute?“ kam es hart und streng von Gerkes Lippen.

„Wie er mich anschaut! O, Du allbarmherzige Jungfrau! Niemals solltest Du es erfahren; ich liebte Dich wie mein eigenes Kind! Ich habe Dich groß gezogen und an Deinem Lager Nacht für Nacht gewacht! Mit diesen meinen schwachen Armen trug ich Dich durch die Schrecken der Wildniß bis hierher, wo ich Dir eine neue Heimat bereitete. Der Priester in Wilsnack hat es von der Kanzel verkündet, daß mir in Dir mein todtes Kind wieder zum Leben erwacht sei; Du solltest mir ein Ersatz sein für Alles, was mir der Krieg geraubt hatte. Gerke! Zürnst Du denn Deiner Mutter?“

Sie war an ihn herangetreten und wollte ihn zärtlich umfangen.

Er stieß sie von sich und sagte vorwurfsvoll:

„Ihr seid nicht meine Mutter, Frau Ursel Kölre. Nicht gut habt Ihr gethan. Wie konntet Ihr mir so lange mein Recht vorenthalten? Ihr, die Ihr mich immer gelehrt habt, daß der Mensch die Treue wahren und sein Recht behaupten soll?“

„Oh, du gnadenreiche Gottesmutter, erbarme dich meiner! Er kennt mich nicht mehr! Er nennt mich Frau Ursel Kölre! Ich habe es geahnt . . . ich habe es geahnt!“

Sie warf sich auf den Schemel am Herde, barg ihr Gesicht in den Händen und begann bitterlich zu schluchzen.

Ungerührt sah Gerke auf die Weinende hinab. Sie hatte ihn um sein Kindesrecht betrogen; jeder Dankespflicht war er ledig. Aber jetzt galt es, das ihm vorenthaltene Recht zurückzuerobern; er mußte Alles an die Erreichung dieses Zieles setzen. Er straffte die Muskeln seiner keulenähnlichen Arme und durchmaß mit schweren Schritten den engen Raum. Endlich blieb er vor der Fassungslosen stehen:

„Lasset die Thränen, Frau Ursel! Geschehenes ist nicht mehr zu ändern; besser ist es, das Künftige zu bedenken. In Arneburg, sagt Ihr, wohnte meine Mutter?“

„Genau weiß ich es nicht. Eine Bäuerin, bei der ich vor Havelberg des Nachts herbergte, glaubte es nur. Das goldene Kreuzlein kann Dir zur Ermittelung Deiner Mutter dienen. Forsche in Arneburg; man wird sich dort des Kindesraubes erinnern. Der Ritter Wenkstern haust auf seiner Burg bei Lenzen; auch bei ihm kannst Du Nachfrage halten."

Sie trocknete sich die Thränen mit dem Aermel ihres Kleides ab und wankte in die Kammer neben der Stube. Dort nahm sie eine Schaufel und begann mit zitternden Händen die festgestampfte Erde aufzuwerfen. Nach einer Weile kam sie mit einem ledernen Beutlein in die Stube zurück.

„Hier, mein Sohn . . . nie werde ich Dich anders nennen . . . hier ist Dein Eigenthum. Des Ritters Knechte hatten den Auftrag, Dich mit diesem Gelde fortzugeben. Nimm es als Nothpfennig mit auf die Wanderung. Und solltest Du in die Lage kommen, Dir nur mit Geld Dein Recht gewinnen zu können, so verkaufe diesen Stein; ein Jude wollte mir zehn Schilling dafür geben, er ist also mindestens das Doppelte werth."

„Behaltet Eure Schätze! Mit dieser Waffe werde ich zum Ziele durchdringen!" Er hatte Heynes Schwert ergriffen und gürtete es um seine Lenden.

„Das Beutlein mit dem Gelde mußt Du nehmen; es gehört Dir; ich habe es Dir verwahrt. Und das Schwert laß in der Scheide! Mit Klugheit und Umsicht wirst Du weiter kommen als mit Gewalt." Sie nöthigte ihm das Geld auf und fuhr bittend fort: „Harre noch bis zum Abende bei mir aus; bald werde ich allein sein, ganz allein. Du bist verfestet; nur des Nachts darfst Du wandern. Ueber Cremmen und Friesack ziehe gen Arneburg; die Stellmeiser werden Dich längs des Luches und durch den Zotzenwald sicher geleiten. Der Mann, der vorhin mit dem Pferde hier war, hält Dich für einen mächtigen Zauberer; er wird wiederkommen und sich in Deinen Dienst stellen. Zerstöre nicht

seinen Wahn und vertraue ihm; diese Waldgesellen sind zuverlässiger als manch ein Rathmann, der die Frau Ehre nur im Munde führt."

Gerke ließ sich bewegen und blieb.

Bis zum Abend saß er schweigsam neben dem Herde und wälzte allerlei abenteuerliche Pläne. Wenn er seine Mutter, seinen Vater wiederfand, dann wollte er Rache nehmen an dem meineidigen Magdeburger, und wenn sein Rachedurst gestillt war, dann sollte auch Hans Danewitz, der Rathmann erfahren, daß Gerke Kölre . . . nein! er war ja dann nicht mehr der Sohn des Wachtmeisters Kölre, und der berliner Rathmann mußte ihm heilig bleiben, denn die Tochter desselben hieß Cordula, und Cordula konnte er sein Leben lang nicht mehr vergessen.

Ursel suchte sich durch emsige Geschäftigkeit zu betäuben. Ruhelos lief sie hin und her. Sie hatte frisches, mit Kümmel und Fenchel gebackenes Brot auf den Tisch gelegt; dann goß sie Milch und Wasser in den Herdkessel und schüttete Hirse in die Flüssigkeit. Aus der Vorrathstonne in der Kammer holte sie ein paar Heringe, die sie sorgsam zubereitete. Als der Hirsebrei gar war, that sie ihn in eine Schüssel und stellte diese auf den Tisch. Kein Wort mehr war zwischen ihr und Gerke gewechselt worden. Jetzt aber — schon dämmerte es in der Stube — sagte sie mit erzwungener Ruhe:

„Komm, mein Sohn, und stärke Dich für die Reise."

Sie saßen beide nieder.

Gerke aß mit ungeschwächter Lust; die Frau aber würgte an ihren Bissen, als ob ihr der Hals verschwollen wäre.

Auch nach dem Mahle herrschte tiefes Schweigen, und Ursel, der das Herz zu stocken drohte, stand endlich auf und räumte das Tischgeräth bei Seite.

Als der fast volle Mond seine silbernen Strahlen schräg durch die Wipfel der Föhren sandte, klopfte es leise an die Hütte. Die Frau ging hinaus und kam mit der Meldung zurück, daß der Stellmeiser da wäre.

Gerke schnallte den Schwertgurt fester, tastete mit den Fingern durch den Brustschlitz seines Wamses, um sich des dort verborgenen goldenen Kreuzleins zu versichern, und drückte die Kappe auf seine Stirn.

„Lebt wohl, Frau Ursel. Für Eure Sorge und Mühe meinen Dank! Hättet Ihr mir früher gesagt, wo meine Heimat ist, würde ich Euch besser gedankt haben."

Er bot ihr kühl die Hand.

Ursel zitterte am ganzen Leibe; um ihre Kehle lag es wie eine Schlinge; kaum konnte sie die stammelnden Worte hervorbringen:

„Mein lieber Sohn, die Heiligen schützen Dich!"

Als er gegangen war, fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen; aufstöhnend wankte sie nach ihrem Lager und brach wie leblos auf den Fellen desselben zusammen.

Drittes Capitel.

„Freilich erinnere ich mich," sagte der schon betagte und geschwätzige Wirth der Arneburger Herberge zu dem staubbedeckten und ermüdeten Gesellen, der in der Frühe des Sonntagsmorgens bei ihm eingekehrt war. „Wenn man alt wird, geht einem ja mancherlei wieder durch den Sinn, woran das junge vergeßliche Volk längst nicht mehr denkt. Hat damals hier und in Tangermünde Aufsehens genug gemacht. Die arme Mutter war ganz verstört und hat Jeden, der ihr nur in den Weg lief, beschworen, ihr den geraubten Knaben suchen zu helfen."

„Lebt die Frau noch?" Eine verhaltene Angst zitterte aus der scheinbar gleichgiltigen Frage.

„'s ist ein Wunder, daß sie noch lebt. Hat viel erdulden müssen. Ihr Eheherr, der Baldewin . . ."

„Baldewin, sagtet Ihr?"

„Ja, so hieß er. Lange hat er's nicht getragen; er legte sich bald nach der Geschichte in's Grab. Die beiden anderen Söhne hat die Frau auch verloren. Der Eckhardt ertrank in der Elbe; und der Aelteste . . wie hieß er doch? Jacob? richtig! der Jacob ward erschlagen in einer Fehde, die der Tangermünder Rath mit den Magdeburgern hatte . . . 's ist nun wohl drei Jahre her . . ."

„Wie heißt die Frau?" unterbrach Gerke den Redseligen.

„Welche Frau?"

„Nun die nach der ich Euch fragte, der man den Knaben geraubt hat."

„Ja so . . . Ihr kennt sie nicht? Nun seht, ich kenne sie schon lange . . . bin Pathe bei dem kleinen Gerke gewesen . . . habe ihm zur Taufe ein güldenes Kreuzlein mit seinem Namen umgebunden."

Ein heftiges Zucken ging durch des Andern Arm. Fast hätte er unwillkürlich die Hand des Alten ergriffen, doch er bezwang sich und wiederholte die Frage:

„Wie heißt sie denn?"

„Reinhilde Suteminne. Ein jedes Kind kennt sie. Ist eine tüchtige, liebwerthe Frau . . ."

„Und sie wohnt hier in Arneburg?"

„Nein, in Tangermünde. Hier hat sie ein paar Hufen Land, die sie ab und zu besichtigt; dann herbergt sie immer bei mir, im goldenen Stern. Auch in Elversdorf und Grobleben*) hat sie Güter . . . Du lieber Gott, es thäte ihr Noth, daß wenigstens einer von ihren drei Söhnen noch am Leben wäre . . ganz allein kann sie's kaum noch schaffen, wenn sie auch eine reiche Frau ist."

„Könnt Ihr mir ihr Haus in Tangermünde beschreiben?"

„Ei, wollt Ihr sie besuchen? Das ist recht! Bringt ihr nur Grüße vom alten Claus, dann wird sie Euch gut aufnehmen. Das Haus könnt Ihr nicht verfehlen; steht dicht bei der Kirche zu St. Steffen; über der Thür ist ein Liebesgott gemalt, der einen Pfeil vom Bogen schießt. Die geistlichen Herren nahmen zwar Anstoß an dem heidnischen Gemälde und haben meinen seligen Freund Baldewin — war just so ein Riese wie Ihr — oft genug gebeten, er solle es wegwischen und durch ein Bild des heiligen Stephan ersetzen lassen; aber der Baldewin hatte einen eisernen Schädel; er meinte, das Bild deute seinen Geschlechtsnamen*); es ist

*) Das Geschlecht der Suteminne (auch Sutemin und Sutemeiner in den Urkunden genannt) besaß diese und noch andere Güter nach „Pohlmann und Stöpel: Gesch. d. Stadt Tangerm."

**) Suteminne = süße Minne.

heute noch da, und Frau Reinhilde ehrt es als eine Hinterlassenschaft ihres Eheherrn, wenn die Priester auch sagen, des heidnischen Gottes wegen sei all das Unheil über ihr Haus gekommen."

„Wie weit ist's bis nach Tangermünde?" fragte Gerke, der entschlossen vom Schemel aufsprang.

„Bleibt doch noch sitzen, Gutgesell, und ruhet Euch erst aus; seid ja die ganze Nacht gewandert. Wenn Ihr mit Euren langen Beinen auch noch so weite Schritte macht, drei Stunden dürftet Ihr doch gebrauchen, bevor Ihr an Frau Reinhildes Haus klopfet."

„Ich bin nicht mehr müde. Nennet mir meine Schuldigkeit für die Morgensuppe!"

Er zahlte den geforderten Pfennig und schritt nach dankendem Gruße rüstig dem südlichen Ausgange des Städtchens zu.

Die Sonne stand noch nicht in der Mittagshöhe, als er die Tangermünder Vorstadt Hünerdorf erreicht hatte. Er fragte nach dem Suteminne'schen Hause; man wies ihn nach dem Innern der Stadt. Er ging bei dem von Kaiser Karl IV. mit vieler Pracht ausgebauten Schlosse vorbei; hob aber kaum den Blick zu den hochragenden Mauern desselben, denn sein Sinnen und Denken war einzig und allein auf die ihm bevorstehende Begegnung gerichtet. Die Straßen waren unbelebt, die Leute saßen, vom frühen Gottesdienste zurückgekehrt, schon in ihren Häusern vor den dampfenden Schüsseln; das Mittagsmahl wurde zeitig eingenommen. Die Kirche dort mußte St. Steffen sein! Ein fast fünfhundert*) Fuß hoher Thurm wies mit seiner kupferbelegten Spitze wie ein eherner Finger nach oben. Gerke hemmte den Schritt und blickte suchend in der Runde. Sein Auge blieb an einem bunten Bilde haften, das über der Thür eines stattlichen Hauses gemalt war. Er erkannte den bogenbewaffneten Liebesgott. Bis an den Hals schlug ihm das Herz. Wie

*) Urkundlich; wahrscheinlich nach kleinerem Fußmaße.

trunken schritt er näher, öffnete die nur angelehnte Hausthür und wäre fast über die Schwelle gestolpert.

Eine Magd mit einer lecker duftenden Schüssel in beiden Händen, kreuzte eben den Flur.

„Kann ich Frau Reinhilde sprechen?"

„Die Frau sitzt bei Tische . . . wenn's aber eilig ist . . . wie heißt Ihr denn?"

„Eilig ist es wohl. Sagt ihr nur, ein Bekannter aus alter Zeit wäre da . . ."

„Ein Bekannter aus alter Zeit?" wiederholte eine freundliche Stimme. „Ei, so tretet nur näher und nehmet fürlieb mit dem, was wir gerade haben. Erinnere mich freilich nicht, Euch je gesehen zu haben."

Eine hochgewachsene Frau hatte die Stubenthür geöffnet. Sie trug ein wollenes Faltenkleid von brauner Farbe und um den Hals eine güldene Kette, an der ein funkelndes Kleinod auf die Brust herabhing. Ihr auf dem Scheitel getheiltes und zu beiden Seiten zu je einer Schnecke zusammengestecktes Haar war schon grau: ihre Stirn war gefurcht, und von den äußeren Augenwinkeln strahlten ihr viele kleine, feine Fältchen nach den Schläfen hin; aber die Augen selbst blickten theilnehmend und liebevoll und über dem verhärmten Antlitz lag ein unzerstörbarer Hauch echt weiblicher Anmuth und Herzensgüte.

„Kommet nur und setzt Euch!" fuhr sie gegen den befangen Zögernden fort. „Dies ist meine junge Freundin Mechtilde Rösselmann aus dem Elsaß, die mir armer und verlassener Wittib beisteht und mir beten hilft, daß mich Trauer und ungestilltes Sehnen nicht gar verzehre."

Mechtilde hatte einen dritten Stuhl an den Tisch geschoben, und die Wittwe drückte ihren Gast mit sanfter Gewalt auf denselben nieder, dann nahm sie wieder ihren Platz ein und musterte in wachsendem Antheil das erhitzte, männlich schöne Angesicht des jungen Riesen. Sie hatte ihn noch nie gesehen, und dennoch kam er ihr nicht unbekannt vor.

„Saget, Gutgesell, wie heißet Ihr?"

„Gerke," lautete die kurze Antwort.

Frau Reinhilde empfand dies Wort wie einen Schlag. So hatte ja ihr Jüngster geheißen, den sie nie vergessen konnte und auf dessen Rückkehr sie noch immer im Stillen hoffte; zehn Pfund Wachs hatte sie dem Heiligen ihrer Kirche gelobt, wenn er ihr jemals eine Spur des Geraubten aufdecken würde. Jetzt wußte sie auch, warum ihr der Fremde so bekannt vorkam: er glich ja ihrem seligen Eheherrn wie ein Ei dem andern. Wie wunderbar doch der Zufall spielen konnte!

„Der Name Eures Vaters?"

Die graublauen Augen der Fragerin veränderten Farbe und Stellung, sie leuchteten tiefer auf und die Sehaxen bildeten plötzlich einen kaum merkbaren Winkel. Dieser eigenthümliche Blick, den nur eine böswillige Uebertreibung des Ausdrucks als Schielblick bezeichnet hätte, stellte sich bei Frau Reinhilde nur im Falle einer besonders heftigen Gemüthserregung ein. Gerke fing diesen Blick auf, und es war ihm, als ob eine Erinnerung an die allerfrüheste Kinderzeit durch seine Seele schauerte.

„Meinen Vatersnamen," versetzte er zögernd, „sollt Ihr mir, günstige Frau, ermitteln helfen, denn ich kenne ihn nicht."

„Wie? Ihr wisset nicht, wie Euer Vater hieß?"

„Nein. Ich bin als kleines Kind meinen Eltern geraubt worden, es geschah des Abends auf dem Wege zwischen Arneburg und Havelberg. Mein Räuber soll ein Ritter von Wenkstern gewesen sein. Eine arme Frau hat mich von den Knechten desselben in Wilsnack erhalten und im Walde von Bützow hat sie mich aufgezogen. Dieses Kreuzlein trug ich um den Hals, als man mich meiner Mutter entführte."

Er hatte sein Wamms geöffnet, zog die Schnur mit dem Kreuze über den Kopf und bot das Kennzeichen der Ueberraschten dar.

Diese riß es ihm aus der Hand, schraubte heftig am Obertheile des Längsbalkens, der sich als geheimes Büchschen auswies, und schüttelte nun das geöffnete und umgekehrte

Kreuz über dem Tischtuche. Ein Stück von einem menschlichen Zahn fiel heraus. Frau Reinhilde hatte das Heiligthum einst mit schwerem Golde vom Prior des Jerichower Klosters erworben. Ein Aufschrei entrang sich ihrer Brust.

„Dieses Kreuz . . . Ihr trugt es damals um Euren Hals?"

„Ja, zu Gott und den Heiligen schwöre ich's! Meine Pflegemutter hat es mir bewahrt, es ist das meine."

„Gerke! Ahnst Du nichts? Sieh mich doch genau an! Mein Sohn! mein Sohn! Ich bin ja Deine Mutter!" Wie Lachen und Weinen quoll es über ihre Lippen. Sie sprang auf und flog an seinen Hals.

„Mutter! Liebe Mutter! Ich wußte es, als ich Euch zuerst erblickte!" Er zog sie auf seinen Schoß und erstickte sie mit seinen Küssen. Oh, nun ist Alles gut! Nun habe ich Euch, meine theure Frau Mutter, wieder! Nun bin ich Gerke Suteminne und kann meinen Feinden den Kopf zertreten!"

„Gerke! Kind! Was redest Du da von Deinen Feinden? Jetzt darfst Du nur an Deine Mutter denken! Oh, du heiliger Steffen, du hast es gut mit mir gemeint, deine zehn Pfund Wachs sollen dir nicht vergessen sein!" Stürmisch umhalste sie auf's Neue den Wiedergefundenen, dann bog sie sein Haupt zu sich herab und vergrub ihr Antlitz in seinen üppigen Flachshaaren. „Ja, Du bist es! Oh, wie viel tausend Male habe ich so Deine Locken geküßt! Sie dufteten mir süßer, als alle Rosen und Lilien meines Gartens! Ja, Du bist es! ich rieche es an Deinen Haaren, mein einzig geliebter Sohn!" Und wieder lachte sie, während ihr die hellen Thränen über die Wangen perlten. „Wo in aller Welt kommst Du denn her? Wie hast Du mich denn gefunden? Mein Gott! Du wirst hungrig und erschöpft sein . . . Du siehst aus wie Einer, der weit gewandert ist. Mechthilde! Freust Du Dich denn nicht mit uns? So besorge uns doch einen Krug Wein! Er bedarf ja der Stärkung! So eile Dich doch!"

„Mutter, lasset den Wein, bin dessen nicht gewohnt. Ihr seid meine beste Herzstärkung . . ."

„Ja? bin ich das? Oh, Gerke, habe Dank für dies Wort! Ach, wenn es mein seliger Herr, Dein Vater, noch gehört hätte! Aber nun mußt Du mir erzählen, Alles, was Dich betrifft, Du armer, lieber Junge Du!"

Und Gerke erzählte, und Frau Reinhilde verschlang jede Silbe von seinen Lippen.

Als Mechthilde mit dem geforderten Kruge Wein wieder in die Stube trat, sagte die Mutter zu ihrem Sohne:

„Brauchst Dir ihretwegen keinen Zwang anzuthun. Sie ist meine Freundin und wird auch die Deine werden."

Gerke sah jetzt erst nach dem jungen Mädchen, das bei Reinhildens Worten bis an ihr lichtes Stirnhaar erröthet war.

„Ihr gestattet, stolze Jungfrau, daß ich meine Erzählung fortsetze?"

„Dummes Zeug!" fuhr Reinhilde dazwischen, „wirst doch Deiner Mutter Pflegetochter nicht ‚stolze Jungfrau' anreden? Nennt Euch bei Euren christlichen Taufnamen, wie es zwischen Bruder und Schwester Brauch ist! Gebt Euch die Hände! So! und einen Kuß dazu, daß Ihr als treue Geschwister Eintracht halten wollt!"

Gerke hatte, mit Ausnahme Cordulas, noch nie ein Mädchen geküßt. Da es ihm aber die Mutter hieß und eine Weigerung seinerseits als eine verletzende Nichtachtung Mechtildens hätte erscheinen können, so trat er auf die Schüchterne hinzu und drückte den Flaum seines keimenden Bartes auf ihre Stirn. Sie erschauerte leis, und das Blut stockte ihr plötzlich im Herzen, so daß die Rosenfarbe ihrer Wangen einer jähen Bläße wich. Doch das dauerte nur einen Augenblick. Schnell hatte sie die Herrschaft über sich zurückgewonnen, sie stellte den Krug auf den Tisch und nahm Platz, um in schweigsamem Antheil dem ferneren Berichte Gerkes zuzuhören.

Die Schritte, die zur gerichtlichen Feststellung der Persönlichkeit Gerke Suteminnes erforderlich waren, wurden ohne Schwierigkeiten im Laufe der nächsten Wochen erledigt. Der eine von den beiden Wenkstern'schen Knechten, die einst in Wilsnack die Uebergabe des Knaben an Ursula Kölre bewirkt hatten, lebte noch und beschwor seine Aussage; ebenso bestätigte die Auskunft der Mönche im Kloster Jerichow, daß Gerke Kölre, der Sohn der schwarzen Ursel, dort seit vielen Jahren begraben lag. Ursel selbst wurde durch einen Tangermünder Rechtskundigen, der sich zu diesem Zweck und auf Kosten der Frau Reinhilde auf den Weg gemacht hatte, in Bützow vernommen, und der Heumonat war noch nicht verflossen, als Gerke schon in den Listen des Tangermünder Stadtbuches als ehelicher Sohn und rechtlicher einziger Erbe der Frau Reinhilde Suteminne eingetragen stand. Daß er sich früher Kölre genannt hatte, erfuhr kein Mensch, außer seiner Mutter und dem in's Vertrauen gezogenen Rechtskundigen, der sich aber als alter Freund Reinhildens zu unverbrüchlichem Stillschweigen verpflichtete.

Der Aufforderung seiner Mutter, nunmehr die Verwaltung der Familiengüter selbst in die Hand zu nehmen, setzte Gerke unbegreiflicher Weise einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Auch haßte er alle städtischen Rathmannen und Beamten; mit keinem derselben wollte er etwas zu schaffen haben. Die Güter wurden verpachtet, mit dem Ueberschuß der Einkünfte sollten auch fernerhin Geld- und Getreiderenten von der Stadt erworben werden. Dies war der einzige Weg, wie man damals Capitalien zinstragend anlegen konnte.

Der glücklich Heimgekehrte schien nur an Pferden und Waffen Gefallen zu finden. Von den Besitzungen der Mutter nahm er die feurigsten und kräftigsten Reitthiere in den Stall neben der Stadtwohnung, und den Sattlern und Harnischmachern gab er zahlreiche Aufträge, ihm Sättel und Trutz- und Schutzwaffen aller Art zu liefern. Ward ihm eine nach seinen besonderen Angaben gefertigte Plattenrüstung oder eine mit verschiebbarem Visir versehene Blech-

haube in's Haus gebracht, dann zahlte er freudig und ohne Abzug den geforderten Preis und legte immer wieder die funkelnde Wehr zur Probe an. Aber nicht allzeit war er geschäftig; es kamen auch Stunden, wo er unthätig in seiner Stube hockte und in sehnender Pein an Berlin und die dort zurückgelassenen Schätze dachte. Ob sich Cordula wohl seiner vielen Handschriften angenommen und sie verwahrt hatte? Er erinnerte sich jenes Herbsttages in Lichtenberg, wo er dem süßen Kinde aus einem seiner Liederhefte hatte vorlesen dürfen. „Meine Freude ruht in einem Weibe," so fing das eine Sprüchwort an. Wie lautet es doch weiter? er sann vergebens; die Fortsetzung war ihm entschwunden. Und jenes hohe Bild der Minne: „Unter den Linden auf der Haide" — ach! auch das hatte er vergessen! Er mußte hier in Tangermünde eine Quelle aufspüren, aus der er auf's Neue die alten Liederschätze schöpfen und für sich ansammeln konnte!

Manchmal erfaßte ihn ein ungestümer, geradezu rauschähnlicher Thatendrang. Dann stürmte er schwertgegürtet nach dem Stalle, suchte sich das stärkste seiner Pferde aus, sattelte es mit kundiger Hand, schwang sich hinauf und ritt über die Tangerbrücke nach dem Anger an der Elbe. Dort wandte er sich stromaufwärts und ließ nun sein Thier immer dem Ufer entlang dahinjagen. Im vollen Lauf zog er sein Schwert und führte gewaltige Lufthiebe. Dort, wohin des schnaubenden Thieres Nase gerichtet war, in einem einzigen Tage erreichbar, lag Magdeburg, und in Magdeburg wohnte der Schelm, der seine meineidige Hand nach Cordula auszustrecken wagte! Oh, wenn er im Stande gewesen wäre, ein Heer zu versammeln, er hätte sich nicht besonnen, selbst dem hochwürdigsten Erzbischof von Magdeburg die Fehde anzusagen, blos um dessen Stadt stürmen und den heimtückischen Kaufmann drinnen mit eigener Faust niederschlagen zu können! Aber was vermochte er allein? Nur mit Hilfe des raufluſtigen Adels ließen sich Fehden führen; er hatte aber von seinem Vater, dem seligen Herrn Baldewin, weder einen ge-

krönten Helm noch einen Schild mit zwei Farben geerbt; als Gleicher durfte er sich dem Adel nicht gesellen, und einem dieser hochfahrenden Ritter dienend zu folgen, um so die Wollust der Rache auszukosten — nein, das wäre gegen seine Natur gewesen! Dienen wollte er nicht! Er konnte nur Herr seiner selbst und seiner Entschlüsse bleiben. Hatte ihm deshalb der heilige Stephan, der als Schutzpatron seiner Mutter nun auch ihm der günstige Heilige gewesen war, das reiche väterliche Haus wieder erschlossen, daß er sich, wie ein Knecht das Haar kurz scheeren und hinter einem aufgeblasenen Junker herreiten sollte, der vielleicht nicht einmal schreiben und lesen konnte?

In Unlust darüber, daß er keinen Ausweg aus der Sackgasse dieser Fragen fand, ritt er eines Sommerabends auf müdem schweißbedecktem Rosse heimwärts. Zu seiner Linken lag dichter Wald; zu seiner Rechten strahlte der Spiegel der Elbe die röthlichen Lichter des in abendliche Gluth getauchten Himmels wieder. Ueppiger Graswuchs bedeckte den schmalen offenen Uferstreifen, auf dem das abgetriebene Pferd fast unhörbar dahinschritt.

Da schlugen heftig redende Stimmen an das Ohr des Reiters. Sie kamen von der Seite des Wassers, über welchem das erhöhte Ufer hier jäh abstürzte, so daß Gerke die unten am Fuße des Absturzes sich zankenden Personen nicht sehen konnte.

„Ach, schweig' Du nur stille! Deine Rolle ist ausgespielt. Wer glaubt Dir altem Trunkenbolde noch, daß Du der fromme Bruder Cyriak seist, der enthaltsame Lollhard, der das Heil der Seelen verkündet?" Das höhnische Lachen einer weiblichen Stimme folgte diesen Worten.

„Du scheinst schlechter Laune, Beate. Kann ich dafür, daß Dir die Jahre die Haut gerbten und Deine Reize verwelkt sind? Uebrigens verstehst Du Dich doch zu entschädigen und lieferst nun jüngere Vöglein in's Garn der Vogelsteller."

„Spielst Du auf den Magdeburger an? Der Täschner ist ein Lump, und der fortgelaufene Bäckergeselle hat mir

noch gestern gesagt, er könnte, wenn er nur wollte, ihn an den Galgen bringen."

Gerke zügelte sein Pferd und spitzte die Ohren. Was wußten die Leute da unten von Täschner, dem Magdeburger?

„Das würde ihm schwer genug werden," versetzte wieder. die männliche Stimme, „man hängt heutzutage keine Reichen. Wenn Du aber Heinz Zeidelberg nach Magdeburg verlockt hast, so hast Du es nicht umsonst gethan; gieb mir die Hälfte von dem, was Dir Cuno Täschner dafür gezahlt hat!"

„Möchtest wohl gern die Barsen, die Du gefangen hast zur Nacht im Biere schwimmen lassen? Du ekler Saufaus Du! Wenn Du betrunken bist, schwatzest Du alle Deine Heimlichkeiten aus; man kann mit Dir nicht mehr zusammen arbeiten. Was ist das überhaupt für eine Art, hier den ganzen Tag zu sitzen und die Angel in's Wasser zu halten? Warum gehst Du nicht in die Dörfer und predigst den Narren das Heil? Das hat uns sonst mehr eingebracht, als solch ein paar grätige Fischlein!"

„Weil ich das Predigen satt habe. Man wird alt und die Kehle wird immer trockener. Die Leute glauben einem ja doch nicht, was man ihnen sagt; sie laufen nach wie vor den Glatzen nach, die zuletzt noch pfiffiger sind, als wir fahrenden Leute. Gieb mir das Geld!"

„Du alter Esel! Herr Cuno hat mir nichts gezahlt."

„So hast Du im Auftrag des Andern gehandelt. Habe Dich wohl beobachtet, wie Du jüngst im Dunkeln in Anshelm Pinnows Haus geschlüpft bist. Theile das Pinnow'sche Geld mit mir, oder . . ."

„Oder? Willst Du mir drohen? Du, der sich nicht einmal gescheut hat, Sterbende zu berauben? Wage es, Dich an mir zu vergreifen, und ich melde dem Richter, was Du in der Germendorfer Feldhütte gethan hast!"

„Du zahnlose, zischende Gans! Was that ich denn da?"

„Einem Pestkranken hast Du all sein Geld gestohlen. Ja, mache nur große Augen! Hast mir's selbst erzählt, als wir einst von Bötzow nach Ketzerangermünde wanderten und

Du mich, wie ein verliebter Täubrich, um einen Kuß anbettelteſt. Weißt Du's nicht mehr? Dein Gedächtniß iſt im Bier erſoffen."

Gerke war leiſe vom Sattel geglitten. Er ſchlang die Zügel ſeines Pferdes um eine Fichte und ſchlich ſich an den Uferhang heran.

Unter ihm ſtand ein grau gekleideter, hagerer Mann mit bloßem, grauumbuſchtem Haupte und langem, bis an die Bruſt reichenden, ebenfalls grauem Vollbarte.

Mit der Angelruthe, die er in der Hand hielt, führte er eben einen wüthenden Schlag gegen ein nonnenhaft vermummtes, aber ſchmutzig und lottrig ausſehendes Frauenzimmer, das dem Schlage geſchickt auswich und dabei das über den Abſturz niederblickende Antlitz Gerkes gewahr wurde.

„Man hat uns belauſcht!" ſchrie Beate und lief, was ſie laufen konnte, davon.

„Halt, frommer Bruder!" rief Gerke höhniſch, indem er mit einem Satze auf das tieferliegende Ufer hinabſprang. „Ihr bleibet hier! Habe ein Wörtlein mit Euch zu reden." Er hielt den Alten der ſich gleichfalls davon machen wollte, am Arme feſt.

„Günſtiger Herr, Ihr werdet Euch an einem armen Mann nicht vergreifen, der den Lockungen der ſündigen Welt den Rücken kehrte und in den Entbehrungen der Einſamkeit nur nach dem Frieden der Seele trachtet . . ."

„Spart Eure frommen Sprüchlein!" Schon hörte ich, weß Geiſtes Kind Ihr ſeid. Berichtet mir, was Ihr in der Feldhütte bei Bötzow . . . Bei allen Heiligen! jetzt erkenne ich Euch wieder! Ihr habt einſt vor jener Hütte geſeſſen, als ich, ein Knabe, von der Jagd heimkehrte; Ihr redetet der Hüttenbewohnerin zu, ſie ſollte mich zum Geiſtlichen beſtimmen . . ."

„Der Ihr, wie es ſcheint, leider nicht geworden ſeid."

„Nein, ein Geiſtlicher bin ich nicht, aber zum Beichten will ich Euch dennoch zwingen, oder ich werfe Euch in's

Wasser als Fraß den Fischen, denen Ihr hier unberechtigt nachstellet."

„Ihr seid wohl ein Rathmann von Tangermünde? Dann verzeihet weiser Herr . ."

„Bemühet Euch nicht. Auch mit dem Rathmann habt Ihr's schlecht getroffen. Die Rathmannen mag meinetwegen der Teufel holen."

Ueber das Gesicht des Bangenden flog ein Schimmer der Hoffnung.

„Ein rechtschaffener Wunsch, dem ich von Herzen beistimme. Ein Rathmann hat mich in's Unglück gebracht, daß ich heimatflüchtig im Elend wandern muß. Aber wenn noch Gerechtigkeit im Himmel wohnt, dann wird es Pech und Schwefel auf die Sündenpfuhle der Städte regnen . . ."

„Und ich werde den Brand nicht löschen helfen. Ihr sollt mir aber ein Anderes erzählen. Wen habt Ihr damals in der Feldhütte beraubt?"

„Gestrenger Herr, ich habe nicht geraubt. Glaubt der alten Vettel nicht, die eben davongelaufen ist, weil sie die Strafe für ihre Lügen fürchtete. Ich ging einst — es mag wohl schon länger als zwanzig Jahre her sein — bei jener Hütte vorbei. Tiefe Nacht war's und aus der Hütte scholl ein klägliches Stöhnen. Ich stutzte und schlich mitleidig näher. Ein verlassener Pestkranker lag darinnen; den Wasserkrug, den man neben sein Strohlager gestellt hatte, mochte er mit fiebernder Hand umgestoßen haben. Der Unglückliche dauerte mich. ‚Einen Trunk!' flehte er röchelnd, ‚um Gottes willen, einen Trunk! All mein Geld sei Dein, wenn Du meinen verschmachtenden Gaumen feuchtest! Ich nahm den leeren Krug und holte Wasser vom nahen Bache. Der Todgeweihte trank mit gierigen Lippen. Dann sank er kraftlos zurück und ich merkte, daß es bald aus mit ihm sein würde. Da nahm ich seine Gürteltasche, in der sich einiges Geld befand, und verließ mit einem stillen Gebete für den Armen die Hütte. Kein Raub war es! Der Sterbende selbst hatte mir sein Gut letztwillig vermacht."

„Und Eurer Geldgier wegen ist schwerer Verdacht über jene Frau gekommen, die nach dem Tode des Beraubten die Feldhütte bewohnt hat; auch ich habe unter diesem Verdacht leiden müssen, obgleich ich damals noch gar nicht lebte. Kommt mit mir!"

„Herr, Ihr wollt mich doch nicht dem Rathe übergeben?" Ich schwöre Euch . . ."

„Brauchst nicht zu schwören. Für den Tangermünder Büttel bist Du nicht gut genug. Ich werde Dich nur auf eine Fahrt entsenden. Jetzt vorwärts! Versuchst Du zu entfliehen, so spalte ich Dir mit diesem Schwerte den Schädel."

Sie stiegen am Uferhange empor. Gerke löste den Zügel seines Pferdes vom Baume und schwang sich in den Sattel.

„Nun schreite fein artig neben mir. Je folgsamer Du bist, je besser wird es für Dich sein."

Es dunkelte schon, als Gerke mit seinem unfreiwilligen Begleiter vor dem Hause zum Liebesgotte hielt. Er übergab sein Pferd dem dort harrenden Knechte. Versorge schnell die Braune und sende mir den Simon!"

Der Knecht führte das Pferd nach dem Stalle. Gerke nahm den Baggert mit sich auf sein Zimmer. Bald trat ein vierschrötiger Gesell über die Schwelle. Gerke legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte vertraulich:

„Simon, ich verlasse mich auf Dich. Rüste Dich sofort zum Aufbruch! Du wirst diesen Bösewicht nach Berlin bringen und ihn dort dem Wärter des Spandower Thores mit einem Briefe für Herrn Heyne Danewitz abliefern. Du haftest mit Deinem Leben, daß der graue Sünder nicht entwischt! in den Herbergen, in denen Du übernachten wirst, mußt Du ihn fesseln und einschließen. Hier ist Geld zur Beköstigung für Euch beide; und dies Geld drücke in Bolles, des Thorwärters, Hand mit einem Gruße von einem alten Freunde. Der fromme Nichtsnutz und dieser Brief sind sofort durch den Thorwärter an Herrn Heyne weiter zu befördern. Jede andere Auskunft verweigerst Du. Erst in der

Dunkelheit nahst Du dem Thore und nach beendigtem Geschäfte machst Du Dich schleunigst davon. Verstanden?"

„Zu Befehl, gestrenger Herr. Wie heißt denn der Bösewicht?"

„Bruder Cyriak"

„Nun kommt, Bruder Cyriak! Die Reise kann gleich losgehen."

„Warte!" rief Gerke, „ich muß den Brief erst schreiben."

Er setzte sich an den mit Schwertern und Dolchen bedeckten, durch eine Lampe erhellten Tisch, räumte die Waffen bei Seite und schrieb auf einen Zettel Papier:

„Lobwürdiger, hochmögender Herr Heyne Danewitz! Der Baggert, den ich Euch sende, ist Bruder Cyriak, der wahrscheinlich Euren sterbenden Herrn Vater in der Bötzower Feldhütte beraubte. Der That selbst ist er geständig, und weitere Nachforschungen werden unschwer ergeben, ob meine Vermuthung hinsichtlich der Person des Beraubten richtig ist. Belehret Herrn Hans, Euren Bruder, daß sein damaliger Verdacht gegen Frau Ursel unbegründet war. Grüßet Eure Nistel von Eurem dankbar getreuen Gerke."

„So!" rief er aufstehend und den mit Wachs verschlossenen Zettel dem Knechte gebend, „nun sei vorsichtig und kehre sobald wie möglich heim!"

Simon steckte Brief und Geld in seinen Wamms und sagte zuversichtlich:

„Verlasset Euch auf mich, gestrenger Herr! Wird Alles richtig besorgt werden." Er faßte den Baggert am Arme und schritt mit ihm hinaus in die Nacht.

Viertes Capitel.

Ein sonniger Herbstmorgen lag über der „rothen Erde." An den schwanken Hälmchen auf den Grasauen nördlich des Hardstranges flatterten weißschimmernde Fädchen, wie kleine Banner an winzigen Speerschäften.

Zwei Männer schritten auf dem Königswege einer weithin sichtbaren Linde zu, die auf einem Hügel bei dem Städtchen Soest ihren sturmtrotzenden Wipfel breitete.

„Und Du kannst es beeiden, daß er Dir selbst gestand, Dich gesehen zu haben?" fragte der Größere der Beiden, dem eine etwas eingedrückte Nase das sonst edle Antlitz entstellte.

„Ja, Herr, wie ich's Euch schon oft betheuert habe. Einige Wochen nach dem Walpurgismarkte ... er machte gerade seinen ersten Ausgang ... da traf er mich am Marienkirchhofe. Er winkte mich zu sich heran und flüsterte mir drohend in's Ohr: ‚Schlingel, wahre Dich! Du hast mir nach dem Leben getrachtet, einmal soll Dir's verziehen sein, aber läufst Du mir ein zweites Mal über den Weg, so verfällst Du dem Büttel!"

Der kleine Gesell, der dies mit scharfer, hoher Stimme berichtete, fuhr mit der Hand durch seine unbedeckten Haare und juckte sich dann eifrig die sonnenverbrannten Wangen.

„Und was hast du ihm erwidert?" fragte der Andere.

„Ei, ich sagte ihm, wenn er gewußt habe, daß ich es war, der nach ihm stach, dann hätte er ja vor dem Richter falsch geschworen. — ‚St!‘ machte er da mit grimmigem Blicke, ‚halte Dein Maul! Wenn Du ein Wort verräthst, so lieferst Du Dich selbst an's Schwert; was mich betrifft, mir kann Niemand beweisen, daß ich Dich damals gesehen habe.‘ — Also sprach er und wandte mir stolz den Rücken.“

„'s ist gut, Heinz,“ sagte Herr Anshelm. „Ich habe meine Waaren über Soest geführt, und Dich auf meinem Zuge mitgenommen, damit Du vor dem Freigerichte den Zeugeneid leistest. Jetzt warte hier, bis Du aufgerufen wirst.“

Sie waren dem Hügel mit der Linde näher gekommen. Eine Menge bäurisch gekleideter Männer in langen, weißleinenen, theilweise roth ausgeschlagenen und mit silbernen Buckelknöpfen besetzten Kitteln stand schweigsam längs des Zugangs zur Malstätte.

Anshelm trennte sich von Heinz Zeidelberg und stieg allein die kleine Anhöhe empor, auf der unter der Linde die „Bank gespannt“ war. Vor einem steinernen Tische saß der Freigraf, ein stattlicher westfälischer Bauer; neben ihm, zu beiden Seiten des Tisches, saßen sieben bäuerliche Schöffen. Auf dem Tische lag ein bloßes Schwert und ein aus Weidenzweigen geflochtener Strick. Hinter dem Freigrafen stand der Frohnbote, der mit Jenem leise Worte wechselte. Als das Zwiegespräch beendet war, erhob der Freigraf seine Stimme und fragte mit einem Aufblick zur hell scheinenden Sonne:

„Ist es Zeit, ein rechtes Freigericht zu halten?“

„Ja, es ist Zeit,“ antworteten die Schöffen.

„Das Freigericht ist bei Königsbann verbannet. Wer in der heimlichen beschlossenen Acht dingen und richten will, soll unbedeckten Hauptes sein. Lüftet Eure Hüte, Ihr Schöffen!“

Die Schöffen nahmen die breitkrempigen Kopfbedeckungen ab und legten sie vor sich auf die Erde.

„Hat Jemand ein Gewaffen bei sich,“ fuhr der Freigraf

fort, „so thue er es von sich. Niemand von uns soll Harnisch noch Gewaffen führen, weil wir in des Königs und des Reiches Frieden begriffen sind."

Die Schöffen griffen nach Brust und linker Seite, nirgends streiften ihre Hände kältendes Eisen. Nur ein schon greiser Mann brachte mit leicht zitternder Hand ein Messer, das er zu Hause zu lassen vergessen hatte, aus seiner Brusttasche hervor; er gab es dem Frohnboten, und dieser reichte es einem der Umständer, es aufzubewahren.

„Ich ermahne Euch," hob der Freigraf wieder an, „gegen Jedermann, sei er reich oder arm, vornehm oder gering, Recht zu sprechen, bei Eurer Seelen Pfand." — Darauf entblößte er selbst sein Haupt, legte den Hut zwischen seine Füße auf die Erde und beauftragte den Frohnboten, zu sehen, wer des Rechtes der heimlichen beschlossenen Acht begehre.

Der Frohnbote verließ die Malstätte und kehrte bald darauf mit einem großen, kräftigen Manne zurück, der ehrerbietig und unbedeckten Hauptes dem steinernen Tische nahte.

„Wer bist Du?" fragte der Freigraf.

„Anshelm Pinnow aus Magdeburg, ein Wissender. Ich erhebe Anklage gegen Cuno Täschner, den Magdeburger Kaufherrn, wegen Friedensbruches und Meineides, durch den er über das Haupt Gerkes, des früheren Gehilfen der Gewandschneider Danewitz in Berlin, die Verfestung gebracht hat." Und er erzählte den Vorgang, dessen Augenzeuge er am Marienkirchhofe in Berlin gewesen war. „Daß Cuno Täschner wissentlich ‚mein und nicht rein' geschworen hat, mit eigenem Munde hat er es dem wirklichen Friedensbrecher, den ich als Zeugen mitgebracht habe, bekannt."

Heinz Zeidelberg wurde aufgerufen und trat, an allen Gliedern bebend, aus dem Kreise der Umständer vor. Er gab die geforderte Auskunft und entschuldigte sich wegen seiner Gewaltthat.

„Weise und gerechte Herren," schloß er seine Aussage, indem er aus Angst immer beredter wurde, „keiner von Euch

hätte in gleicher Lage anders gehandelt. Cuno Täschner hat meine Schwester Richenza betrogen und in's Elend getrieben. Mehrmals habe ich ihn gütlich aufgefordert, die Verschollene suchen zu lassen und zu seinem ehelichen Weibe zu machen, doch stets verlachte er mich und drohte mit dem Büttel, wenn ich ihn nicht in Ruhe ließe. Was blieb mir übrig? Klagen konnte ich nicht wider ihn; das Opfer seiner Buhlkünste war ja verschwunden, und wer hätte dem armen Bäckergesellen wider den reichen und einflußreichen Magdeburger Rathmann beigestanden? Da steckte ich mir das Messer ein, das in seiner eigenen Bude gekauft war, und schlich mich auf den Markt; ich fand ihn im Handgemenge mit Gerke; der Teufel verblendete mich, diesen günstigen Umstand zu benutzen, und so stach ich dem Verräther das Messer in die Brust, ohne daß Gerke, der mir den Rücken zukehrte, mich sehen konnte. Täschner hat aber fälschlich den Gerke der That beschuldigt, weil er diesen noch grimmiger haßte, als mich, und so seinen Nebenbuhler um die Gunst einer berliner Jungfrau aus dem Wege zu bringen hoffte. Weise Herren, verzeihet mir meinen Unbedacht! Ich habe ihn schon gebüßt und mir mit meinen sauer ersparten Pfennigen einen Ablaßbrief des heiligen Vaters gekauft . . . oh, seid nicht strenger, als der heilige Vater selbst . . . ich will . . ."

„Genug!" rief der Freigraf, „Du stehst hier nicht als Angeklagter. Das was Du thatest, magst Du mit Deinem eigenen Gewissen abmachen. Die Wahrheit Deiner Aussage aber sollst Du beschwören."

Heinz mußte niederknieen und auf das entblößte Schwert, das man ihm vorhielt, den gestabten Eid nachsprechen, dann wurde er entlassen.

Nachdem auch Anshelm knieend geschworen hatte, fragte der Freigraf die Schöffen, ob die Anklage eine „Vehmwroge", d. h. eine Sache sei, die vor das Freigericht gehöre. Da Alles, was „gegen der Christen Glauben und die zehn Gebote, gegen Gott, Ehre und alles Recht war", der Strafgewalt der westfälischen Freistühle unterlag, so erkannten die

Schöffen, daß der „wissentliche und heimtückische Meineid" Cuno Täschners eine Vehmwroge sei.

„Ist der Angeklagte zur Stelle?" fragte der Freigraf.

„Nein!" erwiderte Anshelm, „ohne Zwang würde er mir nimmer vor diesen Freistuhl gefolgt sein."

„So soll er geladen werden zur Verhandlung der Klage mit einer Frist von sechs Wochen und dreien Tagen, wenn er nicht erscheint, soll auf Erweis der Klage die „höchste Wette" gegen ihn „gescholten"*) werden!

Da Cuno Täschner kein „Wissender" war, so wurde er in dem Ladebriefe vor das „offene Ding", d. h. das öffentliche Freigericht gefordert; nur ein Wissender, ein Freischöffe, hätte das Recht gehabt, in geheimer Sitzung unter Ausschluß des „Umstandes", abgeurtheilt zu werden.

„Anshelm Pinnow," fuhr der Freigraf fort, „willst Du selbst den Ladebrief bestellen?"

„Ich will es."

„So nimm ihn und walte Deines Amtes."

Er übergab ihm einen der bereit gehaltenen fertigen Ladebriefe, unter den er nur sein Zeichen gesetzt hatte.

Anshelm verließ die Malstätte, während der Frohnbote einen neuen Kläger in die Schranken geleitete.

Schon nach dreien Wochen hielten unfern dem Reiterbilde Ottos des Großen auf dem alten Markte der angesehenen, erzbischöflichen Hansestadt Magdeburg mehrere mit Plantüchern bedeckte Wagen neben der Rathswage. Anshelm Pinnow war von seinem weiten Zuge glücklich heimgekehrt und ließ die mitgebrachten Waaren zur Feststellung seiner Abgabe verwiegen und in's Haus schaffen.

Als die Mitternachtsstunde vom Thurme der Liebfrauenkirche verkündet wurde, erhob er sich von seinem Lager, kleidete sich an, gürtete sein Schwert um und weckte den neben der Hausthür in einem Verschlage schlafenden Heinz, der jetzt als Gehilfe in seinen Diensten stand.

---

*) D. h. es soll das letzte schwere Urtheil gegen ihn verkündet werden.

„Laß die Lampe brennen, Heinz, und erwarte meine Rückkehr."

„Soll ich Euch nicht begleiten, günstiger Herr?"

„Nein, ich gehe allein. Zwei werden leichter bemerkt, wie Einer. Bleibe wach, bis ich wieder hier bin."

Er schlüpfte hinaus und ging durch ein Gewirr kleiner winkeliger Gassen, in denen er vielfach über allerlei Unrath stolperte. Ab und zu schlug ein Hund in einem Gehöfte an oder ein unruhiges Schwein grunzte in einem der am Wege errichteten Koben. Endlich hatte er einen freien Platz erreicht, und vor ihm, schwarz auf dem dunkelblauen Himmelshintergrunde erhoben sich die schweren Massen eines Ehrfurcht gebietenden Gemäuers. Als Knabe hatte er die letzten Steine in diesen Bau fügen sehen, den man an Stelle eines verbrannten Benedictinerklosters schon vor fast zwei Jahrhunderten begonnen haben sollte. Zum Schmuck von Thürmen hatte es aber noch immer nicht reichen wollen, wie oft auch die hohe Geistlichkeit die Opferwilligkeit der trutzigen Magdeburger dafür in Anspruch zu nehmen suchte.

Anshelm ließ den staunenden Blick an dem Wahrzeichen der erzbischöflichen Stadt emporgleiten. Wie schweigsam, wie ehrwürdig lag dieser für eine Ewigkeit berechnete Dom unter der Riesenkuppel des sternenübersäeten Nachthimmels! Und wie unruhig, wie kleinlich und erbärmlich war dagegen das Treiben der feindlich durcheinander hastenden, kurzlebigen Menschen! Ein Schauer rieselte durch die Glieder des in Anschauen Versunkenen. Er drückte die gefaltenen Hände andächtig gegen seine Brust und fühlte dort die scharfen Kanten seines Messergriffes. Da erinnerte er sich seines Freischöffeneides, mit einem Seufzer riß er sich von der Betrachtung des Domgebäudes los und schritt quer über den Platz. Vor der Thür eines hochgegiebelten Hauses blieb er stehen. Vorsichtig schaute er sich um. Kein Mensch war in der Nähe. Er zog sein Messer, schnitt aus dem Holz der Thürpfoste drei Spähne, die er „zum Gezeugniß" sorgsam in der Tasche verwahrte, und steckte den Ladebrief in eine Kerbe, die er

unter dem Vehmzeichen in das harte Holz hieb. Niemand, das wußte er, würde wagen, diesen Ladebrief zu beseitigen; Jeder, der ihn bemerkte, würde sich bekreuzigen und vorübergehen, nur Cuno Täschner, dessen Name auf dem Briefe stand, würde ihn erbleichend an sich nehmen und mit zitternder Hand öffnen!

Als sich Anshelm gewandt hatte und schon ein Dutzend Schritte vom Hause entfernt sein mochte, knarrte hinter ihm die Thür. Er fuhr nach dem Schwertgriffe und schaute, eines Ueberfalls gewärtig, sich jählings um, denn oft genug war der unwillkommene Ueberbringer eines Ladebriefes der heimlichen Acht mit blutigem Kopfe heimgeschickt worden. Wie er aber bemerkte, daß nur ein nonnenhaft verhülltes Weib aus dem Hause trat und zaghaft seinen Schritten folgte, ließ er sein Schwert los und murmelte, verächtlich lachend:

„Immer derselbe! Des Rathmannes Tochter soll ihm schon versprochen sein, und er verkehrt noch mit fahrenden Weibern! Wie? sehe ich recht? seid Ihr's, Beate?"

Die Erkannte, die sich längs der Häuser vorbeidrücken wollte, mäßigte den Schritt und sagte kläglich:

„Ach, Herr Anshelm, denket nichts Böses von mir! Habe Herrn Cuno nur um eine milde Gabe angesprochen; hungergequält bin ich erst heute aus dem Berlin zurückgekehrt . . . mein Reisegefährte . . ."

Ein krampfhaftes Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Was habt Ihr denn? Warum heulet Ihr? Bei allen Heiligen, wenn Ihr nicht stille seid, so scheert Euch allein weiter! Ich wünsche nicht, daß mich ein Wächter in Eurer Gesellschaft sähe."

Sie suchte, Fassung zu gewinnen, und trocknete ihre Thränen mit dem Zipfel des Kopftuches.

„Nun? so redet doch! Was ist's mit Eurem Genossen? Hat er sich todt gesoffen? Wäre nicht Schade um den alten Heuchler."

„Ach schlimmer, weit schlimmer! Verbrannt hat man ihn auf dem Neuen Markte in Berlin! Habe mit eigenen Augen den Qualm von seinem Holzstoße gesehen! Ach, gestrenger Herr Anshelm, er war mein bester, mein einziger Freund, wie soll ich nun leben ohne ihn? Fast zwanzig Jahre ist er mein Schutz und meine Hilfe gewesen . . .“

„Daß Ihr Euch mit ihm gezankt und geprügelt habt, ist Euch, scheint es, ganz aus dem Gedächtniß entschwunden. Wer hat ihn denn verurtheilt? Der Rath?“

„Ach nein, Herr! Der Rath hätte ihn vielleicht nur durch die Zähne brennen und aus der Stadt weisen lassen . . . aber, um das Unglück voll zu machen, kam der Ketzermeister vom Dominikaner-Orden nach Berlin . . . Die Heiligen bewahren jeden Christenmenschen vor solch einem Kuttenträger! . . . er hat ihn des Unglaubens bezichtigt und ihm fünfzig Sätze nachgewiesen, die wider die Lehre der heiligen Kirche stritten.“

„Wie kam's denn, daß sich der alte Fuchs in Berlin greifen ließ?“

„Er hat's gewiß an keiner Vorsicht fehlen lassen; aber das war ja eben unser Unglück: vor Tangermünde hat uns der Teufel in Gestalt eines Riesen belauscht und meinen frommen Gefährten ergriffen. Wie aus der Erde gewachsen stand er plötzlich vor uns, ist's nicht der Teufel in Person gewesen, so war es sicher ein dem Teufel verfallener Zauberer, so große und starke Glieder hat kein gewöhnliches Menschenkind.“

„Vor Tangermünde sagt Ihr? Ein Riese? War er alt oder jung?“

„Er hatte sich ein ganz jugendliches Ansehen gegeben: frische, rothe Wangen, flachsgelbes Haar und graublaue Augen, die mich aber anstarrten wie die Augen einer Giftschlange . . . bin sonst gerade nicht ängstlich, aber ich bin gelaufen, was ich nur laufen konnte.“

„Sonderbar!“ murmelte Herr Anshelm, „sollte es mein verfesteter Freund gewesen sein?“ Und sich wieder an die

Beguine' wendend, fragte er lauter: „Was that er Eurem Genossen?"

„Er nahm ihn mit sich nach der Stadt. Bin von Weitem gefolgt und habe vor dem Hause zum Liebesgotte, in das er ihn führte, heimlich gelauert. Es währte nicht lange, da kam ein Knecht heraus, der den armen Cyriak wie ein Opferlamm mit sich schleppte. Sie wandten sich der Fähre zu, und ich blieb ihnen auf den Fersen. Als sie in den Kahn stiegen, drängte ich mich auch hinein; der Ferge achtete mein Gewand und gewährte auch mir die Ueberfahrt. So bin ich der Spur der Beiden bis nach Berlin nachgegangen, konnte aber nichts thun, um den Gefangenen zu befreien. In Berlin sandte ihn der Wärter des Spandower Thores nach dem Hause des Rathmannes Danewitz und dieser brachte ihn vor's Gericht und verklagte ihn wegen Bestehlens einer Leiche. Solch eine himmelschreiende Verleumdung! Bruder Cyriak hat mit gutem Gewissen beschworen, daß der Pestkranke, den er vor vielen Jahren beraubt haben sollte, noch am Leben war, als er sein Geld an sich nahm; ja, daß ihm der Kranke ausdrücklich das Geld als Lohn für seinen furchtlosen Beistand geschenkt hatte. Es wäre Alles vielleicht noch gut gegangen, wenn Pater Eylard, so hieß der Ketzermeister, sich nicht unter den Umständern befunden hätte; er sah das Bußgewand des Angeklagten und verlangte, ihn erst vor dem geistlichen Gericht zu vernehmen. So wurde Cyriak wieder nach dem Thurm zurückgebracht, und ein Mönch aus des Ketzermeisters Gefolge ging zu ihm, um seinen Glauben zu prüfen. Schon am andern Tage drängte sich das Volk auf dem Neuen Markte, wo vor der Marienkirche ein hölzernes Gerüst errichtet worden war. Mein armer Genoß wurde von zween Büttelknechten unter das Gerüst geführt, wo er, mit einem gelben Kreuze um den Hals, an einen Schandpfahl gebunden, stehen mußte. Auf das Gerüst aber stieg der Ketzermeister und hielt eine schreckhafte erbauliche Predigt, in der er alle Ketzereien Cyriaks einzeln nachwies und immer wieder die lateinischen Worte wiederholte — ich

habe sie mir genau gemerkt: Ecclesia non sitit sanguinem, was zu Deutsch heißen soll: „Die Kirche dürstet nicht nach Blut.“ Als mir ein Nachbar das Sprüchlein erklärte, da faßte ich schon Hoffnung und dachte, der fromme Mann würde den Aermsten nur mit den Kirchenbußen belegen; aber gegen das Ende der Predigt spie er aus dem Munde, zerbrach eine Wachskerze, die er aus der Kutte hervorgelangt hatte, und schrie mit gellender Stimme: ‚Der Sünder da unten ist des höllischen Feuers schuldig; ich übergebe ihn dem weltlichen Gerichte, das seines Leibes und Lebens schonen wolle, denn die Kirche dürstet nicht nach Blut.‘ Nun wußte ich, was des frommen Mannes Milde zu bedeuten hatte; sie war eine bewußte, gottverfluchte Heuchelei. Der Büttel ergriff den armen Schelm, der nie einer Menschenseele ein Leides gethan hatte, führte ihn in die Mitte des Platzes an den eisernen Brandpfahl, band ihn daran fest und zündete das Holz an, das schnell die Knechte um den Verurtheilten geschichtet hatten. Ach, gestrenger Herr Anshelm, lieber will ich in die Hände der städtischen Schöffen fallen, als mich der Barmherzigkeit eines Ketzermeisters getrösten,“ brach sie in heftiges Schluchzen aus.

„Still, Beate! frevelt nicht! Was verstehet ihr von den Pflichten eines Ketzermeisters? Ihr solltet bedenken, ob Euch Gott nicht den Gefährten nahm, damit Ihr der Landstraße den Rücken kehret und endlich ein friedsames und geruhiges Leben führet. Stellt Euren Verkehr mit dem ruchlosen Dirnenjäger ein; es endet nicht gut, wenn Ihr fortfahret, diesem sündhaften . .“

„O, Herr, welch schlimmen Verdacht äußert Ihr da? Ich habe nichts mit Herrn Täschner zu schaffen.“

„Will's wünschen um Euretwillen. Hier, nehmt dies als Schmerzensgeld. Suchet in einem Seelenbade oder im Georgenspital unterzukommen; pfleget Sieche und Altersschwache; der Staub der Landstraße frommt Euch nicht mehr.“

„Dank, edler Herr.“ Sie wollte ihm die Hand küssen; er aber entzog sie ihr und sagte ungeduldig:

„Lasset das. Macht, daß Ihr unter Obdach kommt, sonst ergreifen Euch die Stadtknechte, Ich bin zu Hause."

Er schritt durch die von Heinz offen gehaltene Thür und begab sich nach seiner Stube.

Draußen lachte eine heisere weibliche Stimme höhnisch auf, und ein magerer Arm erhob sich drohend in die Luft.

„Fluch Euch Allen, Ihr übermüthigen, hartherzigen Geldsäcke, Ihr heuchlerischen, schelmischen Sündenbäuche! In's Spital soll ich kriechen? Ha, ha, ha! Die Beate weiß noch andere Wege, Euch die Pfennige lose zu machen." —

Fünftes Capitel.

An einem jener Spätherbsttage, an denen schon ein frisches Wehen über die abgeernteten Felder streicht und das ersterbende Lächeln der Sonne kaum noch den hereindrohenden Winter abzuwehren vermag, waren um den hochmögenden Aeltermann der Stadt Berlin die Herren des neuen und alten Raths und die Verordneten der Gewerke und Bürgerschaft auf dem Rathhause versammelt.

In der Spandower- und Oderberger Straße drängte sich das neugierige Volk. Galt es doch auszuharren, bis die stolzen Herren wieder den Heimweg antreten und mit ihren pelzverbrämten Gewändern, güldenen Borten und klirrenden Schwertern der schaulustigen Menge die erwartete Augenweide bereiten würden.

„Das dauert aber verteufelt lange!“ meinte der ungeduldige Meister Palme, der sich von seiner Badestube im Kriegel fortgestohlen hatte, um den neu aufgenommenen Großbürger beim Verlassen des Rathhauses gebührend zu mustern. „Was denkt Ihr, günstiger Herr Schrumm, werden die Herren bald kommen?“

Fritz Schrumm, der Hechtwirth, fuhr sich mit dem Aermel über die allezeit schwitzende Stirn und versetzte spöttisch:

„Wenn die Rathmannen wüßten, daß Ihr, Meister Palme, hier draußen wartet, sie würden sich schon beeilen.

Ja, ja, reckt Euch nur auf den Zehenspitzen, das ist ein gutes Mittel, Eure windschiefe Gestalt wieder in's Loth zu bringen."

„Etsch! Etsch!" machte Stoffel Arends, der Knecht der Gebrüder Danewitz, der hinter den Beiden am Eingange des Bernower Bierkellers stand und gegen einen schilderhausähnlichen Kasten belustigt Rübchen schabte. „Etsch! Etsch! Bruder Saufaus! hast Du gut geruht? Pflumit und Kulter*) Dir hineinzureichen haben die Stadtknechte wohl vergessen?"

Fritz Schrumm und der Bader schauten sich um. In dem Gitterkäfig, der neben dem Kellereingange aufgestellt war, hockte ein bleicher, übernächtiger Gesell, den die Wächter in der jüngsten Nacht aufgegriffen und als obdachlosen Trunkenbold der Vorschrift gemäß in die „Narrenkiste" gesperrt hatten.

„Ach, du lieber Gott!" rief theilnehmend der Bader, „den armen Schlucker hat wohl der Büttel vergessen herauszulassen! Pfui, Stoffel, schämt Euch, einen ehrlichen Christenmenschen so zu verspotten!"

„Ei, Meister Palme," versetzte der schlagfertige Knecht, „Ihr hoffet wohl, daß, wenn Ihr selbst mal in der Kiste steckt, man Euch mit gleicher Nachsicht behandeln soll?"

„Den Bader kriegt kein Mensch in die Kiste," rief ein mehlbestäubter, kugelrunder Bäckermeister, „er hat zu schiefe Hüften und eine zu hohe Schulter, müßte erst eine besondere Thür für ihn gemacht werden."

Die Menge lachte.

Palmes Antlitz färbte sich dunkelroth.

„Seht Euch Eure eigenen Beine an, Meister Zeidelberg! Die werden immer krümmer, seitdem Euch der Heinz durchgebrannt ist und Ihr nun selbst des Nachts vorm Ofen stehen müßt."

---

*) Ein mit Federn gefülltes Kissen und eine Steppdecke.

Man stieß sich heimlich an, und ein schadenfrohes Schmunzeln ging über manch ein Gesicht, denn die Erinnerung an den fortgelaufenen Heinz war für den selbstbewußten Meister eine empfindliche Demüthigung; laut zu lachen wagte aber Niemand, da David Zeidelberg der Aelteste der Bäckerinnung und ein gar einflußreicher Herr war.

Während sich so die Harrenden mit derbem Schimpf und Scherz die Zeit kürzten, erklärten drinnen im Rathssaale die vom Bürgermeister befragten Rathmannen, daß sie gegen die Anfnahme Cuno Täschners in die Zahl der berliner Großbürger nichts einzuwenden hätten. Einer der am lautesten Zustimmenden war Hans Danewitz.

Herr Cuno hatte nach beendetem Kreuzerhöhungs-Markte die Heimfahrt nach Magdeburg angetreten, war aber nach wenigen Wochen ganz unerwartet und zur lebhaften Ueberraschung für die Familie Danewitz schon wieder nach Berlin zurückgekehrt und hatte den Entschluß kund gegeben, seinen Wohnsitz dauernd von der Elbe an die Spree zu verlegen. Heute sollte ihm das Großbürgerrecht vom Aeltermann ertheilt werden.

„Habt Ihr, Cuno Täschner," hob dieser feierlich an, „noch irgend welche Sachen hinter Euch, die zu Krieg und Hader führen und unsern Städten Mühe und Arbeit verursachen möchten?"

„Nein, wohlweiser Herr!" erwiderte Cuno, der auffallend bleich aussah und sich bemühte, seiner etwas unsicheren Stimme die wünschenswerthe Festigkeit zu geben.

„So werdet Ihr den Großbürgereid schwören, den Euch in meinem Auftrage der Stadtschreiber staben wird."

Cuno knieete nieder, legte die Hand auf die ihm vorgehaltene Reliquie und sprach den ihm vorgesagten Eid nach:

„Ich gelobe und schwöre, dem Rathe getreu und gewähr zu sein, seinen Schaden zu wenden und Frommen zu werben, und in keiner Sache wider ihn zu sein, als mir Gott helfe und die Heiligen. Wenn mich der Rath vorladet bei Tage oder Nacht, will ich gern zu dem Rathe kommen

und ein gehorsamer Bürger sein, bei meiner Treue und Ehre."

Die Versammlung hatte sich von den Sitzen erhoben und den Eid stehend angehört.

Der Aeltermann trat an den Knieenden heran:

„So gestatte ich Dir nun, Cuno Täschner, von Rathswegen die Bürgerschaft und Bauerschaft*). Du sollst ein gehorsamer Mitbürger sein; Wasser und Weide sollst Du genießen; zollfrei sollst Du fahren gleich andern unsern Bürgern. Du sollst aber auch führen ein rechtes Gewicht, rechtes Maß und einen richtigen Scheffel und Viert; und Alles, womit Du umgehst, soll rechtfertig sein. Solltest Du frühere Streitigkeiten haben, die mußt Du noch beseitigen, wegen der künftig entstehenden werden wir Dich vertheidigen nach Deinem Rechte, gleich andern unseren Bürgern. Stehe auf!"**)

Cuno erhob sich, empfing den Handschlag des Bürgermeisters und die Glückwünsche der Rathmannen und Verordneten. Hans Danewitz umarmte ihn stürmisch und küßte ihn auf beide Wangen.

„Nun seid Ihr ganz der Unsrige," flüsterte er ihm in's Ohr, „und sobald Ihr ‚eigen Rauch und Schmauch'***) erworben habt, müßt Ihr ein Weib heimführen."

„Stehe schon in Unterhandlung wegen eines Grundstückes; ich denke, ich schließe morgen ab, dann ist das Haus des verstorbenen Gotzke in der Klosterstraße mein Eigenthum. An Euch, günstiger Freund, wird es dann liegen, daß ich dem Hause bald eine Herrin gebe."

---

*) Das Recht, Handwerk und Ackerbau zu treiben.

**) Das Original dieses Bürgermeister-Spruchs lautete:
„Ich vororlove juwe von der radmannen wegen di borgerscap und di burscap, eyn horsam medeborger scole gi sin, water und weide scole gi geniten, tolfrie scole gi varen glik andern unsen borgeren. Ok scole gi hebben rechte wicht, rechte mate, eynen rechten schepel und eyn virt; und alle dar gi met umme gan dat sal rechtverdich syn" u. s. w.

***) D. h. ein eigenes Grundstück.

Hans nickte verständnißvoll und raunte:

„Das Mädel kann sich freuen. Wohnt sich noch besser in der fürnehmen Klosterstraße, als am Neuen Markte. Im nächsten Lenze verschicken wir die Brautsuppe."

Der Stadtschreiber trat an die Beiden heran:

„Entschuldiget, Herr Cuno, der Herr Aeltermann möchte wissen, wie Ihr es mit dem Bürgergelde zu halten gedenkt?"

„Will es gleich bezahlen," sagte Cuno mit der Ruhe des reichen Mannes und griff nach seiner Gürteltasche. „Wie hoch beläuft es sich?"

„Ihr seid ein vermögender Herr. Der wohlweise Herr Aeltermann meint, daß in Eurem Falle der Satz von vier Schock nicht unbillig wäre."

„Vier Schock? Meinetwegen. Soll mir darauf nicht ankommen . . ."

Er öffnete das Täschchen und wollte ein paar Goldgulden hervorsuchen.

Hans Danewitz legte ihm die Hand auf den Arm.

„Halt, werther Freund. Vier Schock sind zu viel. Weise Herren," wandte er sich mit erhobener Stimme an die Versammlung. „Ihr wisset, daß in besonderen Fällen das sonst übliche Bürgergeld auf den Satz von zehn Schillingen ermäßigt werden darf. Ein solcher Fall liegt hier vor. Herr Cuno Täschner wird die Tochter eines Berliner Bürgers zum Weibe nehmen, bestimmet daher, daß er nur zehn Schillinge zu zahlen habe."

Ein beifälliges Murmeln wurde laut.

„Hans Danewitz hat Recht."

„Für Bürger-Söhne und Wittwen und für Alle, die eine Bürgertochter heirathen, gelten zehn Schillinge."

„Wer ist denn die Braut?"

„Wessen Tochter nimmt er denn zur Frau?"

So scholl es lebhaft durcheinander.

Hans machte ein Zeichen mit der Hand. Es wurde still.

„Wohlweiser hochmögender Herr Aeltermann," begann er würdevoll und die Wirkung, die seine Mittheilung haben

würde, im Voraus genießend, „so Ihr den Satz von zehn Schillingen gut heißet, ist es meine Pflicht, Euch den Namen der Braut unseres neuen Mitbürgers zu verkünden."

Der Aeltermann nickte und sah den Sprecher erwartungsvoll an.

Dieser fuhr langsam und mit Betonung fort:

„Ich habe dem Herrn Cuno Täschner, früherem Rathmann von Magdeburg, jetzigem Großbürger und, wie ich hoffe, baldigem Rathmann von Berlin, meine eigene Tochter Cordula Danewitz, zum Weibe versprochen. Im nächsten Frühjahr soll mit Gottes Hilfe die Hochzeit sein, zu der ich den wohlweisen Rath und die Verordneten der Bürgerschaft hiermit schon heute gebührend einlade."

Sein feistes Antlitz strahlte. Hell leuchteten ihm die kühn hervorstehenden Augen.

Auch die fahlen, etwas welken Wangen des Bräutigams hatten sich belebt, und die Narbe, die aus seinem dunklen Gelock auf die Stirn lief, glühte blutroth. Verschwunden war die Unsicherheit und Bedrückung. Was konnte ihm jetzt noch die Vehme, deren Ladebrief er unbeachtet gelassen hatte, anhaben? Von der rothen Erde bis nach Berlin war es weit; noch niemals hatte man gehört, daß ein Strafgericht der heimlichen Acht hier vollstreckt worden wäre. Die beiden mächtigen Städte an der Spree hielten eifersüchtig auf ihre Rechte und gönnten nicht einmal dem Kaiser irgend welchen Einfluß auf dieselben. Und welche Sicherheit bot nicht die Verwandtschaft mit dem angesehensten Rathmann, der vor Allen berufen schien, die Würde des Bürgermeisters nächstens an sich selbst zu bringen!

Stolz hob er sein Haupt und dem künftigen Schwiegervater die Hand drückend, sagte er laut:

„Da Ihr, günstiger Herr Hans, die Heimlichkeit meiner Minne schon heut verrathen habt, so darf ich mich gegen die Heilwünsche der weisen Herren nicht sträuben, ich nehme sie an für meine süße Braut, Jungfrau Cordula, und für mich selbst."

Er verneigte sich dankend gegen die Versammelten, die ihm von allen Seiten die wärmste Theilnahme entgegenbrachten.

Herrn Hans war ein Stein vom Herzen. Jetzt konnte die Verlobung seiner Tochter nicht mehr rückgängig gemacht werden. Der bedenkliche Heyne war nun mundtodt; er mußte sein Vorurtheil gegen den Bräutigam aufgeben, und auch Cordula mußte sich in das Unabänderliche finden, denn die Lösung einer an dieser hohen Stelle feierlich verkündeten Familienverbindung hätte ja, dem Ansehen des mächtigen Danewitz'schen Hauses einen tödtlichen Stoß versetzt.

Als Hans mit seinem Freunde und zukünftigen Schwiegersohn aus dem Rathhause in's Freie trat, wurden begeisterte Zurufe laut.

„Heil dem stolzen Herrn Täschner!" jubelte der Bader, der tapfer ausgeharrt hatte. „Ja ja, Meister Zeidelberg, schaut Euch den neuen Großbürger nur an! Ohne meine Hilfe lebte er nicht mehr! Habe ihm zweimal seine Wunden geheilt. Man hat doch noch ein wenig mehr gelernt, als Fladenteig in den Backofen schieben."

„Ei, höre doch Einer den Prahlhans an!" brauste der Bäcker gereizt auf. Hätte Euch nicht die Wehmutter im ersten Bade die Glieder verrenkt, ich schlüge Euch wahrhaftig auf Euer Großmaul, aber so muß man sich ja in Acht nehmen, daß man Euch nicht noch schiefer macht."

„Ruhig, Meister David, ruhig!" mahnte der Hechtwirth, „was so ein Bader spricht, das geht einen ehrlichen Christenmenschen gar Nichts an. Ein Hoch dem weisen Danewitz! Hoch der stolze Herr Täschner, unser neuer Mitbürger!"

Die Zunächststehenden pflanzten den Ruf fort, und die beiden Kaufherren schritten mit herablassendem Kopfnicken durch die jubelnde Menge.

. . . Um dieselbe Stunde meldete der Frohnbote den unter der Vehmlinde bei Soest in „offenem Dinge" Versammelten, daß der vorgeladene Cuno Täschner aus Magdeburg nicht erschienen sei.

Anshelm Pinnow, der Kläger, und Heinz Zeidelberg, der Zeuge, traten aus dem gehegten Raume zurück, um im Kreise der Umständer zu warten, bis die Sonne „auf dem Höchsten“ gewesen sein würde. Langsam schlichen die Stunden dahin, endlich war der Schatten der Linde über die Steinplatte des Tisches nach der anderen Seite fortgerückt, es war um die dritte Stunde.

Der Freigraf erhob sich und rief nach jeder der vier Himmelsgegenden den Namen des Vorgeladenen.

Keine Antwort erfolgte; nur von der Seite des nahen Laubwaldes her gab der Wiederhall den Ruf zurück.

„Ist Niemand von des Verklagten wegen erschienen, der ihn verantworten wolle zu seinen Rechten und seiner höchsten Ehre?“

Alles blieb still.

„So fordere ich die Nichtwissenden auf,“ gebot der Freigraf mit lauter Stimme, „die Malstätte zu verlassen. Wird ein ‚unwissender Mann‘ beim Stillgerichte betroffen, dem sollen die Freischöffen die Hände vorn zusammenbinden, den Strick aus Weiden um den Hals thun und ihn henken an den nächsten Baum.“

Es hätte dieser vorgeschriebenen Bedrohung nicht bedurft, willig entfernte sich die Menge, der Vehmhügel lag einsam im Glanze der Nachmittagssonne, nur am Steintische waren der Freigraf mit diesmal zwanzig Schöffen sitzen geblieben, und Anshelm und Heinz, die der Frohnbote zum Verweilen aufgefordert hatte, standen barhaupt vor der gehegten Bank.

„Du hast den Verklagten vorschriftsmäßig geladen?“ fragte der Freigraf.

„Ja,“ erwiderte Anshelm. „Ich steckte den Ladebrief in die Kerbe der Thür und nahm diese Spähne zum Gezeugniß mit mir.“ Er langte drei Holzsplitter aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. „Auch weiß ich von glaubwürdiger Seite, daß Cuno Täschner die Ladung an sich genommen und gelesen hat; er ist aber bald darauf von

Magdeburg nach Berlin verzogen, wahrscheinlich um sich der Macht der heimlichen beschlossenen Acht zu entziehen."

Der Freigraf warf einen fragenden Blick nach den Schöffen, dann verkündete er:

„Der ‚bei der höchsten Wette' Geladene ist unentschuldigt ausgeblieben. Wir haben seiner geharrt bis die Sonne auf dem Höchsten war. Nun soll dem Kläger in diesem heimlichen Dinge Vollgericht werden." Er nahm das blanke Schwert vom Tische, Anshelm kniete nieder, legte die Hand auf die ihm vorgehaltene Waffe und wiederholte zum letzten Male unter Anrufung Gottes und der Heiligen seine Klage.

Der Zeuge Heinz mußte ebenfalls seine Aussage wiederholen, dann wurde er entlassen und, ohne ein einziges Mal hinter sich zu blicken, lief er in einem Athem fort, bis er keuchend die Thür der Herberge in Soest erreicht hatte.

Als nun Anshelm allein vor den Schranken stand, fragte der Freigraf die Schöffen:

„Wer will diesem wissenden Manne Eidhelfer sein?"

Zwei Eidhelfer hätten genügt und nur, wenn der Angeklagte die „Folge", d. h. den Beistand, von sechs Eidhelfern gefunden, also den Kläger „übersiebenet" hätte, dann würde Anshelm auf die Hilfe von dreizehn die Glaubwürdigkeit seiner Aussagen beschwörenden Schöffen angewiesen gewesen sein. Statt der erforderlichen zwei Schöffen erhoben sich aber diesmal alle zwanzig; die Ehrenhaftigkeit des „wissenden" Mannes war über jeden Zweifel erhaben, und der Fall war überdies noch durch Heinz Zeidelbergs Aussage unwiderleglich erwiesen.

„Ich danke Euch, Ihr freien Schöffen," kam es warm über Anshelms Lippen, „so aber der Freigraf es bei der Folge zweier Eidhelfer bewenden lassen will, so wähle ich Dich und Dich." — Er deutete auf die beiden ihm zunächst befindlichen Männer.

Der Freigraf nickte; die beiden Eidhelfer knieten nieder und beschworen, daß sie den Eid des Klägers für „rein"

hielten. Dann nahmen Alle wieder ihre Plätze ein, um das Urtheil sitzend zu finden.

Die Vehme kannte für den Schuldigen nur eine Strafe, den Tod durch den Weidenstrick. Nach kurzer Berathung wurde die Schuldfrage einstimmig bejaht, und die Richter erhoben sich wieder, um das Urtheil stehend zu „schelten", d. h. zu verkünden.

Der Freigraf begann:

„Den beklagten Mann, Cuno Täschner aus Magdeburg, nehme ich hier aus dem Frieden, aus den Rechten und Freiheiten, die der Kaiser Karl gesetzt und der Papst Leo bestätigt hat, und werfe ihn nieder und setze ihn aus allem Frieden, Freiheiten und Rechten in Königsbann und Wette und in den höchsten Unfrieden und Ungnade und mache ihn unwürdig, echtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedlos und untheilhaftig alles Rechts und verführe ihn und vervehme ihn nach Satzung der heimlichen Acht und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Thieren und Vögeln in der Luft zum Fraße, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt und setze sein Leben und Gut ledig, sein Weib soll Wittwe, seine Kinder Waisen sein."

Er nahm den Weidenstrick und warf ihn „aus dem Gerichte" hinter sich. Die Schöffen spieen aus.

„Alle Freigrafen und Freischöffen," fuhr der Inhaber des Grafenamtes fort, „ermahne ich bei ihren Eiden und Treuen, die sie der heimlichen Acht gegeben, daß sie den vervehmten Mann, wo sie seiner mächtig werden, henken sollen an den nächsten Baum nach aller ihrer Macht und Kraft. Dem Kläger aber soll dies Urtheil allsogleich schriftlich überantwortet werden."

Er setzte sich nieder und trug in das fertige Erkenntniß, das ihm der Frohnbote vorlegte, den betreffenden Namen ein; dann unterzeichnete er die Urkunde und hing sein Siegel daran.

Mit diesem Blatte in der Hand war Anshelm Pinnow befähigt, überall, wo er sie finden konnte, die Hilfe zweier

Freischöffen zur Vollziehung des Urtheils anzurufen, und kein Freischöffe, der das Siegel des Freigrafen sah, durfte sich dieser Hilfe weigern. Das Nachrichteramt wurde nur von Freischöffen besorgt; es war ihre schwere Pflicht, aber auch ihre höchste Ehre.

Schon wehte der Abendwind durch die Wipfel der Bäume und wirbelte manch welkes Blatt hernieder auf die rothe Erde, als Anshelm dem trutzigen Thorthurm der guten Stadt Soest entgegenwanderte. In tiefes Sinnen versunken, drückte er ab und zu die Hand auf seine Gürteltasche, in der er die verhängnißvolle Urkunde verwahrt trug. Er war allezeit ein Gegner Cuno Täschners gewesen, und auch im Handel und Wandel hatten sich seine Wege mit denen des Vervehmten feindlich gekreuzt. Aber Gott war sein Zeuge, daß er nicht aus Mißgunst oder Haß vor der gehegten Bank des Freigerichts geklagt hatte, nur seinem durch Eidschwur betheuerten Versprechen, jede sündhafte That unter der Vehmlinde zu rügen, war er als Christ und wissender Mann pflichtschuldig nachgekommen; daß es sein Feind war, dessen Tod er versiegelt in der Tasche trug, schmerzte ihn doppelt, denn sein Herz war zur Milde geneigt und gern hätte er sich mit Cuno versöhnt, wenn er dessen Meineid dadurch hätte ungeschehen machen können. Ehe aber die Hand der Vergeltung dem Verurtheilten den Strick um den Hals warf, mußte dem berliner Rath die Unschuld Gerkes erwiesen und dessen Verfestung aufgehoben werden. Freilich durfte dies nur geschehen, ohne daß Täschner von der wider ihn ausgesprochenen Acht eine Kunde erhielt; denn derjenige Schöffe, der einen Vervehmten durch die leiseste Andeutung gewarnt hätte, wäre zum eidbrüchigem Schelm geworden und selber dem Strang verfallen.

Schwer seufzte der Wanderer auf. Endlich aber erhob er getrost das zur Erde geneigte Haupt und betrat festen Schrittes die Brücke des gethürmten Thores: er glaubte einen Ausweg gefunden zu haben.

Sechstes Capitel.

Im Hause zum Liebesgott in Tangermünde hockten drei Personen um den in der Mitte der Stube vertieft angelegten Feuerherd. Draußen brauste der Schneesturm um den hohen Thurm zu St. Steffen, und auf dem Kirchendache und den Mauerzacken der spitzen Häusergiebel häufte sich eine dichte, weiße Flockenschicht, die wie ein Leichentuch die winterlich ersterbende Stadt verhüllte.

Traulich saß es sich am Feuerherde der Frau Reinhilde. Das den Sommer über ausgetrocknete Föhrenholz prasselte lustig in der Gluth und wirbelte seinen Qualm nach einem mächtigen Rauchfange empor, der die Hälfte der geschwärzten Balkendecke einnahm und mit einem richtigen Schornsteine in Verbindung stand. Nicht jedes Haus in der kleinen trutzigen Elbestadt hatte solchen Schornstein! Erst vor ungefähr fünfzig Jahren war die neue Erfindung der Rauchabzüge aus dem Lande Italia nach Teutschland verpflanzt worden, und begreiflicherweise hatten sie zuerst nur die reicheren Leute in ihren Häusern eingeführt; dem ärmeren Volke, das in kleinen, elenden, strohgedeckten Lehmhütten an der Stadtmauer wohnte, beizte noch der böse Rauch im Winter die Augen roth, bevor er durch Thürritzen und Fensterladenspalten seinen Schleichweg in's Freie fand.

Frau Reinhilde trug ein lichtblaues Gewand reich mit Buntwerk besetzt; sie hatte seit der Heimkehr ihres geliebten

Gerke die dunklen Kleider in ihren Truhen verschlossen und bevorzugte jetzt die hellen und heiteren Farben. Ihr leicht gekräuseltes, silberüberhauchtes Haar wurde von einem aus verschiedenfarbigen Bändern gewundenen, dünnen Wulste zusammengehalten. Ihre hübsche, allmälig wieder fleischiger werdende Hand rupfte vom Wocken den selbstgewonnenen Flachs und spann feine, gleichmäßige Fäden auf die tanzende Spindel. Sie hörte behaglich dem Geplauder Mechthilds zu, die ebenfalls die Spindel drehte, dabei aber Zeit fand, dem bolzenschnitzenden Gerke Sagen aus ihrer elsässischen Heimat zu erzählen.

Mit ihrem Vater, einem wandernden Safrankrämer, der im Elsaß ein Weib genommen, das die Geburt des Töchterleins nicht überlebt hatte, war Mechthild Rösselmann nach Magdeburg gekommen. Dort hatte der fromme Krämer statt des Ablasses, den er für seine Sünden zu erwerben hoffte, den unerwarteten Tod gefunden, und Frau Reinhilde, die dem Erzbischoffitze dann und wann einen Besuch machte, hatte das nun doppelt verwaiste Mädchen in der Herberge kennen gelernt und lieb gewonnen. Sie nahm sie mit sich in ihr Haus, schenkte ihr, wie ihrer nächsten Blutsverwandten, vollstes Vertrauen und überhäufte sie mit Beweisen ihrer freundlichen Huld. Schon die ausgesuchte Kleidung, die Mechthild der Güte der reichen Wittwe verdankte, bekundete, daß die Waise wie ein eigenes Kind gehalten wurde. Das dunkelgrüne wollene Gewand, das sie trug, war mit kostbarem Pelz verbrämt, und das Leibchen war nach dem neuesten Brauche mit einem vorn zum Zuschnüren eingerichteten Schlitze versehen; diese Art des Schnittes ließ die prächtig entwickelten Formen des jungen Mädchens zur vollen Geltung kommen. Ihr lichtes, seidenes Haar war nach hinten zusammengekämmt, in der Nackengegend in zwei lange Zöpfe geflochten, und diese beiden Zöpfe waren mehrfach um den Kopf gelegt, so daß die Spitzen derselben sich über der Stirn wieder vereinigten. Auf diesem natürlichen Hauptschmuck lag ein perlengestickter Aufsatz, über den ein

schmales, schleierartigen Tüchlein fiel, das unter dem rundlichen Kinn lose verknüpft war. Sie stemmte die zierlichen Füßchen gegen den Rand des vertieften Herdes, und Gerkes Blicke streiften ab und zu ihre langgeschnäbelten Knöchelschuhe, deren oberer Theil nach außen umgeschlagen war, so daß das rothleuchtende Futter sichtbar wurde.

„Bei der heiligen Odilia," schmollte Mechtild, in ihrer Erzählung plötzlich inne haltend, „mir scheint, ich predige tauben Ohren. Der Bolz, den Du da schnitzest, beschäftigt Dich mehr, als all mein Geplauder!"

Gerke, der über seine Schnitzerei gebückt gesessen hatte, richtete den Oberkörper auf, so daß er mit dem Haupte beinahe den Rand des Rauchfanges berührte und versicherte:

„Du irrst, Mechtild, ich höre Dir gern zu, aber Deine Geschichten sind schaurig, und sieh nur meine Frau Mutter an! Du wirst ihr mit Deinen Gespenstermären die Nachtruhe verderben. Erzähle lieber, wer die heilige Odilia war, bei der Du immer schwörst; ich kenne sie nicht."

„Das ist die Schutzpatronin meiner Heimat. War das blindgeborene Kind eines Herzogs im Elsaß und wurde wegen seines Gebrechens vom harten Vater verstoßen. In einem Frauenkloster wurde sie zum Christenthum bekehrt und in der Taufe ward sie plötzlich sehend. Da schickte sie in einem Scharlachknäuel ihrem Bruder einen Brief, in dem sie das Wunder, das ihr widerfahren war, meldete. Der Bruder hatte ein gutes Herz, er sandte heimlich einen Wagen nach dem Kloster und ließ sein Schwesterlein holen. Als die zur vollsten Schönheit erblühte Jungfrau der väterlichen Burg näher kam, stand der Herzog mit seinem Sohne am Fenster und erkannte die verstoßene Tochter. Wüthend zog er sein Schwert und durchbohrte dem eigenen Sohne die Brust. Erschrocken über seine rasche That, gewährte er reuig seiner Tochter ein Unterkommen. Wie er sie aber zwingen wollte, einem herzlosen Fürstensohne die Hand zu reichen, da entfloh sie als Pilgerin aus der Burg. Der Vater setzte ihr mit Gewaffneten nach, und als die Bedrängte schon das Schwert-

gellirr und Hufgestampf dicht hinter sich hörte, sank sie halb ohnmächtig vor einer Felsenwand nieder und flehte den Heiland um Rettung an. Auf ihr Flehen öffnete sich der Felsen, und sie verschwand vor den Augen des heranbrausenden Herzogs. Bestürzt warf sich dieser auf die Kniee und bat den Himmelsherrn, ihm die Tochter wiederzugeben. Auf's Neue that sich der Berg auf, und Odilia trat wie eine Heilige im Glanze ihrer strahlenden Schöne unter die rauhen Kriegsleute. Da war der Herzog überwunden, er schenkte der Tochter sein Schloß Hohenburg, wo sie ein Kloster stiftete, dessen Aebtissin sie wurde. Als der Herzog gestorben war, vergoß sie viel heiße Thränen und betete ihn aus dem Fegefeuer heraus. Noch steht der Felsen offen in dem Freiburger Waldkirchlein, und noch heißt die Kapelle im Klostergarten zu Hohenburg die Zährenkapelle, denn der Stein vor dem Altar zeigt noch die Spuren, wo die heilige Odilia gekniet und geweint hat."

„Das arme Kind!" sagte Gerke bedauernd, „für ein Kloster war sie zu gut. Hätte sie eines Mannes Minne gehabt, der würde sie beschützt haben selbst gegen ihren eigenen Vater."

„Wer weiß, ob es ihr Glück gebracht hätte, wenn ihr ein minniglicher Freund das Herz des Vaters entfremdet hätte," wandte Mechtilde ein, indem sie die Spindel auf's Neue tanzen ließ.

„Wer gutes Weibes Minne hat
Der schämt sich jeder Missethat,"

versicherte Gerke eifrig. „Ihr Herzensfreund würde sie in Ehren bewahrt und nur ihr Recht vertreten haben." Sprüche seiner Liebessänger kamen ihm in den Sinn, und aus tiefster Brust quoll ihm der Ausruf: „Nichts Holderes als der Kuß einer reinen wohlgethanen Magd, die rothen Mund und schönen Leib hat! er festigt das Herz des Mannes gegen alles Unrecht und alle Sünde."

Freudig überrascht nickte ihm die Mutter zu. Längst wünschte sie im Geheimen, daß er Mechtild zum Weibe

nähme, dann blieben ihre Kinder vereint und keines derselben würde ihr je die Bitterkeit des Scheidens bereiten. Mechtild hatte ihr Haupt gesenkt, um das verrätherische Roth zu bergen, das ihr um die Schelmengrübchen der Wangen aufgeblüht war. Gerke bemerkte diese Wandlung nicht, er dachte an Cordula, die ihm, ohne die gehässige Dazwischenkunft ihres Vaters, wohl keinen Faden versagt*) hätte.

Das wiehernde Schnauben eines Rosses wurde vor dem Hause laut.

Gerke fuhr empor und rief befremdet:

„Wer mag noch so spät Einlaß begehren? Alle unsere Knechte sind längst daheim."

Frau Reinhilde bekreuzigte sich und flüsterte ängstlich:

„Du gehst nicht öffnen! Gerke, ich beschwöre Dich!" Mit beiden Händen faßte sie seinen Arm. Der Gedanke, daß ihr Sohn noch immer verfestet war, schnürte ihr das Herz zusammen. Zwar wußte außer dem einzigen Gerichtsbeamten, ihrem ältesten Tangermünder Freunde, der in ihrem Auftrage in Bötzow gewesen war, keines Menschen Seele, daß Gerke Kölre und Gerke Suteminne eine und dieselbe Person waren; aber hatte der Freund am Ende geplaudert? Konnte nicht der Zufall verrathen haben, daß die schwarze Ursel, die frühere Pflegemutter Gerkes, den verfänglichen Namen „Kölre" führte?

„Wohnt hier Frau Reinhilde Suteminne?" fragte draußen eine männliche, aber ruhig-sanfte Stimme.

Ueber Gerkes Antlitz flog ein heller Schein.

„Diese Stimme kenne ich, Mutter! laß mich nur! Uns droht keine Gefahr."

Schon hatte er sich losgemacht und eilte nach dem Hausflur. Bald trat er mit einem mittelgroßen, älteren Herrn über die Schwelle, dessen blauer Reitermantel dicht mit Schneeflocken bestäubt war.

---

*) Der Faden, den man aus dem Kleide zog und einem Andern darreichte, war das Symbol der Uebergabe.

Der Fremde stapfte, steifbeinig vom langen Ritte, der Hausfrau entgegen, bot ihr die Hand und sagte gewinnend:

„Entschuldiget, günstige Frau, diesen späten Ueberfall. Der, den ich bei Euch suchen wollte, ist mit Gottes Hilfe schon gefunden."

Dabei blickte er nach Gerke und reckte den Arm in die Höhe, um die Schulter des unvergessenen Günstlings zu klopfen.

„Ich bringe gute Mär. Gerke Kölre ist nicht mehr verfestet, frei und unbehindert kann er zu jeder Stunde nach dem Berlin zurückkehren."

„Gott und den Heiligen sei Dank!" quoll es aus Frau Reinhildes erleichterter Brust. Sie flog zu ihrem Sohne und zog sein Haupt zu sich hernieder, um es mit ungestümen Küssen zu bedecken. „Siehst Du, mein Sohn? St. Steffen hat meine Gebete erhört, er ist ein dankbarer Schutzpatron, und meine wöchentlichen Wachsopfer sind nicht vergeblich gewesen!"

„Euer Sohn?" fragte Heyne Danewitz. „Habe es mir gedacht, als ich zuerst in Eure Augen sah."

„Wie habt Ihr denn meine Spur gefunden, günstiger Herr Heyne?"

„Was? günstiger Herr Heyne? Nenne mich ‚Du', Junge, wie es sich einem alten Freunde gegenüber geziemt. Seid Ihr ihm eine rechte Mutter geworden, liebwerthe Frau, so lasset mich hinfort seinen Pflegevater sein; bin ihm zu Dank verpflichtet, als wäre er mein leiblicher Sohn!"

Nicht ohne Befangenheit vernahm es Gerke. Das war zu viel der Ehre! Ein Berliner Schöffe, einer der reichsten Männer der stolzen Spreestadt, und er — ein junger Tangermünder Bürger, der noch Nichts gethan, noch Nichts erworben, noch nicht gekämpft und gerungen hatte! Aber immerhin — der gute Heyne wollte es so; Gerke durfte die Ehre nicht von sich weisen.

„Da Du es befiehlst, so will ich Dein Sohn sein; verehre ich Dich doch am höchsten von allen Männern, die mir

je begegnet sind." Er küßte ihm die Hand und bat zum zweiten Male: „Erzähle, wie Du meine Spur gefunden."

„Das ist eine lange Geschichte," begann der Schöffe, aber Frau Reinhilde unterbrach ihn.

„So setzet Euch erst zu uns an den Herd. Mechtild, bringe uns einen Krug ‚Kuhschwanz'! ist unser bestes Bier, weiser Herr, und wenn es alt ist, führt es keine so zähe Hefe mit sich, wie oftmals das ‚Garlei'. Gieb auch die silbernen Becher vom Wandsims! Oder wollt Ihr lieber erst eine warme Suppe nehmen?"

„Danke Euch, fürtreffliche Frau; habe unterweges schon zur Nacht gespeist, aber ein Trank des berühmten Tangermünder Bieres soll mir willkommen sein."

Als alle Vier um das neu angeschürte Feuer saßen und die schäumenden Silberbecher vor ihnen auf dem Ziegelrande des Herdes standen, erzählte der Schöffe:

„Habe Deinetwegen, mein Sohn, gar oft mit Cuno Täschner gesprochen, er wohnt jetzt in Berlin und treibt den Gewandschnitt als vollberechtigter Großbürger unserer Stadt. Eines Tages kam er athemlos zu mir und zeigte mir einen Brief, den ihm ein Gesell, der früher beim Bäcker David Zeidelberg in Diensten war, aus Magdeburg geschickt hatte. In diesem Briefe gestand der Absender, daß er selbst den mörderischen Ueberfall an Herrn Cuno verübt hätte und bat mich, ich möchte die über Gerke Kölre verhängte Verfestung aufheben lassen. Du kannst Dir denken, was ich für Augen machte. ‚Dann habt Ihr ja ‚mein' geschworen, Herr Cuno!' fuhr es mir wider Willen heraus. Gleichzeitig gedachte ich eines anderen Schreibens, das mir sonderbarer Weise derselbe Heinz einst von einer Wallfahrt mitgebracht hatte und in dem ein mir Unbekannter Deine Unschuld betheuerte. Cuno Täschner verfärbte sich und stammelte: ‚Ich habe geschworen, was ich nach bestem Wissen und Gewissen für wahr hielt; von Irrthum ist kein Mensch frei, wenn hinter dem breiten Rücken Gerkes wirklich der Knirps versteckt war und von da aus meuchlerisch nach mir gestochen hat, so bin ich der Erste, der

diese Berichtigung seines Eidschwures den Schöffen melden wird, damit keinem Unschuldigen ein Leid widerfahre.' Ich schüttelte den Kopf und dachte, eine so gewundene Auslegung beschworener Worte zieme sich mehr für einen heimtückischen Pfaffen, als für einen ehrenfesten, zuverlässigen Bürgersmann, denn wenn Herr Cuno seiner Sache nicht sicher war, dann durfte er doch nicht rundweg beschwören, daß Du, mein Sohn, ihn verwundet habest; dann mußte er doch mindestens den Vorbehalt machen, daß er dies nur für wahrscheinlich halte. Er mochte mir wohl meine Meinung vom Angesicht ablesen, denn auf's Neue versuchte er durch allerlei Redensarten seinem fahrlässigen Falscheide ein beschönigendes Mäntelchen umzuhängen . . ."

„Du hast ihm doch keinen Glauben geschenkt?" fiel Gerke dem Schöffen in's Wort. „An seinem entsetzten Blicke habe ich deutlich erkannt, daß er hinter mir einen anderen, noch grimmigeren Feind gesehen haben mußte. Aus Heinz Zeidelbergs eigenem Munde erfuhr ich später, daß ich Recht hatte. Und noch ein Dritter ist Zeuge des Vorfalles gewesen; ein Magdeburger Kaufmann, Anshelm Pinnow."

„Anshelm Pinnow?" wiederholte Heyne Danewitz. „Sonderbar! er hat mir davon gar nichts erzählt. Als nämlich Cuno Täschner von der Selbstanklage Heinz Zeidelbergs der Berliner Schöffenbank Kunde gegeben hatte und Dein Name in der Liste der Verfesteten gestrichen worden war, reiste ich nach Magdeburg, um dort Geschäfte zu erledigen und gleichzeitig nach Heinz zu forschen, weil ich hoffte, er würde mir Deinen gegenwärtigen Aufenthalt angeben können. Nach langem Suchen entdeckte ich ihn im Hause Anshelms. Er beschwor mir die Wahrheit seiner Angabe, zu deren endlicher Erstattung ihn sein Brotherr gedrängt hatte, von Deinem Verbleiben wußte er aber nichts. Herr Anshelm nahm mich jedoch bei Seite und sagte mir, der Gesuchte wäre vielleicht derselbe Riese, der in Tangermünde wohnte und neulich einen Lollhard festgenommen und nach Berlin gesandt hätte. Nun wußte ich, daß Du nicht zufällig

in jener Gegend weiltest, als Du mir den ketzerischen Räuber und Deine Grüße in's Haus schicktest; sofort schwang ich mich in den Sattel und ritt hierher, um Dich ausfindig zu machen. Es wurde mir leicht genug. Jedermann kannte den Riesen und wies mich nach dem Hause zum ‚Liebesgott'. So bin ich denn hier und habe die Freude, Dich, mein lieber Sohn, wiederzusehen und Deine tugendsame Frau Mutter und Dein Schwesterlein kennen zu lernen."

„Mechtild ist nicht seine Schwester," bemerkte Frau Reinhilde; „sie ist mein Pflegekind, soll ihm aber so lieb wie eine Schwester werden."

Als Gerke den hochwillkommenen Gast nach dem freundlichen Giebelstübchen, in dem das Fremdenbett bereitet war, emporgeleitet hatte, sagte Heyne:

„Freut mich, daß Du ein so reiches Nest gefunden hast, und doch bedaure ich's, denn nun wirst Du keine Lust mehr verspüren, zu uns nach Berlin zurückzukehren."

„Was sollte ich in Berlin?"

„Ei, ich glaubte, dort wären ein Paar Augen, die Du wohl wiedersehen möchtest."

Eine tiefe Röthe bedeckte Gerkes Wangen.

„Du meinst Cordula? Nun, Dir darf ich's gestehen, es dünkt mich wohl tausend Jahr, daß ich mein Lieb umarmte, und Anfangs meinte ich, das Scheiden von ihr würde ich nicht überleben. Ist mir Herr Hans jetzt freundlicher gesinnt?"

Heyne zögerte mit der Antwort.

„Ich weiß nicht recht . . . jetzt, wo Deine Unschuld erwiesen ist, sollte er ja eigentlich . . . doch, was geht Dich mein Bruder an? Auch ohne seine Gunst könntest Du ein Großbürger Berlins werden . . ."

„Das sagst Du nicht im Ernste! Wie sollte ich gegen den Einfluß des mächtigen Rathmanns ankämpfen? Er zürnt mir jetzt wohl zwiefach, da er einsieht, daß er mir gegenüber im Unrecht war?"

„Hm! Freilich . . . ich kann's nicht leugnen . . . die

Stirnader schwillt ihm, wenn er nur Deinen Namen hört . . . und Gerke, bist Du auch stark genug, das Unerwünschte zu vernehmen? Er hat meine arme Niftel dem Magdeburger verlobt; im Frühjahr soll die Hochzeit sein, und ich sehe keinen Ausweg mehr,das Unheil abzuwenden."

Sie saßen Beide am Tische. Gerke schlug mit der Faust auf die Tischplatte.

„Beim heiligen Wunderblute! was sagt denn Cordula dazu?"

„Was soll sie sagen? Sie seufzt und weint; all ihr kindliches Bitten war vergeblich, und auch ihre Mutter vermag ihr nicht zu helfen. Du weißt, mein Bruder hat geschworen, nur ein Rathmann soll seine Tochter heirathen; darauf hoffte ich meinen Einwand begründen zu können, denn Cuno Täschner ist kein Berliner Rathmann. Mein Bruder ließ sich aber nicht irre machen: Cuno wäre ein Magdeburger Rathmann gewesen, das genügte ihm, und bald genug sollte er auch in den Berliner Rath gewählt werden."

„Das arme Kind! So soll sie denn wirklich für mich verloren und gestorben sein? Oh, daß ich ein Heer hinter mir hätte, um über Deine Stadt herzufahren wie ein Feuerbrand und die bedauernswerthe der Gewalt ihrer Peiniger zu entreißen!"

„Dann würdest Du mich als Deinen Feind auf der Mauer finden. Nicht meine Stadt klage an, Gerke! Es ist der Trotz und Hochmuth meines Bruders, der Dir allein im Wege steht."

Entmuthigt nickte der Riese mit dem Kopfe.

„Ja, ja, Du hast Recht; der Rathmann ist es, der mir mein Liebstes raubt." Er sprang vom Stuhle auf und durchmaß mit schweren Schritten die Stube. „Oh, wie ich diese Rathmannen hasse! Einen guten Freund hätten sie an mir gewinnen können: aber sie stoßen mich von sich! Nun, wenn sie es denn nicht anders haben wollen, so will ich ein Freund der Ritter werden; bei ihnen werde ich bessere Gunst finden, als bei den hochmüthigen Städtern . ."

„Gerke, Gerke! überlege Dir's! Wenn Du trotz alledem zu uns nach Berlin zögest, schon Deine bloße Anwesenheit könnte von Nutzen sein . ."

„Nein, tausendmal nein! sie würde nur schaden und das Unheil beschleunigen. Glaubst Du, ich könnte gleichmüthig dem meineidigen Schurken begegnen? Wo ich ihn träfe und wäre es im Gotteshause vor dem Allerheiligsten, ich würde ihn niederschlagen wie einen tollen Hund! Und soll ich etwa in Berlin wie ein geduldeter Kleinbürger den Incoln-Schoß zahlen und vor den stolzen Herren Rathmannen den Rücken krumm machen? Tod und Teufel! Das ginge mir wider den Strich. Ich bin reich genug und brauche nicht zu dienen; der Gerke Suteminne ist sein eigner Herr und fürchtet sich vor keinem Aeltermann und keinem Rathsmitgliede!"

„Gemach, mein Junge, gemach! Welch heißes Blut Du noch hast! Mit Gewalt läßt sich manch ein Ding nicht klein kriegen, dem man mit Ruhe und Ueberlegung beikommen kann . . ."

„Weißt Du denn ein Mittel?"

„Heute und morgen vielleicht noch nicht. Aber kommt Zeit, kommt Rath. Warten wir's ab! Ich gebe meine liebe Niftel noch nicht verloren . . ."

„Du willst mich trösten; ich danke Dir für Deine gute Absicht. Mein Trost allein ist nur noch das Schwert. Wenn mir der harte Sinn der Menschen den Lenz meines Lebens zerstört, so will ich auch Zerstörung bringen Allen, die mich berauben . . ."

Heyne legte beschwichtigend die Hand auf Gerkes Arm: „Du bist heute nicht in der Verfassung, eine Sache ruhig zu besprechen. Beschlafe Dir's! Morgen ist auch noch ein Tag. Ich aber will beten, daß Dich der liebe Gott erleuchte und meine arme Niftel bewahre, die ich Keinem lieber gönne, als Dir." Er klopfte ihm auf die Schulter und murmelte vor sich hin: „Wer weiß, was sich noch ereignet?"

Gerke schüttelte schwermüthig sein dichtes Gelock:

„Ich beneide Dich, daß Du noch hoffen kannst. Bring

dem minniglichen Kinde meine Grüße und sage ihr: nie wird ein ander Weib in meinem Herzen wohnen. Gott gebe Dir besseren Schlaf, als ich ihn finden werde. Gute Nacht!"

Heftig drückte er ihm die Hand. Dann machte er kurz Kehrt und verließ die Stube.

In tiefes Sinnen verloren blieb Heyne noch lange am Tische sitzen. Wenn Anshelm Pinnow der Schreiber des damals ihm durch Heinz überbrachten Zettels gewesen war, so hatte er wohl auch den Stein und das Weidenzweiglein beigefügt. Diese Erkennungszeichen der heimlichen Acht hatten dann aber bedeuten sollen, daß Anshelm ein Freischöffe war und die Sache vor ein Freigericht zur Aburtheilung bringen wollte. Er selbst, Heyne, war sich seiner Rügepflicht gar wohl bewußt; aber noch immer hatte er gezögert, sich auf den Königsweg zu begeben, da er von einem absichtlichen Meineid Cunos noch keine rechte Ueberzeugung gewonnen hatte. Sollte nun wirklich ein Anderer schon geklagt haben? Dann hätte doch Cuno Täschner längst eine Ladung erhalten; dies war aber nach seinem bisherigen Verhalten höchst unwahrscheinich.

Der müde Schöffe sann und sann; plötzlich fühlte er, wie ihm alles Blut im Herzen stockte und Hände und Füße eiskalt wurden. O, du erbarmungsreiche Gottesmutter! Wenn nun Cuno wirklich geladen und nur aus Furcht, im Bewußtsein seiner Schuld, der Ladung nicht nachgekommen war? Dann war er jetzt vielleicht schon verfehmt! Und mit einem Verfehmten wollte Hans sein holdseliges Töchterlein verbinden? Der Angstschweiß trat dem Grübelnden auf die Stirn. Mit keiner Silbe durfte er den Bruder warnen, wenn er nicht eidbrüchig werden und die Rache der heimlichen Acht auf das eigene Haupt lenken wollte, und dennoch . . . sollte das arme, ahnungslose Kind einem dem Stricke Verfallenen geopfert werden?

Er beschloß, morgen in aller Frühe heimzureiten und, wenn er auch nicht warnen durfte, doch alle seine Beredsamkeit aufzubieten, um den Entschluß des Bruders zu erschüttern.

Siebentes Capitel.

Eine zehrende Unruhe trieb Gerke im Hause umher. Bald setzte er seine zahlreichen Gewaffen immer wieder in Stand, bald suchte er die Schriften hervor, die er von Jacob Helmreich, dem Geistlichen zu St. Steffen geliehen hatte, um sie für den eigenen Gebrauch abzuschreiben. Ach, die Spruchdichtung Freidanks, die ihm der hochwürdige Helmreich besonders empfohlen hatte und die unter anderen Umständen auf sein empfängliches Gemüth nachhaltig gewirkt hätte, ließ ihn jetzt kalt und ungerührt! Wie konnte ihn auch die Weltweisheit des „beschiedenen", d. h. Bescheid wissenden Menschenkenners fesseln, wo ihm Ungeduld und Liebespein, Haß und ohnmächtiges Wüthen den Sinn in eitel Thorheit verkehrte? Wenn ihm auch einmal ein kräftig Sprüchlein lebhafte Zustimmung abnöthigte, wenn er auch zu einem Satze wie diesem:

„Und lebte der Mensch immer,
So ruhte er doch nimmer;
Sein Herz das klopfet Tag und Nacht
Sein Athem niemals stillsteh'n mag;
Gedanken, Träume sind so frei,
Sie bringen Sorgen mancherlei."

zustimmend mit dem Kopfe nicken mußte, bald warf er die Feder mißmuthig wieder bei Seite und eilte nach dem Stalle, um seine Pferde zu mustern und dem kräftigsten und feurigsten unter ihnen ermunternd zururufen:

„Warte nur, Du braune Stute mit Deiner Bläſſe auf der Stirn! Bald wird der Schnee vom Lenzwinde fortgeſchmolzen werden . . . dann reiten wir zuſammen in die weite Welt und an Schwertgeklirr und Lanzenkrachen wollen wir unſere Freude haben! Ja, mein treues Thier, Du ſchnaufſt und ſchnupperſt mit Deinen Nüſtern, als wollteſt du ſagen: vergiß es aber auch nicht! Ich werde es nie vergeſſen; ſind ein paar Schelme in Berlin, die mir das Gedächtniß ſchärfen. Wir wollen wie der Wind über die Haide fahren und wohin Deine Hufen treten, da ſollen überwundene Feinde am Boden liegen. Der Gerke Suteminne wird reiten und dreinſchlagen, daß ſich die alten Weiber in der Mark vor ihm bekreuzen ſollen, wie vor dem leibhaften Gotteibeiuns?"

Und die Stute wieherte verſtändnißinnig auf, und dem Zornmüthigen ſtrafften ſich alle Muskeln ſeines Rieſenleibes, und Feuer ſchoß aus ſeinen flammenden Augen.

Wenn ihn die Mutter auf ſeinen Herdplatz locken wollte und Mechtild ſchüchtern-heimliche Blicke nach dem Raſtloſen warf, ob er wohl geneigt ſein würde, eine neue Mär aus ihrem Heimatlande zu vernehmen, dann ſagte er haſtig:

„Später, Frau Mutter, ſpäter! Muß jetzt erſt noch Herrn Helmreich beſuchen und ihm eine geliehene Schrift wiederbringen."

Und fort ſtürmte er über den Kirchof nach dem Prieſterhauſe, und die beiden Frauenzimmer ſaßen ſchweigend vor der Gluth und ſuchten jede auf ihre eigene Weiſe das Verhalten Gerkes zu deuten.

Was mag ihn nur quälen? fragte ſich Mechtild, und eine zärtlich beſorgte Theilnahme ging durch ihr aufſchwellendes Herz. Ach, daß er mir ſeine Sorgen nicht offenbart; wie gern wollte ich ſie ihm abnehmen, und wenn ich's nicht vermöchte, ſie ihm tragen helfen!

Er iſt verändert, dachte die Mutter. Sollte es die erwachende Liebe zu Mechtild ſein, die ihn ungeſtüm macht? Wer weiß? Mein ſeliger Baldewin war gerade ſo; ehe er

sich mir erklärte, war er barsch und heftig gegen mich, denn ein kühner, selbstbewußter Jüngling fürchtet sich im Anfange vor der Zähmung durch die sanfte Hand der Frau Minne. Und ein ahnungsvolles Lächeln huschte über die anmuthigen Züge der Wittwe,

„Ihr lachet, Frau Mutter?“ fragte Mechthild verwundert.

„Ja, mein Kind. Ich denke, bald wird auch unser Gerke wieder lachen, keine Gewitternacht ist so schwarz, daß nicht die Sonne derselben wieder mächtig wird.“

Sie sah das stutzende Mädchen schalkhaft-ermunternd an, und Mechtild senkte erröthend das Antlitz, denn sie ahnte, welche Gedanken das hoffende Mutterherz bewegten.

Wenn Gerke in die Stube des hochwürdigen Herrn Helmreich trat und dem freundlich aufblickenden alten Herrn die Hand bot, dann lächelte auch dieser:

„Treibt Dich wieder die Unrast in die Einsiedelei des weltflüchtigen Priesters? Setz Dich zu mir, mein Sohn und schütte Dein Herz aus! Ich seh' Dir's an, den Freidank hast Du gestern nicht auswendig gelernt.“

„Nein, hochwürdiger Herr, kein Sänger vermag den Sturm in meiner Brust zur Ruhe zu singen. Wenn nur erst dieser lange Winter vorüber wäre!“

„Damit Du in den Stegreif treten und Dich in Fehde und Kampf austoben könntest? Leugne es nicht, ich kenne Dein Begehr. Aber glaube mir, auch Kampf und Fehde schafft keinen Frieden im Innern, den wahren Frieden giebt uns nur der Aufblick nach oben und die Minne eines wohlgethanen Weibes.“

„Das sagt Ihr, ein eheloser Priester?“

Der alte Jacob Helmreich lächelte sanft, dann richtete er seine noch klaren, blauen Augen zur Decke empor, faltete die Hände und bekannte:

„Ich wäre ein schlechter Christ, ein Lügner und Verleumder wäre ich, so ich Dir einen andern Rath geben wollte. Seine Heiligkeit der Papst Gregor hat uns die Ehelosigkeit

verordnet, nun, er mag von anderem Fleisch und Blut gewesen sein, als ich schwacher, sündiger Mensch; so er sich der Minne enthalten konnte, wohl ihm! Ich habe es nicht vermocht, und da ich meinem Priestergelübde zu treu war, um hier und da von verbotener Frucht zu kosten, habe ich . . ." er stockte und senkte seine Stimme zum Flüstertone . . . „heimlich ein Weib geliebt, so wahr und hingebend, als wäre es mir ehelich verbunden gewesen. Längst schläft sie den ewigen Schlaf, aber die Erinnerung an diese meine gottselige Minne ist eine Sonne, die mir nimmer untergeht und die meinen Lebensabend noch heut vergoldet. Nimm ein Weib, Gerke dann wirst Du Frieden haben!"

Mächtig arbeitete die Brust des jüngeren Mannes.

„Hochwürdiger Herr, die Maid, die ihres Herzens Maienschein mir erschlossen hat, ist mir verloren."

„Wie? Ward sie Dir ungetreu? Dann hat Euch keine echte Minne . . ."

„Nein, der Untreue wäre sie unfähig gewesen. Denket, sie sei mir gestorben."

„Gestorben? Dann bedaure ich Dich, mein armer Sohn. Aber ich weiß, es giebt Männer, denen auch die Minne zu einer Todten ein Quell des Segens und Heils geworden ist . . . schöpfe aus diesem Quell! war Deine Minne eine reine, dann wird Dich solch ein Trunk stärken und heiligen, daß Du nie ganz unglücklich sein wirst."

Gerke beugte sich über die magere, adernstrotzende Hand des Priesters, um die Thräne zu verbergen, die ihm in's Auge getreten war.

„Ich will's versuchen. Aber meine Seele dürstet nach Kampf; nach Kampf mit dieser ungerechten Welt, die so schmeichelnd verspricht und so trügerisch Wort hält!"

Der Priester seufzte:

„Du wirst die Welt nicht bessern, sie ist verderbt von Anbeginn durch den Widersacher. Freilich . . . eine neue Zeit scheint aufzugehen . . . ich sehe nur das Morgenroth derselben, Du wirst vielleicht noch den vollen Mittagglanz

genießen. Dann denke an Deinen schlafen gegangenen Freund Helmreich und folge seinem Rathe: letze Dich an der Erinnerung an eine treue, reine Minne."

„Ich verstehe nicht . . ."

„Hast Du von Johann Wicliffe gehört?"

„Dem Priester in Oxford, der vor einigen Jahren während der Messe, gerade als er das Allerheiligste hoch hielt, vom Schlage gerührt wurde, zur Strafe für seine verfluchten Ketzereien?"

Wieder irrte ein mildes Lächeln um Jakobs freundliche Lippen.

„Ich sehe, Du kennst ihn, oder vielmehr Du kennst ihn nicht ganz. Johann Wicliffe war ein treuer Diener Gottes und der Kirche; unbeirrt durch die Bullen und Bannstrahlen des Papstes hat er in einer Schrift haarscharf bewiesen, daß die Spaltung der Christenheit nur durch die Sünden der Stellvertreter Christi in Rom zu Wege gebracht ist. Furchtlos hat er die Wahrheit gelehrt, selig ist er gestorben, und der Same seines Wortes, den er ausstreute, ist auch zu uns über das Wasser geflogen und beginnt nun zu quellen und aufzugehen. Wir bedürfen einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, das sehen heut schon alle edlen Pfaffen und Laien ein, bald werden's die Spatzen von den Dächern singen."

„So war Wicliffe kein Ketzer?"

„Seine Feinde sind Ketzer, er war ein rechtschaffener Christ, und Tausende und aber Tausende von Jüngern werden ihm auch bei uns nachfolgen. Nimm diese Schrift und lies sie im Geheimen, nach dem Gebrauch bringe sie mir vorsichtig wieder . . . Du wirst dem unerschrockenen Manne beistimmen."

Gerke steckte die deutsche Uebersetzung einer von Wicliffe verfaßten Abhandlung „Von dem Betruge der Heuchler" zu sich, dankte dem Priester und wollte sich entfernen.

„Warum so eilig, mein Sohn? Schenke dem alten Manne noch ein Weilchen zum Plaudern. Erzähle mir: wem willst Du dienen, wenn Du Dein Kampfroß gesattelt hast?"

„Als ‚Einspänniger'*) will ich reiten; Keinem will ich dienen, als mir und meiner Rache."

„Sollen's die Menschen entgelten, daß Dir Gott Dein Lieb genommen?"

Gerke besann sich; der Aeußerung, die ihm wider Willen entschlüpft war, mußte er eine andere Deutung geben.

„Ich will das Unrecht rächen, das die Gewalthaber den Schwachen zufügen."

„Dann wirst Du viel zu thun bekommen. Wer sind denn übrigens unsere Gewalthaber? Der Papst? Wir haben zween Päpste und wissen nicht, welcher der rechte ist. Der Kaiser? Auch ihm ist ein Gegenkaiser erstanden . . ."

„Wie? Auch zween Kaiser giebt es jetzt?"

„Gewiß, mein Sohn; hörtest Du noch nicht davon? Pfalzgraf Ruprecht ist im letzten Sommer von den drei geistlichen Kurfürsten zum Kaiser gewählt worden, ohne daß König Wenzel der kaiserlichen Macht entsagt hat. Du siehst, man weiß nicht mehr recht, wem man in teutschen Landen zu gehorchen hat. Willst Du nun das Unrecht aller Gewalthaber rächen, so fürchte ich, Du wirst der Riesenaufgabe erliegen."

Bitter lachte Gerke auf:

„Zween Päpste und zween Kaiser! Ha, ha, ha! Zu viel des Segens! Da werden die weisen Rathmannen in den trutzigen Städten noch kecker das Haupt erheben und Fürsten und Pfaffen werden um ihre Gunst buhlen. Jetzt giebt's nur noch einen Weg; ich will ihn wandeln."

„Und wohin führt dieser Weg?"

„Auf die Schlösser des Adels. Nur der Schildgeborene kann in diesem Wirrwarr von Unrecht und Missethat noch das Recht vertreten. Ich weiß, wohin ich mich zu wenden habe."

Besorgt blickte der alte Mann auf den jugendlichen Brausekopf.

---

*) Als selbstständiger, herrenloser Reiter.

„Ich wünschte, ich könnte Dir ein Tröpflein des ‚großen Elixirs' mit auf den Weg geben, daß es Dich heil erhielte in allen Kämpfen, nach denen Dein feuriger Sinn zu verlangen scheint."

„Habt Ihr die ‚rothe Tinctur' gefunden? Seid ihr im Besitze des ‚Steines der Weisen'?"

„Noch nicht, mein lieber Sohn. Ach, ich fürchte, solch ein armes Menschenleben ist viel zu kurz, um Hermons*) Geheimniß auszudeuten."

„Hochwürdigster Herr, lehret auch mich die weiße Magie. Mein Lehrer im Kölner Kloster der schwarzen Brüder trieb sie auch; aber die bezüglichen Schriften hielt er mit sieben Siegeln mir gegenüber verschlossen."

„Sind kluge Leute unter den Dominikanern. Vielleicht that Dein Mönch Recht daran; denn man sagt, nur die Geheimhaltung des alchemistischen Bemühens führe zum endlichen Erfolge. Ich bin anderer Ansicht. Was wir in Gottes heiligem Namen treiben, das dürfen wir auch einem christlichen Bruder mittheilen. Warte! Ich will Dir etwas geben, daran Du Dich versuchen magst."

Er erhob sich schwerfällig von seinem Schemel und ging zu einer hölzernen Truhe, deren Deckel er nicht ohne Anstrengung aufhob. Nach kurzem Wühlen in allerhand Geschriften fand er das Gesuchte und überreichte es dem verlangend Zugreifenden. Es war ein Pergament, auf dem in Goldschrift ein Sprüchlein gemalt stand. Gerke staunte es ehrfurchtsvoll an.

„Suche den Sinn zu erforschen," sagte der Priester. „Ist eine Vorschrift des Synesius zur Goldbereitung:

„Himmel oben, Himmel unten,
Sterne oben, Sterne unten,
Alles oben, Alles dieses unten,
Dieses nimm und werde glücklich."

*) Hermon, ein Priester in Aegypten um 100 n. Chr., wahrscheinlich identisch mit Hermes, dem Zauberer, welcher der „Dreimalgrößte" genannt wurde.

Enttäuscht seufzte Gerke:

„Das werde ich nimmer enträthseln können."

„So dachte ich Anfangs auch," entgegnete der Priester, „aber mit der Zeit kommt Leben in die todten Worte. Doch noch eine verständlichere Anweisung sollst Du haben." Wieder bückte er sich und nahm eine zweite Schriftrolle aus der Truhe. „Dies ist eine Abhandlung Alberti Magni, des Kölner Klostergeistlichen, der uns klar beweist, daß die Verwandlung der unedlen Metalle in Gold und Silber möglich sei. Findest Du die Tinctur, die solche Verwandlung bewirkt, dann hast Du auch das ‚große Magisterium', das Dein Leben gesund bewahrt bis zu dem von Gott gesetzten Ende."

„Ich danke Euch hochwürdiger Freund; ich werde es lesen; aber ich gestehe, von den Kuttenträgern hoffe ich keine besondere Förderung mehr."

„Du irrst, mein Sohn; überwinde Dein Vorurtheil. Der große Albertus von Bollstädt war ein geachteter Gelehrter, der selbst den deutschen Kaiser in seiner Zelle empfangen durfte. Auch der Kaiser war mißtrauisch, als ihn aber der Mönch an der Hand nahm und in den Klostergarten führte — es war mitten im Winter — da sah der Kaiser blühende Bäume und sonnige Auen, die ihn an die herrlichsten Gefilde Italiens erinnerten. Da war sein Unglaube überwunden und er erkannte, daß der Mönch mit Hilfe Gottes und der Heiligen die größten Wunder verrichten konnte. Lies den Albertus Magnus und versuche, ob es Dir vielleicht gelingen wird, die große Medicin herzustellen. Hüte die Schriften aber vor dem Auge der Unkundigen und Abergläubischen, daß Dich kein Thor der ‚schwarzen Magia' bezichtige."

Nochmals dankte Gerke und küßte ehrerbietig die Hand des Geistlichen, dann verließ er mit seinen Schätzen die Priesterwohnung.

Den Winter über kochte und schmolz er allerlei geheimnißvolle Dinge in seiner Stube. Frau Reinhilde und Mechtild

schüttelten die Köpfe über diese neue Wunderlichkeit des Unberechenbaren; wenn aber Mechtild gar zu trübselig ihre Spindel drehte, dann tröstete Mutter Reinhilde:

„Laß ihn nur machen, mein Kind, ich wette, er ist darauf aus, Dir und sich selbst die Nativität zu stellen. Solch mühevoller Arbeit unterzieht man sich nicht für den ersten Besten; nur wen man lieb hat, dessen Zukunft möchte man gern kennen lernen."

Als endlich der Strahl der Maiensonne die kupferbelegte Thurmspitze von St. Steffen vergoldete, trat eines Morgens Gerke, gerüstet und schwertgegürtet, in seiner Mutter Stube.

„Um aller Heiligen willen, Gerke, was giebt es denn?" rief Frau Reinhilde, an allen Gliedern bebend. „Hat man die Sturmglocke geläutet?"

„Beruhigt Euch, Frau Mutter; ich trete in den Stegreif, um für das Recht zu kämpfen, und bitte um Euren Segen für meine Fahrt."

„So willst Du fortziehen in Krieg und Fehde? Oh, mein geliebter Sohn, wenn Du nun verwundet wirst, wer wird Dir Deine Wunden verbinden nnd Dich pflegen? Und wenn man Dich gar tödtlich treffen sollte? Bei der allerheiligsten Jungfrau! ich überlebte es nicht! — bleibe bei uns, Du liebe, böse Unrast Du!"

Sie hing an seinem Halse und streichelte ängstlich die frischen Wangen, auf denen der rinnende Abglanz des spiegelblanken Eisenhutes lag.

„Mutter, quälet Euch nicht mit grundlosen Befürchtungen. Mein Arm ist stark und mein Schwert ist scharf, und die Braune, die ungeduldig vor der Thür scharret, ist unser kräftigstes und schnellstes Rößlein; was sollte mir begegnen? So ich mir Ruhe erkämpft habe, kehre ich heim und schenke die Beute, die ich mitbringe, dem Jürgenspitale."

Er küßte die Schluchzende auf Stirn und Mund und schob seinen Schild, auf den er einen den Bogen spannenden Liebesgott gemalt hatte, höher am linken Arme empor.

„Dort steht Mechtild," sagte die Mutter unter Thränen;

„wenn Dir's nicht zu schwer fällt, von mir zu scheiden, kannst Du denn Deine hilflose Pflegeschwester, Deine treueste Freundin allein lassen?"

„Sie ist nicht allein; sie steht in Eurer Hut, und Euch Beide schützen die zuverlässigen Knechte dieses Hauses. Leb wohl, Mechtild," wandte er sich an das blaß gewordene Mädchen, das wortlos am Fenster lehnte," bete für mich, wie ich für Dich beten werde in treuem Gedenken."

Er reichte ihr die Hand.

„So gieb ihr doch einen Kuß zur Letze, mein Sohn, damit sie erfahre, daß Du's auch redlich meinst."

Jäh erröthete die Jungfrau.

Gerke zog ihr kleines Händchen an seine Lippen und raunte:

„Gott und die Heiligen mögen Dich, lieb Schwesterlein, beschützen! Flehe zur Himmelskönigin, daß sie mein armes, krankes Herz stille! "

Das scharfe Ohr der Mutter hatte die leisen Worte vernommen. Sie deutete sie falsch, und ein Strahl der Freude brach aus ihren verweinten Augen:

„Kehre bald heim, dann wird Dein Herz schon still und glücklich werden.

Noch einmal grüßte der Gewaffnete die beiden Frauenzimmer, dann schritt er klirrend aus der Stube.

Als er auf seiner muthigen Braunen von dannen ritt, wehten ihm zwei weiße Tüchlein aus einem der Fenster seines Hauses nach, und Frau Reinhilde hauchte in's Ohr der Pflegetochter:

„Muth, mein liebes Kind. Nach kurzer Trennung wird er uns wiederkehren, und wenn er Dich im Brautschmuck vor St. Steffens Altar führt, will ich dem gütigen Schutzpatron zehn Pfund Wachs opfern."

Achtes Capitel.

Die für den Maimond festgesetzte Hochzeit der Jungfrau Cordula war auf's nächste Jahr verschoben worden. An dieser Aenderung war freilich der gute Ohm der Braut ziemlich unschuldig; denn ohne die Hilfe Barbaras hätte er den starren Sinn seines Bruders nimmermehr erweicht. Der verdrießliche Herr Hans ließ aber die unerwünschte Verzögerung ganz besonders den Schöffen entgelten, für den er allerlei neue beißende Sprüche in Bereitschaft hatte.

Wenn er ärgerlich im Comptoir saß und seiner schlechten Laune mit der Bemerkung Luft machte:

„Brüder haben ein Geblüt,
Aber selten ein Gemüth" —

dann regte sich auch wohl dem sonst so sanften Schöffen die Galle und höhnisch konnte er erwidern:

„Wahrheit ist ein selten Kraut,
Noch seltner, wer sie wohl verdaut."

Das rothe Vollmondsgesicht des stolzen Rathmannes schaute ganz verblüfft drein, denn bisher hatte der Bruder noch nie gewagt, mit gleicher Münze heimzuzahlen. Was war denn überhaupt aus dem stillen ruhigen Heyne für ein heftig auffahrender, grober Gesell geworden?

Die Veränderung in Heynes Wesen war auch der gichtgequälten alten Magd des Hauses aufgefallen. Sie freute sich aber heimlich derselben, denn sie entsprach ihrer eigenen leidenschaftlichen Natur.

„Merkst Du nicht, Stoffel," flüsterte sie dem Knechte zu, wenn sie, in ein wärmendes Tuch gehüllt, mit dem dienenden Genossen des Abends vor der Thür auf dem Neuen Markte hockte, „daß unser Herr Heyne ein anderer geworden ist?"

„Freilich merke ich's," zischelte dann mit pfiffigem Augenzwinkern der schlaue Knecht, „er sticht jetzt wie 'ne Hachel und schimpfen kann er wie ein Ketzermeister. Ich weiß auch warum."

„Warum denn?"

„Ei, Jungfer Anna, weil unser Cordelchen bleiche Wangen und um die hübschen Augen dunkle Ringe hat. Ich sage Euch, er kann sie nicht leiden sehen; er hat sie zu lieb, und wäre er ein jüngerer Mann, ich glaube, er selbst stäche den Magdeburger aus und heirathete ihm die Niftel vor der Nase weg."

„Stoffel, was redest Du da für dummes Zeug! Unser Herr Heyne heirathet nicht mehr. Aber was seine Sorge um Cordelchen betrifft, da kannst Du Recht haben . . . 's ist auch ein Jammer, daß der gestrenge Herr Hans gar kein Einsehen hat. Das arme Täubchen mag nun einmal den aufgedrungenen Freier nicht leiden . . . geht mir ebenso . . du lieber Gott! einen so welken, schlaffen Burschen und ein so junges und gesundes Blut, die soll man nicht zusammengeben . . ."

„Wird auch vorläufig nichts daraus werden. Habe heute Mittag gehört, wie der gestrenge Herr Hans mit der Faust auf den Tisch schlug und wüthend rief: ‚Zum Donnerwetter, Frau, nun habe ich's satt: ein Jahr will ich noch warten, um vor Deinem und Deiner Tochter Gegreine Ruhe zu haben. Ein Jahr! verstehst Du? Im nächsten Mai aber ist die Hochzeit, so wahr ich Hans Danewitz heiße.' — So schrie er, und unsere Frau und Cordelchen zitterten vor dem Wütherich und suchten dabei die helle Freude zu verbergen, die ihnen aus den Augen leuchtete."

Stoffel Arends hatte recht gehört. Was Herr Heyne nicht vermocht hätte, das war den thränenreichen Bitten

Barbaras und dem stummen, hoffnungslosen Blicke Cordulas endlich gelungen. Herr Cuno Täschner wurde verständigt, daß er in Rücksicht auf die schwankende Gesundheit seiner Braut noch ein Jahr zu warten hätte; bis dahin würde sich das leidende Mädchen schon wieder erholen. Der Bräutigam nahm diese Kunde ziemlich gelassen auf. Er war jetzt vielfach zerstreut, kam nicht mehr täglich in die „Gottesgunst", liebte es, sich stundenlang in seinem stattlichen Hause in der Klosterstraße einzuschließen, und schien durch irgend welche geheimen Sorgen von seinen Hochzeitsgedanken gänzlich abgelenkt.

„Wenn Ihr's für besser haltet, günstiger Freund," erwiderte er dem künftigen Schwiegervater, der rücksichtslos bei ihm eingedrungen war, „gut, so wollen wir noch ein Jahr warten. Werde heut nicht mehr zu Euch kommen; habe viel zu rechnen und zu schreiben; grüßet Cordula von mir und saget ihr, daß ich, so schwer es mir auch fällt, mich gern gedulden will, wenn ich ihren Wünschen damit begegne."

So war die Sache leichter geordnet, als Herr Hans erwartet hatte. Cordula fing wieder aufzublühen an; ihre glückliche Mutter wanderte täglich zweimal nach der Marienkirche, um für die Genesung der Tochter vor dem Altare der Gewandschneidergilde knieend zu danken, und wöchentlich einmal nahm sie an den Sitzungen des Kalands theil, wo sie verzückte Gebete lallte und ihr stets gefülltes Geldtäschchen zum besten hilfsbedürftiger fahrender Priester in den Gotteskasten der frommen Vereinigung auszuleeren pflegte.

Als die Schwalben ihren Flug nach Süden richteten, strahlte Cordula in alter Frische und Schönheit, und wie durch Zauberschlag war der jähzornig auffahrende Schöffe wieder in den stillen, sanften, glücklich lächelnden Ohm zurückverwandelt. Ein beständiger, sonniger Herbst gestattete, die sonntäglichen Ausflüge nach dem Danewitz'schen Gute Lichtenberg bis Ende des Weinmondes fortzusetzen. Am Tage des Apostels Simon war Heyne mit seiner Niftel allein hinausgeritten; nur Stoffel hatte schwertgegürtet die beiden begleiten

dürfen. Heine saß in glücklichster Stimmung mit dem Pächter vor dessen Hause und kostete von den Trauben, die dieser zum ersten Male selbst gezogen hatte. Die Beeren waren saftig und süß, und Heyne war nachsichtig gegen die Kossäthen, die nach des Pächters Meldung noch mit mehreren Rauch- und Zinshühnern im Rückstande war. Stoffel lungerte im Stalle und wehrte den Fliegen, die gierig über die hafermalmenden Pferde seiner Herrschaft herfielen.

Cordula hatte ihr langes Reitgewand geschürzt und war über die Wiesen, auf denen hier und da noch ein verspätetes Blümlein nickte, bis zur Landwehr gegangen, die sich längs der Stadthaide südlich nach Stralow hinzog. Denselben Pfad war sie einst mit Gerke gewandelt. Wo mochte er jetzt weilen, der liebe Spielgefährte? War er noch in Tangermünde, wo ihn der Ohm gefunden hatte? Aus dem stattlichen Jüngling sollte nach Heynes Versicherung ein riesengroßer ernster Mann geworden sein, und der arme Gehilfe Kölre hatte sich in den reichen, wohlangesehenen Großbürger Suteminne verwandelt! Er hatte ihr treue Grüße gesandt . . . ach! es war schon lange her! Wie viel wühlende Schmerzen und herzbrechende Sorgen lagen zwischen damals und heute! Ob er wohl jetzt noch ihrer dachte? Sie blieb stehen und preßte die Hand gegen die Brust. Die Furcht vor der Zukunft legte sich wieder wie ein Alp auf ihr Herz. Wie bald würde der Traum dieses goldenen Herbstes ausgeträumt sein! Dann kam der lange bange Winter und das enge Zusammensitzen mit dem Ungeliebten, dem Schrecklichen, vor dem sie ein geheimes, täglich sich mehrendes Grauen empfand. Und dann im Lenze? Oh Du barmherzige Gottesmutter, Du wirst das Gräßliche nicht zugeben! Lieber allein und verlassen, lieber in den Mauern eines Klosters lebendig begraben, als in der Gewalt dieses heimtückischen Schleichers, dieses Schuldgezeichneten, der seine falschen, unheimlichen Augen zu keinem Christenmenschen mehr offen erheben konnte!

Mit zitternden Knieen wankte sie ein paar Schritte weiter, doch wie angewurzelt blieb sie wieder. Das war der-

selbe Platz, auf dem sie mit dem Geliebten gelagert hatte. Hier in diesem Moose hatten sie beide geruht; hier hatte er das erste, versteckte, von ihr damals kaum geahnte, doch jetzt völlig begriffene Geständniß seiner Liebe gewagt!

Sie sank in's Moos, und Thränen tropften ihr von den langen, dunklen Wimpern auf die sanft gerundeten Wangen.

„Cordelchen!" so hatte er gefragt, bist Du lieber bei ihm, als bei mir?"

Wie thöricht hatte sie ihm doch geantwortet! Wenn er jetzt wieder hier säße, an seine Brust würde sie sinken und selig bekennen: Ja, mein Geliebter, viel tausendmal lieber bei Dir als bei ihm!

Noch fühlte sie den Blick, mit dem er sie versengt hatte, noch den Gluthhauch des beschleunigten Athems, der von seinen halbgeöffneten Lippen ging. Er hatte sie küssen wollen — oh! sie wußte es jetzt mit aller Bestimmtheit! Wenn er nur lieber neben ihr säße, wie gern würde sie seine Flammenküsse dulden — dulden? nein! stürmisch erwidern mit heißem, lechzendem Munde!

Die Sprüche, die er ihr gelesen hatte, sie wußte sie auswendig. Wie ungezählte Male in den langen, schlummerlosen Nächten hatte sie diese Sprüche in sehnendem Harme wiederholt:

„Sie hat über mich Gewalt,
Sie kann all mein Trauern wenden
Und mir senden
Freude mannigfalt.
Ihrer hellen Augen Schein
Hat mich, ach! so schön empfangen,
Ganz zergangen
Ist das Trauern mein."

Heftig schossen ihr die Thränen über das Antlitz, krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren zarten Wuchs. Ihre Trauer war nicht zergangen! ob es die *seinige* war? Ach nein! ach nein! Auch er zerhärmte sich wohl in stummem, hoffnungslosem Leide!

„Ist Treue und Beständigkeit
Dir eigen, bin ich sorgenfrei;
Dann bringet niemals Herzeleid
Dein Thun und Denken mir herbei.
Hast aber Du die beiden nicht,
Darfst Du die meine niemals sein:
Wenn das geschieht, mein Herz mir bricht!"

So hatte er damals gelesen und weder er noch sie hatte geahnt, daß sich dies Wort auch an ihnen erfüllen würde. Treue und Beständigkeit hatte sie ihm wohl gewahrt, die Seine aber sollte sie nach dem harten Willen des Vaters niemals werden, und nun würde nicht nur sein Herz brechen, sondern das ihre war auch zu frühem Tode bestimmt.

„Warum weinet Ihr, stolze Jungfrau?" fragte eine fremde, weibliche Stimme.

Zusammenschauernd hob Cordula die thränenfeuchten Lider.

Ein Weib in der schlichten Tracht einer Beguine stand vor ihr; ihr Kopf war mit einem schmutzigen Schleiertuche verhüllt, aber wie glimmende Kohlen brannten ihre zwei lauernden Augen in dem wettergebräunten Antlitz.

„Wer seid Ihr? Um Gotteswillen, Ihr habt mich erschreckt! Was wollt Ihr von mir?"

„Nichts, stolze Jungfrau. Fürchtet Euch nicht! Sehe ich aus wie Eine, die einem schönen Kinde was zu Leide thut? Warum trübt Ihr Eure klaren Augen mit salzigen Zähren?"

„Habe ich denn geweint?" Sie tupfte schnell mit einem Tüchlein über die feuchten Wangen. „Ach, es kommen einem wohl manchmal schmerzliche Erinnerungen . . . Doch wer seid Ihr? Wünschet Ihr einen Scherf zu Eurer Fahrt? Dann müsset Ihr nach dem Dorfe gehen, dort weilt mein Ohm, Herr Heyne Danewitz, der Euch gern spenden wird, ich habe nichts bei mir als die Thränen, die ihr sahet."

Die Beguine hatte mit einer Art von Genugthuung zugehört, zuckende Fältchen spielten um die Winkel ihres harten, aber nicht unschön geschnittenen Mundes; bewegungs-

los stand sie und schaute fast höhnisch das immer noch sitzende Mädchen an.

„Brauche kein Geld. Bin Schwester Beate, und in den Seelenbädern giebt man mir Kost und Obdach. So Euer Ohm Herr Heyne ist, so seid Ihr Cordula, des stolzen Hans Danewitz Töchterlein. Noch nie sah ich ein Bräutlein, das heimliche Thränen vergoß, wenn ihr der glückliche Bräutigam nahe war . . . habt Ihr denn Euren Gespons verloren?"

Cordula schüttelte unwillig das Haupt, das dreiste Fragen der Fahrenden ward ihr lästig.

„Ihr seid stolz, Jungfrau," fuhr die Beguine unbeirrt fort, „wohl gerade so stolz, wie Euer Herr Vater. Auch dessen Vater war ein stolzer Herr . . . ich erinnere mich noch seiner . . . ich war ein junges, unerfahrenes Blut und sah ihm oft staunend nach, wenn er, geschmückt mit goldenen Borten und das klirrende Schwert an der Seite, nach dem berliner Rathhause schritt und nachlässig die Gaffer grüßte, die scheu zur Seite wichen. Ja, ja . . . er war stolz . . . aber gegen die hübschen Mägdlein war er herablassend, hi, hi, hi! und konnte ihnen gar freundlich begegnen. Habe ihn recht bedauert, daß er so ohne Pflege und heilige Wegzehrung in einer eklen Hütte an der Pest sterben mußte; wird ihm wenigstens eine Erleichterung im letzten Stündlein gewesen sein, daß er immer so gütig und großmüthig gegen die armen Dirnen war, denen er seine Gunst schenkte . . ."

„Haltet ein! Wollt Ihr das Andenken meines Großvaters schmähen?"

„Ich? schmähen? Gott bewahre! Loben will ich ihn und sein gutes, sein leutseliges Herz! Was denket Ihr von mir? hi, hi, hi! Bin eine christliche Schwester und rede nur Gutes von den Menschen. Doch Ihr scheinet nicht glücklich, mein schönes Täubchen! Will Herr Cuno das Küssen nicht lernen? Ach, er hat doch so reiche Uebung in dieser Kunst gehabt . . ."

„Woher wisset Ihr das?" fuhr Cordula heftig auf.

„Ei, ei! wie wild Ihr werdet! Will Niemanden anschwärzen, Niemandem Böses nachsagen . . . glaubte nur, auch Ihr hättet davon gehört, daß Herr Cuno keinem hübschen Weiblein aus dem Wege gehen konnte. Doch das war früher, wo er noch in Magdeburg Sprenkel stellte . . . jetzt zappelt der schlaue Vogelsteller wohl selbst in der Schlinge, und Ihr habt ihn zahm und gefügig gemacht."

„Geht, Schwester Beate, ich will nichts mehr hören."

„Habt Ihr ihn denn so lieb?"

„Ihn?" Verächtlich kam es über Cordulas Lippen. Fast hätte sie ihrem Widerwillen gegen Täschner weiteren Ausdruck geliehen, aber sie bezwang den Antrieb dazu, sprang auf und sagte bestimmt: „Geht nach dem Dorfe und erzählet meinem Ohm, was Ihr auf dem Herzen habt! Eure Worte beleidigen das Ohr einer reinen Magd."

„Wollte Euch nicht wehe thun, stolze Jungfrau, verzeihet mir! So Ihr der fahrenden Beguine etwas Gutes erweisen möchtet, kommt mit mir! Ich fürchte mich, allein zu gehen."

„Seid Ihr denn nicht gewöhnt, auf einsamer Fahrt jeder Gefahr kühn in's Antlitz zu schauen? Hier habt Ihr nichts zu fürchten; wir sind im Schutze der Landwehr."

„Das meinet Ihr; und doch giebt es Fälle, wo die Strauchreiter auch die Landwehr durchbrachen und Schrecken und Entsetzen in die umfriedeten Ortschaften trugen. Habt Ihr noch nichts von Gerke Suteminne gehört?

Cordula stutzte.

„Ihr wollet doch Herrn Suteminne nicht zu den Strauchreitern zählen?"

„Wer mag dem Verwegenen trauen? Mit den Fehdern reitet er sengend und brennend durch die Marken, dem Johann von Quitzow ist er gesellt, und der Ruf seiner wilden Thaten durcheilt auf Windesflügeln die Lande."

Verrätherische Gluth stieg in die Wangen der Jungfrau.

„Woher wisset Ihr das? Erzählet mir mehr von ihm; aber erst schwöret mir, daß Ihr nicht mit Lug und Trug umgehet, sondern die Wahrheit künden wollt."

Mit einem heimlichen Schielblick streifte die Beguine das Mädchen, das jetzt fügsam neben ihr wandelte.

„Ich lüge nicht, zu Gott und den Heiligen sei's geschworen! Nach dem Quitzow'schen Schlosse Plaue ist der Riese geritten und hat seine Hilfe freiwillig dem Schloßbesitzer angetragen. In der Fehde mit den Brandenburgern weicht Gerke nicht von der Seite des Ritters Johann. Einmal war dieser in einen Hinterhalt der Städter gerathen und von allen Seiten wurde er hart bedrängt; da hat ihn Gerke mit der Schärfe seines Schwertes herausgehauen und ihn der Rache der Wüthenden entzogen. Wie der ‚hörnene' Siegfried soll er fechten und dreinschlagen; man sagt, er sei ein Zauberer, der sich fest gemacht hat, so daß ihm irdische Waffen nichts anhaben können; vielleicht hat er auch Drachenblut getrunken. Die Berliner Rathmannen mögen sich hüten, daß er nicht auch über sie komme, wie Simson über die Philister!"

Eine Fluth widerstreitender Gefühle durchwogte die Brust der Aufhorchenden. Gerke im Bunde mit den städteschädigenden Rittern? Konnte das möglich sein? Und wenn das der Fall war, Raubgier und Beutelust hatten den Geliebten nimmer in den Stegreif getrieben! Sein Sinn war edel, seine Hand war rein. Sie wußte, daß er kein Unrecht dulden konnte und daß ihm Gerechtigkeit so theuer war, wie das eigene Leben. Aber was wollte er im Gefolge der schloßgesessenen Herren? Wie paßte der schlichte Eisenhut des Tangermünder Bürgers unter die gekrönten Helme des übermüthigen Adels? Wollte er gar der trutzigen Spreestadt, die ihn so schnöde behandelt hatte, Fehde ansagen? Hoffte er stürmend über die Stadtmauer zu steigen und die Geliebte siegreich dem väterlichen Herde zu entführen? Beim heiligen Blute von Wilsnack! das sollte er nicht; sie liebte ihn gewiß mehr als sich selbst, aber die Treue, die sie als fromme Christin ihrem Gott und Heilande gelobt hatte, durfte nicht Schaden leiden zu Gunsten der Treue gegen den minniglichen Mann. Du sollst Vater und Mutter ehren! So lautete das Gebot, das sie schon als zartes Kindlein gelernt hatte.

Und wenn der Vater auch hart und eigenwillig war, ihr, der Tochter, stand es nicht zu, dem Harten und Eigenwilligen den kindlichen Gehorsam zu weigern; blieb er bei seiner Forderung, dann würde sie ihr Haupt in Ergebung neigen, wie ein Opferlamm, und sich lieblos, ja mit heimlichem Grausen, dem Gehaßten und Verachteten darbringen, nur um der heiligen Pflicht der Tochter nichts zu vergeben.

Ihr Schritt verlangsamte sich, als wenn sie Bleigewichte an den Füßen hätte. Sie ahnte, wie unendlich schwer trotz alledem eine solche Pflichterfüllung sein würde. Wurzelte doch das Bild des Geliebten mit tausend Fasern in ihrem Herzen! Sie würde innerlich verbluten, wenn sie all diese feinen Verbindungen lösen und die tiefverzweigten Wurzeln herausreißen sollte . . . und doch! und doch! . . ."

„Woran denket Ihr, stolze Jungfrau?" hob die Beguine wieder an, der es Behagen zu bereiten schien, die schweigsam Wandelnde auf's Neue zu quälen. „War der Suteminne nicht einst Gehilfe in Eurem Hause? Bangt Ihr um ihn, daß er in Kampf und Fehde Schaden nehmen möchte? Dafür würde Euch Herr Cuno wenig Dank wissen, hi, hi, hi!"

Das Weib war schrecklich. Scham und Unwille regte sich in Cordula, daß ihre Gedanken dem durchdringenden Blicke der Beguine so offen dazuliegen schienen.

„Euer Odem ist giftig, Schwester Beate!" sagte sie abwehrend, indem ihre jähe Gluth die Wangen färbte, „so Ihr Eure stechende Zunge nicht wahren könnt, so lasset mich allein gehen. Dort jenseits der Wiese liegt das Dorf; Ihr könnet nicht mehr fehlen."

„Nu, nu! nehmt's nicht übel! war ja eine harmlose Frage; ich merke ja, daß sie Euch nichts anging."

„Gott sei Dank! Da seid Ihr endlich, Jungfer Cordelchen!" keuchte Stoffel, der besorgt nach der so lange Ausbleibenden gespäht hatte und ihr jetzt über die Wiese entgegen gelaufen kam, „habe Euch schon an allen Ecken und Enden gesucht. Beim heiligen Steffen!" — (er liebte es,

beim Schutzpatron der Pferde zu schwören) — „wen habt Ihr denn da aufgelesen? das ist doch nicht die Roggenmuhme? Er bekreuzte sich und musterte mißtrauisch die Beguine.

„Eine fahrende fromme Schwester ist es," strafte Cordula den wenig Rücksichtsvollen. „Weise ihr den Weg zu meinem Ohm, daß er ihr eine Gabe spende."

„Danke, danke, Eures Geldes begehre ich nicht; es genügt mir, Eure Bekanntschaft gemacht zu haben, hi, hi, hi. Lebet wohl, stolze Jungfrau!"

Hastig grüßte die Beguine und wandte sich einem Seitenpfade zu, der durch ein Föhrengehölz nach dem Stralowerthor führte.

Stoffel blickte ihr verdutzt nach; dann sagte er erleichtert: „Lasset sie laufen, Jungfer Cordelchen; sie sieht einer Vogelscheuche ähnlicher, denn einer gottgelobten Schwester. Wenn Euch mal wieder solch ein fahrendes Weibsbild über den Weg kriecht, dreht ihm den Rücken zu; diese frommen Schwestern sind Wölfe in Schafskleidern, sind nichtsnutzige . . ." Er besann sich und sagte in verändertem Tone: „Kommet nur in's Dorf! Der gestrenge Herr Heyne wird schon warten, und es ist Zeit, daß wir an den Heimritt denken."

Schwester Beate war schnell, wie ein gescheuchtes Wild, in's nahe Föhrenholz gehuscht. Dort, hinter dem ersten stärkeren Stamme sich bergend, machte sie Halt und lugte zurück nach den Beiden, die über die Wiese dem Dorfe zuschritten. Eine wilde Schadenfreude loderte aus ihren Raubvogelaugen; sie erhob den rechten Arm und schüttelte ihn drohend.

„All das Leid, das Dein schelmischer Großvater über mich brachte, komme auf Dein Haupt, Du albernes Gänslein! Jede Zähre, die Du heimlich vergießest, ist ein Sühnopfer für die Schmach, die mir der hinterlistige, treulose Rathmann bereitet hat. Die Pest, die ich ihm täglich, stündlich in die Gebeine wünschte, hat ihn endlich aufgefressen mit Haut und Haar, hi, hi, hi! aber mein Haß ist nicht gesättigt; er soll

die Sünde des Vaters heimsuchen am Sohn und an der Enkeltochter. Wahre dich, du Danewitz'sche Sippe! wahre dich vor der Schwester Beate!"

Sie verzerrte die Lippen und knirschte mit den lückenlosen Zahnreihen; dann sank ihr plötzlich der krampfhaft gespannte Arm herab, und, wie eine Kranke, wankte sie langsam dem Stralower Thore zu.

Neuntes Capitel.

Und wieder war der Lenz erschienen, aber die Brautsuppe sollte in der „Gottesgunst" noch immer nicht gekocht werden. In der Mark herrschte Zorn und Empörung, Unruhe und Schrecken, so daß ein berliner Rathmann wahrlich Wichtigeres zu bedenken hatte, als seiner Tochter die Hochzeit zu bestellen. Die unglaublichsten Gerüchte störten die Leute auf. Siegmund, der Bruder Wenzels, sollte die Absicht haben, die ganze Neumark dem deutschen Orden zu verpfänden. Die berliner Bürger ballten die Fäuste. War es denn das Loos dieses unglücklichen Landes, wie ein schlechtes Geldstück aus einer Hand in die andere zu gehen und dabei immer kleiner und werthloser zu werden? Jeder, der nur ein Schwert hatte und dem sein Gelüste als Rechtstitel genügte, suchte sich einen Fetzen der preisgegebenen Marken anzueignen, und nun sollte gar das ganze rechte Oderufer dem stolzen Herrn Conrad von Jungingen, dem unberechenbaren Hochmeister des deutschen Ordens, durch einen einzigen Federstrich überantwortet werden?

Hans Danewitz, der schon seit Jahren ununterbrochen dem Rathe, entweder dem alten, oder dem neuen, angehörte, saß Tag für Tag auf dem Rathhause und besprach sich eifrig mit seinen sorgenbeschwerten Genossen. Wäre es nach ihm gegangen, die beiden Spreestädte hätten das lastende Joch des alten Jobst, der unthätig dem allgemeinen Elende von

Mähren aus zuschaute und immer nur die Steuern pünktlich einforderte, entschlossen abgeschüttelt und sich nach dem Beispiele der Vororte der deutschen Hansa auf eigne reichsunmittelbare Füße gestellt. Er wetterte gegen die treulosen, habgierigen Landesherren und schimpfte auf den feigen Landeshauptmann, den Bischof Johann, der schlaff und kraftlos die Zügel des Regiments führte und nicht einmal die Plackereien elender Strauchritter abzuwehren verstand.

Als nun gar die Nachricht von einem großen Bunde der mächtigsten Feinde der Mark nach Berlin kam, da war des grimmigen Scheltens und des fruchtlosen Berathens kein Ende, und nur dem Eifer des ungestümen Herrn Hans verdankte es Stadt und Land, daß überhaupt Etwas geschah und der „scheinheilige Pfaffe, der nur für das eigene Lebuser Gebiet besorgt war," aus seiner Unthätigkeit aufgerüttelt wurde. In der That, die Lage war diesmal eine recht ernste. Die Herzöge von Stettin hatten sich mit den Herzögen von Wolgast, mit Ulrich von Mecklenburg-Stargard und mit den gefürchteten Grafen von Lindow verbunden und den Lindower Grafen hatte sich Dietrich von Quitzow gesellt, von dessen unüberwindlicher Tapferkeit in allen Trinkstuben die ungeheuerlichsten Mären erzählt wurden. Der Bischof hätte wohl noch immer gezögert, das erforderliche Kriegsvolk zusammen zu bringen, wenn ihn Hans Danewitz nicht ohne Unterlaß bestürmt hätte; so gab der hochwürdige Herr denn endlich dem Drängen nach und erließ den Befehl zum Aufgebot der Städte und Vasallen. Auch Berlin stellte seine Rüstwagen und seinen Theil an bewaffneter Mannschaft, und manch ein Wollenweber gab seiner Eheliebsten einen wehmüthigen Schmatz zur Letze, da er mit Armbrust und Eisenhaube dem verwegenen, stahlgeschienten Hauptmann der Stadt folgen mußte.

Von einer Hochzeit konnte vorläufig keine Rede sein. Selbst Cuno Täschner sah dies ein und mit saurer Miene fügte er sich in den erneuten Aufschub. Er war in letzter Zeit wieder zugänglicher geworden, und seine Zerstreutheit

schien er glücklich überwunden zu haben. Die Angst vor jener geheimen Macht, die ihm einst den Ladebrief an die Thür seines Magdeburger Hauses gesteckt hatte, war nach und nach von ihm gewichen; über ein Jahr war vergangen, ohne daß ein Rächer auf seiner Spur aufgetaucht war; er hatte sich also doch wohl gut berathen, als er an die Spree verzog; der Arm der heimlichen beschlossenen Acht reichte nicht bis hierher.

Manchmal wandelte er noch am späten Abende durch die Oderberger Straße und über die lange Brücke nach der Schwesterstadt Cöln. Dort ging er bei der Kirche von St. Peter vorüber und gewann das Teltower Thor. Der Thorwärter, dem der abendliche Lustwandler gar wohl bekannt war, öffnete ohne Weiteres den angelehnten Flügel und ließ den stolzen Herrn hinaus in's Freie. In der „weichen Holzung" der Mirika stand diesseits der Landwehr, am Schöneberger Wege, unfern dem Cölner Halsgerichte, ein Spital mit einer Kapelle. Dieses, der heiligen Gertraud geweihte Siechenhaus war mit einem Beguinen-Convent vereinigt; und manch ein mittelloser Kleinbürger Cölns, der die Pfennige für ein Bad im städtischen Badehause an der Spree nicht zu erschwingen vermochte, pflegte sich hier ein „Seelenbad" von der Hand der frommen Schwestern umsonst bereiten zu lassen.

Ein Bad begehrte Herr Cuno nun freilich nicht. Er umschlich das Beguinenhaus, blieb dann vor einem der zahlreichen Fenster stehen, klopfte dreimal leise in die Hand und hustete auf eigenthümliche Weise.

Bald darauf knirschten Schritte im Sande und eine weibliche Gestalt huschte längs der Mauer des Hauses auf den Wartenden zu.

„Seid Ihr es schon wieder?" murrte eine harte Stimme, „was wollt Ihr denn? Läßt Euch die Ungeduld nicht ruhen? hi, hi, hi!"

„Spare Dein Lachen, alte Vettel! und folge mir dort

in's Holz. Die neugierigen Glotzaugen Deiner sauberen Genossinnen brauchen uns nicht bei einander zu sehen."

„Ihr schämet Euch mit mir zu reden? Ei, Herr Cuno, es gab eine Zeit, wo die Schwester Beate Euch stets willkommen war . . ."

„Nenne nicht meinen Namen! Fort von hier!"

Er schritt voran in die Heide, und die Beguine trippelte mit höhnischer Miene hinterdrein.

Als sie beide den Schutz der Erlenholzung erreicht hatten, hob Täschner wieder an:

„Du bist jüngst im Lande umhergefahren . . . warst auch in Magdeburg?"

Beate nickte.

„Hast Du was von Richenza erfahren?"

„Nein."

„Wo ist sie?"

„Das solltet Ihr besser wissen, denn ich. Ihr seid ja wohl ein großmüthiger Herr, werdet Ihr schon ein paar Schock Groschen geschenkt haben, daß sie nicht nöthig hat, das Bettlerinnenzeichen zu tragen . . . hi, hi, hi!" Ihr Gelächter schien anzudeuten, daß sie das gerade Gegentheil voraussetze.

Cuno faßte sie beim Arme:

„Weib, laß Dein verfluchtes Grinsen, oder . . ."

„Oder? Wollt Ihr mir etwa drohen? Ich dächte, stolzer Herr Cuno, Ihr hättet alle Ursache, Frieden mit mir zu halten . . ."

„Schweig!" unterbrach er sie, aber unwillkürlich schlug er einen milderen Ton an. Sage mir, wo der Heinz steckt."

„Ist nach wie vor Gehilfe des lobwürdigen Herrn Anshelm."

Verächtlich zuckte Cuno mit den Schultern:

„Bei dem plattnasigen Hungerleider wird er nicht fett werden."

„Wer weiß? Herrn Anshelms Ansehen ist im Steigen, man sagt, er gelte viel beim Herrn Erzbischof . . ."

„So mag er seine erübrigten Groschen auf dem Altar des Domes niederlegen . . . ha, ha, ha! solche Leute sind nicht gefährlich."

„Was geht Euch der Heinz an? Fürchtet Ihr Euch vor dem kleinem Knirpse! Denkt doch lieber an Euer süßes Bräutchen! Wann ist die Hochzeit, günstiger Herr?"

„Wenn der Teufel müde wird, dies Land zu placken."

„Wie? ist sie verschoben? Ei, da wird sich Jungfer Cordula und der schleichende Herr Heyne freuen . . . Nein, Herr Cuno, was seid Ihr für ein weichmüthiger Bräutigam! Solltet Euch von dem spröden Rathstöchterlein nicht so zum Narren halten lassen."

„Suchst Du wieder Dein Gift zu spritzen, alte Kröte? Kann ich's ändern? Lassen sich die pommerschen und mecklenburgischen Herzöge von mir das Schwert aus der Hand winden? Tod und Teufel! es ist Pech genug, daß ich Herrn Hans Recht geben muß, wenn er uns noch warten heißt."

„Und das Warten wird Euch sauer? ja? Oh gewiß! ich kann mir's denken. Waret immer ein verliebter Täuberich, und so ein hold gefiedertes Vöglein wie Jungfer Cordula ist Euch noch nimmer in den Schlag geflogen. Wäre ein rechtes Unheil für Euch, wenn plötzlich der Rathsherr stürbe . . . Dann stiebte das Vöglein auf Nimmerwiedersehen davon, und das schöne Erbe des reichen Gewandschneiders steckte ein Anderer ein . . . hi, hi, hi!"

Es war ein Zwiespalt in Beatens rachedurstigem Herzen. Sie gönnte der Jungfer Cordula den ungeliebten und aufgezwungenen Gatten je eher, je lieber; und dennoch bereitete es ihr nicht minder Lust, daß dem ungeduldigen Freier das ersehnte Ziel seines berechnenden Begehrens, gerade wenn er es erreicht zu haben wähnte, immer wieder in die Ferne gerückt wurde.

Auch in Täschners Brust rangen widerstreitende Empfindungen. Er haßte Beate, die Manches aus seinem Vorleben wußte, das sie zu seinem Nachtheil ausbeuten konnte, er mußte sich ihre höhnische Art gefallen lassen, und dennoch

suchte er sie immer wieder auf, weil ihn eine geheime, kaum sich selbst eingestandene Unruhe übermächtig zu diesem Weibe hinzog, das mit der von ihm ängstlich gemiedenen Erzbischofsstadt noch in Verbindung stand. Manchmal war ihm ganz sonderbar zu Muthe. Hatte er auch in neuerer Zeit gewisse Befürchtungen abgethan, blickte er auch gelassener in die Zukunft, so kamen doch auch jetzt noch Augenblicke, in denen ihm plötzlich ein kalter Schauer über den Rücken lief und ein Kribbeln durch die Wurzeln seiner stets sorgfältig geordneten Haare ging. Wenn von Magdeburg her noch wirklich ein verspätetes Wetter für ihn aufsteigen sollte, dann war Beate vielleicht das einzige Wesen, das ihn durch rechtzeitige Warnung schützen konnte. Freilich, heut kam ihm diese Erwartung recht thöricht vor, er hörte ja den Spott aus jeder Silbe dieses unheimlichen Frauenzimmers und wüthend brauste er auf:

„Die Pest in Deinen Hals, Du heisere Unke! Ich hoffe, mein Freund Danewitz wird noch so lange leben, bis er sieht, wie Dich der Büttel durch die Zähne brennt."

Wünschet mir Besseres, günstiger Herr, sonst könnte ich Euch Gleiches mit Gleichem vergelten. Als ich einmal Nachts aus Eurem Magdeburger Hause auf den Domplatz trat, da steckte ein Brieflein in einer Kerbe der Thürpfoste .. weiß nicht, für wen es geschrieben war . . . sollte es aber Euch gegolten haben, dann dächte ich . . ."

Mit krampfhaftem Drucke legte sich Cunos Hand auf ihren Mund.

„Schweig, verfluchte Hexe! Es könnte Jemand Deine giftigen Lügen hören und ihnen Glauben schenken."

Die Schwester kicherte, trat einen Schritt zurück und sagte gleichgiltig:

„Kann mich ja geirrt haben; es war ziemlich dunkel in jener Nacht. Aber, nicht wahr günstiger Herr, wir bleiben die alten Freunde? Habt Ihr mir ein paar Pfennige mitgebracht, daß ich mir einen Krug Bernower Bier kaufen und auf Eure Gesundheit trinken kann?"

Sie schielte hämisch nach ihm hin.

Er schob seine Hand in die Tasche und holte einige Geldstücke hervor.

„Da, nimm! und nun enthebe mich Deines Anblicks. So Du aber etwas Neues erfährst . . ."

„Ihr meint wegen des Krieges?"

„Stelle Dich nicht dumm! Wenn Du etwas über Heinz oder Richenza erfährst, so giebst Du mir augenblicklich Kunde. Verstanden? Dein Schade soll es nicht sein."

„Ich weiß, ich weiß . . . Ihr seid ein freigebiger Herr, hi, hi hi!"

Er wandte sich um das widerliche Lachen nicht länger zu hören, und kehrte beschleunigten Schrittes nach dem Thore zurück, das der Wachtsetzer eben schließen wollte.

Es vergingen Wochen, ehe er diese Unterredung vergessen konnte; oft genug verwünschte er die zähe Lebenskraft gewisser Erinnerungen, die er längst begraben wähnte und die doch immer wieder aus ihrem Scheintode erwachten. Erst als der Landmann mit funkelnder Sense die kaum gereifte Roggenfrucht niedermähte, um den Ertrag der Felder so schnell als möglich vor dem näher tobenden Kriegsvolke zu bergen, gelang es Herrn Cuno, sich das Gekeife der landfahrenden Hexe aus dem Sinne zu schlagen; täglich drangen schreckhaftere Nachrichten aus dem Barnim in die beunruhigte Stadt, und in der Fluth der allgemeinen Erregung ging das Tröpflein persönlicher Sorge und Angst völlig verloren.

Die Pommern waren in die Mark eingefallen; das unglückliche Städtchen Zehdenick sollte schon genommen und ausgepocht sein! Und gerade jetzt, in dieser höchsten Noth, war das Land auf's Neue verstümmelt worden; die gefürchtete Verpfändung der Neumarkt war eingetroffen: für 63000 ungarische Gulden war alles Land jenseits der Oder dem deutschen Orden verschachert, und Jobst saß ungerührt in Mähren und that nichts, um das hereindrohende Elend abzuwenden!

... Nahe dem Einflusse der Havel in die Elbe wühlten die Hufe einer weißgestirnten braunen Stute den Staub des sonnendürren Weges auf. Auf dem Rücken des starken Thieres saß kerzengerade ein tadellos bewaffneter Einspänniger; auf seiner Rüstung rannen flirrende Lichter von seinem baumlangen Speerholz flatterte ein rothes Fähnlein. Es war ein heißer Tag, und der Reiter klatschte gelegentlich mit jäh zufahrender Hand nach der Stechfliege, die ihren Rüssel in den Hals der schwitzenden Stute zu bohren suchte. Er that dies aber unbewußt, denn seine Gedanken weilten fern in seinem Heim, wo manch ein Thränlein bei seinem Scheiden geflossen war. Noch fühlte er den mütterlichen Segenskuß von Frau Reinhildes Lippen; noch fächelte ihm der warme Odem Mechtilds, die ihm, als er schon in der Hausthür stand, noch ein letztes Mal die dringliche Bitte in's Ohr geraunt hatte, er möchte sich schonen und nicht unnöthig Gefahren aussetzen. Die gute Mechtild! Es war doch wohlthuend, ein so herziges Schwesterlein zu haben; sie hing an ihm, als wären sie beide mit der Milch derselben Mutter großgesäugt worden.

Doch ein anderes Bild trat vor seine Seele; es war dem Bilde Mechtilds nicht unähnlich und doch ein anderes! Eine größere und vollere Gestalt als die der Pflegeschwester; noch goldiger schimmernde Haarflechten, noch hellerer Edelsteinglanz in den tiefblauen Zauberaugen! Er sah einen Arm ... nichts ließ sich diesem Arm vergleichen! Gar manchmal hatte er ihn heimlich bewundert, wenn Cordula in der Küche hantierte und unbefangen den Aermel heraufgestreift hatte! Diese blüthenweiße Zartheit der Haut, diese weichen sanftgerundeten Formen, dieser allerliebste Ellbogen mit seinem, dem Kelche einer Rose entnommenen lebhafteren Farbentone! Es war kein sinnliches Begehren, das diese Gesichte dem Reiter erregten, vielmehr ein rein seelisches, keuscherschauerndes Sehnen, ein zagendes, selbstloses, opferfreudiges Aufschwellen des Herzens. Er faltete die Hände und flehte zur himmlischen Jungfrau, ihm diese einzig ge

liebte Maid zu behüten und sie nicht dem tückischen Schelm zu opfern, auf dessen Zunge keine Wahrheit und in dessen Brust keine Ehre war. Unwillkürlich steigerte sich sein Flehen zu einem heißen stürmischen Verlangen — er hatte ja nur dies einzige Anliegen an die Gottheit, konnte es ihm denn verweigert werden? Wie oft schon hatte er plötzlich den Schmelztiegel aus der Hand gestellt, wie oft die Feder, mit der er die Sprüche seiner Sänger auf's Neue zusammenschrieb, fortgelegt, um dieselbe Bitte zu wiederholen und ihre Erfüllung in aufbegehrender Weise vom Himmel zu ertrotzen!

Als er auch jetzt sein ungestümes Amen gesprochen hatte und die Zügel seiner Braunen wieder fester faßte, ging ihm das Sprüchlein aus „Freidanks Bescheidenheit" durch den Sinn:

Mit Zürnen und mit Drohen gar
Läßt Gott sich nehmen nichts fürwahr;
Wir müssen bitten ihn und flehn,
Mit Ungestüm kann nichts geschehn."*)

Ach ja, er sah es ein; er mußte noch viel sanfter, wie demüthiger und ergebener gegen die himmlischen Mächte werden; dann würden sie sich seiner schon erbarmen und ihm endlich gewährend lächeln. Und wenn er sein Haupt in Demuth vor dem hohen Himmelsherrn beugen lernte, um so trutziger durfte er es vor den irdischen Gewalthabern in den Nacken werfen. Nieder mit den Städten und ihrem übermüthig-ungerechten Regimente! Das war und blieb seine Losung. Je mehr die aufstrebende Macht dieser Städte gebrochen wurde, desto freier konnte der ritterliche Adel schalten,

*) Für Freunde unserer Kirchenlieder-Dichtung sei hier auf eine merkwürdige Uebereinstimmung Freidanks und Paulus Gerhards hingewiesen, obgleich der letztere die Sprüche der „Bescheidenheit" sicher nicht gekannt hat. Paulus Gerhardt singt in seinem klassisch-schönen Liede: „Befiehl du deine Wege" u. s. w. in der zweiten Strophe:

Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigener Pein
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen;
Es muß erbeten sein."

der allein noch Gerechtigkeit und Ehre mannhaft vertrat und lieber mit der zerbrochenen Klinge in der Faust zu Grunde ging, als daß er sich ein Titelchen von seinem Rechte verkümmern ließ.

Diese feste Zuversicht auf den Adel hatte ihn auch in diesem Jahre nach Plaue zu seinem ritterlichen Freunde Johann von Quitzow geführt, mit dem er eine gemeinsame Kriegsfahrt zu unternehmen gedachte. Der schlanke, hochgewachsene Edelmann war aber anderweit beschäftigt gewesen; er hatte das ihm von seinem Schwiegervater Lippold von Bredow erst verpfändete Schloß in seinen endgiltigen Besitz gebracht und ging jetzt damit um, es durch Erhöhung und Verstärkung der Mauern in eine uneinnehmbare Feste zu verwandeln. „Wir reiten ein andermal, Gerke Suteminne!“ hatte Johann gesagt; „erst gilt es, mein Nest zu sichern, nach dem meine lieben Feinde ringsum gar heißes Verlangen tragen. Kannst Du aber nicht warten, so reite nach Quitzhövel zu meinem Bruder Dietrich; Du wirst ihm willkommen sein, er hat der Mark abgesagt und kann solche Recken, wie Du, gar herrlich brauchen.“ — Da hatte der Riese sich wieder auf's Pferd geschwungen und ohne Knecht, nur der eigenen Kraft und dem Ansehen vertrauend, das seinem Namen schon überall vorherging, war er havelabwärts geritten und heute dem Ziel seiner Fahrt näher gekommen. Er hob das Haupt und erblickte vor sich das hochgethürmte, mauernstarrende Stammschloß der Quitzow'schen Sippe. Von einer Zinne über dem Thore hing ein Fahnentuch mit dem Bilde eines schräg getheilten Schildes, aus dessen beiden Feldern je ein sechseckiger Stern flammte: der Schloßherr war also anwesend. Gerke ritt im Schritt an die Brücke und verständigte den Thorwärter von seinem Begehr. Nach einer Weile wurde das Fallgatter in die Höhe gewunden, und der Gast durfte in den inneren Schloßhof einreiten, aus dessen Ecken ihm mehrere wüthend kläffende Hunde entgegenschossen.

„Zurück, ihr Rüden!“ herrschte die gebieterische Stimme eines Mannes, der kaum die Vierzig überschritten haben mochte

und mit kurzer Kopfdrehung kühl und vornehm nach dem Kömmling blickte. „Mich däucht, ich sah Euch schon in Plaue. Ihr seid Gerke Suteminne . . . was bringt Ihr mir?“

„Einen Gruß Eures Bruders, stolzer Herr, und mein Schwert, das sich nach Arbeit sehnt.“

Ueber Dietrich von Quitzows finsteres Gesicht flog ein heller Schein:

„Dann seid willkommen! An Arbeit soll's uns beiden nicht fehlen. Heda, Claus! Nimm dem Herrn sein Pferd ab! . . . stattliches Thier, beim Wunderblut! Ein Rücken wie Stahl! Auf diesem Pferde in den Feind zu brechen muß eine Lust sein! Kommet mit mir, Suteminne! Bei einem Kruge Bier sollt Ihr mir erzählen, wie's in Plaue steht.“

Er zog die Hand des Riesen durch seinen Arm und führte ihn in eine waffengeschmückte Halle, die sich nach dem inneren Hofe öffnete.

Nachdem sie beide einander zugetrunken hatten und Gerke seiner Nachrichten aus Plaue ledig war, lehnte sich Dietrich auf seinem festen Eichenholzsessel zurück, schlug ein Bein über das andere und sagte:

„Die Ruppiner sind gestern zu den Pommern gestoßen; heute früh ist die gesammte Kriegsmacht gen Süden aufgebrochen. So Ihr Eurer Braunen nicht Ruhe gönnen wollt, so reitet über Wusterhausen und nördlich des Luches nach Bötzow; dort, denke ich, werdet Ihr das Heer treffen und könnt Euch gleich an lustiger Fehde betheiligen . . .“

„Bei Bötzow, stolzer Herr? Man will doch nicht die Holtzendorff'sche Burg umlegen?“*)

„Allerdings. Es gilt, die Havelschlösser in unsere Gewalt zu bringen; dann liegt der Barnim wehrlos vor uns da.“

„Dann bedauere ich, umsonst den weiten Weg gemacht zu haben; ich reite wieder nach Hause.“

*) D. h. belagern.

„Plagt Euch der Teufel, Suteminne? Ihr werdet doch nicht?“

„Ja, Herr; an einem Sturme wider Bötzow nimmt Gerke Suteminne nimmer Theil.“

„Warum denn nicht?“

„Weil der Junker Werner von Holtzendorff mein Freund ist. Gegen einen befreundeten Edelmann ziehe ich nicht mein Schwert; den Städten nur gilt meine Rache.“

„Um die Städte zu züchtigen, muß man erst die Burgen brechen, die auf dem Wege zu den Städten liegen. Uebrigens . . . Ihr gefallt mir, Ihr habt ein adlig Herz und bewahrt die Treue. Eurem Freunde Werner wird nichts Schlimmes widerfahren; sein Vater, Herr Gerhard, haust auf dem Schlosse; merkt er, daß er's nicht halten kann, so wird er unterhandeln und seine Sippe in Sicherheit bringen. Wißt Ihr was? Bleibet bei mir, bis die Geschichte bei Bötzow vorüber ist. Inzwischen wird mein langsamer Freund, der Herzog Ulrich von Mecklenburg, wohl fertig sein mit seinen Rüstungen; dann rücken wir zusammen nach; ohne den Dietrich von Quitzow wagen sich die Pommern nicht weiter vor.“

Gerke überlegte, dann sagte er entschlossen:

„Gut, ich bleibe; ich will mich Eurem Banner gesellen, stolzer Herr, denn mir ist, als ob Ihr siegreich den starren Nacken dieser märkischen Rathmannen beugen werdet. Gebt meinem Pferde Futter und mir ein Obdach! Sobald Ihr satteln laßt, sattle ich auch, und so ihr einhauet, will ich an Eurer Seite fechten.“

„Das habt Ihr wohl bedacht, Suteminne! Hier ist meine Hand, schlaget ein!“

Ende des ersten Theils.

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender in Breslau.

Gerke Suteminne.

II

Berke Suteminne.

Ein märkisches Kulturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern.

In drei Büchern.

Von

Gerhard von Amyntor.
(Dagobert von Gerhardt.)

—

Sechste Auflage.

—

Zweiter Teil.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.
Leipzig: E. F. Steinacker. 1907. New York: G. E. Stechert & Co.

Alle Rechte, namentlich das der Übersetzung in fremde Sprachen und der dramatischen Bearbeitung, vorbehalten, Nachdruck wird strengstens verfolgt.

Zehntes Capitel.

Der Kreuzerhöhungs-Markt war diesmal in Berlin recht schwach besucht gewesen. Die Unzufriedenen schimpften auf den Rath, der für die Hebung der Märkte nicht genügend Sorge trüge, und sie vergaßen dabei, daß draußen vor den Thoren wüstes Kriegsvolk den Frieden der Landstraße bedrohte und über den waarenführenden Kaufmann herfuhr, wie der Falke über die Taube. Der Mensch bleibt sich zu allen Zeiten gleich; erst wirft ihn eine plötzliche Gefahr aus dem Kreise seiner täglichen Beschäftigungen, und bestürzt wähnt er, die Gefahr müsse durchaus erst beschworen sein, bevor er sich wieder in Ruhe seiner Arbeit hingegeben kann; dauert die Gefahr aber wochen- und monatelang, dann wird er derselben gewöhnt und kehrt trotz ihres Fortbestehens in's alte Gleis seiner Tagesmühen zurück.

Das Schloß Bötzow war ausgepocht worden, nachdem der Schloßherr, Gerhard von Holtzendorff, mit dem Feinde unterhandelt und für sich und seinen Sohn Werner freien Abzug erwirkt hatte. Die Pommern hatten das Schloß besetzt und schienen auf den Zuzug von Verstärkungen gewartet zu haben. Man wußte in Berlin, daß in jüngster Zeit Dietrich von Quitzow und die Mecklenburger zu ihnen gestoßen waren; nach Zurücklassung der erforderlichen Besatzung in Bötzow war die gesammte feindliche Macht aufgebrochen und in das Land zwischen Oder, Havel, Finow und Spree eingefallen.

Das nach vielen Mühen auf die Beine gebrachte Heer der Märker stand bei Strausberg, und Hans Danewitz hoffte, daß es dort endlich dem Feinde die Spitze bieten und ihn mit blutigem Schädel heimsenden würde. In dieser sicheren Voraussetzung hatte er dem Drängen des immer ungeduldiger werdenden Schwiegersohnes nachgegeben und die mehrfach verschobene Hochzeit auf den Tag Matthäi, des Evangelisten, unwiderruflich festgesetzt.

Der Matthäustag fiel in diesem Jahre auf einen Sonntag, und der Rath hatte auf den Antrag der Wollenweber genehmigt, daß deren schon am Jacobitage fällig gewesenes, wegen der Kriegsgefahren aber versäumtes Gewerksfest nun ebenfalls zu St. Matthäi nachgeholt werden sollte.*)

Die Gebrüder Danewitz, die als erste Gewandschneider der Stadt dies Fest mit ihrer, wenn auch nur kurzen Anwesenheit beehren mußten, hatten der Tuchmachergilde diesmal eine Wiese auf ihrem Gute Lichtenberg zur Verfügung gestellt. Gleich nach dem Morgengottesdienste wollten auch sie nach Lichtenberg aufbrechen, um mit den feiernden Handwerkern gemeinsam einen Trunk zu thun, am Mittag aber schon wieder nach der Stadt zurückkehren, weil dort die Hochzeitsfestlichkeiten, altem Brauch gemäß, um vier Uhr mit der Trauhandlung beginnen und drei Tage lang fortgesetzt werden sollten.

Am Sonnabend vor Matthäi weilte die gar trübselig dreinschauende Cordula in ihrem Stübchen und in einer Art Betäubung mußte sie sich das Anpassen des Brautkleides und das probeweise Aufsetzen des Kopfschmuckes durch die Hände ihrer Mutter und der alten Anna gefallen lassen. Frau Barbara selbst sah nur durch einen Thränenflor die schwere güldene Kette, die Cuno für seine „süße Braut" noch heute in's Haus gebracht hatte; sie kam mit dem Umlegen derselben

*) Der uralte, später als „Mottenfest" bezeichnete Gewerktag der Tuchmacher.

nicht recht zu Stande, und die vertraute Magd riß sie ihr keck aus der Hand und sagte ungeduldig:

„Lasset es gut sein, gestrenge Frau! solche Ketten passen leider immer, wir brauchen unser armes Täubchen nicht länger zu quälen."

„Du sollst Deine Zunge wahren, Anna!" mahnte die Herrin, deren sorgendem Blicke die leise aufquellenden Thränen Cordulas nicht entgangen waren. „Gott weiß es, auch mein Herz ist schwer, aber, ich denke, was der Allmächtige in seinem unbegreiflichen Rathschluß zuläßt, das wird meiner Tochter doch noch zum Segen gereichen. Sie neigte sich und hauchte einen Kuß auf Cordulas wachsbleiche Stirn. „Sei stark und fest, geliebtes Kind! Verzeihe der thörichten Magd, sie meint es gut. Ich will die ganze Nacht für Dich beten, daß Dir morgen Kraft verliehen werde, den Leuten ein gefaßtes, fröhliches Antlitz zu zeigen; die stolze Tochter des Hauses Danewitz darf nicht zur Schau tragen, was in ihrem Herzen vorgeht."

Stumm blickte das Mädchen auf, dann schlang sie beide Arme um den Hals der Mutter und barg schluchzend ihr Antlitz an deren Busen.

„Ich sage es ja," brach die leidenschaftliche Magd von Neuem los, „das geht nimmer gut. Wenn unser gestrenger Herr gar kein Einsehen haben will, dann . . ."

„Schweig!" herrschte die jetzt ernstlich erzürnte Frau, „verlaß die Stube und denke draußen darüber nach, was Du an Ehrfurcht Deiner Herrschaft schuldig bist."

Anna ging kopfschüttelnd hinaus, und Frau Barbara zog mit sanfter Gewalt das weinende Töchterlein zu dem bunten Bilde des Erlösers, das ohne Glas und Rahmen über einer geschnitzten Truhe an die Wand genagelt war. Dort kniete sie mit ihr nieder und sagte:

„Laß uns beten zu ihm, der ergebungsstark ein größeres Opfer zu bringen wußte, als Dir, mein armes Kind, zugemuthet wird. Auch im Gehorsam liegt Seligkeit, auch Dir

wird noch ein Glück erblühen, an das Du heute zu glauben noch nicht den Muth findest."

Die mit gichtischen Füßen durch den Hausflur schlarfende Magd begegnete dort Herrn Heyne, dessen sorgenumwölkter Blick sie fragend traf.

„Nun? Was macht meine Nistel? Ist sie gefaßt?"

„Nicht mehr, als Ihr, gestrenger Herr. Oh, ich sehe es Euch an, Euch stößt's das Herz ab, daß es nun doch geschehen soll . . ."

„Pst!" machte Herr Heyne, „was soll das Klagen? Sprecht lieber dem armen Kinde Muth zu, daß es sich in das Unabänderliche fügen lerne. Freilich . . . wäre es nach mir gegangen . . ."

Er unterdrückte den Seufzer, der ihm aufsteigen wollte, und wandte sich den Platzmeistern zu, die mit goldschaumumwundenen mit federnverzierten Kränzen auf dem Haupte geräuschvoll in den Flur drangen. Sie hatten als Hochzeitsbitter die letzten Einladungen bestellt und der Aelteste von ihnen wischte mit dem Aermel seines Wammses sich die schweißperlende Stirn und meldete wichtig:

„Alle kommen! Nicht eine einzige Absage, lobwürdiger Herr!"

„Doch!" keuchte ein jüngerer, „die Eheliebste des gestrengen Herrn Tyle Brügge läßt um Entschuldigung bitten; sie hat die Sucht und muß das Bett hüten."

„Vergiß nicht," rief Heyne der Magd des Hauses zu, „daß auch ihr von der Brautsuppe gesandt wird. 's ist gut, ihr Leute, bestellt's meinem Bruder; er ist hinten im Hofe."

Die Platzmeister folgten der Weisung, während zwei neue Kömmlinge in der Hausthür erschienen. Sie trugen eine große, kupferne Pfanne, die für Rechnung der Kämmerei zur Bereitung der riesigen Hochzeitsbraten verliehen wurde.

„Gestrenger Herr Heyne," hob der eine der beiden Träger an, „hier ist die bestellte Pfanne . . ."

„Was geht mich Eure Pfanne an?" fuhr der Schöffe los, der an diesen unerwünschten Zurüstungen nun bald

genug hatte, „schleppt das Ungethüm nach der Küche und laßt Euch das Botenlohn vom Herrn Hans geben! Dort hinaus!“ Er deutete nach der Thür im Hintergrunde des weiten Hausganges und entfloh brummend über die niedere Flurstiege nach seiner eigenen Stube.

Dort warf er sich in den steiflehnigen Armsessel, der am Fenster stand, und schüttelte bekümmert das mächtige, vornüber gebeugte Haupt. „Das arme, arme Kind!“ seufzte er aus tiefster Brust. Er hatte zur Abwendung des Unheils das Menschenmögliche versucht; er hatte den starrköpfigen Bruder gebeten, bestürmt, ja feindlich bedroht, Nichts hatte verfangen wollen. Zu den Bitten hatte Hans mit den Schultern gezuckt, zu den Drohungen höhnisch gelacht. Was ihm denn einfiele, sich um das Schicksal seiner Niftel zu bekümmern? Ob Cordula etwa sein Kind wäre? Wenn es ihn drängte, einem Mädchen den Bräutigam auszuwählen, dann sollte er doch selbst erst heirathen und sich eine eigene Tochter anschaffen; die könnte er ja dann vermählen, mit wem er wolle, wohl gar mit einem hergelaufenen Gehilfen, der knapp dem Schwerte des Büttels entronnen wäre. — Eher hätte Heyne einen Stein erweicht, als den Sinn des Bruders umgestimmt. So mußte das Schicksal denn seinen Lauf nehmen. Ja, wenn er hätte sprechen dürfen! Eine einzige Andeutung von dem, was er fürchtete, hätte auch auf den stolzen, für sein Ansehen äußerst besorgten Rathmann des Eindrucks nicht verfehlt. Aber seine Zunge war ja gebunden, gebunden durch einen fürchterlichen Eidschwur! Er kannte die Vorschrift der heimlichen Acht, daß ein Freischöffe, der eine Heimlichkeit verrieth oder auf irgend welche Weise Warnungen ertheilte, von seinen Schwurgenossen unverklagt zu ergreifen war; „die Hände sollte man einem solchen zusammen und ein Tuch vor die Augen binden, ihn werfen auf seinen Bauch und winden ihm seine Zunge hinten aus seinem Nacken und thun ihm einen dreisträngigen Strick um den Hals und hängen ihn sieben Fuß höher, denn einen verurtheilten, vervehmten, missethätigen Dieb.“

Heyne schauerte; diesen Eidbruch konnte selbst die hingebende Liebe zu seiner Niftel nicht von ihm fordern!

Draußen auf dem Neuen Markte nahm das Gedränge der Leute zu; sie wollten Augenzeugen aller Vorbereitungen sein, die der reiche Herr der „Gottesgunst" zum Ehrentage seiner Tochter traf. Auf einer Leiter vor dem Hause stand Stoffel Arends und ließ sich von einem jüngeren Knechte die Kranzgewinde reichen, die er mit eisernen Nägeln über dem Eingange befestigte. Jeder Hammerschlag, den er mit wuchtiger Hand gegen das Mauerwerk führte, ging dem bekümmerten Schöffen durch Mark und Bein; ihm klang es, als ob der Schreiner eine Todtenkiste zunagelte.

Der Koch, der Kellner und der Bratenwender, welche während der bevorstehenden Nacht in der Küche der Gottesgunst hantiren sollten, kamen über den Neuen Markt heran; laute Heilrufe und scherzhafte Mahnungen wurden ihnen von der Menge zu Theil.

„Mach' die Suppe nicht zu dünn, Meister Koch!"

„Für den Kantor und Kalkanten magst Du sie schon mit Wasser taufen; aber für meine Eheliebste, die in den Wochen liegt, bitte ich mir unverfälschte Kraftbrühe aus."

„Ja, ja! Gieb uns diesmal von der Suppe vom Herrentische; die Rathmannen und Gewandschneider können einmal die Armensuppe kosten!"

Lautes Gelächter folgte diesem spöttischen Vorschlage.

Der Koch sah sich den Spaßvogel an und erwiderte derb:

„Seid ohne Sorge, Meister Palme; der stolze Herr Hans hat für die Suppe einen ganzen Ochsen gespendet; da kann sich allerlei Volk satt löffeln, ehrliches und unehrliches."

„Das hat getroffen!" rief schadenfroh ein Bäcker, der seinen runden Bauch hastig vorübertrug, da er wegen der Lieferung der Rosinenfladen in der „Gottesgunst" noch vorsprechen mußte.

„Ei, seht den Meister Zeidelberg!" schrie ihm der geärgerte Bader nach, „der kriegt noch die zehrende Sucht,

denn er muß Alles allein besorgen. Die Gesellen halten bei ihm nicht aus; sie mögen die Mehlwürmer nicht, die er in's Brot bäckt."

Das war ein Wiehern und Johlen, wie zu den lustigsten Zeiten des Marktes, wenn fahrende Gaukler das straffe Seil beschritten und der Pickelhering unter denselben seine fratzenhaften Späße zum Besten gab.

„Ruhe, Ihr Leute!" gebot der bewaffnete Stadtknecht, der vor des Rathmannes Haus auf Ordnung hielt, „macht Platz den Schrötern;"

Ein polternder Handwagen wurde von mehreren Knechten in den Flur der Gottesgunst gerollt; die Fässer, die auf dem Wagen lagen, entstammten dem Rathhauskeller und waren theils mit Bernower und Zerbster Bier, theils mit Rheinwein und süßem „Rypol", angefüllt. Die Weine sollten den Hochzeitsgästen verzapft werden; das Bier war für die Stadtpfeifer und dessen Gehilfen und für die Schaar der Schulgesellen und „Drosten"*) bestimmt.

Die wachsende Unruhe im Hause wurde dem gequälten Schöffen immer unleidlicher; jedes laute Wort, das man da draußen wechselte, mahnte ihn an das verhängnißvolle Morgen, und er konnte die Pein solcher Mahnung nicht länger ertragen. Er stand entschlossen auf, stülpte die Kappe auf die gerunzelte Stirn und verließ das Haus, um im blauen Hechte, ganz gegen seine Gewohnheit, hinter einem Kruge Bernower Biers sich alles Denkens und Sorgens zu entschlagen.

Als er auf den Marktplatz hinaustrat, empfing ihn ein vielhundertstimmiges Geschrei:

„Hoch der weise Herr Heyne, der bürgerfreundliche Schöffe!"

„Hoch der stolze Ohm der stolzen Jungfer Braut!"

*) Die „Drosten" sind für einige Forscher räthselhafte Personen geblieben; heut dürfte außer Frage sein, daß die Umbitter und Aufwärter „Drosten" genannt wurden, obgleich die Herleitung des Wortes immer noch dunkel ist.

Er mußte sich Zwang anthun, um der Menge ein festlich-frohes Gesicht zu zeigen. „Die Thoren!“ brummte er im Stillen, „sie jubeln mir zu, als ob ich der glücklichste aller Menschen wäre; wenn sie ahnten, wie dunkle Nacht in meiner Seele ist, sie würden das Maul halten und mich unbehelligt meines Weges gehen lassen.“

Als er in der Trinkstube des Hechtes am oberen Ende des langen Tisches saß und den zudringlichen, nach einer Unterhaltung verlangenden Fritz Schrumm durch einsilbige verdrossene Antworten glücklich verscheucht hatte, trat ein hoher, stattlicher Mann in die Stube. Er musterte die anwesenden Gäste, tauschte ein paar geflüsterte Worte mit dem Hechtwirthe und setzte sich dann, dem Schöffen gegenüber, an den Tisch. Sein helles, struppiges Haar beschattete eine mächtig gewölbte Stirn; unter den buschigen, flachsfarbigen Brauen lagen ihm die matten Augen tief im Kopfe.

„Ah!“ stöhnte er behaglich auf, indem er sich auf dem harten Sessel möglichst bequem einrichtete und die langen Beine unter dem Tische weit von sich streckte. „Die Ruhe thut einem wohl! War ein langer und beschwerlicher Ritt durch den Teltow; aber der Umweg war nicht zu vermeiden, der Barnim wimmelt ja von feindlichem Kriegsvolke.“

Er hatte diese Worte gewissermaßen als Begrüßung an sein Gegenüber gerichtet; jetzt bestellte er bei dem Wirthe einen Nachtimbiß und einen Krug Bier.

Heyne war nicht in der Stimmung, neue Bekanntschaften zu suchen; um aber nicht unfreundlich zu erscheinen, warf er die kurze Bemerkung hin:

„Die Fahrt hat Euch angegriffen.“

„Bin lange bresthaft gewesen, günstiger Herr; ein ganzes Jahr lang konnte ich nicht in den Stegreif treten. Gott sei Dank! jetzt ist mein gebrochenes Bein wieder heil; ohne den Leibarzt des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs hätten mich die Bader und Kräuterweiber umgebracht.“

„Ihr seid ein Magdeburger?“

„Leider. Sieht traurig aus in unserer Stadt. Die Bürger haben wegen der leichten Münze, die unser Herr Erzbischof nothgedrungen schlagen ließ, einen gar missethätigen Aufstand gemacht. Die Beckenschläger, Knochenhauer und Altflicker waren die Tollsten; sie haben das Rathhaus und das Münzgebäude, ja selbst die Stiftscurien der Domherren erstürmt und nach der Ausplünderung den Flammen übergeben; den Rath haben sie abgesetzt und einen neuen erwählt. Als ich von dannen ritt, hatte der Erzbischof mit den Domherren gerade die Stadt verlassen und sie in Bann und Interdict gethan.*) Ja, ja!" fügte er seufzend hinzu, „der Schweifstern, der uns im Mai erschreckte, hat Recht gehabt!"

Heyne hatte nur mit halbem Ohr zugehört; er war zu sehr mit seinen eigenen Sorgen beschäftigt, um sich über das Schicksal der erzbischöflichen Stadt besonders zu grämen. Die Erwähnung des Schweifsternes aber veranlaßte ihn beizustimmen:

„Gewiß! Solch ein Feuerzeichen am Himmel kündet schwere Zeiten; wenn es die Menschen sehen, dann bekreuzen sie sich und geloben sich Besserung; ist es aber verloschen, dann wird die Warnung vergessen, und die Menschen treiben es ärger denn zuvor."

Der Hechtwirth brachte die verlangte Speise und den Krug Bier.

Der verdurstete Fremde hob den Krug an die Lippen und that gierig einen so langen Zug, daß seine plattgedrückte Nase mählig im Halse des Kruges verschwand. Dann setzte er das halbgeleerte Gefäß wieder auf den Tisch und begann sich über das gepfefferte und saffrangefärbte Fleischgericht herzumachen. In einer Pause, die er sich während der Mahlzeit gönnte, kehrte er, scheinbar absichtslos, das auf dem Tafeltuche liegende Messer derart um, daß die Spitze desselben gegen ihn, der hölzerne Griff aber gegen den Schöffen gerichtet war. Er ließ das Messer in dieser ungewöhnlichen

*) Magdeburgisches Chronikon, S. 3.

Lage und aß mit Hilfe des Löffels und einer Brotrinde gemächlich weiter.

Heyne hatte dem Vorgange keine Aufmerksamkeit geschenkt; wie aber sein Blick zufällig das Messer streifte, ging eine plötzliche Veränderung in seinem Wesen vor. Seine Gesichtsmuskeln spannten sich, seine Augen wurden größer und richteten sich lebhaft nach dem Unbekannten.

„Wie heißet Ihr, günstiger Herr?“ fragte er leise, aber dringlich.

„Anshelm Pinnow. Und Ihr seid Herr Heyne, der Schöffe?“

Dieser nickte, und beide wechselten einen kurzen Blick des Einverständnisses.

Nach beendetem Mahle zahlte Anshelm seine Zeche und erhob sich. Auch Heyne stand auf und blinzelte dem Anderen zu, ihm zu folgen. Sie verließen den blauen Hecht, und wenige Schritte von der Thür desselben legte Anshelm seine rechte Hand auf Heynes linke Schulter und flüsterte: „Ich grüß' Euch, lieber Mann! Was fanget Ihr hier an?“

Da blieb der Gefragte stehen, schaute sich vorsichtig in der schon dunkelnden Straße um, legte auch seinerseits die rechte Hand auf des Fragers linke Schulter und erwiderte eben so leise:

„Alles Glücke kehre ein, wo die freien Schöffen sein!“

„Strick, Stein!“ raunte nun Anshelm, und Heyne gab das Erkennungszeichen mit den Worten zurück:

„Gras, Grein*)!“

Wie alte Bekannte schüttelten sie sich kräftig die Hände und gingen Arm in Arm weiter.

„Kann ich Euch wohl ein Viertelstündchen in Eurem Hause sprechen?“ hob Anshelm wieder an.

„Nicht in meinem Hause, das könnte Aufsehen erregen. Mir ahnt, was Ihr wollt.“

„So laßt uns nach dem blauen Hechte zurückkehren.“

---

*) Grein (altnordisch) = Zweig oder Ast.

„Nein; Fritz Schrumm ist neugierig wie eine Elster. Kommt mit mir nach dem Spandower Thor; in Bolles Stube sind wir sicher."

Sie schritten beim Marienkirchhofe vorüber, bis zum Ende der Klosterstraße, wandten sich dort links und folgten dem Mauerumgange, bis sie das Thor erreichten, in dessen zur Rechten gelegenes Stüblein sie unbemerkt hineinschlüpften.

„Bolle!" sagte Heyne zu dem dienstfertig von seinem Schemel aufspringenden Wärter, „laß mich mit diesem Herrn eine Weile allein! Wollen schnell ein kaufmännisches Geschäft erledigen."

„Zu Befehl, wohlweiser Herr! Freut mich, Euch dienen zu können."

Schon war der Thorhüter verschwunden und machte die Thür von draußen zu.

Anshelm griff in die Tasche seines Gewandes und holte ein zusammengefaltetrs Schriftstück hervor.

„Leset, Herr Heyne!"

Erwartungsvoll öffnete dieser das Blatt, näherte es dem Flämmchen der trüb qualmenden Lampe und wurde beim Lesen der schrecklichen Kunde bleich wie der Kalk an der Wand. Und doch! Er mußte die Rechte gegen das jubelnde Herz pressen: dieses Todesurtheil war ja zugleich die Erlösung seiner noch ahnungslosen Niftel!"

„Ihr sehet mich gar sonderbar bewegt, günstiger Freund! Wäret Ihr vierundzwanzig Stunden später gekommen, hätte sich inzwischen ein nicht mehr gut zu machendes Unheil ereignet. Cuno Täschner soll morgen meine Niftel freien . ."

„Dann dürfen wir mit der Vollstreckung des Urtheils keinen Augenblick mehr zögern. Kennet Ihr einen dritten Freischöffen hier am Orte, dessen Beistand wir anrufen mögen?"

„Einen dritten? . . . Ja, so! Ihr habt Recht; nur drei Wissende, die Siegel und Unterschrift des Freigrafen gesehen haben, dürfen die höchste Wette vollziehen. Ich kenne keinen anderen, als meinen eigenen Bruder, den Rathmann;

wir sind zusammen auf dem Königswege gewesen und haben uns durch denselben Eidschwur der heimlichen beschlossenen Acht verpflichtet."

„So lasset uns Euren Bruder aufsuchen."

„Jetzt? in dieser Stunde? Nein, nein! Das wäre unklug! Das könnte den Bedauernswerthen in eine Versuchung bringen, der er nicht gewachsen wäre! Oh, mein Gott! Es ist entsetzlich! Er, der Brautvater, soll seinen eigenen Schwiegersohn dem Strange überliefern! Diesen Zusammenbruch seiner stolzen Hoffnungen wird er nicht überleben . . ."

„Warum nicht? Ist es nicht besser, er hilft an einem Vervehmten das Urtheil vollziehen, als daß er sein Kind unglücklich macht und der Gewalt eines meineidigen Schurken überliefert?"

„Meineidig, saget Ihr? Also hat er gegen besseres Wissen einen Unschuldigen bezichtet?"

„Wie Ihr im Urtheil gelesen habt. Er selbst hat seine teuflische Missethat meinem Gehilfen Heinz eingestanden, dem ‚gichtigen Munde'*) geschieht sein Recht, und wir müssen eilen zu thun, was uns bei unserer Seelen Pfand obliegt."

„Freilich . . . freilich . . . seinem Eide darf man nicht untreu werden. Ich stehe zu Eurer Verfügung, günstiger Herr, und auch mein Bruder . . . es kann ihm nicht erspart werden! Aber . . . lasset mich nachsinnen . . . heute noch ist es unmöglich; morgen . . . in Lichtenberg? . . . ja, so wird es gehen! Kommt morgen heraus nach unserem Gute! Die Wollenweber werden dort versammelt sein, um Altmeister und Siegelherren zu wählen . . . es wird sich schon eine Gelegenheit finden . . . ich stehe Euch dafür."

„Wie Ihr wollt. Nach der heiligen Frühmesse werde ich mich pünktlich einfinden. Habet im Voraus Dank für Euren Beistand."

---

*) D. h. dem bekennenden Munde.

„Ist nur meine Pflicht, Herr Anshelm. Wir wollen uns schon hier eine gute Nacht wünschen; es ist besser, wenn wir getrennt nach Hause gehen. Kehret wieder längs der Mauer nach dem blauen Hechte zurück, ich will mich durch die Spandower Straße nach meiner Wohnung am Neuen Markte begeben."

Noch einmal tauschten sie Gruß und Handschlag; dann verließ Anshelm als Erster die Wache. Nach einer Weile brach Heyne auf. Er drückte dem im Thorgewölbe harrenden Wärter eine Geldmünze in die Hand.

„Gute Wache, Bolle!" Leiser mahnte er: „Laß Dich vom Teufel nicht verblenden!"

„Wieso? ... was meinet Ihr, weiser Herr?" stammelte Bolle verlegen.

Der Schöffe, der sich schon zum Gehen gewendet hatte, kehrte noch einmal um:

„Habe das Weiblein recht wohl gesehen, das da hinten im Thorgange steckt . , . Hüte Dich, Bolle! Die Herren vom Rathe könnten die Geduld verlieren . . ."

„Ist eine ehrsame Jungfer, günstiger Herr, bei meiner Seelen Seligkeit! Will sie zu meiner rechtschaffenen Eheliebsten machen . . ."

„Dann halte Wort und säume nicht, mit ihr zur Kirche zu gehen!" Der Schöffe nickte und setzte seinen Weg fort. Sein Herz war zum Springen voll; er hätte weinen und lachen mögen. So hatte sich noch in der letzten Stunde Alles, Alles gewendet! Fast beschämt gedachte er der sündhaften Zweifel, die ihn in seiner lichtlosen Sorgennacht so oft beschlichen hatten! Jetzt sah er ein, daß das menschliche Herz ein trotziges und verzagtes Ding war; aber der allmächtige Gott war gütig und huldreich wie ein liebevoller Vater und nur für den verstockten Sünder war er schreckhaft und fürchterlich!

Als er die Thorfahrt der Gottesgunst betrat, zog es ihn unwiderstehlich nach der niederen Stiege zur Rechten. Er schlich sie empor und horchte an der Thür; nur weibliche

Stimmen ließen sich drinnen vernehmen, mit zitternder Hand öffnete er und schob das Antlitz durch die Thürspalte.

„Liebwerthe Schwägerin, ist mein Bruder hier?"

Frau Barbara, die mit der schweigsamen Tochter bekümmert am Tische saß, schlug die gerötheten Lider auf:

„Er ist mit dem Küfer im Keller. Wünschet Ihr ihn zu sprechen?"

Heyne verneinte. Er huschte vollends in die Stube und drückte die Thür hinter sich behutsam in's Schloß. Dann bot er mit hoffnungsfrohem Blicke der Schwägerin und der Niftel die Hand und sagte:

„Entschlaget Euch aller Sorge. Vorhin ist mir die Gottesmutter erschienen und hat mir verkündet: „Cordula Danewitz wird nimmermehr die Gattin des Ungeliebten!" Und als ich fragte, wie das zugehen sollte, lächelte die Himmelskönigin und versetzte sanft: „Was dem Menschen unmöglich dünkt, das ist dem Heilande eine leichte Sache. Sage den beiden Frauen, sie sollen hoffen und stark sein. Die Glocke von St. Marien wird nicht zur Hochzeit läuten, und Jungfer Cordula wird eines Andern Braut werden!"

Ungläubig sahen die Verblüfften den Schöffen an. War er trunken? redete er im Fieber? Doch er stand fest auf seinen Füßen, und auf seinem freundlichen Antlitz blühte die Farbe der Gesundheit.

„Das habt Ihr wohl nur geträumt?" versetzte Frau Barbara, „oder hat sie's Euch wirklich verkündet? Liebwerther Schwager, treibt kein frevles Spiel mit einer zagenden Mutter! Fachet keine eitle Hoffnung in Cordulas Herzen an, das sie in der Kraft des kindlichen Gehorsams schon zur Entsagung gezwungen hat!"

„Es ist Wahrheit, lobwürdige Frau! nicht habe ich geträumt. Euch mehr zu verrathen hat mir die Gottesmutter verboten. Darum vertraut und zweifelt nicht!" Er legte die Rechte wie zum Segen auf seiner Niftel goldhelles Haar:

„Sei fröhlich, Cordelchen, und unverzagt! Dein alter Oheim betrügt Dich nicht!"

Schnell hatte er sich niedergebeugt und des Mädchens Stirn geküßt. Dann eilte er ohne Gruß hinaus. Den beiden allein Gelassenen schlug das Herz bis an den Hals.

„Kind! wenn das wahr wäre!“ flüsterte die Mutter. „Doch es ist wahr! Die heilige Jungfrau kann nicht lügen! Ach, mein Gott! mein Gott! welch unerwartete Kunde!“

Sie flog zur Tochter und drückte sie stürmisch an ihre Brust.

„Laß Dir ja nichts anmerken, Cordelchen! Verbirg was Du weißt, auch dem Vater! Christi Mutter wird es ihm schon selber mittheilen. Aber, Mädchen, freust Du Dich denn gar nicht?“

„Ach, Mutter . . . ich weiß nicht, wie mir ist; noch wage ich nicht, mich zu freuen. Und doch! Der gute Ohm hat mich noch nie getäuscht . . .“

„Siehst Du? So redet er auch diesmal wahr, und es wäre Sünde, wenn wir länger zweifeln wollten.“

„Wir wollen es dem lieben Gott anheimstellen . . . oh, wenn er sich meiner noch zur rechten Zeit erbarmte, solch überschwänglichen Glückes wäre ich ja gar nicht würdig! . . . aber wie soll es denn eigentlich geschehen? Herr Cuno wird niemals freiwillig zurücktreten . . .“

„Das können wir nicht wissen . . . Gottes Rathschlüsse sind wunderbar . . . er hat der Wege und Mittel gar viele. Oh, mein geliebtes Kind! Das hätte ich nicht geahnt, daß heute noch solch ein Sturm der Hoffnung in unsere Seelen fahren würde!“

Während Mutter und Tochter nebeneinander auf dem Betschemel knieten und dem Heilande für den Fall der Errettung das Gelübde unwandelbaren Dankes und treuer Hingabe darbrachten, suchte der ehrenwerthe Schöffe drüben in seinem Stübchen sein Lager auf. Es war noch nicht seine gewohnte Stunde; aber er wollte für heute jede fernere Begegnung mit seinem Bruder vermeiden. Er mißtraute seiner eigenen Kraft und fürchtete, er könnte sich durch ein unbedachtes Wort verrathen.

Als er sein Nachtgebet gesprochen hatte, lag er noch lange wach und überlegte die Art seines morgigen Vorgehens. Hans mußte überrumpelt werden; dies war das einzige Mittel, ihm die Erfüllung seiner durch Eidschwur übernommenen schweren Pflicht einigermaßen zu erleichtern. Nachdem Herr Heyne so weit mit sich in's Klare gekommen war, legte er sich auf die Seite, und bald verkündeten tiefe, regelmäßige Athemzüge, daß er in festen Schlaf gesunken war.

Elftes Capitel.

Auf der Wiese bei Lichtenberg ging es laut und lustig her. Mit Weibern und Kindern waren die ehrbaren Meister und Gesellen der Berliner Tuchmachergilde hinausgepilgert, um sich nach langen, arbeitsreichen Wochen einmal wieder sorgenloser Ungebundenheit hinzugeben. Zwischen bewimpelten Stangen, an denen frische Kranzgewinde im würzigen Windhauch des ersten Herbsttages schwebten, waren lange Tafeln aufgeschlagen, und an diesen Tafeln sprachen die festlich geputzten Innungsglieder und deren zahlreich geladene Gäste den zwischen schuhhohen Käsen aufgestellten gebratenen Ochsenvierteln und dem schäumenden Biere tapfer zu. Der geschäftliche Theil des Tages war schon erledigt; die neuen Altmeister und Siegelherren waren gewählt, und nun überließ man sich in gesteigerter Genußsucht dem zweiten angenehmeren Theile: dem Vergnügen. Dieses Vergnügen bestand — leider muß es gesagt werden — fast nur in maßlosem Essen und Trinken. Wenn auch das jüngere Volk noch nebenher nach Tanz und Ballspiel Verlangen trug, die Alten kannten nur eine Lust: schier riesenhafte Fleischportionen und ganze Fluthen Bernower Bieres zu vertilgen; und dieser Lust fröhnten vorerst auch noch die Jungen, ehe sie daran denken durften, den Ball zu schlagen oder den Reihen zu springen. Das magenschwache Geschlecht der Gegenwart würde bei einem dieser mittelalterlichen Gewerksfeste eine gar traurige und verächtliche Rolle

gespielt haben, denn fünf bis sechs Pfund gebratenen und gepfefferten Fleisches verzehrte durchschnittlich jeder dieser biederen Wollenwebermeister im Handumdrehen, und die Anzahl der geleerten Bierbecher läßt sich nach diesem Verhältnisse unschwer berechnen. Derb und maßlos war Kost und Trank; derb und maßlos der Scherz, den man während und nach der Mahlzeit liebte.

Der neugewählte Altmeister und die Siegelherren saßen an einer besonderen Tafel, an der auch die Ehrengäste der Gilde Platz genommen hatten. Unter diesen Gästen befand sich manch ein angesehener Gewandschneider, auch dieser oder jener Verordnete der Gewerke oder Bürgerschaft. Der dicke Meister Zeidelberg war auch geladen, er war jüngst zum Gildeherrn der Bäckerinnung gekürt worden, in seinem Hause stand Lade und Fahne, auch das Seelgeräth der Brüderschaft, nämlich Todtenbahre und Leichentuch; so war es nur angemessen, daß man den würdigen Herrn auch zum Ehrentage der Tuchmacher heranzog.

„Und man kann das Eisen wirklich um den Finger wickeln?" fragte er seinen Nachbar, den Hechtwirth, der die Verköstigung der Festgenossen lieferte und deshalb gleichfalls mit einer Einladung beehrt worden war.

„Wie ich Euch sage," versetzte Fritz Schrumm, dessen fette Stirn schon glänzte, als wenn sie mit Oel gesalbt wäre. „Der Reisende kam aus Nürnberg, wo diese Kunst eben erst erfunden wurde. Ein Stücklein solchen Eisens hatte er mitgebracht; ich habe es selbst in der Hand gehabt; es war fein und biegsam wie ein Grashalm."

Meister David schüttelte verwundert den viereckigen Kopf.

„Was man nicht Alles erlebt! Wenn nur die Sache mit rechten Dingen zugeht und kein Teufelswerk ist!"

„Gott bewahre, ehrbarer Freund!" versicherte der Hechtwirth. „Ist eine christliche Brüderschaft, die das Eisen so dünn macht; sie nennt sich die Drahtziehergilde."

„Hm, Hm! die Welt geht aus Rand und Band. Statt mit der Blide schleudert man jetzt die Steinkugeln mit der

Kraft des verbrannten Krautes; und nun wird Eisen weich geglüht, als ob es Butter wäre. Am Ende macht man noch die neuen Thurmuhren so klein, daß man sie in der Tasche tragen kann . . ."

„Nun, Meister David, das ginge denn doch nicht an; dann müßte man ja auf Stelzen schreiten, um Platz für den Pendel und die Gewichtsteine zu gewinnen."

Ein johlendes Gelächter an einer der Nebentafeln veranlaßte die beiden Ehrengäste, ihre Aufmerksamkeit dorthin zu wenden. Ein Wollenwebergesell, der von seinem geladenen Bruder, einem Kupferschläger, gezwungen worden war, den „Willkomm" der Gesellengilde, einen großen zinnernen Becher, in einem Zuge auszutrinken, war, durch das ungewöhnte Maß betäubt, wie ein Brett zur Erde gefallen. Seine Freunde sprangen hinzu und trugen ihn unter muthwilligen Redensarten bei Seite.

„Ihr Wollenweber habt aber ein schwaches Gefälle," spottete der Kupferschläger.

„Das sollst Du uns nicht zwei Mal sagen," rief ein kräftiger Bursch, „mit Dir trink ich noch jederzeit um die Wette."

„Die Wette soll gelten!" versetzte der Andere; doch ein Meister, der mit am Tische saß, mahnte wohlmeinend: „Betrinket Euch nicht vor der Zeit! werden noch gar fürnehme und edle Gäste erwartet."

„Meister Falkenrede hat Recht!" stimmten mehrere Gesellen bei, „stopft dem Kupferschläger das Maul!"

„Auch gut!" beschied sich dieser, „dann will ich Euch einen bescheideneren Vorschlag machen. Wer ist Euer jüngster Gesell hier am Tische?"

Die Burschen sahen sich im Kreise um und deuteten dann auf einen vielleicht zwanzigjährigen Genossen, der aber groß und starknochig war und seinen Mann wohl zu stehen vermochte.

„Der Stachow ist es! Claus Stachow, zeige, daß Du Dich vor keinem Kupferschläger fürchtest!"

Claus erhob sich und musterte den Herausforderer mit einem geringschätzigen Blicke.

„Nun, nun!“ sagte dieser, „friß mich nur nicht! Wir wollen einmal nach meiner Art einen Trunk thun. Nimm diesen Willkomm in die Hand! Dies hier —“ er ergriff den größten Tummler, der auf dem Tische stand — „soll der Umläufer sein. Nun gieb Acht und antworte mir nach Handwerksbrauch! Du bist der Rummelsmann*) und ich bin der Schenkgesell.“ Er hielt den gefüllten Umläufer hoch und fuhr feierlich fort: „So mit Gunst, nun will ich Dir sagen, wie Du Dich verhalten sollst bei diesem guten Willen. Deinen ehrlichen Willkomm sollst Du leeren auf drei schmale Züge, ehe der ehrliche Umläufer einmal um den Tisch geht. Sofern Du es nicht vermagst, sollst Du ihn morgen früh nüchtern im Bette für Dein eigen Geld austrinken, Tisch, Bank und Ofen dabei aber nicht begießen. Du sollst Macht haben, drei ehrliche Jungfrauen daraus zu verschenken**), als nämlich hier auf der Wiese versammelt sind, zum Andern sollst Du ein frisch Liedlein singen, das zwölfmal um den Tisch soll klingen; zum Dritten sollst Du Dich bedanken nach Handwerksbrauch und Gewohnheit.“

Claus Stachow lächelte zuversichtlich, solcher Aufgabe fühlte er sich gewachsen. Er schwenkte den Willkomm und erwiderte:

„So mit Gunst, Kupferknabe, weil mir dieser ehrliche Willkomm ist vorgestellt und mir aufgegeben worden, daraus drei ehrliche Jungfern zu verschenken, wie sie hier versammelt sind, so will ich Margareth Falkenrede als die erste ehrliche Jungfrau angesehen haben.“

Er verneigte sich gegen die züchtig erröthende, aber geschmeichelte ältere Tochter seines Meisters, die neben andern Mädchen das Ende der Tafel zierte, und that den ersten Zug. Gleichzeitig setzte der Kupferschläger den Umläufer anf

*) So nannten die Kupferschläger die neu angenommenen Lehrlinge.
**) D. h. ihre Gesundheit auszubringen.

die Lippen, trank hastig daraus und reichte ihn dem Nachbar zu, damit der Becher schnell die Runde um den Tisch machen und zu ihm zurückkehren möchte, noch ehe Claus Stachow seiner Aufgabe nachgekommen war.

Doch auch Claus wußte sich zu beeilen. Er hob sein Antlitz aus dem Willkomm und rief:

„Die zweite ehrliche Jungfrau, die ich verschenke, ist Irmgard Falkenrede."

Es war Margareths jüngere Schwester. Das Mägdlein kicherte belustigt. Claus that den zweiten langen Zug. Als er absetzte, um seinen dritten Spruch zu künden — der Umläufer hatte noch nicht die Hälfte seines Weges zurückgelegt — da wollte ihm nicht gleich der Name einer schönen und allgemein geschätzten Jungfrau einfallen. Er schaute über die Tischgenossen fort in's Weite und erkannte ein Fräulein, das eben hoch zu Roß an der Spitze eines ihm folgenden Reitertrupps dem Festplatze zutrabte.

„Die dritte ehrliche Jungfrau, die ich verschenke, ist Cordula Danewitz, die stolze Tochter des stolzen Herrn Rathmanns!"

Schnell trank er den Rest und stampfte als Sieger den geleerten Willkomm auf die Tischplatte.

Ein donnerndes Beifallsgeschrei lohnte ihm seine Geistesgegenwart, und spöttische Zurufe wurdem dem Kupferschläger zu theil.

„Der Narr von einem Gewandschneider kommt mir just zur Unzeit!" brummte der Besiegte vor sich hin, „der Teufel hole alle Rathmannen!"

Der neue Altmeister war mit den Siegelherren den längst Erwarteten entgegen geeilt, ehrfurchtsvoll verbeugte er sich vor den Gebrüdern Danewitz und half der lobwürdigen Frau Barbara dienstbeflissen vom Pferde. Als er den gleichen Dienst der Jungfrau Cordula erweisen wollte, kam ihm deren Bräutigam zuvor:

„Das ist mein Recht, Herr Altmeister! Heute hebe ich noch eine Jungfer ab, geschieht es morgen, dann ist es eine Ehefrau."

Cordula erschauerte, als sie sich die Unterstützung durch Cuno mußte gefallen lassen. Wie ihre Füße den Erdboden berührten, wollte sie der Begehrliche auf den Mund küssen, doch sie entzog sich ihm und sagte grollend:

„Was fällt Euch ein, Herr Cuno? Hier vor den Leuten? Herr Vater, gebt mir Euren Arm und führt mich auf meinen Platz!

Hans Danewitz strahlte, als er sein schönes Töchterlein an die Tafel der fürnehmen Ehrengäste geleitete. Cuno Täschner mußte den Arm Frau Barbaras nehmen, und Heyne schritt hinterdrein, indem sein unruhiger Blick die auf dem Festplatz Versammelten musterte. Stoffel, der die ledigen Pferde seiner Herrschaft nach dem Dorfe brachte, schüttelte den Kopf; er war Zeuge des verweigerten Kusses gewesen und dachte bekümmert:

„Das geht mein' Lebtag nicht gut!"

Unbefangen, im frohen Gefühle, bald an's Ziel seiner Wünsche zu gelangen, that Cuno den ihm zutrinkenden Siegelherren kräftigen Bescheid, auch Hans Danewitz schaute vergnüglich darein und nahm die ehrfurchtsvollen Huldigungen abseitens der wackeren Wollenweber als einen seiner Würde gebührenden Tribut herablassend an. Sein eigener Reichthum, mit dem Reichthum Cuno Täschners verbunden, mußte den armen Teufeln schon einige Achtung einflößen; seiner Wahl zum Bürgermeister würde nun wohl bald nichts mehr im Wege stehen!

Die Braut und deren Mutter saßen in fiebernder Erwartung, ob sich nicht plötzlich der Himmel verfinstern und die Sonne ihren Schein verlieren würde. Immer näher rückte die verhängnißvolle Stunde, heute Nachmittag um vier Uhr sollte der hochwürdige Probst in Person den Trauungsact vollziehen; wenn nicht bald ein Wunder geschah, dann konnte selbst die Macht der allerheiligsten Jungfrau das Unabwendbare nicht mehr verhindern. Immer wieder blickten sie heimlich nach dem Schöffen, der ihnen noch heute früh, als sie die Pferde bestiegen, ermunternd zugeraunt hatte:

„Verzaget nicht! Wenn die Noth am höchsten, ist Gottes Hilfe am nächsten!“ In der That, der gute Heyne schien durchaus nicht mehr bekümmert, er saß einem hohen, stattlichen Herrn gegenüber, dessen platt eingedrückte Nase die beiden Frauenzimmer noch nie gesehen hatten, es mußte ein Fremder, vielleicht ein Verwandter irgend eines Gildeherrn sein, dem man die Ehre einer Einladung zugedacht hatte.

Die gebratenen Ochsenviertel waren verzehrt, die jüngeren Leute standen etwas unsicher auf, um sich am Ballspiel zu erlustigen; die Alten rückten enger zusammen, ließen neugefüllte Krüge bringen und gedachten der abwesenden Genossen, die unter Führung des städtischen Hauptmanns zum märkischen Heere gezogen waren und jetzt wohl bei Strausberg den Pommern die Spitze bieten würden.

Hans Danewitz scheute diesen Gesprächsstoff; ihm trieb die Erinnerung an die Langsamkeit des doppelzüngigen Landesverwesers, der allezeit dreinzuschlagen versprach und dann immer wieder dem Feinde ängstlich auswich, um nicht die Rache desselben auf sein bischöfliches Landgebiet herabzurufen, jedesmal die Galle in's Blut; deshalb erhob er sich, und es kam ihm ganz gelegen, daß der Fremde, den er längere Zeit im Gespräche mit seinem Bruder gesehen hatte, an ihn herantrat und ihn höflich begrüßte.

„Würdet Ihr, weiser Herr, wohl mit mir über die Wiese wandeln? Habe Euch etwas zu erzählen, das für fremde Ohren nicht geeignet ist.“

„Wenn's nicht zu lange dauert, will ich Euch wohl Gehör schenken. Wie heißet Ihr?“

„Anshelm Pinnow,“ versetzte der Fremde. „Komme aus Magdeburg, das im hellen Aufstande gegen den hochwürdigsten Erzbischof begriffen ist.“

„Wird dem frommen Herrn ganz gesund sein. Es ist Zeit, daß sich die Städte ermannen und ihre Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen. Kommt, kommt! erzählet mir! bin wißbegierig, Näheres zu erfahren.“

Sie schritten über die Wiese dem nahen Holze zu, das sich hinter der Landwehr südwärts erstreckte.

Inzwischen hatte Heyne dem ahnungslosen Bräutigam in's Ohr geflüstert:

„Herr Cuno, mein Bruder läßt Euch bitten, ihm ohne Aufsehen zu folgen; er hat eine wichtige Mittheilung für Euch. Wenn's Euch beliebt, gehe ich mit."

Der Angeredete hob den Blick und schaute den sich über die Wiese Entfernenden nach; jetzt erst erkannte er den einstigen Gegner aus Magdeburg. Eine schlimme Ahnung stieg in ihm auf; er wechselte leicht die Farbe und fragte unsicher:

„Was hat Euer Herr Bruder mit Herrn Anshelm zu thun?"

„Ihr kennt ihn? Nun dann wißt Ihr, ein Magdeburger Kaufmann hat mancherlei Geschäfte; man wird wohl Euer dabei bedürfen." Des Schöffen Antwort klang unverfänglich. Er bot dem Zögernden den Arm und dieser mußte sich fügen, wenn er durch seine Weigerung nicht auffällig werden wollte.

„Ihr habt Euch ein gar prächtiges Schwert zu Eurem Ehrentage umgegürtet. Alle Achtung! Da funkeln ja edle Steine an der Stange . . . laßt mich das Wunder doch auch einmal betrachten!"

Cuno hakte geschmeichelt die Waffe vom Gurte.

Eine innere Stimme schien ihn zwar warnen zu wollen, doch er überwand sein Mißtrauen, um nicht durch ein Zeichen von Furcht sein böses Gewissen zu verrathen, und reichte das Schwert dem Andern hin.

Dieser musterte es aufmerksam und hielt es immer noch in den Händen, als man die Wiese schon hinter sich und die beiden Vorschreitenden auf dem Pfade zwischen dem Landwehrgraben und dem Walde beinahe eingeholt hatte.

Zwischen dem Rathmann und Anshelm mußte etwas Ueberwältigendes verhandelt worden sein, sie waren plötzlich stehen geblieben, und der Rathmann starrte auf ein ihm von dem Andern vorgehaltenes Blatt; seine gedunsenen blaurothen Wangen waren erdfahl geworden.

„Ihr erkennet Unterschrift und Siegel?“ fragte Anshelm.

Ein stotterndes „Ja!“ war die Antwort.

„So fordere ich Euch auf bei Eurem Eide, mir beizustehen in Vollstreckung des Urtheils! Halt, Cuno Täschner!“ wandte er sich blitzschnell gegen den Bräutigam, der eben herangekommen war, aber schon wieder Kehrt machen wollte, „halt! keinen Schritt vom Flecke!“

Cuno stand mit schlotternden Knieen; Todesahnung rieselte ihm durch die Glieder. Hinter ihm versperrte Heyne, der des Vervehmten Schwert entblößt hatte, den Weg zur Flucht.

Anshelm holte einen aus Weiden geflochtenen Strang aus der Tasche und sagte feierlich:

„Cuno Täschner, wegen fluchwürdig-hinterlistigen Meineides bist Du verfallen der kaiserlichen Acht und dem Spruch der heiligen Vehme. Hier, sieh das Urtheil des Freistuhls und das Siegel des Freigrafen! Bete schnell ein Vaterunser! Nach dem Amen wirst Du gehenkt werden von uns dreien freien Schöffen.“

„Herr Hans!“ stotterte Cuno in höchster Angst, „Ihr werdet nicht dulden, daß man Euren Schwiegersohn hier mörderisch überfalle . . .“

„Da sei Gott vor,“ versetzte der Rathmann, „daß ich den Bräutigam meiner Tochter mörderisch vergewaltige. Aber hier ist kein Mord! Ich bin dem Freistuhl verpflichtet; beim besten Willen, ich kann Euch nicht helfen.“

„Betet!“ befahl Anshelm, indem er dem Vervehmten die Schlinge des Stranges über den Kopf warf, „sonst fahrt Ihr ohne Buße zur Hölle!“

Wie ein wildes Thier stürzte sich Cuno, dem die Todesnoth die erschlafften Kräfte aufstachelte, auf seinen Bedränger. Heyne und Hans versuchten ihn vergebens zurückzuhalten.

„Wenn Du's nicht anders willst, so geschehe Dir nach Vehmrecht!“ rief Anshelm und stieß ihm das schnell gezückte Messer in die Brust.

Der Reiter, der diese Worte hervorstieß, lachte kurz auf, schwang sich vom Pferde, warf die Zügel einem der ihm gefolgten Knechte zu und legte seine wuchtige Rechte auf die Schulter des Rathmannes.

Dieser fuhr nach seinem Schwerte; halb erschrocken, halb verächtlich herausfordernd, kreischte er heiser:

„Rühret mich nicht an, Gerke Kölre! Gottes Tod! Das duldet kein Berliner Rathmann von seinem fortgelaufenen Gehilfen!"

„Laßt Euer Schwert stecken, Herr Hans! Ich bin nicht Gerke Kölre. Aber der Gerke Suteminne wird Euch zeigen, wie man einen ungeberdigen Gewandschneider zahm macht. Heda, Ihr Knechte! Nehmet diesem Manne sein Gewaffen ab!"

Ein kurzer Aufschrei, und verröchelnd lag der tödtlich Getroffene im blutgefärbten Moose.

„Helft mir die Leiche an den Baum binden, an dem sie eigentlich hängen sollte!"

Mit zitternden Händen faßten die Brüder an. Der entseelte Körper wurde halb aufgerichtet, mit dem Rücken gegen eine Buche gelehnt und der Weidenstrang, der den Hals des Gerichteten noch umfing, an dem Stamme befestigt. Dann stieß Anshelm sein Messer in die Rinde, zum Zeichen, daß kein Verbrechen begangen, sondern heiliges Vehmrecht geübt worden war.

Wie der Hufschlag der wilden Jagd kam es längs der Landwehr näher und näher. Die drei Männer schauten befremdet auf.

„Das scheint ein feindlicher Ueberfall!" sagte Heyne, „schnell durch den Wald, daß wir gesichert das Dorf erreichen!"

Schon war er im Holze verschwunden.

„Nochmals Dank!" rief Anshelm dem Rathmann zu, „ich kehre nach der Stadt zurück, um sofort abzureisen." Auch er tauchte geschwind in den Schatten des Waldes.

Hans Danewitz wäre dem Bruder gefolgt, aber die Beine versagten ihm den Dienst. Wie betäubt starrte er auf die Leiche des Gerichteten. Was kümmerte ihn ein Strauchreiter, der durch die Landwehr brach? Hier, hier lag sein Hoffen gefällt, sein Ansehen vernichtet! Wie sollte er denn den Festgenossen das Entsetzliche beibringen? Sollte er zugeben, daß er die Verbindung mit einem vervehmten Missethäter gesucht hatte? mit einem Missethäter, der auf eine unbegreifliche Weise eben vom langen Arm der geheimen beschlossenen Acht erreicht worden sein mußte? denn daß er sich selbst an der Vollstreckung dieses Urtheils betheiligt hatte, durfte er nicht einmal ahnen lassen.

„Ihr seid es, Herr Hans Danewitz? Ei, solch schnelle Begegnung hätte ich nicht erwartet!"

Zwölftes Capitel.

Am frühen Morgen dieses Tages hatte Gerke mit dem Ritter Dietrich von Quitzow auf der Freitreppe des Strausberger Rathhauses gestanden und seine Blicke über die noch qualmenden Schutthaufen der erst kürzlich eroberten und verbrannten Stadt schweifen lassen. Das Mißtrauen des Rathmanns Danewitz gegen den landverwesenden Bischof war nur allzu gerechtfertigt gewesen, das märkische Heer hatte keinen Schlag gethan und sich vor den Pommern nach der Grenze des Lebuser Ländchens zurückgezogen. Das sich selbst überlassene Strausberg hatte sich zwar ernstlich gewehrt, war aber durch die Brandpfeile der Dietrich'schen Schützen in Flammen aufgegangen, und, während ein Theil der Bürger vergeblich die Feuersbrunst zu löschen versuchte, mit stürmender Hand genommen worden.

„Nun, Gerke, was meint Ihr?" hatte der gefürchtete Ritter gefragt, „habe ich thöricht gehandelt, das Nest den Flammen zu übergeben und so das Leben vieler meiner Tapferen zu sparen?"

Der Gefragte stützte sich auf sein mächtiges Schwert, schaute befriedigt auf die geschwärzten Mauerreste, die den einstigen Marktplatz des Städtchens umgaben und sagte:

„Bei Christi Marter und Tod! Den Strausberger Rathmannen ist Recht geschehen!

Hoffahrt steiget manchen Tag,
Bis sie nicht höher kommen mag;
Dann aber muß sie fallen!
Dies Sprichwort sag' ich Allen!"

Dietrich schaute dem riesigen Genossen in's Angesicht.

„Wo habt Ihr, speerkühner Enakssohn, alle diese Sprüchlein her? Euch mag begegnen, was da immer will, gleich steht Euch ein passender Reim zur Verfügung."

Gerke lächelte:

„'s ist Meister Freidank, der mich die Sprüchlein gelehrt hat."

„Den kenne ich nicht. Ich kenne nur die Lieder, die meine Leute zu Ehren des Quitzow'schen Namens singen. Aber saget, ist der Herzog Ulrich nicht ein Narr, daß er satteln ließ und nach Hause geritten ist?"

„Was? Der Herzog ist fort? Nach einem solchen Siege?"

„Ihr scheint nicht minder überrascht, als ich es war, da man mir's meldete. Wir hatten gestern ein offenherziges Zwiegespräch, der Herzog und ich. Er tadelte mich, daß ich den Brand in die Stadt geschleudert hatte, weil er nun kein behagliches Haus mehr fand, in dem er seinen Gliedern Ruhe gönnen konnte. Gottes Tod! Ich habe ihm meine Meinung gesagt. Im Kriege gilt jedes Mittel, das uns schnell und wohlfeil zum Ziele führt. Sollten wir uns erst an den bethürmten Mauern dieser Stadt die Schädel blutig rennen, damit wir dem Herrn Herzog von Stargard eine wohlgeschonte Herberge übergeben konnten? Narrenspossen! Mag er zum Teufel reiten! Wir werden auch ohne ihn dem Bischofe von Lebus zeigen, daß wir keine steifbeinigen Mähren zwischen den Schenkeln haben."

„So soll es nach dem Lebuser Lande gehen?"

„Gewiß. Ich rücke morgen mit den Ruppinern dem märkischen Heere nach; die Pommern sollen ostwärts streifen und den Schrecken bis an die Oder tragen."

Gerke überlegte; dann sagte er freimüthig:

„Herr Dietrich von Quitzow, Ihr habet eben die Unzuverlässigkeit des Herzogs von Mecklenburg-Stargard erfahren; könnte nicht auch einmal der Tag kommen, da Euch die Pommern den Rücken kehren?"

„Nun? und wenn das der Fall wäre? Glaubt Ihr, daß der Stern der Quitzows erlischt, wenn ihm die Pommern untreu werden? Ich sage Euch, Gerke Suteminne, mein Stern wird heller und heller strahlen; keine Herzogssonne soll ihn verdunkeln; er wird noch einen Glanz verbreiten, daß sich Fürsten und Könige die Augen wischen sollen."

„Die Heiligen lassen es Euch gelingen, edler Herr! Wenn Ihr aber nicht mehr an diese Pommern gebunden seid, wollet Ihr mir dann einen Freundschaftsdienst erweisen? Er wird Euch geringe Mühe machen . . ."

„Ohne Umschweif! Was soll's?"

„Wollt Ihr dann Bötzow wieder in Eure Gewalt bringen und den Holtzendorffs zurückgeben?"

„Das ist es, was Euch die Röthe des Verlangens in's Antlitz treibt?" lachte Dietrich. „Kommt Zeit kommt Rath. Vor der Hand brauchen wir die Pommern noch, wie sie uns brauchen. Aber Ihr seid ein treuer Freund! Ihr denkt nur an das Wohl Derer, die Ihr liebt, und nie an das Eurige. Uebertreibet die Selbstlosigkeit nicht! Man kann auch darin zu viel thun, und in der heutigen Zeit heißt es: erst komme ich, und dann komme ich noch einmal, und dann erst die Andern."

Gerke überhörte den wohlgemeinten Rath des Ritters; nur das eine Wort klang ihm im Ohre:

„Ihr denket nur an das Wohl Derer, die Ihr lieb habt!"

Ja, er dachte der Geliebten Tag und Nacht! Ihr Bild umschwebte ihn in den Staubwolken der Reiterzüge; es leuchtete ihm aus den Flammen der nächtlichen Lagerfeuer; es segnete ihn im Tosen und Schwertgeklirr des männermordenden Kampfes. Sie wiedersehen, ein einziges Mal nur sie wiedersehen trotz einer Hölle von Gefahren! Das war der Wunsch, der ihm im Wachen und im Traume die Seele bewegte!

„Edler Herr!" hob er nach einer Weile wieder an, „ich hätte eine Bitte an Euch . . ."

„Habt Ihr's Euch überlegt?" unterbrach ihn der Ritter frohgelaunt. „Wollt Ihr einmal für Euch selber sorgen?

Recht so, Gerke! Suchet Euch das beste Stück aus der Beute aus; nehmt Euch die hübscheste Dirne, daß Euch nach dem Brandgeruch der letzten Tage der weiche, warme Odem eines Weibleins schmeichle . . ."

Gerke schüttelte den Kopf:

„Ihr wisset, mein Sinn stehet nicht nach Weibern."

„So sagen meine Leute. Seid Ihr denn ein heimlicher Mönch? oder bindet Euch ein Gelübde, daß Ihr die Weiber verachtet?"

„Ich verachte sie nicht; im Gegentheil, ich verehre sie als das Herrlichste, was uns diese arme Erde beut."

„Nun, dann langet doch zu und wählet Euch eine Jungfrau aus, daß sie Euch in Eurem Tangermünde das Nest bereite. Ich freue mich heute schon der Heimkehr zu meiner Frau Eheliebsten."

„Ich habe schon gewählt, edler Herr; aber meine Braut ist mir . . . gestorben, und nur das Gedenken an dieselbe verblieb mir als ein fruchtbringender Segen, als ein Schirm wider alle Verlockung der Sünde. Wollt Ihr mir Urlaub und eine Begleitung aus Euren Knechten bewilligen, daß ich einmal wieder dem Orte nahen darf, wo sie mir Hochgemüthe gab?"

„Wo wollt Ihr hin?"

„In die Nähe Berlins."

„Berlins?" wiederholte der Ritter verwundert. „Tod und Teufel! Da wahret Eure Haut! Wollet Ihr mit einem Dutzend Quitzowscher Knechte etwa Sturm laufen wider das Stralower Thor?"

„Ich thät's am liebsten, bei der heiligen Jungfrau! und möchte den berliner Rathmannen ein Feuer anzünden, wie es die aufgeblasenen Narren hier in Strausberg gefressen hat. Doch Herr, ich bin nicht wirr im Kopfe; ich weiß was menschenmöglich ist. Lasset mich reiten! Wenn ich längs der Thürme und Verhaue der Landwehr spüre, vielleicht, daß ich einen der Plätze wiederfinde, wo ich einst mit der Geliebten geweilt habe; dann will ich ein Gebet sprechen und mich stärken für

die ferneren Kämpfe, die ich an Eurer Seite zu bestehen gedenke. Gebt mir ein Dutzend Eurer Knechte zum Geleit! ich verspreche Euch, den Gerke Suteminne soll man nicht fangen, und ich bringe Euch die Tapferen wieder zur Stelle."

Dietrich sann nach; das was ihm erst als eine nutzlose Tollkühnheit des Riesen erscheinen wollte, gewann plötzlich ein anderes Ansehen. Es war höchst wahrscheinlich, das zwischen dem nach Buckow zurückgegangenen märkischen Heere und den beiden Spreestädten ein reger Verkehr auf dem Umwege über Rüdersdorf stattfand. Wenn der furchtlose Gesell sich bis zur berliner Landwehr vorwagte, so konnten ihm feindliche Boten mit wichtigen Schriftstücken in die Hände fallen; auch wurde der Schrecken in der Landeshauptstadt, als welche Berlin zu gelten begann, vermehrt, wenn die zurückjagenden Heidereiter meldeten, daß der Feind schon vor den Thoren streife.

„Ich will Euch einen Wachtmeister und elf Mann geben;" entschied sich der Ritter zur Freude des Andern, „aber seid vorsichtig und vergesset nicht, daß auf solcher Heerfahrt nur die List frommt und nicht die Gewalt. Morgen Abend müßt Ihr zurück sein; auf dem Wege nach Buckow werdet Ihr Euch dem Quitzow'schen Banner wieder gesellen können."

Längs des Strausees war der Glückliche davongesprengt; der Wachtmeister Liebenow mit den Knechten folgte ihm kopfschüttelnd nach. Es war ein thaufrischer Sonntagmorgen, und von Alt-Landsberg her tönten die Glocken, die den besorgten Einwohnern den Trost der Kirche in den Bedrängnissen der unruhvollen Zeit verhießen. Gerke dachte an keine Gefahr; er sah im Geiste eine wohlgethane blauäugige Jungfrau, der sich zwei goldschimmernde Zöpfe um die Schläfen legten, und von Erwartung und Zagen durchschauert, murmelte er das Sprüchlein vor sich hin:

„Die Bande kann Niemand finden,
Die meine Gedanken binden;
Man kann wohl fangen Weib und Mann,
Gedanken Niemand fangen kann."

Der fürsichtige Wachtmeister gab seinem Rappen die Sporen und jagte an die Seite des achtlos Trabenden.

„Herr Gerke, nichts für ungut, aber wenn wir so weiterreiten, kommen wir geraden Wegs in des Teufels Rachen. Stecket wenigstens Euer rothes Speertuch ein und verhüllt den Liebesgott auf Eurem Schilde. Wir wollen heute nicht pochen noch aufstoßen; jeder Dorfflegel braucht nicht schon auf fünfhundert Schritte zu erkennen, daß der Suteminne durch's Land fährt."

„Ei, Meister Liebenow, fürchtet Ihr die Berliner Wollenweber?" spottete Gerke.

„Nicht die Wollenweber, aber die Bauern in Barnim, die wir bereits verzweifelt wild gemacht haben. Da, seht!" er deutete mit der behandschuhten Rechten über den Kopf seines Pferdes, „die Petershagener Hirten bergen schon das Vieh! Folgt meinem Rathe und machet Euch unkenntlich!"

In der That, von dem Dorfe her, das vor ihnen lag, hallte Hundekläff herüber, und man hörte die brüllenden Rinder, die von den Wiesen hinter die Dorfumzäunung getrieben wurden.

„Ihr habt Recht, Wachtmeister, wir wollen keinen unnöthigen Lärm machen. Lassen wir das Dorf rechts liegen und halten wir auf Dahlewitz. So! mein rothes Fähnlein ist beseitigt!" Er hatte das Tuch von der Lanze geknöpft und verhüllte mit demselben die Malerei auf seiner Tartsche. Auch Ihr habt die Quitzow'schen Zeichen abgelegt? Desto besser! Nun mögen sich die Getelinge*) den Kopf zerbrechen, ob wir zum märkischen Heere gehören oder Stellmeiser sind."

„Die Märker trugen jüngst ein Fichtenreis am Eisenhute; wir könnten es auch . . . Beim heiligen Blute von Wilsnack! Dort reiten Feinde! Seht, es sind ihrer nur drei, und des Einen Mähre lahmt auf dem rechten Hinterfuße! Wollen wir dran?"

---

*) Bauernburschen.

Statt der Antwort legte Gerke seine baumlange Lanze ein und brauste vorwärts. Der Wachtmeister winkte mit der Hand: die Knechte marschirten auf, elf Speereisen senkten sich zum Stoße, und die wilde Jagd ging über Stock und Stein hinter dem voranjagenden Riesen her.

Die überraschten Feinde suchten nach Dahlewitz zu entkommen; zweien derselben war das Glück hold, aber der dritte auf seinem lahmen Gaule wurde bald eingeholt und zum Gefangenen gemacht.

„Siehst Du, Brüderlein, da haben wir Dich!" spottete der Wachtmeister. „Wolltest wohl dem Berliner Rathe Nachricht bringen von Eurem tapfern Rückzuge nach Buckow? Dein Hauptmann hätte einen besser berittenen Boten auswählen sollen; mit Deiner Mähre läuft jeder Pfaffengaul um die Wette."

„Edle Herren, schonet meiner!" bat der Gefangene. „Bin krank und bresthaft, und vom Heere zurückgeschickt, daß ich genesen soll in der Heimat. Nein, Ihr brauchet mich nicht zu verstricken; bei der heiligen Jungfrau, ich werde keinen Fluchtversuch machen."

„Lasset die Stricke fort!" gebot Gerke; dann wandte er sich mitleidig-verächtlich an den Gefangenen: „Wie heißet Ihr?"

„Bin Pieter Dames aus dem Berlin, meines Zeichens ein Knochenhauer. Wenn mich meine Sinne nicht täuschen, edler Herr, so habe ich Euch schon gesehen; waret Ihr nicht im Hause des Hans Danewitz?"

„Ihr meint vielleicht meinen Bruder," lachte der Erkannte. „Aber es freut mich, daß Ihr mir vom Herrn Hans erzählen könnt; werde es meinem Bruder mittheilen. Was treibt der Rathmann?"

„Was wird er treiben, der stolze Herr? Heut ist Matthäitag, und da wird es bei ihm hoch hergehen und er wird eine Brautsuppe verschicken, von der unsereiner nichts zu kosten bekommt."

„Eine Brautsuppe? Wie meint Ihr das?"

„Nun, heut wollten die Tuchmacher ihr Fest feiern, und zu gleicher Zeit sollte Jungfrau Cordula Danewitz mit dem reichen Magdeburger ehelich verbunden werden. Weiß nicht, ob Alles so in's Werk gesetzt wurde; bin schon zehn Tage draußen und habe nichts mehr aus Berlin vernommen."

„Wachtmeister!" befahl Gerke, und Schreck und Wuth malte sich in seinem Angesicht, „suchet die schnellsten Pferde aus! laßt unverzüglich den beiden Gefährten dieses Mannes nachsetzen! wir müssen verhindern, daß sie nach Berlin entkommen! Einen Schilling Jedem, der sie mir einbringen hilft!"

Schon meldete sich ein halbes Dutzend Knechte, die den Fanglohn verdienen wollten.

„Halt!" brummte der Wachtmeister, „soll ich nach zwei flügellahmen mausernden Hühnern sechs Falken fliegen lassen? Zwei Mann sind genug! Du Götz, und Du, Krähenfuß, Ihr Beide reitet! Und wenn Ihr die Gesellen einholt, so wartet auf uns in Dahlewitz! Ihr wollt doch noch über Dahlewitz reiten, Herr Gerke?"

„Ueber Dahlewitz und Mahlsdorf geht unser Weg," entschied der Gefragte, „und von da nach der Landwehr bei Lichtenberg. „Reitet, was das Riemenzeug halten will! Lasset Euch aber von den Hütern nicht sehen, die aus dem Thurme südlich von Lichtenberg die Wache halten! Fort, fort!"

Die beiden zur Verfolgung entsandten Reiter stiebten davon, und Gerke folgte mit dem Reste seiner Bedeckung, den Gefangenen an seiner Seite behaltend, in kurzem Trabe nach.

„Wo habt Ihr die hinkende Kracke aufgelesen, Pieter?" fragte er während des Trabens.

„Bin kein Reitersmann, edler Herr," berichtete der Knochenhauer, „wenngleich ich ein Pferd tummeln kann, so gut wie unser Feldhauptmann. Man hat mir nur die Armbrust gegeben und mich unter die Schützen eingereiht. Da ich aber noch schwach auf den Füßen bin, so habe ich mir dies Pferd genommen, es hat einem Frankfurter gehört, den

die Pommern erschlagen haben. Keiner mochte es, da ihm das Sprunggelenk geschwollen ist."

„Herr Gerke," rief der Wachtmeister, „lasset den Gefangenen als Flügelmann bei unseren Knechten reiten, dann halten uns die Dorfprenzel für Berliner Kriegsvolk. Daß er nicht plaudert, dafür werde ich sorgen."

„Das ist ein guter Gedanke, Liebenow!" stimmte Gerke bei. „Pieter Dames," fuhr er sich gegen diesen wendend, fort, „ich könnte für Dich ein Lösegeld fordern oder Dich hängen lassen am nächsten Baume, denn Ihr Berliner seid übermüthige Landschädiger und der hübschen Frauenzimmer gar nicht werth, die an der Spree wachsen, aber ich will Dir Tag geben*) wenn Du bis zu dem Augenblicke, da ich Dich entlasse, gehorsam meinen Weisungen folgst."

„Herr, ich will Alles thun, was Ihr mich heißet, so es nicht wider Gott und seine heiligen zehn Gebote ist!" tönte die klägliche Erwiderung.

„Gut, das läßt sich hören. Wir sind also von Stund' an Deine Gefährten; wir kommen von Buckow mit einer Botschaft Deines Hauptmanns nach Berlin . . . wer ist Euer Hauptmann?"

„Der edle Herr Paul von Blankenfelde."

„Den kenne ich. Ihm gehören die Dörfer Blankenburg, Pankow und Weißensee. Herr Paul von Blankenfelde sendet uns also. Ihr habt gewiß auch die Losung, daß Euch die Thorwärter das Fallgitter ziehen, wie heißt sie?"

Der Knochenhauer würgte, als ob ihm ein Kloß in der Kehle steckte.

„Nun? wollt Ihr lieber hängen?" fragte Gerke ungeduldig.

„Allzeit voran!" beichtete der in die Enge Getriebene.

„Allzeit voran!" wiederholte Gerke, „ein schönes Wort! Paßt nur nicht recht für Krämer und Gewandschneider, die die Vertheidigung ihrer Ehre einem Kuttenträger überlassen

*) D. h. dich frei lassen.

und allzeit zurückgehen. Merke Dir's Pieter, wenn Du gelogen hast, so spalte ich Dir den Schädel, wie eine Eierschale."

„Das Wort ist richtig, edler Herr."

„Wenn Du mich auch edler Herr anredest, ich schenke Dir keine Silbe, die nicht wahr ist. Wie heißen die Thurmwächter in der Lichtenberger Landwehr? wie viele sind es?"

„Herr, Ihr seid scharf im Fragen. Als wir auszogen in's Feld, saßen der Pflug und der Bolle Wache auf dem Thurme, weiß nicht, ob man sie inzwischen abgelöst hat."

„Der Bolle? Ei, Pieter, der war ja Wärter des Spandower Thores? Wie kommt Freund Bolle auf den vorgeschobenen Thurm bei Lichtenberg?"

„Der Rath hat ihm das Ambacht*) am Thore genommen, um ihn aus der Nähe der Weiblein zu bringen, er schielte zu viel nach den Häusern an der Mauer."

„Nun, wir werden sehen, ob sich Alles so verhält, Du spielst um Deinen Hals."

„Herr, ich lüge nicht. Und damit Ihr sehet, daß ich nichts Arges sinne, so rathe ich Euch, bleibet von der Lichtenberger Landwehr fern. Gerade in Lichtenberg dürfte Euch ein übler Empfang werden; Herr Hans Danewitz hat den Tuchmachern die Dorfwiese überlassen, die heute dort ihr Gildefest feiern."

„In Lichtenberg? Und die geladenen Rathmannen werden auch dabei sein? Gottes Tod, Liebenow! wir müssen eilen!"

Er preßte die Schenkel an seine Braune, schnaubend hob das Thier seinen weißgezeichneten Kopf und in langem Sprunge stürmte es davon.

Als der Reiterschwarm durch Dahlewitz gejagt war, kamen ihm die entsendeten Knechte mit den beiden Gefangenen entgegen.

„Das habt Ihr gut gemacht!" rief Gerke. „Hier, Götz, hast Du einen Schilling, und hier, Krähenfuß, nimm den Deinen! Wie heißet Ihr, Schlingel?" fragte er die beiden Berliner.

---

*) D. i. Amt.

„Ich heiße Hesse," erwiderte der ältere derselben, „und dies ist Golitz, mein Gefährte."

„Ihr tragt eine wollene Halsberge; seid keine Reitersleute?"

„Wir sind Hellebardirer, edler Herr, aus dem Marienviertel der Stadt Berlin. Schonet unser! Gegen unsern Willen mußten wir zu Felde ziehen und unser Wollenweber-Handwerk verlassen. Ach, unsere armen Weiber!"

„Ihr selbst seid Weiber, wenn Ihr jammert und klaget! Liebenow! laßt diese Beiden mit an der Spitze unserer Knechte reiten! Und nun schmücke sich Jeder mit einem grünen Zweige! Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn man uns jetzt nicht für eine Schaar des märkischen Heeres hielte! Vorwärts, Trab!"

Und weiter brauste der Schwarm. Meister Liebenow grinste unter seiner Blechkappe, daß ihm der breite Mund wie der Rachen eines Raubthieres auseinander klappte und zwei feste Reihen blitzender Zähne sehen ließ; die Vermummung fing an ihm Spaß zu machen.

Durch Kaulsdorf und Bielsdorf war man unerkannt hindurchgejagt; ja, ein altes Mütterlein, das in Bielsdorf mit dem Eimer am Ziehbrunnen stand, hatte die Uebermüthigen im guten Glauben mit der Frage begrüßt: „Bringt Ihr frohe Kunde vom Heere? Habt Ihr den Pommern heimgeleuchtet?" und Liebenow hatte sich im Sattel gewendet und der Alten zugerufen: „Die Pommern laufen mit den Quitzow'schen um die Wette, und unser Herr Paul von Blankenfelde setzt ihnen thürstiglich nach."

Als man sich der mit Graben und Verhauen umfriedeten Waldung zwischen Lichtenfelde und Stralow näherte und die Thürme von St. Nicolai und St. Marien scharf geschnitten am leuchtenden Mittagshimmel standen, hob Gerke die Rechte hoch und die Reiter fielen in einen gemächlichen Schritt.

„Nun, Pieter, mach' Deine Sache gut!" sagte er zum gefangenen Knochenhauer, dessen Gaul nur noch auf drei Beinen ging, „dort ist der Wartthurm und, ich denke, Bolle und Pflug haben noch keinen Weckruf ertönen lassen: „Gieb ihnen ein Zeichen!"

Der Gefangene nahm den zweiggeschmückten Eisenhut ab und schwenkte ihn in der Luft. „Ihr habt mich dazu gezwungen, edler Herr!“ flüsterte er, „ich bin ohne jede Verantwortung für die Täuschung.“

Von den Zinnen des südlich von Lichtenberg ragenden Thurmes schauten vier weit geöffnete Augen hernieder, und als die Reiter am Fuße des Gemäuers hielten, rief eine Stimme von oben:

„Habt Ihr die Losung?“

„Freilich, Freund Bolle!“ gab Gerke zur Antwort. „Allzeit voran! Es lebe Herr Paul von Blankenfelde! Flattre nur mit der anderen Thurmdohle herab und thu' uns Bescheid bei einem Trunke. Weit und breit kein Feind zu spüren; die Pommern haben wir aus Strausberg wieder hinausgejagt.“

„Beim heiligen Blute! mich dünkt, ich sollte Euch kennen! Habt Ihr nicht einst in meiner Herberge im Spandower Thorthurm gesessen? Ihr seid Gerke, der Riese, so wahr ich meiner Mutter Sohn bin!“

„Habt ein gutes Gedächtniß, Bolle. Nun kommt auch und trinkt mit einem alten Freunde!“

„Ja, wie ist mir denn? Wenn Ihr der Gerke seid, dann reitet Ihr ja mit unseren Feinden? Die Weiblein erzählen den Kindern in der Wiege gar schreckliche Geschichten von dem verwegenen Suteminne, und ich müßte ja schnell das Zeichen geben.“ Er nahm sein Horn vom Mauerrande und wollte das Mundstück an seine Lippen setzen.

„Macht keine Dummheiten!“ rief Gerke. „Bin früher allerdings mit den Edelleuten geritten, jetzt aber ein Freund der Spreestädte und folge freiwillig dem Berliner Banner. Hier bringe ich ein paar von unseren Kranken mit; kennt Ihr nicht den Dames und den Hesse und den Golitz?“ Er deutete auf seine drei Gefangenen, „und seht Ihr nicht den Tannenzweig an unseren Hüten? Kommt dreist herunter, Bolle, und bringt Euren Genossen mit, daß wir auf die alte Freundschaft einen Trunk thun!“

„Oh, wir haben auch einen guten Tropfen!“ rief der andere Wächter, der jedes Mißtrauen fahren ließ. „Herr Hans Danewitz hat sich nicht lumpen lassen und unser nicht vergessen. Komm, Bolle, wir müssen die erste Kunde von unseren Brüdern bei Strausberg erfahren!“

Die Köpfe verschwanden, und nach einer Weile öffnete sich die ungefähr fünfzehn Fuß über dem Erdboden befindliche Thurmthür. Eine Leiter wurde hinausgestoßen, und Bolle und Pflug kletterten einer nach dem andern über die hölzernen Sprossen hinab.

„Allzeit voran!“ grüßte Gerke die Ueberlisteten und legte seine Hand auf Bolles Schulter, während sich der Wachtmeister aus dem Sattel schwang und den verblüfften Pflug am Arme faßte. „Es thut mir leid, daß ich Euch täuschen mußte, aber im Kriege gilt jeder Vortheil. Es soll Euch Beiden nichts geschehen. Man wird Euch hier nur so lange festhalten, bis ich gesehen habe, was eigentlich auf der Wiese bei Lichtenberg vorgeht. In einem Stündlein, denke ich, seid Ihr wieder frei, und wenn Euch der gestrenge Herr Rathmann Danewitz was am Zeuge flicken will, so kehret dem stolzen Narren den Rücken und kommt zu mir nach Tangermünde; ich will Euch besser beherbergen, als Ihr mich einst im Stralower Thurme.“

Der Wachtmeister übernahm mit mehreren Knechten die Bewachung der beiden Thürmer und der drei anderen Gefangenen: Gerke aber ritt, von Götz und Krähenfuß begleitet, nach der Brücke, die über den nassen Graben führte. Er ließ den Schlagbaum, der den Zugang sperrte, beseitigen und sprengte, von den Knechten gefolgt, über den dröhnenden Brückenbelag. Auf der andern Seite des Grabens wandte er sich rechts und verfolgte den Pfad, der sich längs des Waldsaums bis zur Lichtenberger Wiese hinzog. Als er den Schrei vernahm, den der tödtlich getroffene Cuno Täschner ausstieß, hatte er seine Braune angespornt und den Rathmann Danewitz bei der Leiche des Verwehmten überrascht.

Dreizehntes Capitel.

„Verfluchte Strauchreiter!“ knirschte Herr Hans, und seine allezeit hervorstehenden Augen schienen gänzlich aus dem Kopfe quellen zu wollen, „ohne Gegenwehr läßt sich ein ritterbürtiger Rathmann nicht überwältigen.“ Er riß sein Schwert aus der Scheide, aber schon ward es ihm durch den Speer des entschlossenen Krähenfuß aus der Hand geschlagen. Der andere Knecht sprang gleichzeitig vom Pferde, umklammerte den Rathmann mit festem Griffe und schnürte ihm die Unterarme auf den Rücken zusammen.

„Gebt Euch gutwillig, Herr Hans,“ rieth Gerke dem vor Wuth Schäumenden, „sonst werfen wir Euch über den Sattel und bringen Euch zu den Pommern, die ein hohes Lösegeld für Euch fordern dürften.“

„Also um einen ehrlosen Gewinn ist's Euch zu thun? Das sieht Euch ähnlich, Herr Suteminne, daß Ihr um ein paar Schock Groschen in den Frieden der Städte brechet und Eure Seele dem Teufel verschachert!“

„Vergebens sucht Ihr mich zu beleidigen. Wäret Ihr nicht der Vater Cordulas, ich würde Euch Eure Lüge in die Zähne stoßen, denn keinen Frieden haben wir mit den Spreestädten, und in ehrlicher Fehde reite ich gegen Euch und Euer Gelichter. Doch was ging hier vor? Habt Ihr den Schelm da ermordet?“ Er deutete, nicht ohne Schauder, auf den blutigen Körper, der mit einem Weidenstrange an den Baum gebunden war.

Der Rathmann wurde bleich und seine hervorgequollenen Augäpfel traten zurück.

„Nicht ich," stammelte er, „da steckt das Messer; die heilige Vehme muß ihn gerichtet haben."

Zwei weibliche Gestalten kamen ängstlich spähend längs des Waldsaumes heran.

„Bewachet den Gefangenen," rief Gerke den Knechten zu, „und haltet mir mein Pferd bereit!"

Schon war er den Nahenden entgegen geeilt.

„Cordula! Gelobt sei Gott! ich sehe Dich wieder! O, Du mein minniglicheS Mädchen! Du vieltheure Geliebte!"

Die also Begrüßte glaubte eine Geistererscheinung zu sehen. Sie hob die zitternden Arme; wie Lachen und Schluchzen stieg es ihr in der Kehle empor, und mit dem Aufscheri: „Gerke!" warf sie sich an des Riesen Brust.

„Du lieber Mann! Du über Alles Geliebter! Es ist das letzte Mal, daß wir uns so halten dürfen."

„Nicht das letzte Mal! Die Heiligen haben sich unser erbarmt. Der meineidige Schelm, dem Dich Dein verblendeter Herr Vater ausliefern wollte, ist gerichtet durch die heimlich beschlossene Acht . . ."

„Wie? Hast Du ihn etwa . . .?"

„Nein, Geliebte! meine Hand ist rein. Die Sendboten der Vehme müssen ihn ereilt haben. Ein Messer steckt neben der Leiche, und Dein Vater hält bei ihr die Wacht."

„O Du gnadenreiche Jungfrau!" brach es von Frau Barbaras Lippen. Sie war auf die Kniee gesunken und preßte, von Schreck und Freude überwältigt, die gefalteten Hände gegen das stürmende Herz. „Dank Dir, Du heilige Himmelskönigin! Aber mein Gemahl . . . mein armer Herr Gemahl!"

„Beruhigt Euch, lobwürdige Frau!" sagte Gerke mit sanfter Stimme. „Kommt und sehet selbst, daß sich Herr Hans mit dem Unabänderlichen schon abgefunden hat."

Er hob sie auf und geleitete Mutter und Tochter zu dem Orte, wo der Rathmann von den beiden Knechten verwahrt wurde.

„Um Christi Barmherzigkeit Willen!“ rief Frau Barbara entsetzt, „mein Eheliebster verstrickt? Gerke, ich beschwöre Euch, was habt Ihr vor?“

„Dem Vater Cordulas soll kein Haar gekrümmt werden!“ betheuerte Gerke. „Nur zu meiner Sicherheit wurde er entwaffnet . . . Cordula! Die Zeit drängt; komm mit mir auf's Pferd! ich nehme Dich fort von hier und in Tangermünde treten wir vor den Traualtar. Der Segen meiner Mutter wird uns das Haus bauen.“ Er umfaßte ihre Hüfte und wollte sie nach einem Pferde drängen.

Sprachlos starrte der Rathmann auf das jugendliche Paar.

Frau Barbara rang mit sich in völliger Rathlosigkeit; sie wußte nicht, ob sie die Flucht der Tochter begünstigen oder verhindern sollte.

„Nein, Gerke!“ entschied das Mädchen und schon stand sie neben dem gebundenen Vater. „Wenn uns auch der Segen Deiner Mutter das Haus bauen würde, der Fluch meines Vaters würde es mir wieder einreißen . . .“

„Das lohne Dir Gott, mein stolzes, mein hochgeartetes Kind!“ rief erleichtert der Rathmann, indem er vergebens an seiner Bande zerrte. „Meinen Fluch hat er schon! Ehe ich Dich diesem ehrvergessenen Buschklepper zum Weibe gebe, will ich zu Grunde gehen an Leib und Seele . . .“

„Halt, Vater! halt! Versündiget Euch nicht in Eurem ungerechten Hasse!“ fiel ihm die Tochter in's Wort. „Ihr wisset, mein Herz und meine Minne gehört ihm, dem Tapfern, der kein Buschklepper ist, sondern ein Held, dessen Lob und Ehre selbst seine Feinde singen. So Ihr aber nicht einwilliget, daß ich ihm folgen darf, so werde ich gehorsam bei Euch ausharren, bis der liebe Gott mein armes Herz still stehen heißet und erlöset von aller Pein fruchtlosen Sehnens. — Geliebter!“ fuhr sie feierlich fort, indem sie wieder zu dem sich unschlüssig zerquälenden Riesen herantrat und ihm die eiskalte Hand bot, „Du mußt ohne mich ziehen, Du siehst, der Rathmann, der eine ganze Stadt bändigt, kann sich selbst nicht bezwingen.

So lange ich athme, werde ich Dich lieben von ganzer Seele, wie ich Dich geliebet habe bis zu dieser Stunde, denn dem Todten dort, dem Gott genaden möge, wäre ich ohne Liebe, nur aus kindlichem Gehorsam gegen meinen Vater, zum Traualtar gefolgt. Das ist nun überstanden. Ziehe mit Gott, Gerke, meine Liebe und mein Segen begleiten Dich. Aber eile, Du theurer Mann: schon nahen die Leute vom Festplatze, sie dürfen Dich hier nicht finden."

„Dann nehme ich Herrn Hans mit," erklärte Gerke trutzig. „Die Tochter soll das Lösegeld für den gefangenen Vater sein."

Er gab dem Knechte einen Wink, den Rathmann auf's Pferd zu heben

„Gerke!"

Nur dieses eine Wort zitterte über Cordulas Lippen, aber der Ton des Wortes entwaffnete den Recken.

„Gebet dem Gefangenen Tag, Ihr Knechte!" befahl er beschämt. „Wir nehmen nichts von hier mit uns, als den Segen dieser reinen Jungfrau, die mehr werth ist, als ein Dutzend Berliner Rathsherren. Euch aber, stolzer Herr Hans, frage ich ein letztes Mal: wollet Ihr mir Eure Tochter zum Weibe geben, wenn ich ein Bürger dieser Stadt und ein Mitglied Eures Rathes werde?"

„Oh, überlegt es Euch!" bat eifrig Frau Barbara den Gatten, „Ihr habt einst geschworen, nur ein Rathmann soll Cordula heimführen. Wenn er sich von unseren Feinden wendet, wenn er einer der Unseren wird, dann könnt Ihr mit gutem Gewissen . . ."

„Schweig', Frau!" grollte der Gefesselte, „und wenn er unser Aeltermann würde, ich bin kein altes Weib und lasse mich nicht beschwatzen."

„So wollet Ihr nach wie vor auf Eurem harten Kopfe bestehen? Ist das Eure Liebe zu Eurem Weibe? Gilt Euch das Glück unseres armen Kindes denn gar nichts mehr?"

„Schweig'! Diesem Tangermünder Strauchdiebe gönne ich nur den Strick des Henkers. Wahrhaftig, da müßte schon

ein Anderer für ihn eintreten." Er blickte höhnisch an der hohen Gestalt empor und spottete: „Schafft Euch den Herrn Markgrafen zum Brautwerber an; holt ihn aus Mähren, daß er in mein Haus komme und mich um meine Tochter für Euch bitte . . . ha, ha, ha!" Er hätte ihn eben so gut an den Sultan Bajesid verweisen können; das wußte er genau, Jobsts Fürsprache war nur durch Geld zu erkaufen, und jedes, selbst das höchste Geldopfer Gerkes war er, der reiche Gewandschneider, im Stande, um das Doppelte zu überbieten.

„Fort, Geliebter, — fort!" mahnte Cordula, die erschrocken die Stimme der vom Festplatze heranbrausenden Menge vernahm.

Gerke legte ihr seine Hand unters Kinn, hob ihr den Kopf sanft in die Höhe und schaute sie verlangend an. Er vergaß Zeit und Ort und hauchte schwärmerisch, nur ihr verständlich, den Vers des Minnesängers:

„Ihr stand der Mund, als wollt' er sprechen:
Ja trutz, wer wagt zu küssen mich?"

„Eile Dich, Geliebter! Um Gottes willen!"

Der Ruf der Geängsteten erweckte ihn. Er umschlang ihren Nacken und preßte zum Abschiede seine Lippen auf die ihren. „Die Heiligen segnen Dich, vieltheure Maid! Nie lasse ich von Dir! Wir werden trotz alledem verbunden werden, ich vertraue der Allmacht der Frau Minne."

Schnell schwang er sich in den Sattel und flog mit seinen Knechten davon. Von der anderen Seite keuchte Heyne, an der Spitze der mit Schwertern bewaffneten Wollenweber heran und, den gesuchten Bruder gewahr werdend, rief er aufathmend:

„Gott sei Dank, da bist Du ja! Unsere Freunde von der Innung wissen es schon. Wer waren die Reiter, die uns überfielen?"

„Pommersche Strauchdiebe und, mit ihnen verbündet, Suteminne, der Verräther. Zum Teufel! schneidet mir die Stricke durch! Ich sehne mich, meine Arme zu gebrauchen."

Man befreite den Rathmann von seinen Banden.

Herr Cuno, der, wie Ihr gesehen habt, erst mit uns ging, trennte sich nach einer Weile von uns, um den Landwehrgraben zu mustern. Wir ahnten nichts Schlimmes, als er nicht gleich zurückkehrte; endlich aber fingen wir an, uns zu beunruhigen und verließen das Holz, um nach ihm zu suchen. Da fanden wir den Unglücklichen in seinem Blute. Der Suteminne jagte erst später heran; mein Bruder hat im Schreck die Zeitfolge vergessen. Herr Anshelm war so ergriffen, daß er die Lust zur weiteren Theilnahme an Eurem Feste verlor und sich geraden Wegs nach der Stadt begab. Er hat mir noch an Euch Alle Grüße aufgetragen."

Die Verhandlung wurde dem Rathmann immer peinlicher; er mußte den Gedanken der biederen Wollenweber eine andere Richtung geben.

„Wie war es möglich," rief er in gerechtem Ingrimm, „daß die Buschreiter ungemeldet über die Grabenbrücke eindrangen? Wer hat die Wache auf dem Thurm?"

„Der Bolle und der Pflug," tönte es aus der Menge.

„Hat denn Niemand das Horn der Wächter vernommen?"

„Wir haben nichts gehört."

„Die Schlingel müssen geschlafen haben oder sie sind trunken von dem Biere, das ich ihnen spenden ließ. Meister Falkenrede," wandte er sich an den Vater der zwei hübschen Töchter, „Ihr seid ein Viertelsmeister, begebt Euch gleich nach dem Thurme und forschet nach der Schuld der beiden Wächter! Ich verlange genaue Untersuchung und werde für strenge Bestrafung jedes Pflichtvergessenen Sorge tragen."

Die Sonne hatte die Mittagshöhe überschritten. Der Rathmann Hans Danewitz war schweigend mit seiner Familie von dannen geritten. Die Leiche Täschners harrte noch immer der Bahre, nach der man Boten nach der Stadt entsendet hatte. Auf der Festwiese herrschte wieder Frohsinn und Ausgelassenheit, der traurige Vorfall vom Vormittage war längst vergessen. Ein Theil der jungen Leute schlug den Ball, ein anderer sprang den Reihen, und die Röcke der Jungfern wirbelten durch die Luft. Die Alten, insoweit sie noch nicht

Die Festtheilnehmer standen in scheuer Entfernung von dem Baume und betrachteten entsetzt den Leichnam, dessen durch die Schlinge abgeschnürter Kopf schräg auf der Schulter ruhte. Keine Hand rührte sich. Der Todte konnte ein Selbstmörder sein, und durch die Berührung eines solchen hätte sich jeder Bürger unehrlich gemacht.

„Was steht Ihr und gaffet?“ zürnte der Rathmann, dessen seelisches Gleichgewicht so heftig erschüttert war, daß seine Aufregung in rohe Selbstverspottung umschlug. „Wem's Glück wohl will, dem kalbt ein Ochs, und wer Pech hat, der ersäuft im Kolk*). Herr Cuno hat Pech gehabt und ist den Buschkleppern in die Hände gefallen. Kein Zweifel, der Suteminne hat ihn ermordet; ich fand den Schurken bei der Leiche. Mir wäre es wohl nicht besser ergangen, wäret Ihr nicht rechtzeitig erschienen.“

„Vater!“ rief Cordula, und die Röthe der Empörung stieg ihr in's Antlitz.

Heyne, der Schöffe, schleuderte dem falschen Ankläger einen vernichtenden Blick zu. Mit Nachdruck erklärte er:

„Du irrst Dich, Bruder! Einem Mörder läßt das böse Gewissen nicht die Zeit, sein Opfer an einen Baum zu binden, und das Messer daneben zu stecken, hier hat ein ehrliches Gericht Abrechnung gehalten.“

Der Rathmann senkte die Augen unter dem Blicke seines Bruders.

„Nun, es ist ja möglich; ich weiß es nicht. Bindet die Leiche los, Ihr Leute, und laßt sie nach Hause schaffen, daß der hochwürdige Probst die Gebete über ihr spreche. Mich entschuldiget, wenn ich mit den Meinen heimreite.“

„Wo ist denn der Magdeburger geblieben?“ murmelte die Menge. „Sollte der Anshelm? . . . “

„Pfui, schämt Euch!“ schalt Heyne die Mißtrauischen, die durchaus den Thäter erforschen wollten. „Herr Anshelm ist nicht von unserer Seite gewichen, als wir lustwandelten.

*) Eine Grube, in der sich Wasser sammelt.

der Wirkung des unmäßig genossenen Gildebieres erlegen waren, saßen beisammen und überlegten, wohin sich Bolle, der Thurmwärter, gewandt haben könnte. Meister Falkenrede hatte nur den Genossen desselben vorgefunden, und dieser hatte bestimmt erklärt, er hätte bei der Annäherung der Feinde das Zeichen mit dem Horn gegeben und seinen Freund Bolle sofort zur Meldung nach Lichtenberg entsendet, Bolle wäre aber nicht wiedergekommen, die Erde müßte ihn verschlungen oder ein böser Geist entführt haben. Die verwunderten Handwerker schlugen mit der Faust auf den Tisch, dann hoben sie die Krüge und stärkten sich nach der Anstrengung erfolglosen Grübelns mit dem unerschöpflich strömenden Gebräu der guten Stadt Bernow.

Hinter dem Baumstamme, an den der Körper des Vervehmten geschnürt war, regte es sich. Aus den Blättern des Unterholzes lugte ein tiefgebräuntes, blatternzerrissenes, hageres Frauenangesicht, dessen dunkle Augen mit einem Mischausdruck von Schlauheit und Irrsinn in die Runde spähten. Der unheimliche Ort war einsam und still, nur einige metallisch glänzende Fliegen schossen in dem Sonnenstrahle hin und her, der durch eine Lücke des Baumwipfels auf den moosbekleideten Erdboden fiel.

Wieder raschelten die Zweige des Gesträuches. Der ganze Kopf der Lauschenden mit seinem rothen Schutztuche wurde sichtbar, und mit dem Kopfe entwand sich ein ziemlich schäbig gekleideter Körper den bergenden Blättern.

Vorsichtig schlich das Weib an den Buchenstamm, bückte sich und schaute dem Gerichteten in das verzerrte Antlitz.

„Die stolzen Herren haben Dir die Ader umsonst geschlagen," grinste sie hämisch, „den Meister Palme hättest Du dafür bezahlen müssen. Jetzt bist Du still, mein Bürschchen, und kein Zahn thut Dir mehr weh. Der Rathmann Danewitz meinte, der Gerke hätte es gethan . . . , ha, ha, wir wissen's besser, wir haben es mit angesehen, ohne daß die Narren was merkten. Mögen sie's immerhin dem Gerke in die Schuhe schieben," fuhr sie schadenfroh fort, indem sie sich

die knöchernen Hände rieb, „wird dem treulosen Gesellen eine heilsame Lehre sein. Warum reitet er mit den Pommern und mit den Quitzows, die noch schlimmer sind als die Pommern?“

Sie spuckte aus, kauerte sich neben der Leiche in's Moos, und schlang die Arme um ihre Kniee. Fernab schweiften ihre Gedanken, der grauenvollen Nachbarschaft schien sie gänzlich vergessen zu haben.

Nach einer Weile hob sie wieder an:

„Wie die Flammen durch's Dach leckten! Meine arme Kuh ist verbrannt, aber meinen Schatz habe ich gerettet! Die Dummköpfe ahnten nicht, daß ich Edelsteine am Leibe trug, sie hätten mich sonst geplündert und in die Flammen geworfen. Daß der Undankbare den Brand in seiner Mutter Dach schleudern konnte! Denn sicher ist er mit unter den pommerschen Mordbrennern gewesen, die das Weichbild stürmten und meinen armen Herrn wie einen Hund aus dem Schlosse jagten. Ist er denn nicht mein Sohn? Habe ich ihn nicht getragen auf diesen meinen Armen? Ha, ha, ha! Der Teufel glaube dem Wilsnacker Pfaffen! Wenn er mein Sohn wäre, hätte er meine Feldhütte geschont oder mich wenigstens gewarnt vor den räuberischen Unholden!“

Sie versank in neues Sinnen. Ab und zu schüttelte sie heftig den Kopf, so daß sich ein Strähn ihres einst schwarzen, jetzt aber gebleichten Haares unter dem rothen Tuche hervorstahl und ihr wirr in's Gesicht hing.

„Sie taugen Alle nichts!“ fuhr sie grimmig auf, „er ist nicht besser als der hinterlistige Rathmann und der stutzerhafte Geck, den sie hier erstochen haben! Plagen Dich die Fliegen, mein Püppchen?“ redete sie den Leichnam an, auf dessen Antlitz sich Schwärme gieriger Insecten niederließen. „Merkst Du's jetzt? im Tode sind wir Alle gleich, die Bettler und die Gewandschneider . . .“

„Haltet Ihr die Leichenwache bei dem Narren?“ fragte eine trockene, harte Stimme, „seht Euch vor, er wird Euch die Bezahlung schuldig bleiben.“

Die schwarze Ursel hob den Kopf.

Eine unordentlich gekleidete Beguine stand vor ihr.

„Hat man Euch das Geld gegeben, die Gebete zu sprechen?“ fragte Ursel gleichmüthig und ohne sich vom Platze zu erheben.

„Mir giebt Niemand Geld; fortgejagt haben mich die alten Vetteln, die der Büttel am Kaak auspeitschen müßte, wenn ihren stechenden Zungen Recht geschehen sollte.“

„So seid Ihr keine Seelenschwester mehr?“

„Bin nie eine gewesen; hi, hi, hi! habe den albernen Mummenschanz nur getrieben, um leichter durch die Welt zu kommen. Werde auch im Bettlerkleide nicht verhungern. Hat der Schelm noch Geld im Sacke?“

Sie deutete auf den Gerichteten.

„Weiß ich nicht,“ versetzte die Frau. „Wer eine Leiche bestiehlt, verfällt dem Büttel.“

„Ei, seid Ihr im Schöffenrecht so gut bewandert?“

„Was kümmert mich das Schöffenrecht? Aber die schwarze Ursel stiehlt nicht. So Euch hungert, könnet Ihr mit mir gehen; ich will sorgen, daß Ihr satt werdet.“

Schwester Beate betrachtete aufmerksamer die auf der Erde Hockende.

„Ihr scheint mir nicht gerade einen zu vollen Beutel zu haben . . .“

„Genug für uns beide. Bleibet bei mir. Ich weiß manche Kunst, die uns Brot bringt; kann Unwetter machen, Gebresten heilen, Kühen die Milch vertrocknen; aus der Hand der Menschen lese ich die Zukunft, und mit der Wünschelruthe schaffe ich den Dieb und das Gestohlene herbei!“

„So seid Ihr eine Zauberin?“

„Mit dem Teufel habe ich nichts zu schaffen, aber ich kenne die Geheimnisse der Kräuter und der Steine. Habe manch ein wirksam Mittel im Sacke,“ sie schlug mit der Hand auf ihre umfangreiche lederne Gürteltasche, „aber eines fehlt mir noch; ich möcht's wohl haben!“ Mit verlangenden Blicken schielte sie nach der Leiche.

„Wollt Ihr Haare vom Leibe des Gerichteten? Die können wir ihm gleich abscheeren, dann ist der Schelm wenigstens im Tode zu etwas gut."

Ursel winkte der Andern mit der Hand:

„Bückt Euch zu mir hernieder; ich will's Euch in's Ohr sagen."

„Narrenspossen! hier hört uns Niemand. Die Wollenweber sind trunken und keiner von ihnen findet mehr den Weg hierher."

„Nun, so wisset: mit dem Finger eines Gerichteten kann man Warzen und Mäler vertreiben und viel Geld von den eitlen Zierjungfern verdienen. Hab' allerlei gesammelt: Krebsaugen gegen die Harnstrenge, Fuchszungen gegen die Brustsucht, Hirschhorn wider die Pest, aber ein Menschenfinger fehlt mir noch. Wollen wir's wagen?"

„Wenn's weiter nichts ist. Habt Ihr ein scharfes Messer?"

„Hier ist eins."

Sie gab das Verlangte der Beguine, und diese machte sich daran, den starren Zeigefinger von der linken Hand des Leichnams zu trennen."

„Faßt mit an! Wie heißet Ihr eigentlich?"

„Nennt mich Mutter Ursel."

„Ich heiße Beate. Nun, Mutter Ursel, haltet fest! So! Jetzt haben wir einander nichts mehr vorzuwerfen, hi, hi, hi! wer eine Leiche verstümmelt, verfällt ebenfalls dem Büttel. Na, fürchtet Euch nur nicht! hier nehmt den Finger! und ich will einmal sehen, ob Herr Cuno ein paar Groschen im Beutel hat."

Hastig schob Ursel das abgeschnittene Glied in ihre Tasche.

„Ihr sollt aber nicht stehlen! Rühret den Todten nicht mehr an! Kommt fort von hier!"

Sie war aufgestanden und wandte sich zum Gehen.

„Wenn Ihr's durchaus nicht wollt, meinetwegen, so mag der Schelm sein Geld behalten," erwiderte Beate; schnell aber bückte sie sich hinter Ursels Rücken, riß das Täschchen

vom Gürtel des Gerichteten und verbarg es in ihrem Gewande. „Schade drum," sagte sie laut, jetzt werden es Andere nehmen, die noch weniger Recht darauf haben, als wir. Wo wollt Ihr denn hin?"

„Nach Strausberg zu den Pommern."

„Die haben Weiber genug. Dort wäre Schmalhans für uns Küchenmeister."

„Habe einen Sohn bei den Pommern; den muß ich aufsuchen."

Beate lachte höhnisch.

„Einen Sohn? Wenn er mit den Pommern reitet, so laßt ihn nur laufen. Meint Ihr, er werde seine Beute mit Euch theilen?"

Ursel schien die Frage überhört zu haben. Sie strich sich den weißen Haarsträhn aus der Stirn; dann ballte sie die Fäuste und knirschte mit den Zähnen:

„Der verfluchte Pfaffe hat gelogen! Er ist nicht mein Sohn, denn er hat mich verlassen und eine Andere nennt er seine Mutter! Aber er soll mir zurückkehren! Jetzt habe ich das Mittel, womit ich das Herz eines Menschen wandeln kann." Plötzlich wurden ihre Züge weich, und mit sanfter Stimme fragte sie: „Habt Ihr nie einen Sohn gehabt?"

„Ich? einen Sohn? Hi, hi, hi! Bin eine ehrbare Jungfrau. Was sollte ich mit einem Sohne?"

Es war ein mitleidiger Blick, den Ursel der Beguine gönnte. Bedauernd wiegte sie den Kopf:

„Ihr habt das Beste nie besessen. Kommt! Ihr versteht mich nicht!

Beate dachte über das sonderbare Wesen ihrer Gefährtin nach.

„Mutter Ursel," sagte sie nach einer Weile, „wenn wir zusammen bleiben sollen, dann müsset Ihr auf guten Rath merken. Zu den Pommern gehe ich jetzt nicht. Kehret mit mir um nach der Stadt; ich habe dort noch ein Geschäft zu besorgen. Ist es erledigt, dann will ich Euch nach Strausberg begleiten."

„Zurück in die Stadt? Zu den übermüthigen Rathsherren?“

„Ja, zu den hinterlistigen, treulosen Schelmen.“

„Die Hölle mag sie alle verschlingen!“

„Amen! Gegen solchen Wunsch habe ich nichts einzuwenden. Ich sehe, Ihr theilt meine Gefühle gegen diese berliner Gewandschneider. Lasset uns umkehren. Ich weiß eine Herberge, die uns billig aufnehmen wird. Könnet Ihr schreiben?“

„Schreiben? Hab's lange nicht versucht. Doch ich war Gürtelmagd bei einem Edelfräulein, der ich bei manchem Brieflein geholfen habe . . .“

Die Andere jubelte:

„Das trifft sich gut! Ihr werdet's noch nicht verlernt haben, Nein, wir folgen diesem Wege; so bleiben wir im Holze und meiden die Festwiese. Nur frisch voran! In einer halben Stunde sind wir in der Herberge.“

Vierzehntes Capitel.

Das märkische Heer hatte endlich den Pommern bei Müncheberg stand gehalten und einen ersten Sieg in diesem Jahre erfochten. Der geschlagene Feind zog sich zurück, indem er nach damaligem Kriegsbrauch die Ortschaften, durch die er wich, unbarmherzig den Flammen überlieferte. Eine ähnliche Verwüstung hatte der Barnim noch nicht erfahren; die um Blumberg, Friedland, Rüdersdorf und Buckow verbrannten Dörfer waren so zahlreich, daß ein Theil derselben nie wieder aus der Asche erstanden ist.

Die berliner Rathmannen knirschten mit den Zähnen, aber ihre ohnmächtige Wuth verwandelte sich in wilde Freude, als die Kunde eintraf, daß die Pommern bei einer mißglückten Unternehmung gegen die Stadt Bernow eine empfindliche Niederlage erlitten hatten. Auch Dietrich von Quitzow war bei Börnicke umzingelt und in die Pfanne gehauen worden. Der bisher Unüberwindliche war für seine Person mit einigen wenigen seiner Getreuen entkommen und sollte sich nach der Havel nördlich von Spandow gewandt haben.

Der regierende Aeltermann hatte den Rath schon am frühen Morgen nach dem Rathhause entbieten lassen, um die weiteren Schritte, die diesen befreienden Siegen nothwendig folgen mußten, in vertrauliche Erwägung zu ziehen.

Als Hans Danewitz die Oberberger Straße erreichte, verwunderte er sich der lachenden, johlenden und schimpfenden

Menge, die sich zu beiden Seiten des Rathhauses angesammelt hatte. Besonders lebhaft war das Gedränge vor dem Kaak, jenem gefürchtetem Spottbilde, an welchem der Büttel gewisse Arten von Verbrechern mit einem Halseisen zu befestigen oder auszupeitschen pflegte. Die Leute reckten sich auf den Fußspitzen, um einen Blick nach dem großen Pergamentblatt zu werfen, das über Nacht an den Schandpfahl angeheftet worden war.

„Es ist zu arg," grollte Meister Palme, dessen schiefe Schultern hoch über die Menge ragten, denn er ließ sich von zweien Neugierigen emporheben, „solche gottvergessene Frechheit! Und keine Unterschrift darunter, wie es sich für einen richtigen Scheltbrief eignet und gebühret! Zu dieser Veröffentlichung hat der Rath nimmermehr die Erlaubniß gegeben!"

„Das wissen wir auch ohne Dich," rief Pieter Dames, der Knochenhauer, der seine für den Felddienst untauglichen Beine wieder ausgeheilt hatte. „Lies uns lieber vor, was auf dem Pergamente steht!"

„So?" entgegnete der Bader, „soll ich mir das Maul verbrennen und die verleumderischen Beschuldigungen gegen den weisen Herrn Hans Danewitz hier vor allen Leuten verlautbaren? Such' Dir einen Narren dazu, nicht mich!"

„Ha, ha!" höhnte der Knochenhauer, „der Bader kann gar nicht lesen. Laßt nur den Meister Zeidelberg 'ran, der versteht mehr, als das windschiefe Großmaul."

„Bist Du gegen die Pommern auch so bissig gewesen?" fragte Meister Palme zurück. „Ich denke, als es bei Strausberg losging, da wurdest Du plötzlich kleinlaut und brachtest Deine lahmen Lenden in Sicherheit. Ein schöner berliner Knochenhauer! Hat sich von seiner Eheliebsten zu Hause warme Suppen kochen lassen, während unsere Brüder draußen pommersche Schädel spalteten."

„Verfluchte Otter, Du sollst an Deinem Gift ersticken! Macht Platz, Gevattern, daß ich dem unehrlichen Schlingel einen Fußtritt gebe. So ein dreckiger Bartkratzer! Den hat

der Büttel nur mit Handschuhen angefaßt, als er ihn ‚schlechtbrennen'*) mußte!"

„Kalt Blut, Pieter!" mahnte Fritz Schrumm, der bei keinem Auflauf fehlen durfte, „alten Weibern und Badern muß man das Keifen nachsehen. Laß' den Meister Zeidelberg vorbei; der will uns die Neuigkeit vorlesen."

Dem dicken Bäuchlein des Bäckers wurde bereitwilligst Platz gemacht, während der eingeschüchterte Bader wieder in die Menge untertauchte. David Zeidelberg trat an den Kaak, warf das Haupt in den Nacken und las mit lauter Stimme:

„Dem ehrbaren weisen Rathe, den Verordneten der Viergewerke und allen Bürgern zu Berlin. Ich klage wider die treulose Danewitz'sche Sippe und fürnehmlich gegen den Rathmann Hans Danewitz, den ‚selbwachsenen Kotzenschalk', der seine eigene Tochter dem meineidigen Cuno Täschner für Geld verschachern wollte. Er hat sie ihm brieflich und eidlich versprochen; weil aber Cuno Täschner nicht genug Groschen herausrücken wollte, hat er ihn bei Lichtenberg ermordet und sagt nun, die heimliche Acht habe es gethan. Es wäre dem Schalksknecht besser gewesen, er hätte sein Insiegel einer Sau mit seiner Zunge in die Schnauze gedrückt, als daß er es auf den Brief setzte, mit dem er den Bräutigam seiner Tochter betrogen hat. Muß er schon immer Geld zusammenraffen und Treue und Eide brechen, so verschaffet ihm doch die Henkerei und Abdeckerei in den beiden Spreestädten; dazu ist er gut genug. Sein Vater war auch ein so hinterlistiger, geiziger, meineidiger Schelm, der ehrliche Mädchen bethörte und sie dann treulos in's Elend stieß; der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und eine Sau wirft keine Lämmer. Jaget den Hans Danewitz aus dem Rathe und lasset ihn vom Büttel über die Grenze des Weichbildes peitschen, daß Ihr Gottes Zorn vermeidet und Euch die Pest nicht befalle, die den missethätigen Alten schon gefressen

*) Brandmarken.

hat und den ‚vorhiten'*) Sohn auch noch fressen wird. Wenn Ihr ihn länger duldet, so werde ich ihn schelten, solange ich Odem habe, daß er's an Ehren nicht verwinden soll." **)

Einen Augenblick herrschte Todtenstille; dann aber erhob sich ein Flüstern, Raunen und Kichern, ein Schelten, Drohen und Fluchen, das nach und nach zum Sturm anschwoll.

„Das hat noch Keiner gewagt, so lange diese Stadt steht!"

„Jedes Wort ist eine Lüge!"

„Na, wer weiß? Der alte Danewitz war hinter den Dirnen her, wie der Teufel hinter einer Judenseele."

„Der Alte ist todt; aber unsern Rathmann soll Keiner ungestraft beschimpfen!"

„Da hören wir's ja, was unser Rath werth ist! Etwas Wahres wird schon daran sein."

„Das muß ein Frauenzimmer geschrieben haben! Ein Mann kriegt solche Bosheit gar nicht fertig!"

So brausten die erregten Stimmen durcheinander.

Ein Predigermönch aus dem cölner Kloster drängte sich an den Kaak und reckte den Hals, um die Schmähschrift mit eigenen Augen zu sehen. Voll Abscheu schüttelte er die Glatze, während es ihm kaum gelang, die schadenfrohe Genugthuung zu verbergen, die um seine Mundwinkel zuckte.

„Ist's nicht eine Schande, ehrwürdiger Bruder, wie das Volk entartet?" fragte ein hochgewachsener, vornehmer Herr, der neben ihn getreten war.

Der Mönch erkannte den Nachbar und erwiderte mit gedämpfter Stimme:

„Die Sünde ist der Menschen Verderben, wohlweiser Herr Brügge. Gott bessere es!"

Er machte das Zeichen des Kreuzes und schritt grüßend weiter.

---

*) D. i. ehrlos.

**) Mit Benutzung eines geschichtlichen Scheltbriefes. Diplom. Beitr. zur Gesch. Berl. II.

„Frecher Kuttenträger!“ brummte Tyle Brügge, der Sohn des verstorbenen früheren Schulzen, vor sich hin, „meint er die Sünden des Rathmanns oder des Scheltbriefschreibers? Ach, mein Armer Freund! Gottes Tod! wie seht Ihr aus?“ wandte er sich an Hans Danewitz, der mit blaurothem Antlitz nach dem Schriftstücke emporstarrte, „nehmt's Euch nicht zu Herzen! Derartigen feigen Angriffen ist jeder Ehrenmann ausgesetzt.“

Hans faßte krampfhaft den Arm des Nachbars.

„Lest es mir vor! Mir flimmert's vor den Augen; ich sehe nichts.“

„Warum wollt Ihr Euch mit dem erstunkenen und erlogenen Zeug die Laune verderben? Der Verbrecher soll der gebührenden Strafe nicht entgehen.“

„Leset! ich bitte Euch.“

Herr Tyle Brügge überwand sich und willfahrte mit schwerer Zunge dem Wunsche des Freundes.

Als er die Lesung beendet hatte, gab Hans Danewitz einen dumpfen Ton von sich und schob hastig die Hand zwischen Hals und Kragen, als wollte er den Letzteren ausweiten. Wie einem Krebse standen ihm die Augen aus dem Kopfe.

„Mir das? Oh, das ist . . das soll . . .“ Der Wankende fand keine Worte.

Herr Tyle griff lebhaft zu und stützte ihn.

„Kommt weiser Herr, ich führe Euch nach Hause. Werde Euch bei dem Aeltermann entschuldigen lassen. Schlagt's Euch doch aus dem Sinn! Aus dem Gekeife solchen Gesindels muß man sich nichts machen.“

. . . Am späten Nachmittage schritt ein breitschultriger, schwertgegürteter Mann über die Schwelle der „Gottesgunst“. Die alte Anna, die mit einer eben entzündeten Lampe in der linken Hand über den Hausflur ging und den hellgrauen, mit der rothen Binde umwickelten Spitzhut des Kömmlings erkannte, stieß einen Schrei aus und schlug erschrocken mit ihrer gichtbrüchigen verstümmelten Rechten ein Kreuz.

„Nun, ich hole Euch noch nicht ab," spottete der Büttel. „Meldet mich beim Herrn Rathmann! er harret meiner."

Mit schlotternden Knieen gehorchte die Magd.

Meister Barsch legte sein Schwert neben der Hausthür auf die Erde, nahm seinen Hut in die Hand und erstieg auf einen Wink der zurückkehrenden Magd die Treppenstufen, die nach dem Zimmer zur Rechten führten.

„Habt Ihr etwas ermittelt?" fragte Hans Danewitz, dessen Vollmondsgesicht seit dem heutigen Morgen eine merkliche Abnahme erlitten hatte.

Der Büttel ließ seinen Blick vorsichtig in die Runde gehen, trat einen Schritt näher nnd sagte geheimnißvoll:

„Ich glaube, weiser Herr, wir haben sie. In der cölner Garküche am Mühlendamm herbergen seit einiger Zeit zwei verdächtige Frauenzimmer. Die Eine hat früher in Eurem Hause gewohnt . . ."

„In meinem Hause? Wer ist es denn?"

„Die schwarze Ursel, weiser Herr."

„Tod und Teufel! Ihr könnet Recht haben. Aber nein! Woher sollte sie . . .? Wer ist die Andere?"

„Eine fortgejagte Seelenschwester, ein gar missethätiges Weibsbild; die Leute nennen sie Schwester Beate."

„Beate? So hieß die Schlange, die ich nach dem Tode meines Vaters aus der Stadt jagen ließ . . es wäre möglich . . . ja, ja! das kann stimmen . . . sie hat sich rächen wollen, weil ich damals ihre Forderungen . . . Meister Barsch! hier nehmet!" Er drückte ihm ein paar Münzen in die Hand. „Ich verpflichte Euch zu unverbrüchlichem Schweigen; wenn Ihr Eure Zunge hütet, so erlasse ich Euch auch die ledernen Handschuhe, die Ihr für das Fortholen des todten Viehes aus Lichtenberg zu entrichten habt. Folget mir ohne Aufsehen! Ich muß die Frauenzimmer sprechen. Ich gehe ohne den Stadtknecht; behaltet mich im Auge!"

Schon hatte er sein Schwert umgehangen. Er drückte einen schwarzen, breitkrempigen Filzhut in die Stirn und

eilte in fieberhafter Hast von dannen, es dem Büttel überlassend, ihm auf eine gewisse Entfernung zu folgen.

Es war schon ziemlich dunkel. Unerkannt kam er durch die Spandower Straße, ging bei der Nicolaikirche vorbei und überschritt den nur für Fußgänger eingerichteten Steg, der bei den Mühlen über die Spree führte. Vor der Garküche, nahe dem Wasser, blieb er tiefaufathmend stehen.

Ein Knabe tummelte sich vor der Thür.

Der Rathmann winkte ihm:

„Hier hast Du einen Pfennig, mein Sohn. Kennst Du die Schwester Beate, die da drinnen herbergt?"

Der Beschenkte nickte.

„Auch die Frau, die mit ihr zusammen ist?"

„Ja," versetzte der Junge. „Sie haben eben meinem Vater die Zeche bezahlt und schnüren ihr Bündel, um weiter zu ziehen."

„Ei, sie wollen fort? Gehe hinein und sage ihnen beiden — aber leise, es darf es sonst Niemand hören — ein Warner wollte sie im Geheimen sprechen, sie möchten einmal herauskommen."

Der Junge sprang davon.

Hans Danewitz trat mehrere Schritte von der Thür fort und harrte im tiefen Schatten des auf die Straße herausgebauten Viehstalles. Er hustete leise, und von der Spree her wurde das Husten vorsichtig wiederholt; der Büttel war in der Nähe.

Aus der Garküche traten zwei vermummte weibliche Gestalten und spähten rechts und links in die Dunkelheit.

„Pst, pst!" machte der Rathmann hinter dem Stalle.

Die Weiber kamen näher.

„Gut Freund!" raunte Herr Hans und bot den Zögernden vertraulich beide Hände. „Ich soll Euch warnen . . ."

Er hielt die Handgelenke der Stutzenden fest und fügte eben so leise hinzu:

„Wenn Ihr einen einzigen Ton von Euch gebt, seid Ihr verloren! Kommt ruhig mit! dann soll Euch nichts geschehen!"

Vergeblich sperrten sich die Ueberlisteten. Schuldbewußtsein und Angst erlaubten ihnen nicht, um Hilfe zu rufen. Der stärkere Mann zog sie beide mit sich fort in der Richtung nach dem Mühlenstege.

„Barsch! verwahret diese sicher und wartet hier!“ sagte er zum Büttel, dem er die schwarze Ursel zur Bewachung übergab. Mit dieser hier habe ich ein Wort unter vier Augen zu reden.“ Er faßte Beate am Arm und führte sie am linken Spreeufer aufwärts, bis zu dem Thurme, der an der östlichen Spitze der cölnischen Insel über das Wasser ragte.

Der Platz war völlig einsam.

„Du hast den Scheltbrief wider mich verfaßt,“ begann er mit vor Wuth heiserer Stimme. „Gestehe.“

Beate hatte ihren Gegner längst erkannt.

„Bringt mich nur vor den Richter,“ versetzte sie trotzig. „Jetzt ist mir Alles Eins. Aber den Schöffen werde ich eine Geschichte erzählen, wie der Rathmann Danewitz die Sünden seines sauberen Vaters gesühnt, wie er mir nicht einmal eine Handvoll Pfennige geschenkt hat, um die Schande zu verbergen, in die mich sein Vater . . .“

„Schweig! Dirne! Wärme nicht wieder den alten Kohl auf. Hast Du den Scheltbrief geschrieben?“

„Ich kann nicht schreiben, das wißt Ihr recht gut, sonst hätte ich längst . . .“

„Dann hat ihn die Andere geschrieben, und Du hast ihr die nichtswürdigen Verleumdungen eingeblasen.“ Wie ein eiserner Schraubstock preßte seine Faust ihr Handgelenk.

„Ermordet mich nur,“ stöhnte die Schmerzgepeinigte, „wie Ihr Euern Schwiegersohn ermordet habt! Sonst will ich's den Schöffen erzählen . . .“

„Schweig! Du Scheusal! Du giftige Lügnerin!“ Er holte zum Schlage aus, aber eine plötzliche Vorstellung ließ seinen Arm langsam herunterſinken. Sollte dies Weib wirklich ein heimlicher Zeuge seiner Betheiligung an der Vollstreckung des Vehmurtheils gewesen sein? Das Ansehen der Danewitz'schen Sippe hatte durch die Beziehungen zu

Cuno Täschner ohnehin schon gelitten, durfte es der völligen Erschütterung durch die Aussagen der auf's Aeußerste getriebenen Beguine ausgesetzt werden? War dann noch Aussicht vorhanden, daß er, der Ehrgeizige, sich jemals auf den Stuhl des Aeltermanns setzen würde? Wesentlich milder klang seine Stimme, als er fragte:

„Wenn ich Dich nun laufen ließe und dem Büttel sein Opfer vorenthielte? He? Was würdest Du mir dann geloben?"

„Wolltet Ihr das wirklich thun? hi, hi, hi! Ich wußte es ja, Ihr seid gar nicht so schlimm, als Ihr Euch stellt. Nimmer will ich nach dem Berlin zurückkehren, nimmer wieder ein böses Wort gegen Euch reden . . . aber, Herr, ich habe keine Reisezehrung, Ihr müßt schon Eure milde Hand aufthun und mir . . ."

„Auch das noch? Nun gut, hier hast Du Geld," er leerte den Inhalt seiner Tasche in ihre Hand, „aber nun schwöre mir zu Gott und den Heiligen, daß Du mir nie wieder begegnen und Dein Gift für immer bei Dir behalten willst."

Beate schwor, und der Rathmann führte sie zum Mühlensteige zurück.

„Schafft die schwarze Hexe nach der Büttelei, Meister Barsch" befahl er dem dort Harrenden, „und verwahrt sie wohl. Ich komme gleich zu Euch. Will erst diesen Vogel hier ausfliegen lassen."

Er ging mit Beate über den Mühlendamm nach dem Stralower Thore. Der Wachtsetzer war gerade mit der Nachtverstärkung eingetroffen und wollte das Thor schließen.

„Laßt dieses Weib noch hinaus," befahl Herr Hans, „und seht sie Euch vorher an! Sollte sie je wieder Einlaß begehren, so wird sie festgenommen und verstrickt. Nun lauf zum Teufel, Du Dirne!" Er gab ihr einen Stoß in den Rücken, sie taumelte vorwärts und der Thorflügel fiel in's Schloß. Draußen von der Brücke her tönte ein höhnisches „Hi, hi, hi!"

Der Rathmann spuckte aus und schlug die Richtung nach des Büttels Wohnung ein.

Schon am andern Morgen stand die schwarze Ursel unter der Gerichtslaube vor der gehegten Schöffenbank. Hans Danewitz hatte noch um Mitternacht eine längere Unterredung mit seinem Bruder, dem Schöffen, gehabt. Dieser war ungehalten gewesen, daß Hans nicht beide Frauenzimmer hatte laufen lassen; durch eine Bestrafung Ursels ließe sich das durch den Scheltbrief verursachte Aufsehen doch nicht mehr ungeschehen machen, wohl aber würden die Aussagen der Angeklagten den Rathmann und ihn, den Schöffen, in eine recht peinliche Lage versetzen. Bestürzt hatte Hans den Entwicklungen des Bruders zugehört, er sah ein, daß ihn sein eiferndes Bestreben, durch eine schimpfliche Verurtheilung Ursels auch deren Pflegesohn Gerke mitzutreffen und so den Gehaßten in den Augen Cordulas herabzusetzen, in eine ganz falsche und für sein eigenes Ansehen gefährliche Bahn getrieben hatte. „Du mußt es zum Besten wenden!“ hatte er dem Bruder erwidert, und dieser hatte in der That vor dem Beginn der Gerichtsverhandlung eine heimliche Besprechuug mit dem Richter und den übrigen Schöffen gepflogen und ihnen die Nothwendigkeit klar zu legen vermocht, daß aus Rücksicht auf die Stellung des Rathmannes jedes nähere Eingehen auf den ganz grundlosen Inhalt des Scheltbriefes zu vermeiden und die Angeklagte ohne Weiteres wegen des unbefugten Aushängens der Schrift zu bestrafen wäre.

So wurde Ursel denn nur befragt, ob sie den Schmähbrief geschrieben hätte.

Stammelnd mußte sie dies zugeben. Wie sie aber ihre Genossin Beate als geistige Urheberin der Schrift auch für die Wahrheit derselben verantwortlich zu machen und sich nur hinsichtlich der Ermordung Täschners durch die Gebrüder Danewitz auf ihre eigene Wahrnehmung zu berufen versuchte, fiel ihr der Richter ungeduldig in's Wort:

„Ursula Kölre, Du hast nur auf meine Fragen zu antworten! Deine hirnverbrannten Verdächtigungen eines ehren-

haften Rathmannes zu prüfen, verlohnt wahrlich nicht der Mühe. Auch Deine Berufung auf die Vagantin ist unstatthaft, Beate ist entflohen und hat sich vorläufig jeder Verantwortung entzogen; auf ihre Kosten möchtest Du uns gern allerlei Mähren aufbinden, das ist erklärlich, wird Dir aber nichts helfen."

Er winkte dem Büttel und dieser führte die Vorgeladene einige Schritte von den Schranken zurück.

Wäre der Inhalt des Scheltbriefes in Betracht gekommen, so hätte der Grundsatz gegolten, daß der schwere Verleumder mit derjenigen Strafe zu belegen sei, die das von ihm dem Andern zur Last gelegte Verbrechen treffen sollte: auf Mord stand die Strafe des Räderns, und da das „Radbrechen" an einem Frauenzimmer nicht vollzogen werden durfte, so hätte man Ursel zum Feuertode verdammen müssen. Im vorliegenden Falle sollte es sich aber nur um das unbefugte Aushängen eines Scheltbriefes handeln, und nur nebenbei wurde gewissermaßen stillschweigend und als selbstverständlich vorausgesetzt, daß der Inhalt dieses Scheltbriefes ein verleumderischer war. So stellte denn der Richter die bezüglichen Fragen, und die Schöffen erklärten im Hinblick auf das Geständniß der Angeklagten, daß Ursula Kölre, genannt „die schwarze Ursel", wegen unerlaubter Veröffentlichung eines Schmähbriefes „zu Haut und Haar" zu bestrafen sei, sie sollte am Kaak „Schambuße" thun, „des Königs Malter geben" und durch den Büttel aus der Stadt gewiesen werden.

Dem Urtheil folgte die Vollstreckung auf dem Fuße.

Ursel mußte am Schandpfahl ihr eigenes Schriftstück vorlesen und nach beendeter Lesung den lauten Widerruf hinzufügen: „Mund, don du dat sprekest, don logest du di wort!" („Mund, als Du dies spracheſt, hast Du gelogen!") Nur undeutlich quoll ihr diese Formel über die widerstrebenden Lippen; hatte sie denn nicht mit eigenen Augen gesehen, wie der Rathmann den sich sträubenden Täschner festgehalten hatte, damit ihn das Messer Anshelms treffen konnte? Die Glieder fingen ihr an den Dienst zu versagen, vor ihrem sich trüben-

den Blicke tanzten die dichtgedrängten Köpfe der gaffenden Menge wirr durcheinander. Da traf ihr Ohr der mahnende Ruf des Büttels. „Nun? wird's bald, alte Hexe?" — zusammenschauernd hob sie die zitternde rechte Hand und versetzte ihren Lippen den vorgeschriebenen Schlag, der sie, die Wittwe eines Rottmeisters der adligen Bredows, ehrlos machte vor diesen Handwerkern und Gewandschneidern. Ein wilder Seufzer entrang sich ihrer Brust, und Thränen ohnmächtigen Zornes entstürzten ihren Wimpern.

„Seht nur, wie sie greint!" rief Meister Palme, der sich in die erste Reihe der Umständer gedrängt hatte und durch seine zur Schau getragene Entrüstung die Gunst der Rathmannen zu gewinnen trachtete, „wie wird sie erst singen, wenn sie des Königs Malter zahlt! Geschieht ihr Recht! Als ich den verwundeten Herrn Täschner pflegte, hat sie mir mit ihren verfluchten Zaubermitteln in's Handwerk gepfuscht; solch Kräuterweiber und Hexen müßten eigentlich alle brennen!"

„Die Bader auch!" tönte es hinter ihm und ein wieherndes Beifallsgelächter folgte dieser Bemerkung.

„Stille da unten!" befahl ein Stadtknecht, der auf den Stufen der Gerichtslaube mit seiner Hellebarde die Wache hielt, „sonst kommt Ihr auch noch dran!"

Das Gelächter verstummte. Aller Blicke richteten sich wieder nach dem Kaak, auf dessen Bühne Meister Barsch den Oberkörper seines unglücklichen Opfers schnell entkleidet hatte. Mit dem Gesicht gegen das Holz wurde Ursel an den Pfahl gebunden, und zweiunddreißig Hiebe, des „Königs Malter", zählte ihr der Büttel mit einer grünen, zwei Ellen langen Eichengerte auf den mageren Rücken, so daß dessen gelbliche Haut bald von blutigen Striemen zerrissen war. Eine halbe Stunde später stand Meister Barsch mit der noch immer leise Wimmernden vor dem Oderberger Thore, hinter dem St. Jürgenspitale, an der Grenze des Weichbildes. Ein Knecht des Büttels unterstützte die Kraftlose.

„Nun, Ursel Kölre, laß das Greinen!" sagte Barsch, „die Sache ist überstanden. Jetzt heißt's: ‚Auf Nimmer-

wiedersehen!' Vorher aber mußt Du Urfehde schwören, und ich werde Dir den Eid staben. Sperr die Ohren auf und sprich mir nach, was ich Dir vorsage: Für die Bosheit, die ich begangen habe . . ."

„Für die Bosheit, die ich begangen habe," wiederholt das Weib tonlos, während ihr irrer Blick den Peiniger anstarrte.

Der Büttel fuhr fort:

„Bin ich gnädiglich gezüchtigt worden; . . . dessen will ich nimmer in Rache gedenken . . . und will die Stadt immer meiden . . . mir widerfahre denn von den Herren Gnade . . . Als mir Gott helfe und die Heiligen."*)

„Als mir Gott helfe und die Heiligen!" klang es von Ursels Lippen zurück.

„So! nun laufe!"

Er gab ihr einen leichten Schlag auf die wunde Schulter, spuckte aus und kehrte mit seinem Knechte nach der Stadt zurück.

Die Verstoßene wankte der Haide zu und hielt sich jenseits der Landwehr links, um den Weg nach Bötzow zu gewinnen, doch der wühlende Schmerz und die Empörung über die erlittene Schmach raubten ihr den letzten Rest von Kraft, und wimmernd sank sie am Fuße einer Föhre nieder.

„Seht Ihr, Mutter Ursel," sagte Beate, die ungesehen den Vorgang an der Stadtgrenze belauscht hatte und ihrer Genossin nachgeschlichen war, „hätten wir schon gestern früh, wie ich es wollte, unser Bündel geschnürt, Euch wäre die Pein erspart geblieben. Nun, beißt nur die Zähne auf einander; den wunden Rücken heilen wir bald mit einer Salbe. Die Zeit wird kommen, wo wir es, Zug um Zug, den Schuften heimzahlen!"

---

*) Die „Bodel-orveide" war also vorgeschrieben: „Umme di bosheit di du hest began, dar umme bist du genedeliken getuchtiget, des salt du met wrake nummermer in arge gedenken, und salt di stad ynmer myden, di wederfare dan von den heren gnade. Als werliche help di god und syn hilgen."

„Nur dem Gerke verdanke ich die Schläge," fuhr die Gequälte wüthend auf, indem sie beide Fäuste ballte „nur dem Gerke! Wäre er bei mir geblieben, die Wittfrau Kölre hätte ihren Fuß nimmermehr in das verfluchte Sodom gesetzt! Ist das die Liebe eines Sohnes, den ich mit Gebet und Opfern von den Todten erweckt habe? Aber er soll es mir büßen! mit den Fingern des Gerichteten will ich ihn ... wo ist meine Tasche? Um Christi Erbarmen willen, wo ist sie?"

„Ja, wenn ich nicht für Euch die Gedanken beisammen gehabt hätte!" sagte Beate und deutete auf die beiden Taschen an ihrem Gürtel, „hier hängt sie! habe gestern Abend, ehe wir die Herberge verließen, unsere sieben Sachen noch in der Eile an mich genommen; ich traute dem Herbergswirthe nicht recht, und Leute wie wir, müssen auf Alles gefaßt sein. Aber, Mutter Ursel, Ihr spracht von Euren Schätzen? Wo sind sie geblieben? In Eurer Tasche habe ich keine gefunden; sollte sie Euch der Büttel abgenommen haben?"

Ein pfiffiges Lächeln glitt über die schmerzverzerrten Züge der Gefragten.

„Der Büttel ist ein Dummkopf! Er taugt gerade so viel wie die berliner Rathmannen. Hier in meinem Haare stecken meine Schätze; hätte er die Edelsteine gewittert, er hätte mich geschoren und den Raub für sich behalten." Sie knüpfte ihr rothes Kopftuch auf und versicherte sich durch einen Griff in ihre gebleichten Haarsträhne, daß das Bredow'sche Schmuckstück, das sie seit langen Jahren wie ihren Augapfel hütete, noch vorhanden war.

„Ei, Mutter Ursel, so ist ja Alles besser gegangen, als wir hoffen durften. Nun tröstet Euch aber auch! Habe zur Nacht einen männlichen Schutz gefunden, hi, hi, hi! Kennt Ihr den früheren Wächter des Lichtenberger Thurmes? Kommt nur mit! wir finden ihn hinter Tegel; Freund Bolle liebt die berliner Rathmannen eben so brünstig, wie wir beide."

Fünfzehntes Capitel.

Es war im Jahre 1404. Die Quitzows und deren Genossen standen auf dem Höhepunkt ihrer Macht, und das Ansehen des hochbetagten Markgrafen Jobst sank immer tiefer und tiefer. Dieser geldgierigste aller Landesherren hatte die Herzöge von Mecklenburg von der ihnen kürzlich verliehenen Statthalterschaft der Marken schon wieder enthoben und statt ihrer die Grafen Günther und Heinrich von Schwarzburg zu Landverwesern berufen; aber Dietrich von Quitzow hatte den Grafen Günther, als er bei Tangermünde über die Elbe setzte, aus einem Hinterhalt überfallen und ihn seines ganzen werthvollen Gepäckes beraubt. Der neue Landverweser verlor unter solchen Umständen die Lust, seines Amtes zu walten, die Willkürherrschaft eines trutzigen Adels erhob immer kecker ihr Haupt, und Plünderungen und Brandstiftungen waren an der Tagesordnung.

Die verzweifelnden Städte hatten endlich bei Denen Schutz gesucht, deren Hand am schwersten auf ihnen lag; mit den Quitzows und den Grafen von Ruppin hatten sie durch Vermittelung des berliner Probstes Ortwin einen Vertrag geschlossen und Dietrich Quitzow hatte sich verpflichtet, die von den Pommern besetzten Städte und Schlösser für die Mark zurückzuerobern.

Gerke Suteminne hatte in diesem Jahre in lebhafter Ungeduld seine braune Stute gesattelt und seiner Mutter und

Mechtild den Abschiedskuß gegeben. Frau Reinhilde konnte es nicht ändern, daß der Ungestüme nur immer während der kalten Jahreszeit im Hause zum „Liebesgotte" rastete, und auch Mechtild hatte sich daran gewöhnt, daß, wenn die Schwalben kamen, ihr Freund vom Winter her gewaffnet davonzog. Ein neues Speerfähnlein hatte sie ihm aus rothem Zindel gefertigt und einen Liebesgott mit bunten Farben darein gestickt; mochte ihn dieses Zeichen auf seinen Zügen an die erinnern, die sein Bild Tag und Nacht lebendig in ihrem Herzen trug.

Mit freundlichem Danke gegen die von stillen Hoffnungen Beseelte war der Beschenkte unbefangen davon geritten und hatte sich dem Banner Dietrichs bei Bötzow gesellt.

„Das ist Euer bester Freund!" hatte Dietrich mit einem Hinweis auf Gerke zu Gerhard von Holtzendorff und dessen Sohn Werner gesagt, die Beide in seiner Umgebung waren, „er hat mich einst bei Strausberg gemahnt, ich sollte Euch Euer Schlößlein wieder verschaffen, und jetzt soll seinem Wunsche gewillfahrt werden."

Die rothen Nasenflügel und Ohren Werners waren noch röther geworden; leidenschaftlich hatte er den einstigen Spielgefährten umarmt und ihm seinen kurzgeschnittenen strohgelben Schnurrbart auf die Wangen gedrückt.

„Hol' mich der Teufel, Gerke, wenn ich's Euch je vergesse, daß Ihr bei dem edlen Herrn Dietrich unser Fürsprecher wart!"

Die Mauern des kleinen Städtleins waren unschwer erstiegen worden*); von Plünderung und Anzündung der wenigen Häuser und Hütten nahm man auf Bitten der Holtzendorffs Abstand. Sofort wurde das Schloß umlegt, und so hartnäckig die pommersche Besatzung es auch vertheidigte, Gerke war einer der ersten, der auf den angelegten

*) Die „Berlinische Chronik" verlegt wohl irrthümlich dieses Ereigniß in's Jahr 1405, alle anderen Quellen, die dem Autor zugänglich waren, geben 1404 an.

Sturmleitern die Steinumwallung erkletterte. Die Pommern wurden überwältigt, verstrickt und ausgeplündert, das Schloß dem Ritter Gerhard und seiner Sippe als Eigenthum zurückerstattet.

Der Dank der Holtzendorffs gegen den uneigennützigen großmüthigen Dietrich war ein überschwänglicher.

„Mit Leib und Seele bin ich der Eure!“ rief der schon bejahrte Gerhard.

„Wenn Ihr je in Noth kommen solltet, edler Freund,“ betheuerte Werner, der Sohn, mit einem kräftigen Handschlag, „so verfügt über mich, wie über Euer Eigenthum. Schloß Bötzow soll Euch offen stehen in guten und in schlimmen Tagen! Die Heiligen verhüten, daß Ihr je nöthig habt, mich an dieses Wort zu erinnern; aber ich will ehrlos sein, wenn ich nicht jederzeit Gut und Leben freudig für Euch in die Schanze schlage! Gerke Suteminne, deß' seid Ihr Zeuge!“

Am andern Tag ging es in Berlin hoch her.

Dietrich von Quitzow war mit seinen gefangenen Pommern in die Spreestadt eingezogen und hatte die Besiegten zum Beweise seiner treuen Gesinnungen den im „Hohen Hause“ versammelten Ständen übergeben. Henning Perwenitz, der erste Bürgermeister, der, wie jener heidnische Gewalthaber einst vom Pfluge, von seinem Fleischscharren fort auf den Stuhl des Aeltermannes berufen worden war, hatte dem Helden des Tages einen glänzenden Morgentrunk geboten, und Hans Danewitz, der durch seine Wahl zum zweiten Bürgermeister glücklich der Gelbsucht entronnen war, die ihm sonst unzweifelhaft den Neid über die Erhöhung eines Knochenhauers bereitet haben würde, wollte nicht zurückstehen und lud den edlen Ritter zu einem abendlichen Feste in der „Gottesgunst“ ein.

In den eisernen Leuchtpfannen auf dem Neuen Markte brannten die Kienfeuer. Kopf an Kopf stand das gaffende Volk auf dem Platze und musterte die reichgeschmückten Gäste, die mit Weibern und Töchtern nach dem festlichen Hause wandelten.

Bald waren die kleinen Stuben der „Gottesgunst" gedrängt voll. Frau Barbara und deren Tochter begrüßten am kranzumwundenen Eingange zu dem eigentlichen Familienzimmer die Kömmlinge nach Rang und Gebühr mit mehr oder minder huldvollen Kopfnicken. Paul von Blankenfelde, der frühere Hauptmann im Barnim, führte seine stolze Eheliebste herein, Bernhard Ryke, der reiche Bürger der Schwesterstadt Köln, erschien am Arme des noch reicheren Albert Rathenow; diesem folgte Henning Strobandt, der vorjährige erste Bürgermeister, mit dem Kämmerer Sechelweg und dem Rathmann Holekanne; endlich trat strahlend, mit frisch gerötheten Wangen und im vollen Gefühle seiner höchsten Würde, Henning Perwenitz, der gegenwärtige erste Aeltermann, über die Schwelle. Er führte seine dicke Gattin am Arme, deren Antlitz einer blühenden Klatschrose glich; hinter ihm schritt sein Bruder Arndt, ein rathgesessener Herr, und an dessen Seite Emerentia, des Aeltermanns liebliches Töchterlein.

Man schüttelte sich die Hände, man lachte und wünschte sich Glück, daß die Pommern nun bald gänzlich aus dem Lande gejagt sein würden, und freute sich im Voraus der nahen Zeit des Friedens und allseitigen Gedeihens, man pries den Schutzengel mit dem Flammenschwerte, der in Gestalt des edlen Dietrichs das Paradies der Marken gegen alle Feinde behüten würde, und fragte erwartungsvoll, ob er nicht bald käme.

Da schmetterten die Trompeten der in der Thorfahrt aufgestellten städtischen Bläser; es wurde plötzlich still in den Gastzimmern, und Aller Blicke hingen an der kranzgeschmückten Flurthür, in deren Rahmen der Wirth des Hauses mit dem berühmten Ritter erschien.

Wie vornehm und doch wie verbindlich verneigte sich Dietrich vor Frau Barbara! wie bezaubernd stand er vor Cordulas herzgewinnender Schönheit.

„Ei, Jungfer Danewitz, hätte ich geahnt, daß in der stolzen Spreestadt so stolze Wunderblumen blühen, schon längst hätte ich meine Verbindungen mit Mecklenburg gelöst

und mich nicht nur mit meinen Schlössern, sondern auch mit meinem Herzen zur Mark gesetzt! Wollt Ihr mir den ersten Tanz nach dem Mahle schenken?"

Cordula erröthete bis unter ihr lichtes Stirnhaar; so höfisch feine Worte hatte noch kein berliner Gewandschneider ihr gegenüber gefunden! Sie versprach den Tanz, und der Ritter stapfte sporenklirrend weiter, um sich in der Gunst der übrigen Frauen und Jungfrauen ebenso siegreich zu befestigen.

Es wurde an mehreren Tischen in verschiedenen Zimmern gespeist, da ein größerer Saal dem Danewitz'schen Hause fehlte. An der Haupttafel saß Dietrich zwischen Barbara und deren Tochter; ihm gegenüber hatte Hans Danewitz zwischen Frau Perwenitz und Emerentia Platz genommen. Heyne, der Schöffe, saß auf der anderen Seite der Frau Perwenitz, und deren Gatte Henning war Frau Barbaras Nachbar. Nur ausnahmsweise hatte man zu Dietrichs Ehren heute den vom guten Kaiser Karl eingeführten, aber bald wieder abgeschafften Brauch des „Rehhahn" beobachtet und Männlein und Weiblein in bunter Reihe an den Tisch gesetzt; bei anderen Festlichkeiten pflegten die Männer getrennt von den Frauen zu tafeln, um sich rücksichtsloser der Ungebundenheit in Genuß und Scherzrede überlassen zu können.

Der ganze Silberschatz des Hauses prunkte auf dem blendend weißen, mit buntgestickter Kante gezierten Tafeltuche, aus hohen, aus edlem Erz getriebenen und allerlei seltsames Gethier darstellenden Krügen dufteten die edelsten welschen Weine, Würste in verschiedener Zubereitung, mit Zwiebeln und Knoblauch gebratenes Wild, Fische, auf ungarische Art gesotten, wechselten mit überpfefferten Kalbs- und Hammelvierteln und hochgethürmten Schüsseln voll Heringen und Schinkenschnitten. Ein in Teig gebackenes Spanferkel machte den Beschluß der Fleischkost; und nun begann die Reihe der kalten, süßen Speisen mit einem in Obstsaft gekochten Hirsebrei und einem buntgefärbten Mandelmus, zu welchem die

küchenverständige alte Anna gar leckern, knusperigen Pfefferkuchen gebacken hatte.

„Gott soll mich verdammen," schrie der weinselige Hausherr; „es ist eine Lust, mit Euch, edler Herr, einen Trunk zu thun!" Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Humpen und Becher wackelten, und blickte sein Gegenüber mit schwimmenden Augen an.

„Dies Bekenntniß müßt Ihr Euch, stolzer Ritter zur ganz besonderen Ehre rechnen," ertönte scherzhaft Heynes sanfte Stimme, „mein Bruder ist sonst gerade kein Freund der hohen Herren und möchte alle Macht und Gewalt am liebsten nur in der Hand unseres Rathes sehen."

„Hol' mich der Teufel, Heyne hat Recht," platzte Hans heraus. „Was nützen uns die Landverweser? Nicht so viel! Was haben wir von unserm gestrengen Herrn Markgrafen? Noch weniger als gar nichts! Er sitzt in Mähren und verkauft ein landesherrliches Schloß nach dem andern; er füllt seine Taschen und überläßt uns wehrlos unsern Feinden. Bei Christi Marter! Wir brauchen keine Herzöge und keine Markgrafen, keine Landeshauptleute und keine gekrönten Helme! Wir Städte sind uns selbst genug!"

„Ei, günstiger Freund," bemühte sich der erste Bürgermeister einzulenken, „wollet Ihr gar keine Ausnahme gelten lassen? Ohne den edlen Herrn von Quitzow, dächte ich, säßen die Pommern wohl immer noch in Bötzow."

„Freilich, mit Herrn Dietrich ist's etwas Anderes," stammelte Hans, der ein höhnisches Lächeln um des Ritters Mundwinkel bemerkt zu haben glaubte. „Ihr seid kein gewöhnlicher Ritter! Ein Ausbund seid Ihr von Klugheit und Tapferkeit, von Ehre und Großmuth, Ihr wäret würdig, eine Krone zu tragen! Die Pest soll mir in's Gebein fahren, wenn ich Euch nicht verehre . . ."

Ein bittender Blick der Gattin hemmte seinen Erguß. Die fromme Frau kannte zwar die Unsitte der Männer, sich beim Trunke in unfläthigen Verwünschungen zu ergehen, die nur ein derber Ausdruck des Wohlwollens gegen die Zech-

genossen sein sollte; trotzdem waren ihrem zarten Ohre, das nur an Orgelklang und die geistigen Gesänge des Kalands gewöhnt war, die entsetzlichen Flüche im Munde ihres Eheherrn ganz unerträglich. Sie kreuzte sich heimlich und faltete dann die Hände auf ihrem Schooße.

„Es giebt tapfere, treue Männer in jedem Stande, weiser Herr," versetzte Dietrich, dem es darauf ankam, die Gewandschneider und Rathmannen der einflußreichen Stadt zu bezaubern. „Hätte mir ein beherzter Bürger aus Tangermünde nicht kräftig beigestanden, wer weiß, ob ich heute noch wider die Mauern Bötzows stürmen müßte. Auf das Wohl der ehrenfesten, tapfern Städte!"

Er hob seinen silbernen Becher und leerte ihn in einem Zuge.

„Die Städte sollen leben," wiederholte Herr Perwenitz. „Der Hausmann draußen soll die Pauken rühren!"

Ein der offenen Thür zunächst Sitzender gab einen Wink; der Stadtpfeifer im Flure verstand den Befehl und ein von Paukenwirbel begleitetes Trompetengeschmetter übertönte die Hochrufe der Tafelrunde.

„Wer ist der Tapfere, dessen Beistand Ihr so rühmet?" fragte Heyne den Ritter.

„Ein noch jugendlicher Riese; von dem Ihr Alle schon gehört haben werdet: Gerke Suteminne."

„Gerke Suteminne?" kam es von verschiedenen Seiten zurück. „Der lange Gerke? Der hat ja einst in diesem Hause gewohnt!"

Dietrich blickte sein Gegenüber fragend an.

„In Eurem Hause weiser Herr? Nun wunderts mich nicht mehr, daß er hochgeartet ist; Ihr selbst seid ja von ritterbürtigem Geschlechte."

Hans Danewitz brummte ein paar unverständliche Worte; unlieb war ihm die Erinnerung an seinen einstigen Gehilfen.

Dietrich wandte sich an seine Nachbarin:

„So ist der Riese auch Euch bekannt, Jungfrau Cordula? Ein stattlicher Gesell, nicht wahr? Wenn er in Eure Augen

blicken durfte, hat er wohl ein Recht, allen anderen Frauenzimmern den Rücken zu kehren. Ihr müßt nämlich wissen, daß mein Freund Suteminne seinen Namen Lügen straft; so höfisch er sich auch stets gegen die Frauen benimmt, der Gewalt der süßen Minne will er sich nicht beugen."

In Cordulas Wangen kam und ging das Blut. Sie hätte den Irrthum des Ritters aufklären können.

Dieser glaubte sich deutlicher erklären zu müssen.

„Er will sich durchaus nicht zur Ehe entschließen, obgleich gar manches Augenpaar verlangend nach ihm ausschaut. In dieser Stadt hat er einst eine Braut gehabt; sie ist ihm aber gestorben, und nun hält er sich zur Ehelosigkeit verpflichtet, wie ein Pfaff . . . Was haltet Ihr von solcher Schrulle?"

„Edler Herr, langet zu!" bat ein Aufwärter, der dem Ritter ein Brett mit vergoldeten Zuckerfladen und ein Körbchen voll getrockneter Feigen hinhielt, „es wird gern gegeben und ist noch mehr davon vorhanden!"

Dietrich kostete eine Feige, und Cordula dankte im Stillen dem Aufwärter, der sie der Beantwortung der peinlichen Frage überhoben hatte.

„Hussa! hupp, hupp, hupp," rief eine possenhafte Stimme, und gleichzeitig schoß ein kleiner bunt aufgeputzter Bursch, sich radähnlich überschlagend, durch die Stube.

Von den Gesichtern der Gäste leuchtete die helle Freude. Fahrende Gaukler und Pickelhäringe waren bei jedem Festmahl willkommen.

„Hussa! hupp, hupp, hupp! lauf' zu mein Rädchen! Du bist das Glück; kehr' artig wieder zu mir zurück!" befahl der Größere, der aufrecht in der Thür stand und mit dem Narrenkolben ein paar Lufthiebe that. Der Kleine wirbelte um die Tafel herum; sein Kopf war bald oben, bald unten; nach zurückgelegtem Wege kreischte er laut auf und stellte sich kerzengerade neben seinen Gefährten.

Das oft gesehene Kunststück fand lauten Beifall; gar anspruchslos war der Sinn der Leute; die meisten kannten

außer Essen, Trinken und Tanzen nur noch einen Genuß: Befriedigung der Schaulust.

Mit einem mächtigen Satze sprang der Narr bis an die Mitte der Tafel.

„Hussa! Ihr edlen Herren und lobwürdigen Frauen! ich kann Euch vertrauen, wie der Leib zu festen gegen alle Gebresten. Auch für die Mägdlein weiß ich ein Kräutlein, im Herzen der Recken Minne zu wecken. Nur flüsternd künd' ich's; sperrt auf die Ohren! daß Euch kein Wörtlein geh' verloren."

Er neigte sein Antlitz der Hausfrau zu und raunte halblaut:

„Wenn Ihr ein Bierfaß anzapfet, stecket den Zapfen in Eure Tasche und tragt ihn drei Tage bei Euch! dann werdet Ihr gesund bleiben und Euer Eheherr wird das Fluchen verlernen."

„Was hat er gesagt?" fragten die entfernter Sitzenden; doch die Nachbarn Frau Barbaras, die den Spruch vernommen lachten: „Ihr kommt auch noch daran!"

Der Narr lief um den Tisch zur Gattin des ersten Bürgermeisters und flüsterte schon wesentlich leiser:

„Nehmt eine Turteltaubenzunge in den Mund und redet lieblich mit dem Thierlein, so wird Euch Euer Eheherr so oft auf den Mund küssen, als Ihr es haben wollt."

Frau Perwenitz lachte, daß ihr die Thränen in's Auge traten:

„Nein, dieser Hanswurst! Das fehlte noch! Da brat' ich meinem Alten doch lieber eine Ochsenzunge; ich weiß, was uns beiden frommt."

Schon war der Lustigmacher wieder auf der anderen Seite des Tisches und bückte sich zu dem kleinen Ohre Cordulas. Diesmal sprach er so gedämpft, daß es kein Dritter vernehmen konnte:

„Merkt auf, stolze Jungfrau! Wenn die Gäste den Reihen springen, dann tretet an ein Fenster dieser Stube und zeigt Euch dem Boten, der draußen harret!" Lauter fügte

er hinzu: „Meerauten, Theriak und Zwiebeln zu gleichen Theilen; auch müßt Ihr die Heilige-Geistwurzel bei Euch tragen."

„Ei, Du Narr," mahnte Dietrich, „weißt Du nicht auch ein Mittel, eines Ritters Leib zu festen. Wenn Du mich das Geheimniß lehrst und keine schwarze Magie dabei ist, sollst Du ein Schock Groschen haben."

„Edler Herr, Ihr habt das Mittel schon."

„Welches ist es?"

„Euer unüberwindliches Schwert."

„Nun, das Mittel ist nicht schlecht," versetzte Herr Dietrich geschmeichelt, „aber doch giebt es unheilvolle Tage, wo es auch mich im Stich lassen könnte. Weißt Du noch ein besseres?"

Der Spaßmacher brachte seinen Mund an Dietrichs Ohr:

„Nehmt einen Achatstein, lasset ihn durch einen Bischof segnen an Sebastiani-Tag und traget ihn auf der Herzgrube. Der heilige Sebastian ließ sich von tausend Pfeilschüssen durchbohren, um alle Wunden auf sich zu nehmen, die etwa ein späterer christlicher Hauptmann davontragen könnte."

„Du bist ein Narr! Für dies Mittel gebe ich keinen Pfennig; daran glaubt kaum ein altes Weib."

„Edler Herr, dann bleibt's bei Eurem Schwerte; vertraut ihm nur!"

Der Spaßmacher sprang davon, duckte sich plötzlich, schob seinen Kopf zwischen die Beine seines Gefährten, hob diesen empor, und reichte ihm die Hände hinauf, so daß sich der Kleinere mit einem Schwunge auf die Schultern des Größeren stellen konnte. Nun verschränkte der Narr seine Arme und machte allerlei wilde, scheinbar unvermuthete Bocksprünge, als wollte er den Kleinen durchaus herunterschleudern; dieser aber drückte die Unterschenkel an des Anderen Kopf und behauptete sich trotz aller Gefährden in seiner schwierigen Stellung.

Die leicht geängsteten Weiber kreischten laut auf; die Männer aber schauten vergnügt zu und freuten sich der Geschicklichkeit der Gaukler. Endlich sprang der kleine Bursch

freiwillig ab, und nun begann zwischen den Beiden ein Scheingefecht, bei dem auch die entfesselten Zungen lebhaft mitwirkten. Sie stellten den Zank zwischen einem Handwerksmeister und seinem lüderlichen Gesellen vor; eine Fluth von Schimpfwörtern und Zoten quoll über die Lippen der sich wie toll Gebärdenden; je unfläthiger der Scherz wurde, je ausgelassener jubelten die Zuhörer; nur Frau Barbaras zarte Ohren fühlten sich verletzt, und die flehenden Blicke, die sie dem Gemahl zuwarf, waren so beredt, daß sich Herr Hans endlich entschloß, die Tafel aufzuheben.

Die Possenreißer wurden abgelohnt und entlassen. Der Hausmann draußen gab seinen Bläsern das Zeichen; eine muntere Tanzweise ertönte, und Ritter Dietrich schritt mit Jungfer Cordula aus der Stube, um sich der Lust eines flinken Drehtanzes im Hausflur zu überlassen. Die übrigen Paare folgten, und bald wirbelten Männlein und Fräulein in jauchzender Fröhlichkeit durcheinander.

Als sich die Tänzer zu einem Zwölfmonatstanz in neue Gruppen ordneten, sagte Heyne Danewitz zu dem jetzt unbetheiligt zuschauenden Ritter:

„Ihr hättet Euren Freund den Riesen mitbringen sollen."

„Habe ihn auch aufgefordert, mir zu folgen," erwiderte Dietrich, „aber er kann die Rathmannen nicht leiden, und nur um keinem zu begegnen, überwand er sein Verlangen und blieb in Bötzow."

Der Festgeber hatte die letzte Aeußerung gehört. Er trat zu den Beiden heran und sagte boshaft:

„Glaub's wohl, daß der Gerke die Rathmannen nicht leiden kann. Seine Mutter, die giftige Hexe, die missethätige wendische Vettel, hat der Rath auspeitschen und aus der Stadt jagen lassen."

„Eure Weisheit in Ehren, Herr Hans," versetzte Dietrich, „aber hinsichtlich der Mutter meines tapferen Genossen seid Ihr in einem faustdicken Irrthum . . ."

„Der edle Herr hat Recht," wandte sich der Schöffe gegen seinen Bruder, und seine sonst so sanfte Stimme klang

scharf, und schneidend, „Du verwechselst die schwarze Ursel mit der lobwürdigen Frau Reinhilde Suteminne, in deren Tangermünder Hause ich gastfreundlich Obdach gefunden habe. Gerkes Mutter ist eine gar ehrbare und treffliche Frau.

„Hm! Das will ich gar nicht bestreiten," brummte Hans, „die schwarze Hexe aber, die am Kaak Schambuße thun mußte, hat ihn erzogen. Ihr Einfluß hat den gewaltthätigen Burschen verdorben; eine todte Ratte in ein stinkendes Loch geworfen, vermehrt nur den Gestank."

„Ohne seine Gewaltthätigkeit säßen Euch berliner Herren die Pommern vielleicht noch auf der Nase; 's ist nicht weit von Bötzow bis zur Spree."

Während Dietrich und Heyne sich vergeblich bemühten, den Haß des Hausherrn gegen seinen einstigen Gehilfen zu mildern, war Cordula mit hochklopfendem Herzen in die Stube zurückgeflogen, in der sie getafelt hatte. Nur ein paar ältere Herren saßen dort trunken noch hinter den Weinkrügen; sie schenkten dem wie eine Seejungfer leicht vorüberschwebenden Kinde keine besondere Beachtung.

Cordula öffnete den niederen, mit kleinen runden Scheiben verglasten Fensterflügel und beugte ihr erhitztes Antlitz hinaus in die kühlende Abendluft. Neugieriges Volk drängte sich auf dem hellerleuchteten Platze; der an der Thür der Gottesgunst wachende Stadtknecht hielt es aber in einiger Entfernung. Als Cordula sichtbar wurde, löste sich eine Gestalt aus der Menge und kam dem Fenster näher. Der Stadtknecht wollte den Kecken zurückscheuchen; dieser aber deutete nach dem Hause und sagte:

„Die Jungfrau hat mir gewinkt."

Als er unter dem Fenster stand, grüßte er leise:

„Die Heiligen segnen Euch, Jungfrau Cordula! Darf ich Euch die Hand bieten?"

„Wer seid Ihr?" klang die vorsichtige Gegenfrage.

„Bin Casper, der Kupferschläger . . ."

„Der sich einst am Gildefest der Wollenweber so arg betrunken hat?"

„Kann's nicht leugnen, derselbe. Habe den steten Durst von meinem Vater selig geerbt. Doch deshalb braucht Ihr nicht mißtrauisch zu sein, stolze Jungfrau . . . Darf ich Euch die Hand bieten?"

Die Unterhaltung wurde nur flüsternd geführt.

Das kleine Händchen des Mädchens streckte sich zaghaft vor.

„Was wollt Ihr denn?"

Der Kupferschläger drückte die zarten Fingerlein und ließ dabei einen mit Wachs verschlossenen Zettel zwischen denselben zurück.

„Es ist von ihm! Wer der Absender sei, würdet Ihr schon errathen; ich kenne ihn nicht."

Hastig steckte die Erbebende den Zettel ein:

„Habet Dank, Casper. Wollt Ihr schon wieder fort? ich möchte Euch gern erst einen Becher . . ."

„Danke, danke, stolze Jungfrau. Ein andermal. Jetzt habt Ihr Besseres zu thun. Der Casper ist verschwiegen auch ohne Botenlohn."

Er sprang zurück in die Menge. Niemand hatte die Uebergabe des Zettels gesehen.

Cordula zitterte an allen Gliedern. Eine heiße Blutwelle stieg ihr in's Antlitz. Sollte es wirklich eine Kunde von ihm sein?

Sie ließ ihren Blick unschlüssig durch das Zimmer gehen. Die alten Herren saßen noch auf ihren Plätzen, und der Kämmerer lallte eben mit schwerer Zunge:

„Erst muß er uns noch Strausberg zurückerobern! bei Christi Marter! Dann wollen wir ihm vertrauen."

Diese Männer dachten nur an das Schicksal des Landes und den so unvermuthet aufgetauchten Erretter desselben; sie hatten für das Treiben der Jungfrau wohl keine Augen. Cordula eilte in die nächste Stube und durch diese in ein drittes Gemach, dessen Fenster nach dem „Garten", der die Gottesgunst vom Nachbarhause trennte, hinausging. Es war das Schlafzimmer der Eltern. Ein Lämpchen brannte

noch auf dem Tische, auf dem der elfenbeingefaßte Metallspiegel lag, vor dem Frau Barbara ihren Schmuck angelegt hatte. Sie riegelte die Thür hinter sich zu, setzte sich an den Tisch und holte das Briefchen aus ihrer Tasche. Auf dem Wachssiegel war ein Liebesgott mit Bogen und Köcher abgedrückt; sie kannte das Zeichen: der Brief war von ihm! Sie küßte das rauhe Papier und löste erwartungsvoll dessen Verschluß.

„Morgen, wenn die Glocke von St. Marien zur Nacht läutet, werde ich bei Eurem Garten vor dem Spandower Thore Deiner harren. Komm heraus, Geliebte, und laß mich nicht vergebens warten. Weißt Du's noch, wie ich die Osanna einst für Dich beiern ließ? Auch morgen soll sie uns Glück und Wonne künden! Es verlangt nach einem Kusse Deines rothen Mundes Dein sich sehnender Freund."

Wieder drückte sie den Zettel an ihre Lippen. Der theure, einziggeliebte Mann! Wie kam er nur zu dem Kupferschläger? Oder hatte dieser den Brief erst von einem andern Boten empfangen? Mein Gott! Wenn diese Zeilen in unrechte Hand gekommen wären! Wie konnte nur Gerke so unvorsichtig sein? Unvorsichtig? Nein, es stand ja kein Name in dem Briefe. Sie jauchzte beruhigt auf, und wieder und wieder küßte sie das Blatt, auf dem die Hand des heiß Geliebten geruht hatte.

„Cordula! bist Du drinnen?" tönte die Stimme der Mutter. „So öffne doch! Wir suchen Dich überall. Unsere Gäste tanzen den Todtentanz, und der edle Herr Dietrich will die Tanzleiche sein, nur wenn Du dabei bist."

„Die Tochter entriegelte die Thür.

„Ich komme schon. Mir war ein Zopf aufgegangen. Ach, liebe gute Mutter, welch ein reizendes Fest ist das heute!"

Fünf Minuten später lag Ritter Dietrich, wie ein Todter, auf der Diele des Hausflurs. Die Trompeten bliesen eine Trauerweise, und die tanzenden Mägdlein umkreisten heimlich kichernd den Regungslosen, indem eine nach der andern an

ihn heranschwebte und ihn leise auf den Mund küßte. Als zuletzt Cordula mit einem Hauch ihrer Lippen die Stirn des Ritters berührte, schlug er die Angen auf, sprang schnell in die Höhe und umfaßte den Wuchs des schelmisch lächelnden Mädchens. Der ganze Kreis jubelte, die Trauermelodie verwandelte sich in eine lustige Tanzweise, und Dietrich flog mit der schönen Tochter des Gastgebers davon.

Durch die Theilnahme an diesem Todtentanze hatte der stolze Ritter auch die sprödeste unter den Berliner Frauen gewonnen und dem weiblichen Einflusse verdankte er, daß auch bald das letzte Mißtrauen der rathsfähigen Herren wie Schnee an der Sonne dahinschmolz.

Sechzehntes Capitel.

Durch die Wipfel der schwarzen Föhren flirrte das Silberlicht der vollen Mondscheibe und warf zitternde Schatten auf den einsamen Waldweg. Zwei grünlich schimmernde Punkte leuchteten im Unterholze auf: ein Fuchs spähte nach Beute. Das listige Raubthier kam vorsichtig aus dem Gebüsch hervor, richtete seinen langen buschigen Schwanz mit einer schlängelnden Bewegung auf und streckte die spitze Schnauze witternd gegen den Luftzug. Sein scharfes Ohr mußte ein fernes Geräusch vernommen haben, die von länglich runden Pupillen senkrecht getheilten Augen sprühten einen smaragdfarbigen Blitz, die emporgesträubte Ruthe senkte sich, und mit einem Sprunge in's Holz war Freund Reinecke verschwunden.

Das Geräusch kam näher, es klang wie Pferdegetrapp, dann und wann übertönt von sorglos-lauten Menschenstimmen.

Zwei Reiter tauchten im Dämmerlicht des Mondes auf.

„Verfluchte Wurzeln!" brummte der Eine, „'s ist grad', als ob einem der Böse Schlingen auf den Weg gelegt hätte!"

„Gieb Deiner Schecke nur Luft," rieth der Größere, „und reiße sie nicht im Maule! Meine Braune hebt gar achtsam die flinken Beine, ein Pferd sieht mehr als zwei Menschen."

Nach einer Weile gleichmäßigen Forttrabens hob der Kleinere wieder an:

„Der Lausefenn*) will kein Ende nehmen, wir müssen doch bald zur Landwehr kommen, die unfern dem Heiligen-Bilbukswege**) steht."

„Dort ist schon der Thurm!"

„Halt! wer da?" rief eine Stimme von oben durch die Nacht.

„Gut Freund!" erwiderte der größere der Reiter, indem er sein Pferd zügelte. „Komm herunter, alte Thurmdohle, und ziehe den Rennbaum fort. Der edle Herr Dietrich soll leben!"

„So heißt die Losung. Wer seid Ihr, daß Ihr noch so spät den Staub des Weges aufwühlt?"

„Ein Freund des tapfern Herrn Quitzow. Kennst Du den Suteminne nicht?"

„Gottes Blut! Ich dachte mir's. Nun, Ihr seid jetzt ein Freund der Stadt, und Euren Eingang mögen die Heiligen segnen."

Der Wächter stieg vom Thurme, entfernte den Schlagbaum und fragte:

„Wer ist der Andere, den Ihr bei Euch habt?"

Der Kleine zupfte heimlich den Gefragten am Wamms. Gerke lachte:

„Wer soll es sein? Einer meiner Knechte. Laß Dein Mißtrauen fahren! Auf dieser Seite giebt's keine Pommern mehr, dafür haben wir gesorgt. Den Rennbaum schiebe nicht erst wieder vor! In einem Stündlein kehre ich zurück, habe nur eine Botschaft dem edlen Herrn Dietrich zu bringen, den Euer Rath jetzt im Wein ersäufen möchte. Fort!"

Der letzte Ruf galt dem Begleiter, der seiner Schecke den Schenkel gab und neben Gerke hurtig davontrabte.

„Er hat mich nicht erkannt! Den Heiligen sei's gedankt!"

„Und wenn er Dich erkannt hätte, was wäre es denn? Faß' Dir ein Herz, Bolle, und spotte dieser Affen von Rath-

*) Ein Theil der damaligen Stadtheide.
**) Der einstige Waldweg nach Tegel.

mannen! Glaubst Du, sie würden sich an einen wagen, der in meinem Gefolge mit dem Quitzow reitet? Seitdem Du der Stadt Berlin Fersengeld bezahlt hast, stehst Du in meinen Diensten, und der Teufel soll den holen, der sich an einen Knecht des Gerke vergreift! Da sind die Kalköfen! Sie rauchen wieder. Das verdanken die alten Weiber uns und unsern Schwertschlägen! Er deutete mit der Hand auf zwei Rauchsäulen, die aus einer undeutlichen Gebäudemasse zur Rechten des Spandower Weges gegen den mondhellen Himmel emporstiegen. „Hast Du auch meinen Brief richtig abgegeben?"

„Herr, ich bin ein ehrlicher Knecht und will Euch nichts verheimlichen. Als ich gestern dem Thore näher kam, hatte ich eine gar sonderbare Empfindung in meinem Nacken, mir war's, als stiege ich eine Leiter hinauf und hörte des Büttels schwarze Tauben krächzen. Da lief mir just ein alter Bekannter über den Weg; der auch wider die Herren vom Rathe eine Faust im Sacke zu machen pflegt. Ihm durfte ich schon vertrauen, wenn er auch voll war, wie ein Bündel Flicken nach einem Platzregen. Casper, sagte ich, willst du dem Rathmann Hans einen Schabernack spielen? Da wurde er nüchtern, wie ein Pfaff vorm heiligen Meßopfer. Was soll's? fragte er eifrig, soll ich für ihn einen Bolzen fiedern? Nein, sagte ich, nur dieses Brieflein seiner Tochter in die Hände spielen, das wird ihn empfindlicher wurmen, als wenn du ihm ein Loch in's Fell schössest, aber du schwörst mir, reinen Mund zu halten und deine Sache gut zu machen! Da schwor er einen kräftigen Eid, und, günstiger Herr, der Kupferschläger Casper ist ein Bursch, der selbst dem Teufel sein Wort nicht bricht."

„Hasenfuß!" grollte Gerke. „Aus Furcht vor diesen Gewandschneidern würdest du deinen eigenen Brotherrn verrathen."

„O, Herr, das habe ich nicht um Euch verdient! Denket daran, wie Ihr im Spandower Thurme saßet und der Blitz in Euer Gefängniß gefahren war . . . ich merkte gar wohl,

daß Ihr Euch empfohlen hattet, aber ich gönnte es Euch und hielt das Maul, um Euch einen Vorsprung zu lassen ..."

„Kann man dem Kupferschläger trauen?"

„Herr, er trinkt gern über den Durst und ist jähzornig und rachsüchtig; aber wer sein Wort hat, der kann auf ihn bauen, wie auf einen Felsen. Das Fräulein hat Euren Brief bestimmt erhalten. Beim heiligen Blute! Was war das? Saht Ihr das Gespenst, das dort hinter den Baum huschte?"

„Wo denn?"

„Dort, hinter der Eiche! Oder ist es eine Buche?"

Gerke lachte.

„Dich narrt die Furcht vor deinen berliner Freunden. Ich habe nichts gesehen."

„Doch, Herr, doch! Ich habe mich nicht getäuscht. Auf dem Steine dort hockte eine Gestalt und plötzlich richtete sie sich riesengroß auf und verschwebte wie Dunst."

Sie waren schärfer zugeritten und hielten vor einem Steinblocke an, der aus dem Wurzelwerke ragte.

„Hier hat sie gesessen," betheuerte Bolle, „und dorthin ist sie verschwunden."

Gerke strengte den Blick an, er spähte hinter die nächsten Bäume — umsonst; nichts war zu entdecken.

„Du hast geträumt mit offenen Augen. Vorwärts! wir dürfen nicht länger zögern. Hörst du die Glocke? Ich werde dir gleich meine Braune überlassen und zu Fuß weitergehen. Du warteſt auf mich an dieser Straße . . ."

„Wollet Ihr mich nicht lieber mitnehmen, günstiger Herr?"

„Nein, du warteſt. Das würde die Jungfrau nur erschrecken . . ."

„Will mich nicht sehen lassen. Setzet Euch keiner neuen Gefahr aus! Heute ist ein verhängnißvoller Tag für Euch. Denket an die Hexe, die Euch im Schlafe beschlich und vielleicht ermordet hätte, wenn ich nicht rechtzeitig hinzugesprungen wäre."

„Du sollst die schwarze Ursel nicht Hexe schimpfen.'

„Sie trug doch Zauberei bei sich und sprach so krauses Zeug, daß mir eine Gänsehaut nach der anderen über den Buckel lief."

„Die Vernunft der armen Frau hat gelitten; sie sehnt sich nach der Liebe eines Sohnes, den sie längst begrub."

„Und Ihr habt der Wahnsinnigen noch ein Obdach erbeten von dem Herrn von Holtzendorff! Welchen Dank werdet Ihr davon haben?"

„Ich that es um Gottes willen. Die Hütte, die ihr die Pommern verbrannt hatten, so daß die Frau unstät im Lande umherirrte, mußte ihr wieder aufgebaut werden, nun wird sie Ruhe finden, wo sie viele Jahre lang gehaust hat."

„Die findet keine Ruhe. Als ich ihr heute früh die Kuh brachte, die Ihr aus der pommerschen Beute für sie bestimmt hattet, da war ein anderes Weib bei ihr . . . ein so essigsaures, heimtückisches Gesicht, Herr, habe, ich noch nimmer gesehen, brr! Es schaudert mich, wenn ich nur daran denke; Ihr hättet die boshafte Fratze sehen sollen, als sie hörte, daß wir gleich nach Berlin ritten."

„Du bist geschwätzig, wie eine Elster. Was brauchtens die Weiber zu wissen?"

„Weil die Hex, — die Ursel, noch einen Hund und eine Katze haben wollte. Mich ärgerte die Unverschämtheit und ich erwiderte: wir ritten nach Berlin; Hund und Katze möchte sie sich selber einfangen."

„Die Ursel steht unter meinem Schutze, merke Dir's. Dort ist die Stadtmauer. „Halt!" Er schwang sich aus dem Sattel und warf dem Knechte die Zügel seiner Braunen zu. „Hier warte auf mich! Bei Tage bist Du ein Held, aber zur Nacht eine Memme; wenn Dich die Angst vor den Rathmannen wieder narrt, so bete ein Vaterunser. Sollte Jemand herauskommen und die Richtung nach dem Garten einschlagen, so jagst Du ihm vorbei und benachrichtigst mich. Auf Wiedersehen!"

Gar oft war Gerke als Knabe diesen Weg gewandelt. Der Dannewitzsche Garten lag zwischen dem Spandower

Thore und dem Thurme am Geckhol, unmittelbar vor der dreißig Fuß hohen Stadtmauer; die beiden nassen Gräben, die vor der Mauer ausgetieft waren, durchschnitten ihn, konnten aber nöthigen Falls bei dem jetzt geringen Wasserstande mit Hilfe von Brettern überschritten werden.

Dem Erwartungsvollen schlug das Herz, als er die Lattenzäune entlang schritt, welche die Kohl- und Obstgärten der reicheren Berliner umfriedeten! Endlich! Da waren die beiden oben durch einen Querbalken verbundenen hölzernen Pfosten, die den Eingang zu seinem Paradiese bildeten. In bangen Zweifeln faßte er nach dem Griffe des Pförtchens, aber die Zweifel wichen einer freudigen Gewißheit. Das Pförtchen war nur angelehnt, die Geliebte wartete schon.

Er stieß die Thür behutsam auf und spähte den mondhellen Mittelweg entlang.

„Gerke!“ tönte es jauchzend; aus dem Schatten eines Apfelbaumes rauschte es hervor, wie ein lebhaft bewegtes Frauengewand, zwei weiche Arme umschlangen ihn und der warme Odem eines Mädchens streifte sein Angesicht.

„Cordula, da halte ich Dich wieder an meiner Brust, Du Liebe, Gute, Einzige! O, wie habe ich mich nach dieser Stunde gesehnt! Habe Dank, daß Du gekommen!“ Er erstickte sie mit seinen Küssen.

„Du lieber, böser Mann! Wie schwer hast Du uns das Wiedersehen gemacht! Aber jetzt bist Du ein Freund der Stadt! Jetzt werden wir uns oft begegnen dürfen, nicht wahr?“

„Ich fürchte, die Lust wird bald ein Ende haben. Noch stehen die Pommern in Strausberg . . .“

„Was gehen uns die Pommern an? Ueberlasse sie doch dem edlen Herrn Dietrich! Du aber bleibst bei Deiner Braut und gönnst Deinem tapferen Schwerte Ruhe.“

„Und Dein Vater? . . .“

Ernüchternd wirkte das Wort. Cordula nickte bekümmert mit dem flechtenschweren Haupte, und ein banger Seufzer stieg statt der Antwort empor.

„Nun, sei nicht traurig, Geliebte, laß Dein holdes Köpfchen nicht hängen! Wird der Gestrenge nicht bald anderen Sinnes werden?“

„Ach, Gerke, Du ahnst nicht, wie ihn der Ingrimm verzehrt! Tag für Tag kniee ich vor dem Altar der Gewandschneider und flehe zu der Himmelskönigin, daß sie sich unser erbarme . . .“

„Du armes, liebes Herz! Wie machtest Du es möglich, unbeobachtet hierher zu kommen? Wenn er wüßte, daß ich . . .“

„Sei unbesorgt! Er ist mit meiner Mutter bei Herrn von Blankenfelde, der dem Ritter Dietrich ein Abendfest giebt; vor Mitternacht werden meine Eltern nicht heimkehren.“

„Und Du? Durftest Du denn zurückbleiben?“

„Ich war auch geladen; aber ich habe Ermüdung vorgeschützt, denn gestern wurde bei uns getafelt und getanzt. Der Ritter Dietrich tanzte auch mit mir; er hat mir von Dir und Deinem hohen Muthe erzählt und ich hätte ihm dafür um den Hals fallen mögen.“

„Ei, Mädchen, Du wirst mich eifersüchtig auf Herrn Dietrich machen.“

Aus Cordulas großen Kinderaugen brach ein ungläubiges Lächeln.

„Eifersüchtig? Nein, Gerke, wir wissen Beide nicht, was das ist. Nie wird ein anderer Mann in meinem Herzen leben, als Du, nur Du allein!“ Und wieder küßte sie ihn.

Höher war der Mond gestiegen, die schlummernden Wipfel und der Dachfirst des Gartenhäuschens troffen von flüssigem Silber. Der warme Hauch der Sommernacht mischte sich mit dem Dufte träumender Rosen, die Nachtigall auf dem Apfelbaume war erwacht und schluchzte ein paar langgezogene Flötentöne. Von einem Liebeszauber schien die Natur bestrickt; dem Kusse, den Gerke seiner Braut zurückgab, folgte aber ein schwerer Seufzer.

„Was hast Du, Geliebter? bist Du nicht zufrieden?“

„Wohl bin ich zufrieden, daß ich von Deinen süßen Lippen Minne trinken darf . . . und doch, der Lohn, nach dem ich begehre, wird mir verweigert."

„Welcher Lohn? Alles, was ich habe, gebe ich mit Freuden für Dich hin."

„So folge mir und werde mein Weib! meine Pferde harren an der Straße."

„Ohne den Segen meines Vaters? Gerke, Du selbst weißt, wir würden dann kein Glück finden."

„Siehst Du? der Lohn bleibt mir vorenthalten.

Immer dienen ohne Lohn,
Das ist jämmerlich!
Wißt Ihr, wer das hat gethan?
Sehet, das bin ich!

Kennst Du die Weise des Herzogs von Brabant?" Cordula verneinte.

„Ich will sie Dir sagen," fuhr Gerke bitter fort:

„Immer trag' ich schwere Qual
Bei Nacht und Tag, zu allen Stunden.
Weh, mich traf der Liebe Strahl,
Und täglich bluten frisch die Wunden.
Unverbunden sind sie,
Das ist allzu hart:
Bald zu Ende neigt sich
Meines Lebens Fahrt.
Immer dienen ohne Lohn,
Das ist jämmerlich!
Wißt Ihr, wer das hat gethan?
Sehet, das bin ich!"

Da legte sie ihm die kleine Hand auf den Mund, und bestrebt, seinen Unmuth durch verdoppelte Huld und Freundlichkeit fortzuschmeicheln, sagte sie schalkhaft:

„Ich weiß eine bessere Weise, die Du mich einst gelehrt hast:

Unter der Linden
Auf der Heide,
Wo er so traulich bei mir saß,
Da mögt ihr finden
Alle beide
Gebrochen: Blumen und das Gras.

Vor dem Wald mit hellem Schall
Tandaradei!
Sang so schön die Nachtigall.

Sei fröhlich, Geliebter! laß uns niedersitzen! ist's auch keine Linde, so ist es ein Apfelbaum, und hier, hinter uns, duftet der Rosenstrauch. Frau Nachtigall ist gleichfalls wach; höre, wie sie uns zujauchzt! So, und sieh mich wieder freundlich an und versprich mir, geduldig des Tages zu harren, da Dir Deine Cordula mit des Vaters Segen vor den Altar folgt."

„Wann wird der Tag erscheinen?" seufzte Gerke, aber er ließ sich niederziehen, und das süße Geplauder des unschuldigen Kindes glättete bald die Falten auf seiner Stirn.

„Sie hat über mich Gewalt,"
flüsterte Cordula, sich zärtlich an ihn schmiegend,

„Sie kann all mein Trauern wenden
Und mir senden
Freude mannigfalt.

So hast Du einst gesungen; soll es denn ganz vergessen sein?"

Ueberwunden sagte er fröhlich:

„Ihrer hellen Augen Schein
Hat mich, ach! so schön empfangen;
Ganz zergangen
Ist das Trauern mein."

Sie saßen, die Füße gegen den Baum gekehrt, mit dem Rücken gegen den Rosenstrauch. Er umschlang sie mit dem Arme und streckte sich mit ihr auf dem Erdboden aus, sodaß die Zweige des Straucheſ über ihren Häuptern zitterten; mit der freien Linken griff er empor und der Dornen nicht achtend, brach er Blüthen ab und streute sie über das Haar und Antlitz der Geliebten.

„Was thust Du, Gerke?"

„Ich schmücke und weihe Dich mir zum ewigen Eigenthum:

Ist Treue und Beständigkeit
Dir eigen, bin ich sorgenfrei;
Dann bringet niemals Herzeleid
Dein Thun und Denken mir herbei."

„Dein bin ich und bleibe ich immerdar; Du weißt es!" Es kam wie ein Gluthhauch von ihren Lippen.

Er preßte sie an sich; sein Mund suchte den ihren, und er trank die feuchten Flammen, die ihm von diesem Munde entgegenlohten und sein Blut zu einem Wonnerausch entzündeten.

Die seligsten Stunden des Lebens enteilen am schnellsten. Die Liebenden hatten jedes Maß der Zeit verloren; sie ahnten auch nicht, daß, während sie hier weltvergessen kosten, ein haßerfülltes Weib, das unerkannt den Eingang durch's Spandower Thor gewonnen hatte, dem Blankenfelde'schen Hause zueilte.

„Rufet den zweiten Herrn Bürgermeister heraus!" sagte die Vermummte zu dem bewaffneten Thorhüter, „eine Seelenschwester hat eine Botschaft für ihn vom hochwürdigsten Herrn Bischof von Brandenburg."

Als Hans Danewitz die geflüsterte Kunde der Späherin vernommen hatte, knirschte er mit den Zähnen und vor seinen hervorquellenden Augen webte sich ein schwarzer Schleier.

„Wenn es wahr ist, Gottes Tod! dann soll Dir's verziehen sein, daß Du gegen mein Verbot und Dein Gelübde in den Bann dieser Mauern zurückgekehrt bist . . ."

„Es ist wahr, weiser Herr. Die Beate wollte sich Euch nur dankbar erweisen." Das „Hi, hi, hi!" das ihr auf der Zunge zitterte, verschluckte sie.

Schon stürmte Herr Hans dem Stralower Thor zu, und seine Begleiterin, die den weiten Weg von Bötzow nach Berlin noch in allen Gliedern fühlte, hatte Mühe gehabt, mit dem Ungeduldigen gleichen Schritt zu halten, wenn nicht eine wilde Rachgier ihre erschöpften Kräfte neu belebt hätte. Der Tochter des tödtlich gehaßten Mannes, der jetzt an ihrer Seite dahineilte, durfte sie das Glück der Minne nicht gönnen und dem täppischen Riesen aus Tangermünde zahlte sie jetzt den Lohn, daß er ihr einst den Gefährten entrissen und den bluttriefenden Schöffen dieser Stadt ausgeliefert hatte. Noch sah sie das erbarmungslose Antlitz des Ketzermeisters auf seiner Bühne über der Kirchthür; noch roch sie den Qualm

der brennenden Scheiter, die den mißhandelten Leib des armen Cyriak verzehrt hatten .... oh, die Rache war doch süß! Und der verblendete Narr, den sie zur Vollstreckung derselben aufstachelte, ahnte nicht, daß er mit derselben gegen sein eigenes Fleisch und Blut wüthete ...

Hoch schwebte der Mond an der blauen Himmelskuppel; die Nachtigall im Gezweig des Apfelbaumes war wieder eingeschlummert; ein kältender Windhauch schauerte durch das Gestäude des Gartens.

Aus seinem Himmelstraum erwachend, sagte Gerke:

„Die Mitternacht ist nicht mehr fern; oh, daß ich Dich an's Scheiden gemahnen muß!"

Er sprang empor und half der Geliebten sich ebenfalls aufrichten.

Wirr hing dem wonneseligen Mädchen das lichte Gelock in die heiße Stirn; der Schmerz des Abschiednehmens wollte ihr die Brust zusammenschnüren; aber, um dem Freunde das Weh zu mindern, zwang sie sich zu heiterer Geberde, und auf den Strauch deutend, unter dem sie geruht hatten, sagte sie in lieblicher Unbefangenheit ihres reinen Herzens:

„An den Rosen man wohl mag
Tandaradei!
Merken, wo das Haupt mir lag."

„Du theure Unschuld!" rief Gerke außer sich und er preßte ihr Haupt an seine breite Brust und ungezählte Küsse auf ihr zerwühltes Goldhaar, „Du willst mir das bittere Scheiden versüßen; aber der Mond verliert seinen Schein und alle Sterne des Himmels erlöschen, wenn ich Dein Antlitz nicht mehr sehe ..."

Draußen vorm Garten schallte Hufgestampf und Bolles Stimme rief ängstlich durch die Nacht:

„Gebt Acht, Herr! Das Gespenst naht mit einem Bewaffneten vom Thore her. Eilt Euch, daß wir noch entkommen!"

„Erschrick nicht, Liebchen!" sagte Gerke, „es ist Bolle, mein Knecht, Gott weiß, was der Thor geträumt hat ..."

„Um aller Heiligen willen!“ stammelte Cordula und sie erbebte vom Scheitel bis zu den Fußspitzen, sollte mein Vater . . . ?“

„Fürchte nichts! Wie sollte er hierherkommen? Er trinkt mit Herrn Dietrich auf guten Fortgang unserer Fehde wider die Pommern. Aber für alle Fälle verbirg Dich dort hinter dem Gartenhause! Ich will nachsehen . . . vielleicht kannst Du über die Gräben entkommen . . . an einzelnen Stellen werden sie ausgetrocknet sein . . . . oh, wenn ich Dich nur geleiten dürfte! Bei der blitzgetroffenen Eiche, entsinnst Du Dich? da konnte man auf die Mauer klettern . . . . aber, um Gotteswillen, setze Dich keiner Gefahr aus! Da! Da jagt der feige Narr davon! Ich werde den Eingang decken!“

In fliegender Hast hatte er die Worte überstürzt. Schon eilte er der Gartenpforte zu; in der Ferne verhallende Hufschläge belehrten ihn, daß sich der gespensterſüchtige Knecht in Sicherheit brachte.

„Cordula! Bist Du hier?“

Heiser klang der Ruf. Eine Gestalt kam spähend durch den Mittelgang heran und stieß plötzlich auf Gerke.

„Halt! Verfluchter Strauchreiter!“ knirschte Hans Danewitz durch die Zähne, und seine bebende Faust zerrte am Schwertgriffe, „keinen Schritt weiter oder ich renne Dir mein Eisen zwischen die Rippen!“

Mit festem Drucke hielt Gerke den Arm des Wüthenden nieder.

„Laßt Euer Schwert stecken, weiser Herr! Auch ohne Eure Drohungen werde ich Euch Antwort stehen.“

„Was thust Du hier? Wer hat Dir erlaubt, meinen Grund und Boden zu betreten? Heute kannst Du Dich nicht mit der Ausrede einer Fehde wider uns entschuldigen! Wie ein Räuber brachst Du in meinen Garten ein! Und die Frucht, die Du stehlen willst . . . oh, ich kenne sie! Wo ist meine Tochter? Beichte, Du Schelm, oder . . .“

„Beruhigt Euch, weiser Herr, und sprechet leiser! Meine Knechte draußen könnten Euch hören und in unbegründeter Sorge um ihren Herrn Euch übel begegnen.“

Die kleine Nothlüge verfehlte ihre Wirkung nicht. Vor dem Riesen hatte der Ergrimmte keine Furcht, denn er fühlte, daß der Liebhaber Cordulas ihm kein Haar krümmen würde; wohl aber galt es, der etwaigen Dazwischenkunft gewaltthätiger roher Knechte vorzubeugen. In wesentlich milderem Tone fragte er:

„Wo ist meine Tochter?"

„Wo sie in diesem Augenblicke ist, weiß ich nicht. Sie war hier, das kann ich nicht leugnen. Als ich an Eurem Garten vorüberritt, erkannte ich sie, und ich hielt es für keinen Frevel, hier einzutreten und der Gespielin früherer Jahre meinen Gruß zu entbieten."

„Habe ich Dir nicht verboten, jemals wieder meiner Tochter zu nahen?"

„Weiser Herr, Ihr vergesset unsere beiderseitige Stellung, Ihr seid ein Bürger Berlins, ein reicher Gewandschneider und der zweite Aeltermann der stolzen Spreestadt; ich bin ein freier Bürger der nicht minder stolzen Elbstadt Tangermünde, in der sich ein deutscher Kaiser seine Burg erbaute. Ihr habet mir gar nichts zu verbieten; ich allein bin der Herr meiner Handlungen."

Sprachlos starrte der Verblüffte den kecken Gegner an. Endlich rang es sich aus seiner Kehle:

„Ich hätte Dir . . . Euch . . . nichts zu verbieten? Glaubt Ihr, ich werde ruhig zusehen, wie Ihr das Herz meines einzigen Kindes mit teuflischen Buhlkünsten umstricket und dem eigenen Vater abwendig machet? Die Pest soll mich treffen und der Abgrund der Hölle verschlingen, wenn ich . . ."

„Verschwört nicht Euer Seelenheil, weiser Herr! Ihr seid der Vater Cordulas und Ihr könnt sie zwingen, mir zu entsagen, das heißt, mir ihre Hand zu weigern. Aber Frau Minne ist eine mächtigere Gebieterin denn ein Berliner Aeltermann. Die könnet Ihr nicht zwingen, und aus dem Herzen Eurer Tochter könnt Ihr mein Bild und Angedenken trotz Eurer väterlichen Gewalt nimmermehr verdrängen.

Wollt Ihr das irdische Heil Eurer Tochter opfern, blos um Eurem sündhaften Hasse wider mich zu fröhnen? Wenn Ihr Cordula wirklich lieb habt, Herr Hans, so sehet auf sie und nicht auf mich; gebt ihr Erlaubniß, ihrem Herzen zu folgen, und sie wird mir die Hand zum Bunde reichen und Euch segnen, so wie ich Euch segnen will mit meinem letzten Hauche."

„Ihr . . . mich . . . segnen? Ha, ha, ha! Der Segen eines Strauchreiters, eines Ehrlosen, dessen Mutter ich durch den Büttel auspeitschen ließ . . ."

„Haltet ein! Ich schone in Euch den Vater meiner Braut, sonst stieße ich Euch den Ehrlosen mit meinem Schwertknaufe in die Zähne! Daß Ihr die arme Frau, die mich aufzog, zur Schambuße zwangt, das mag Euch in gutem Rechte zugestanden haben; warum ließ sie sich durch die Einflüsterungen einer Landstreicherin bethören? Daß Ihr sie aber auspeitschen ließet, das war nicht weise von Eurer Weisheit; das Uebermaß Eures Zornes hat den Geist der Unglücklichen umnachtet, und das Einzige, was man aus ihren wirren Reden vernehmen kann, ist der Fluch, den sie Tag und Nacht an Euren Namen heftet . . ."

„Ha, ha, ha!" klang es höhnisch, „was schiert mich der Fluch der wendischen Hexe?"

„Wenn sie eine wendische Hexe ist, so wisset Ihr auch, daß sie nicht meine Mutter ist. Schiebet sie also nicht als Grund Eurer Weigerung vor, wenn ich nochmals von Euch Cordula zum Weibe begehre."

„So lang Ihr seid, so frech und albern seid Ihr! Kommt an der Seite des Herrn Markgrafen in die ‚Gottesgunst'; wenn er für Euch bittet . . . ha, ha, ha! Wenn sich ein Markgraf vor dem zweiten Bürgermeister demüthigt, dann lasse ich mich vielleicht zu Verhandlungen herab . . . Was steht Ihr und zuckt die Schultern?"

„Der Hochmuth macht Euch rasen, Herr Hans."

„Ich rase nicht, Du Narr, es ist meine wohlüberlegte Entscheidung. Und nun gestehe, wo Du meine Tochter versteckt hast, daß ich die ungehorsame Dirne züchtige . . ."

Wie ein Schraubstock preßte Gerkes Hand den linken Arm des Andern:

„Wehe Euch, wenn Ihr Euch an der Wehrlosen vergreifet! Schwöret mir zu Gott und den Heiligen, daß Ihr Eurer Tochter verzeihen wollt, wenn sie vielleicht ohne Euer Wissen in diesen Garten ging."

„Was fällt Dir ein? Laß mich los, Du Unverschämter!"

„Nicht eher, bis Ihr geschworen habt."

Die Rechte des Aeltermanns fuhr nach dem Schwertgriff. Das blanke Eisen flirrte im Mondlicht.

„Gieb meinen Arm frei, oder . . ."

Gerke ließ los und, ein paar Schritte zurückweichend riß auch er sein Schwert aus der Scheide.

„Wenn Ihr nicht Schonung Eurer Tochter gelobt, so muß ich Euch die Hand lähmen, die sich wider sie erheben will."

„Was? Du ‚Geschol' des Büttels! Auf meinem eigenen Grund willst Du mir drohen?"

Das Schwert des Wüthenden sauste durch die Luft.

Gerke fing den Hieb mit seiner Klinge auf. Auch die erneuten Angriffe seines Gegners begnügte er sich nur abzuwehren, ohne seinerseits zu einem verderbenbringenden Schlage auszuholen.

„Haltet ein! Bei der allerbarmherzigsten Jungfrau, haltet ein!"

Der Schrei hatte das Schwertgeklirr übergellt, und Cordula, aus ihrem Verstecke hervorstürzend, warf sich in fiebernder Angst zwischen die Kämpfenden.

Die beiden Waffen senkten sich.

„Ei, Dirne, hat Dich die Sorge um Deinen Buhlen aufgestört?"

„Er blutet! Oh, ihr heiligen Nothhelfer! Hat er Dich verwundet?"

Schon hatte sie das Tüchlein, das sie gegen die Kühle der Nacht schützen sollte, vom Halse gelöst, um Gerkes Stirn zu betupfen, die vom Schwert des Vaters gestreift worden war.

„Es ist nichts, Theure! Der Wunden, die ein Berliner Gewandschneider schlägt, lache ich!" Er nahm Cordulas Tuch an sich und steckte es zum Angedenken in sein Wamms. „Jetzt schwöret," wandte er sich seinem Gegner zu, „daß Ihr Diese hier schonen wollet, oder, beim heiligen Blute von Wilsnack, ich hebe sie auf mein Pferd und entführe sie vor Euren Augen!"

Mit beiden Armen die Geliebte an sich pressend, stand er trutzig vor dem Verblüfften, der sein Schwert nicht mehr zu brauchen wagte, denn er hätte seine eigene Tochter treffen können.

Schnell küßte Cordula den Mund des sie Beschirmenden; dann entwand sie sich mit sanfter Gewalt den umstrickenden Armen und trat furchtlos zu ihrem Vater.

„Sorget nicht, Herr Vater, daß ich Euch verlasse! Ich harre bei Euch aus, bis Ihr mich willig dem Geliebten übergebet. Aber zürnet nicht länger, daß ich ihm den Eintritt in diesen Garten gestattet habe!"

Vertrauend schmiegte sie sich an seine bebende Brust und ihre zarte Hand streichelte seine rauhe Wange.

Die zauberkräftige Berührung dieser Hand wirkte auch diesmal ein Wunder. Der kochende Grimm des Bürgermeisters sänftigte sich. Dieses Mädchen war doch von seinem Blute! Sie wollte ihm nicht untreu werden, wie innig sie auch den langen Gesellen lieben mochte!

Zitternd legte sich seine adernstrotzende Rechte auf ihr Haupt:

„Mein armes, bethörtes Kind! Ich verzeihe Dir, wenn Du mir versprichst, ihm ohne mein Wissen nie wieder zu begegnen."

„Ich verspreche es."

Ohne zu zögern, hauchte sie das Gelübde. Ihr Blick, der den Geliebten traf, fügte stumm hinzu: Hoffe und harre!

„So sei Dir verziehen."

Aufathmend zog er die Hand der Tochter durch seinen Arm und dem Andern verächtlich den Rücken kehrend, führte er sie dem Ausgange zu.

Ueber die Schulter rief Cordula zurück:

„Gott schütze Dich, Geliebter! Daß ich für Dich beten darf, ohne Unterlaß, das hat mir mein Herr Vater nicht verboten."

Wie eine Lichterscheinung war sie entschwunden; vor Gerkes Augen wurde es dunkle Nacht."

Da kam der Hufschlag zweier Pferde näher.

„Gott und den Heiligen sei Dank!" tönte Bolles Stimme, der über den Zaun spähte, „der Störenfried hat Euch nichts angehabt. Das Gespenst, das mit ihm davonging, hatte jetzt die Gestalt eines jungen Mägdleins angenommen, aber die Hölle soll uns nicht täuschen." Er bekreuzte sich.

. . . Als der schweigende Riese mit seinem Knechte in die Schatten der Spandower Heide einritt, ließ sich ein unheimliches „Hi, hi, hi!" im Dickicht neben dem Wege vernehmen.

„Es ist schon wieder da," stöhnte Bolle, „ich will das Vaterunser rückwärts sprechen; das hilft gegen die bösen Geister."

's ist ein Käuzlein, das geträumt haben mag," sagte Gerke gleichgiltig; dann seufzte er tief auf und verfiel wieder in wortlos brütendes Sinnen.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Um die Mittagsstunde des ersten Julitages des Jahres 1412 trat ein hochmüthig blickender Herr, in dessen gedunsenem Antlitz sich die Sorgenfalten nur als kleine Säckchen unter den Augen hatten einnisten können, gespreizten Schrittes in die Stadtschreiber-Stube des berliner Rathhauses.

Andreas Mollner, der federfertige Gehilfe des Rathes, saß vor den linienbedeckten Pergamentblättern eines in starke Eichenholzdeckel gebundenen Buches. Neben dem Buche standen zwei Schalen mit blauer und rother Farbe, und der Schreiber war bemüht, den großen Anfangsbuchstaben der eben vollendeten Niederschrift bunt nachzumalen. Als er den Eintretenden bemerkte, legte er schnell den Pinsel aus der Hand, um sich ehrerbietig von seinem Sitze zu erheben.

„Ihr seid ein fleißiger Gesell, Andreas," sagte der Kömmling herablassend. Für heute habt Ihr genug geschafft; gehet jetzt nach Hause."

Der Schreiber verneigte sich.

„Habe nur schnell die letzten Hinrichtungen nachgetragen. Die wirren Zeitläufte rauben auch einem Schreiber die nöthige Ruhe. Ich will das Buch gleich verschließen, weiser Herr."

„Nicht nöthig, Andreas; laßt es draußen. Will einmal im Buche der Privilegien blättern; 's ist gut, wenn man gelegentlich schwarz auf weiß sieht, was einem zusteht."

Er war an den Tisch getreten und beugte sich über das frisch beschriebene Blatt.

„Item mulier est viva sepulta," las er halblaut, „quod furata fuit togam Claves Domes.*) Dem Weibe ist Recht geschehen. Könnten wir nur auch die großen Spitzbuben dem Büttel übergeben, die uns in unseren Gerechtigkeiten bedrohen. Nun, seid Ihr noch nicht fort?"

„Ich gehe, weiser Herr, das Buch werdet Ihr wohl selbst verwahren?"

„Wie es sich gehört; seid ohne Sorge! Ein Danewitz versäumt keine Pflicht."

Andreas Mollner grüßte, und Hans Danewitz, der Bürgermeister des ruhenden Rathes, war allein in der Stube.

Er setzte sich an den Tisch, stellte sein Schwert zwischen die Beine, stützte die linke Faust auf den Schwertknauf und das Kinn auf die Faust, und begann langsam im „Buche der Uebertretungen" zurückzulesen.

Bei einer Eintragung aus dem Jahre 1407 hielt er inne:

„Item den koppersleger, decollatus est propter injuriam quam exhibuit consulibus."**)

Zum zweiten Male las er den Satz. Erinnerungen wurden in ihm lebendig. Eine grimmige Genugthuung malte sich in seinen Zügen.

„Der Schelm! Jetzt liegt er still und wird keinen Bolzen mehr nach mir entsenden! Er war es, der damals meiner Tochter den Brief in die Hände gespielt hat. Habe ihn oft genug gewarnt, nicht in seinem Unmuth wider den Rath zu verharren, aber der Narr wollte nicht hören; von einem Grempeler zum anderen taumelte er, um sich voll zu saufen und auf die Rathmannen zu schimpfen. Nun, er hat seinen Lohn gefunden und wird sein freches Maul nicht mehr wider uns aufsperren."

---

*) Desgleichen wurde ein Weib lebendig begraben, das ein Kleid dem Klaus Domes gestohlen hatte.

**) Desgleichen den Kupferschläger. Er wurde geköpft wegen der Beleidigung, die er gegen die Rathmannen verübte.

Das Bild des Kupferschlägers, das vor dem inneren Auge des Bürgermeisters aufgetaucht war, verblaßte, und an seiner Stelle erschien die Gestalt eines Frauenzimmers. Der Sinnende neigte sich wieder dem Buche zu.

„Nein," brummte er vor sich hin, „es war ja zwei Jahre später." Er schlug ein paar Blätter um, und sein Auge strahlte: er hatte die gesuchte Stelle gefunden.

„Item una mulier abcidens bursas in ecclesiis in die omnium sanctorum que fuit concremata etc."*) Ja, ja, mein Täubchen! Bist hin und her geflogen von einer Missethat zur anderen, bis Du Dir endlich die Flügel an Meisters Barschs Holzfeuer versengt hast! Jetzt läßt Du keine Scheltbriefe mehr wider mich anfertigen! Beim heiligen Blute! es ist mir ordentlich leicht um's Herz, daß diese Schwester Beate nicht mehr ihr Wesen treibt! Liefe mir nur ein einziges Mal auch der lange Tangermünder Schelm in's Garn . . . Tod und Hölle! ich ließe ihn brennen, und wenn ich keine ruhige Stunde mehr in meinem Hause fände!

An der Hunde Hinken,
Der Dirnen Winken,
Der Weiber Zähren
Soll Niemand sich kehren!"

Er schlug mit der Rechten so kräftig auf den Tisch, daß die Schale mit blauer Farbe einen Theil ihres Inhalts verschüttete. Vorsichtig rückte er das Buch zur Seite, um das rothe, mit Messingbuckeln verzierte Schweinsleder des Einbandes vor Befleckung zu bewahren. Bei dieser Veranlassung hatten sich mehrere Blätter des Buches umgeschlagen, und sein Blick traf die Urkunde, durch welche Kaiser Karl der Vierte den Städten Berlin und Cöln ihre Vorrechte bestätigt hatte.

Den Inhalt dieser Urkunde kannte er auswendig Er lachte höhnisch auf:

---

*) Desgleichen ein Weib, das zu Allerheiligen in den Kirchen Geldbeutel abgeschnitten hatte, wurde verbrannt.

„Unsere Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten haben sie uns allezeit mit Worten befestigt, und dann haben sie gesucht, soviel Beden und Steuern als möglich von uns zu erpressen und, wenn die Feinde über uns herfuhren, haben sie uns jeder Mißhandlung preisgegeben! Trau Einer diesen Markgrafen und Landesverwesern! Das Nürnberger Gräflein hat die Worte auch gar fein zu setzen verstanden, als wir voriges Jahr in Ungarn beim Könige Sigismund waren; hat er sie aber gehalten? Ist er gekommen, uns von dem Dietrich Quitzow zu erlösen, den ich, Gott sei es geklagt! in meinem eigenen Hause einst geatzt habe? Den Wend von Ylburg hat er uns gesandt, weil er selbst nicht Zeit hätte und den Kaiser müßte krönen helfen! Was schiert uns der Kaiser? Sind wir eine Heerde Schafe, daß man uns das erste beste alte Weib zum Hirten bestellen darf? Der Ylburg ein Landeshauptmann! Mein Stoffel hätte sich besser zu dem Amte geschickt! Die Putlitzer Gans, die mit uns in Ofen war, hat sich nicht fangen lassen und will die Hauptmannschaft der Priegnitz dem Burggrafen nicht ausliefern. Aber die Berliner Rathmannen, nun freilich, die waren die Esel und ließen sich durch das einschmeichelnde Wesen Herrn Friedrichs bethören! Habe ich nicht selbst dem Könige mitversprochen, daß wir seinen Freund und Schützling als obersten Verweser der Mark willig aufnehmen und ihm die Huldigung nach seinem Gelde, sowie Gehorsam und Beistand leisten wollten?"

Er biß sich auf die Lippen und schüttelte das mächtige Haupt. Wie um sich vor sich selbst zu entschuldigen, fuhr er murmelnd fort:

„Ich hätte mein Wort gehalten, wie es meine kurzsichtigen Reisegefährten, der Heidecke und Nabel, noch heute halten wollen; aber der Burggraf ist seinem Versprechen zuerst untreu geworden und hat uns ein Jahr und länger im Stich gelassen: jetzt bin ich an nichts mehr gebunden, und längst erkannte ich, daß wir schmählich angeführt sind. Aber er soll uns gerüstet finden! Es giebt noch feinere Köpfe in Berlin,

als die Herren Heidecke und Nabel auf ihren Schultern tragen. Noch heute muß es zu Stande kommen! Wenn ich nur erst wüßte, wo? Die Wände haben Ohren, und wenn der Burggraf wider Erwarten der Stärkere werden sollte, könnte er mir's heimzahlen. Darum vorsichtig!" Er überlegte. Endlich frohlockte er: „Ich hab's! so muß es gelingen! Wer uns in's graue Kloster gehen sieht, der glaubt, wir wollen beten!"

Er erhob sich, schloß das Stadtbuch in das zur Aufbewahrung bestimmte Pult, steckte den Schlüssel zu sich, um ihn morgen dem Stadtschreiber zurückzugeben, und verließ eiligen Schrittes das Rathhaus.

Die Glocke von St. Marien hatte schon zu Mittag geläutet. In der „Gottesgunst" mußte man ihn längst erwarten. Doch die Suppe mochte heute kalt werden! Es gab Wichtigeres zu thun, als die Stunde des Mahles innezuhalten! Er trat fast in jedes Haus der Spandower Straße ein, und überall hatte er kurze geheime Besprechungen mit den betreffenden Hausherren. Unter der Krempe seines schwarzen Hutes perlte ihm der Schweiß; aber er ließ sich die Mühe nicht verdrießen und setzte seine Besuche durch die ganze Länge der Klosterstraße fort. Erst gegen drei Uhr kehrte er erschöpft, aber durch den Erfolg seiner Bemühungen belohnt, nach dem Neuen Markte zurück.

„Du kommst spät," schmollte Frau Barbara, die am Fenster saß und an einem Antipendium für den Altar der Kalandsgilde stickte.

„Immer noch zeitig genug, um mich über Deine unnütze Hantirung zu ärgern. Soll ich mich vielleicht an Goldfäden und Seidenlappen sättigen?"

„Aber Hans! . . . laß schnell die Suppe auftragen, Cordula! . . . Was ist Dir denn widerfahren, daß Du so unwirsch redest?"

„Weiber-Dummheit,
Pfaffen-Gierigkeit
Und Gottes Barmherzigkeit
Währt in Ewigkeit!

Statt Deiner bunten Lumpen solltest Du Wundbinden fertigen; wir werden sie brauchen können."

„Du erschreckst mich! Ist einer der Quitzows wieder vor den Thoren?"

„Ein Wunder wär's nicht, denn dieser Burggraf besinnt sich ein wenig spät auf uns! Verdirb mir die Eßlust nicht, Frau, und rede von was Besserem als diesen hinterlistigen Strauchreitern! Noch heute regt sich mir die Galle, wenn ich daran denke, daß wir unseren Freund Nickel Winß aus den Händen dieses treulosen Dietrich mit unserem Gelde lösen mußten. In eiserne Ketten hatte er ihn legen lassen, wie einen gemeinen Verbrecher! Die Welt geht aus Rand und Band, und Du stickst seidene Lappen für Deine Pfaffen!"

„Der hochwürdige Probst bat mich . . ."

„Glim, Glam, Gloriam,
Der Esel hat 'nen Chorrock an!

Was weiß der Probst von den Bedürfnissen unserer Stadt?"

Die Sprüchlein, die dem Reizbaren so reichlich quollen, kündeten Sturm; hilfesuchend schaute sich Frau Barbara nach ihrem Schwager um.

Heyne stand am andern Fenster und summirte auf einem Täfelchen längere Zahlenreihen: es waren die Renten, welche die Gebrüder Danewitz von ihren der Stadt verschriebenen Geldern demnächst zu erheben hatten. Er steckte das Täfelchen zu sich und wandte sich an den Bruder:

„Da kommt die Suppe, Hans. Stärke Dich erst nach des Tages Mühe, dann erzähle mir, was Dich so lange aufgehalten hat."

„Das sollst Du gleich erfahren."

Er trat dicht an den Bruder heran und vertraute ihm flüsternd:

„Noch heute, wenn die Sonne sinkt, versammeln sich unsere Freunde im grauen Kloster. Wir gehen auch hin. Pst! daß die Frauenzimmer nichts merken!"

Der Schöffe wiegte bedenklich den Kopf; dann sagte er leise:

„Wir können ja hören, was beschlossen wird. Ich denke, die Gebrüder Danewitz werden sich von jeder übereilten Unternehmung fern halten." Lauter fuhr er fort: „Nun hole Dein versäumtes Mahl nach; ich helfe Dir bei einem frischen Trunke."

Cordula, die dem Vater die Suppe hereingebracht hatte, nahm den vom Ohm verlassenen zweiten Fensterplatz ein. Erwartungsvoll klopfte ihr Herz. Bei jeder neuen Kunde, welche die unruhige Zeit in's Haus trug, horchte sie hoch auf, ob nicht auch des heißgeliebten Riesen Erwähnung geschehen würde; war er doch bei jeder kühnen Waffenthat der letzten Jahre zugegen gewesen. Als die Freundschaft des Ritters Dietrich mit der Stadt Berlin ihr jähes Ende erreicht hatte, war auch Gerke ein Feind der Stadt geworden, und ungezählte Male hatte sie die Verwünschungen desselben aus dem Munde des empörten Vaters mit anhören müssen. Aber immer wieder hoffte sie auf einen Umschwung der Dinge; ein Gegner, wie Gerke, der sich dem Rathe so furchtbar gemacht hatte, mußte demselben auch doppelt willkommen sein, wenn er seine Gesinnungen änderte und wieder zum Verbündeten wurde.

Sie faltete die Hände im Schooße und flehte im Stillen die Gottesmutter um die heißersehnte, erlösende Botschaft an; aber die Dinge, welche die beiden Männer dort am Tische besprachen, waren gleichgiltiger Art, und von Gerke Suteminne war nicht die Rede. Mit einem halb unterdrückten Seufzer verließ sie endlich die Stube und schlich nach ihrem Kämmerlein, um sich einmal tüchtig auszuweinen: ach die einzige Gabe, die sie seit Jahren dem Unvergeßlichen weihen durfte, waren ihre Thränen!

Als die Sonne gesunken war und eine ungewöhnlich tiefe Purpurgluth am westlichen Himmel die Gemüther der abergläubischen Menschen mit bangen Ahnungen erfüllte, nahten sich in weite Mäntel gehüllte Gestalten von verschiedenen Seiten her der Pforte des grauen Klosters. Das vor den Hausthüren tanzende junge Volk erkannte wohl

einen oder den andern der Vorübergehenden; man fand aber nichts Auffälliges darin, wenn in dieser schicksalsschweren Zeit ein Würdenträger der Stadt noch am späten Abende der Hilfe des Heiligen der grauen Brüder begehrte. Man grüßte ehrerbietig und setzte dann in ungeschwächter Lust den Tanz mit den muntern Dirnen fort.

Der Bruder Pförtner, der von dem zahlreichen Besuche im voraus verständigt worden war, hatte schon ein paar Dutzend Mal den Schlüssel gedreht. Jetzt öffnete er wieder die kleine, schwere Thür, um Hans Danewitz und dessen Bruder Heyne einzulassen.

„Sind Alle da?“ fragte Herr Hans.

Der Mönch nickte, und fügte wortkarg hinzu:

„Ihr seid die Letzten.“

„Dann schließet die Pforte, ehrwürdiger Bruder. Ich weiß den Weg.

Er grüßte mit einer Handbewegung und schritt mit seinem Bruder einem langgestreckten Gebäude zu, in dessen überwölbtem finsterm Flur er sich links wandte. Dort war die Thür zu dem Sprechzimmer des Klosters. Er tastete nach der Klinke und als er öffnete, verstummte das Stimmengemurmel, das eben noch den schwach erleuchteten Raum erfüllt hatte.

„Guten Abend, lobwürdige Freunde,“ begann Hans feierlich, „ich freue mich, daß Euch die Treue zu unserer Stadt vollzählig hierher geführt hat. Ihr wisset Alle, was uns das Herz beschwert. Wir haben im Sommer vorigen Jahres die Bestätigung unserer Rechte und Privilegien durch König Sigismund erhalten, und der König hat uns den Burggrafen Friedrich zum Verweser und obersten Hauptmann der Mark gesetzt, und ihm auf dieselbe 100 000 ungarische Gulden verschrieben als Beitrag zu den Kosten, die er auf die Widerherstellung der Ordnung verwenden soll. Wir haben, von thörichten Hoffnungen verleitet, dem Burggrafen damals Gehorsam und Beistand gelobt. Der Burggraf aber hat unser gänzlich vergessen und uns einen Ausländer als Ver-

weser geschickt, dem wir die Anerkennung verweigern mußten. Heftiger wie je sind die Fehden entbrannt; der Adel wüthet gegen die Städte; unsere Dörfer werden den Flammen übergeben, unsere Viehheerden geraubt, unsere Rathmannen verstrickt und schimpflich eingekerkert. Räuberbanden lauern an allen Wegen; der Hennig von Kracht, der Hans von Treskow, der Fritz von Maltitz, fahren mit ihren Stellmeisern über die Heide, und jede Burg eines Ritters steht ihnen offen. Die markgräflichen Schlösser sind nach wie vor in den Händen gewaltthätiger, unrechtmäßiger Besitzer; die Arnims halten Liebenwalde, die Torgows Trebbin, die Holtzendorffs Bötzow, die Rochows Potsdam, und der Burggraf hat bisher keine Anstalten getroffen, die Schlösser einzulösen. Sollten wir allein die Narren sein und Köpenick herausgeben, das der schwächliche Ylburg von uns gefordert hat? Nach weiser Ueberlegung haben wir ein solches Ansinnen entschieden von uns gewiesen. Ihr wisset ferner, daß sich die Quitzows mit Achim von Bredow, mit den Holtzendorffs, mit Otto von der Hagen, mit Wichard von Rochow und Anderen verbunden haben, dem Burggrafen Widerstand zu leisten; sie achten ihn als einen „Nürnberger Tand", und Dietrich Quitzow hat erklärt: wenn es auch ein ganzes Jahr Burggrafen regnete, so wollten er und seine Freunde die Schlösser doch behalten."

Ein Murmeln des Staunens und Unwillens wurde laut. Eine Stimme rief:

„Und da sollten wir uns dem Burggrafen unterwerfen? Damit er uns die paar Flocken Wolle noch vom Felle schiert, die uns der Adel übrig läßt? Tod und Hölle! Erst soll er die Edelleute zahm machen, dann wollen wir ihm huldigen!"

„Recht, mein hochwürdiger Herr Henning Perwenitz!" versetzte Hans und er warf dem Gesinnungsgenossen einen dankbaren Blick zu, „ich hoffe, so wie Ihr, denkt jeder rathsfähige Mann dieser stolzen Stadt."

„Der Herr Burggraf weilt aber schon seit mehreren Wochen in Brandenburg," wandte eine andere Stimme ein,

„und übermorgen will er hier einziehen; das können wir doch unmöglich hintertreiben . . .“

„Zumal,“ setzte ein Dritter hinzu, „sich die hochwürdigsten Bischöfe von Brandenburg und Lebus und Sternberg und alle Städte der Mittelmark zur Huldigung bereit erklärt haben.“

„Ei, günstiger Herr Heidecke und Ihr, mein fürsichtiger Freund Nabel,“ erwiderte Hans in kaum noch niedergehaltenem Verdrusse, „Ihr vergesset zu erwähnen, daß die Stände der Altmark und Priegnitz erst eine Abschrift der Sigismundschen Verschreibung verlangt haben, um sie im Verein mit Herrn Caspar Gans zu Putlitz prüfen zu können. Das heißt denn doch nichts anderes, als daß sie dem Nürnberger Tande die Anerkennung verweigern.“

„Hans Danewitz hat Recht!“ riefen Henning Strobandt, Albert Rathenow und der reiche Bernhard Ryke, wie aus einem Munde; wenn sich die Andern vorsehen, brauchen wir uns auch nicht zu übereilen.“

„Was will denn dieser Burggraf hier bei uns?“ fuhr Hans zähneknirschend fort, und seine Augen quollen ihm glotzend unter den buschigen Brauen hervor, „will er sich mit den adeligen Stellmeisern in den Raub theilen, den sie uns und unseren Freunden abjagen? Hat der Iwan Wulffen nicht neulich unsern Verbündeten, den Ritter von Retzow, wie einen Hund erschlagen und ihm 120 Stück Rindvieh, 300 Schweine und 600 Schafe fortgetrieben? Ist das der Friede, den wir von diesen neuen Herren zu erwarten haben? Da wünschte ich lieber, der alte geizige Jobst lebte noch; der machte wenigstens keine leeren Versprechungen und war zufrieden, wenn man ihm die gierigen Hände mit Groschen füllte!“

„Werthe Freunde,“ mahnte Heyne Danewitz, der Schöffe, mit seiner sanften Stimme, „gewiß haben wir alle Ursache, uns über die Spaltung zu beklagen, die zwischen den Städten und einem Theile des Adels herrscht. Wenn es aber besser werden soll, so bedürfen wir zuerst eines kräftigen Landesherren, der den gewaltthätigen Edelleuten die Zügel anlegt . . .“

„Als ob das Gräflein jemals etwas wider die Fehder vermöchte!“ fiel ihm der Bruder wüthend in's Wort.

„Je kahler der Junker,
Je größer der Prunker!

Verbinden wird er sich mit den Leuteschindern und nächtlichen Pochern um mit dem Schmucke fremder Federn sein ruppiges Gefieder zu verdecken. Ich bitte Euch, weise Freunde, wozu bedürfen wir überhaupt eines Landesherrn, der das Land nur aussaugt und den Feinden überliefert? Können wir den stolzen Hanseſtädten nicht gleichthun und uns selbst genug sein?“

„Wie in aller Welt sollen wir uns der Macht des vom Kaiser gesetzten Landeshauptmannes entziehen?“ fragte entsetzt der ängstliche Heidecke. „Bedenkt doch! Wir haben ja schon in Ungarn ein Handgelöbniß gethan . . .“

„Das ist uns abgelistet worden,“ polterte Hans, „und gilt vor Gott und den Heiligen nicht einen Pfifferling! Wie wir uns der Macht dieses Burggrafen entziehen sollen? Ha, ha, ha! Das fraget Ihr nicht im Ernste! Er hat ja noch gar keine Macht und will erst übermorgen hierher kommen und uns mit dem gebratenen Speck seiner Versprechungen in der Mäusefalle fangen! Die Thore müssen wir ihm vor der Nase zuschlagen, und auf den Mauern unsere Steinbüchsen abbrennen! Mit seiner Handvoll fränkischer Söldner soll uns der Gernegroß nicht zwingen! So Ihr's genehmigt, lasse ich noch heute die Glocke läuten: die Bürger kommen mit ihrem Heergewete zusammen; wir öffnen die Rüstkammer im Rathhause und vertheilen Streitäxte, Bogen und Hellebarden; der Armbrustirer bewaffnet die Schützen; die Hauptleute besetzen die Thore und Mauerabschnitte, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn das Burggräflein übermorgen nicht mit Schande wieder abzöge . . .“

„Halt, mein günstiger Freund!“ rief erschrocken Herr Paul von Blankenfelde, „mir däucht, in offenem Aufstande dürfen wir dem Nürnberger nicht entgegen treten. Wenn wir auch unzweifelhaft die Stärkeren wären und unser gutes Recht zur Seite hätten, denket an den Brief, den uns der König

im Winter gesandt hat. Wenn Friedrich in die Mark käme, sollten wir ohne Verzug und Widerstand die Huldigung leisten und Alles thun, was von uns billig verlangt wird, sofern es uns lieb sei, schwere königliche Ungnade zu vermeiden. Ich denke, wir wählen einen Ausweg, denn des Reiches Oberacht würde uns in arge Noth versetzen."

„Ja," stimmte die Mehrzahl der Versammelten bei, „wir wollen Herrn Paul von Blankenfelde folgen. Welches ist Euer Vorschlag?"

„Ich hoffe," wandte sich der frühere Feldhauptmann des märkischen Kriegsvolkes begütigend an seinen Freund Hans, „Ihr werdet mit mir einverstanden sein. Wir halten übermorgen die städtischen Söldner auf den Sammelplätzen bereit und besetzen die Wachen ausschließlich mit unsern Bürgern. Den fränkischen Reitern des Burggrafen verwehren wir den Einzug. Ist er allein im ‚hohen Hause', so haben wir ihn in der Hand; er muß uns alle unsere Rechte erst feierlich beschwören, bevor wir uns zur Huldigung bequemen."

„Die früheren Markgrafen haben auch geschworen," warf Hans höhnisch ein, „und was hat es uns hinterher genutzt? Ich bleibe dabei, wenn wir jetzt den Kappzaum nicht abschütteln, werden wir nimmer unserer Freiheit froh werden."

„Wir wollen abstimmen, günstige Herren," schlug Heyne vor. Wer für den Vorschlag des Herrn von Blankenfelde ist, der hebe die Rechte hoch."

Fast alle Hände streckten sich empor; nur Hans Danewitz und einige seiner entschlosseneren Gesinnungsgenossen standen mit unbewegten Armen.

„Laßt's gut sein," tröstete der gutmüthige Perwenitz den Ueberstimmten, „wir werden auch so zum Ziele kommen. Für alle Fälle aber bin ich Eurer Ansicht, daß wir die Bürger bewaffnen."

„Das mag geschehen," entschied die Mehrheit. „Der Herr Burggraf soll sehen, daß unsere Rüstkammer in guter Verfassung ist."

Zweites Capitel.

„So bist Du des Fehdelärms überdrüssig geworden?“ sagte Jacob Helmreich, der Geistliche der St. Steffenskirche in Tangermünde, zu seinem Freunde Gerke, der ihn zu besuchen gekommen war. Beide saßen am geöffneten Fenster und athmeten die erquickende Luft ein, die ihnen ein sanfter Windhauch von den kräuterduftigen Elbe-Wiesen über die Stadtmauer zuwehte. Gerke sah zur kupferbelegten Spitze des nahen Thurmes empor und erwiderte:

„Wie dort oben die Dohlen nicht müde werden, um den Thurm zu flattern, so ermüdet auch mein Arm nicht, das Schwert zu schwingen gegen Uebermuth und Ungerechtigkeit.“

„Und trotzdem hast Du diesmal Dein Pferd nicht gesattelt? Die Sonnenwende liegt schon hinter uns!“

„Weiß nicht recht, wohin ich meine Waffen tragen soll.“

„Das wußtest Du die anderen Jahre nur allzu gut. Ist Dein schlimmer Freund, der wilde Dietrich, flügellahm geworden?“

„Ehrwürdiger Herr, nennt ihn nicht meinen Freund. Mit manch einem Edelmann bin ich geritten, ohne daß er deshalb mein Freund war. Von den Rittern ist mir nur einer befreundet, der aber sitzt in Bötzow und heißt Werner von Holtzendorff. Das Wort Freund ist ein Singulare tantum.“

„Ei,“ scherzte der Priester, „diese Regel steht nicht im ‚Donat‘. Aber Du könntest Recht haben. Die Feinde mißt

uns das Leben in Scheffeln zu, während wir schon danken müssen, wenn uns am Baum der Freundschaft eine einzige Frucht reif wird. Hält der Dietrich heuer Ruhe? Wird er sich dem Burggrafen fügen?"

„Ich glaube es nicht. Mein Bote meldete mir, er reise im Lande hin und her und setze seine Schlösser in Vertheidigungszustand."

„Hm hm! Da bleibst Du weislich zu Hause. Deine gute Mutter und Mechtild werden sich solcher Vorsicht freuen!"

„Oho," warf Gerke ein, „glaubt Ihr denn, ich wollte rasten? Ist mir sauer genug geworden, bis heute still zu sitzen! Die Decke in meiner Stube erdrückt mich, und die Luft fehlt mir. Die Töpfe und Tiegel, in denen ich sonst nach Euren Vorschriften kochte und schmolz, stehen schon lange unberührt; hinaus muß ich doch noch, wenn mich mein stürmendes Herz nicht umbringen soll."

Das klare Auge des alten Mannes schien bis in die Seele des Jüngeren zu dringen. Kopfschüttelnd versetzte er:

„In Kampf und Fehde wirst Du's nimmer stillen. Warum willst Du vor dem Schatten einer lieben Todten davonreiten? Dein Heil und Segen ist er, wenn Du entsagend und in die Fügungen der ewigen Weisheit ergeben, mit ihm verkehren lernst."

„Sollten Todte nicht wieder lebendig werden können? Man sagt, das heilige Wunderblut zu Wilsnack wirke solches Wunder. Was rathet Ihr mir? Soll ich nach Wilsnack pilgern?"

„Mein lieber Sohn, nicht das Blut zu Wilsnack, die Minne selbst wirkt das Wunder der Neubelebung. Hast Du die Verstorbene echt und wahr geliebt, so ersteht sie Dir täglich aus ihrem Grabe."

„Das Weib, das mich groß zog, hat mir aber oft erzählt, ich selbst wäre als Kind schon einmal gestorben und durch die Kraft des Wunderblutes wieder in's Leben zurückgerufen. Wenn ich nun vor dem Altar in Wilsnack betete, was meinet Ihr? Würde mir Gott wohl mein todtes Lieb

erwecken und mir die Pein des unfruchtbaren Sehnens abnehmen?"

Fast mitleidig schaute der Priester den also Sprechenden an. Er faßte ihn bei der Hand und begann vertraulich:

„Mein lieber Sohn, ich will Dir ein Erlebniß erzählen, das vorläufig unter uns beiden bleiben mag. Voriges Jahr, als ich bei meinem Freunde, dem Magister und Lector Christianus in Magdeburg weilte, kam der Geistliche Johannes, der jene drei blutbesprengten Hostien in Wilsnack gefunden haben will, zu uns in den Convent. Er bat um Gehör, und die Senioren des Conventes verstatteten ihm das Wort. Da sprach er: ‚Ich sehe, Ihr Väter, daß es Euch an Vielem mangelt, da Ihr nun Eure Kirche abbrecht und eine bessere bauen wollt, so will ich Euch einen viel größeren Concursus zu Wege bringen, als der nach Wilsnack ist. Als ich dort war, habe ich die Methode noch nicht so gut verstanden, als ich sie mir jetzt ausgedacht habe.'*) Die Brüder meines Freundes aber fürchteten Gott und antworteten, auf so frevelhafte Weise wollten sie kein Geld verdienen; da zog der Verwegene beschämt ab. Die Strafe des Allmächtigen, der sich nicht spotten läßt, wird ihn früh oder spät ereilen; Dich aber, mein lieber Sohn, bitte ich inständig: setze Deine Hoffnung nicht auf das Werk eines Frevlers, sondern auf die Gnade Christi, auf die Fürbitte der Heiligen und auf die Kraft der echten und reinen Minne, die auch über das Grab hinaus Wunder wirkt."

„Ja, ehrwürdiger Herr," quoll es warm über Gerkes Lippen, während er auf die zitternde Hand, welche seine Linke umschlossen hielt, seine Rechte legte, „meine Minne währt bis zu meinem letzten Hauche. Ich sehe ein, nicht Pfaffen noch Pfaffenwerk können mir helfen: mir hilft nur Gebet und die Kraft meines Armes."

---

*) Wörtlich nach Tockes Synodalrede auf dem Magdeburger Provinzial-Concil vom Jahre 1451. Märkische Forschungen, Band XVI.

„Die Kraft Deines Armes? Was frommt sie Dir, wenn es gilt, den Schmerz der Seele um eine Todte zu verwinden?“

Gerke erschrak, daß er sich beinahe verrathen hätte. Es war ja nur ein bildlicher Ausdruck, wenn er von seiner Geliebten wie von einer Verstorbenen sprach. Er stand auf und zwang sich zu dem Geständniß:

„Ihr habt Recht, ich rede thöricht. Das kommt von der Ungeduld, die durch meine Adern tobt. Morgen reite ich. Und wenn die Quitzows Ruhe halten sollten, suche ich mir eine andere Gelegenheit, Bedrängten beizustehen und Uebermüthigen auf die Finger zu klopfen. Es giebt manch einen Rathmann, der mit seiner Tochter hoch hinaus will und sie dem nicht giebt, der sie in Treuen lieb hat; allen solchen Thoren will ich zu Leibe gehen und den hohen Muth herabstimmen . . . sie sollen an den Suteminne denken!“

Der Greis sah dem Davoneilenden verwundert nach; aus den Reden dieses ungestümen Recken konnte kein Mensch klug werden.

Gerke mäßigte seine Schritte, als er über den Kirchplatz seinem Hause zustrebte. Sein lange erwogener Plan, durch eine Wallfahrt nach Wilsnack die himmlischen Mächte seiner Minne günstiger zu stimmen, war durch die Eröffnungen des Greises hinfällig geworden. Selbst bis zu den Altären der Gotteshäuser wußte also Habsucht, Trug und Heuchelei zu dringen? Das war die Folge jener unseligen Spaltung, die den Körper der heiligen Kirche zerriß! Nur ein echter Papst konnte nach Gerkes Ansicht dem durch die Spaltung bedingten Elende der Zeiten steuern; welcher aber war der echte? Bisher hatten zwei gleichzeitige Päpste einander verwünscht und gebannt; jetzt gab es deren sogar drei, von denen Jeder behauptete, der wahre Statthalter Christi zu sein. Der Papst Gregor, der sich den Zwölften nannte, stand unter dem Schutze des Königs von Neapel; von Perpignan aus sandte Benedict der Dreizehnte seine Bannstrahlen gegen seine Widersacher, und die Cardinäle, die nach Bologna

gekommen waren, die irdischen Ueberreste des kürzlich verstorbenen Papstes zu bestatten, hatten diesem in der Person der berüchtigten Balthasar Cossa einen Nachfolger gegeben, der sich unter dem Namen Johannes des Dreiundzwanzigsten ebenfalls die Tiara auf's Haupt gesetzt hatte. Es war ein Jammer! Wenn jetzt ein starker Held seinen mächtigen Arm erhöbe, die Verwegenen, die sich unberechtigt die Statthalterschaft des Heilandes anmaßten, verjagte und der Christenheit wieder zu einem rechtmäßigen Oberhaupt verhülfe, oh, welche Jubel- und Lobgesänge würden ihm in deutschen Landen erschallen! Wo aber war dieser Held?

Gerke seufzte und unwillkürlich dachte er an die zahllosen Fehden, an denen er sich in den letzten Jahren betheiligt hatte, um das Unrecht auszureuten, das überall geil in's Kraut schoß. Hatte er Erfolge gehabt? War es besser im Lande geworden? Ach, er mußte zu solchen Fragen verneinend das Haupt schütteln. Wohl flammten die Dörfer der unglücklichen Bauern auf, wohl wurde den Wehrlosen das Vieh fortgetrieben und manch ein geharnischter Gegner durch einen wohlgezielten Lanzenstoß aus dem Sattel geworfen; die Hauptleute der städtischen Söldner wurden meist auf's Haupt geschlagen und hin und wieder gelang es sogar einen kriegerischen Rathsherrn zu fangen und in das Thurmverließ eines Schlosses hinabzuwinden, aus dem er sich nur durch schweres Lösegeld wieder befreien konnte; aber der Unfriede, der die Mark verzehrte, war derselbe geblieben, immer trutziger wurden die Städte, immer raufluſtiger und anmaßender der Adel, immer zahlreicher das Gesindel, das die Sicherheit der Wege bedrohte. Und hatte er, der gefürchtete Recke, der diesen wilden Edelleuten freiwillig sein schneidiges Schwert lieh, denn in solcher Bundesgenossenschaft seine Zwecke gefördert? War der stahlharte Sinn des stolzen berliner Gewandschneiders nachgiebiger geworden?

Zum ersten Male beschlich ihn der Zweifel, ob er als Kampfgefährte der gekrönten Helme denn jemals sein Ziel erreichen könnte. Ja, wenn ein zweiter heiliger Georg er-

stünde, der den Lindwurm des nimmersatten, bluttriefenden Hasses, in dem die unseligen Bewohner der verwüsteten Mark einander auffraßen, mit kühnem Schwertschlage niederstreckte, ihm würde er sich verschreiben mit Leib und Seele und unter dem Banner eines solchen Drachentödters würde er vielleicht auch obsiegen über den erbarmungslosen Hochmuth des macht- und geldprotzenden Vaters seiner Geliebten!

Das Bild des Liebesgottes, der über seiner Hausthür mit dem Bogen zielte, schien ihn ermuthigend anzublicken. Er blieb einen Augenblick stehen und schaute zu der bunten Schilderei empor, dann murmelte er:

„Niemals geht irre in der Welt,
Wer all sein Sach auf Gott gestellt,"

und entschlossen trat er über die Schwelle.

Frau Reinhilde, der sich das Grau der schneckenartig an den Schläfen zusammengesteckten Haarflechten schon in ein schneeiges Weiß verwandelte, spann wie immer den Flachs vom Wocken. Als der Riese in die Stube stapfte und sie von seinem leuchtenden Antlitz den Entschluß zur baldigen Abreise ahnend las, nahmen ihre sanften Taubenaugen jenen eigenthümlich schiefen Blick an, der jedesmal eine besondere Erregung ihrer Seele verrieth.

„Gerke! was hast Du vor?"

„Ich ziehe morgen von dannen."

Sie seufzte nur, denn sie wußte aus langer Erfahrung, daß weder Vorstellungen noch Bitten den Ruhelosen zu halten vermochten. Dann wandte sie ihr Antlitz der Pflegetochter zu, die neben dem Betschemel am Fenster hockte und ebenfalls die Spindel tanzen ließ, und bekümmert rief sie: „Mechthild, er will wieder reiten!"

„Nun, tröstet Euch, liebe Mutter, er wird uns auch diesmal gesund wiederkehren."

Die Jungfrau steckte die Spindel hinter das Wockenband, das den Flachs zusammenhielt, stand auf und trat bedeutsam lächelnd an Gerke heran.

„Wenn ich Dir nun was Liebes anvertraue, willst Du's bei Dir tragen in Kampf und Fehde, daß es Dich fest mache gegen Hieb und Stich der feindlichen Waffen?"

„Was ist es, Schwesterlein?"

„Etwas, das Du Jahre lang vergeblich gesucht hast und das ich neulich gefunden habe, als ich mit Bolles Hilfe den Wust der Töpfe und Schmelztiegel in Deiner Hexenküche ordnete. Nun rathe!"

Er rieth es nicht, und Mechthild zog ein Tüchlein aus ihrem Mieder und reichte es dem Stutzenden dar.

„Bei der allerheiligsten Jungfrau! Das will ich Dir gedenken, so lange ich athme!"

Auf den ersten Blick hatte er das Linnen erkannt, mit dem ihm einst Cordula die blutende Wunde betupft hatte. Er drückte es an seine Lippen. Es war noch warm von dem Orte, da es geruht hatte. Mit freudig bebender Hand legte er die Falten des Tüchleins auseinander und verwundert schaute er bald die Stickerei an, die in dem Tüchlein erstanden war, bald die Geberin, deren geschickte Finger die bunten Fäden durch das Gewebe gezogen hatten.

„Ich durfte es Dir so, wie ich es fand, nicht wiedergeben," sagte Mechthild, und ihr zagender Blick schien um Verzeihung für das eigenmächtige Vorgehen zu bitten. „Es hatte wohl lange unbeachtet im Winkel gelegen und war unansehnlich durch den Staub geworden, auch vergilbte Blutspuren hafteten daran. Ich habe es gewaschen und heimlich Dein Schildzeichen hineingestickt. Du sagtest, es hätte einst dem Mägdlein gehört, das Deinem Herzen theuer war; mag nun der Liebesgott, der es schmückt, Dir auch reichen Trost gewähren und der Erinnerung an die Heimgegangene den Stachel des Schmerzes rauben."

Der Ton ihrer erst neckischen Stimme war ernster geworden, ihre freundlichen Augen hatten sich feucht umschleiert.

Noch einmal preßte der Beglückte den wiedergefundenen Schatz an seine Lippen, dann umarmte er stürmisch die Pflegeschwester:

„Habe Dank, Du Gute! Du hast mir eine unaussprechliche Freude bereitet!“

Er wußte nicht, wie es geschehen war, er hatte sich zur jäh Erröthenden niedergebeugt und ihr, zum ersten Male in seinem Leben, einen herzhaften Kuß auf den rothen Mund. gedrückt.

Der Mutter bebte das Herz in verhaltenem Jubel. Sollte sich endlich ihr Wunsch erfüllen?

„Das Tuch will ich tragen,“ rief Gerke begeistert, wie ein Frauenritter das Zeichen geheimer Minnehuld, um meinen Eisenhut schlinge ich's als Ziemier und wehe dem Feinde, der daran rührt! Eine heilige Erinnerung ist es mir an die, die ich verlor, und an Dich, meine liebe Mechthild, die Du es so sinnig geschmückt hast!“

Er stürmte hinaus, um die Blechhaube in seiner Stube vom Wandnagel zu nehmen und sie mit dem theuren Angedenken zu umwinden.

Frau Reinhilde nahte sich glücklich der Pflegetochter: „Er hat das Werk Deiner lieben Hände geküßt!“

Mechthild antwortete nicht, sie stand befangen und schaute auf ihr Mieder, dessen taktmäßige Bewegungen das Klopfen ihres Herzens verriethen.

Die weichen Arme der älteren Frau legten sich um ihren Nacken.

„Kind, wenn ich das noch erlebe, dann will ich gern schlafen gehen, dann habe ich keinen irdischen Wunsch mehr!“

Zagend und schämig barg das Mädchen ihr Antlitz am Busen der hoffenden Frau. Diese aber faltete die Hände, und der Kuß, den sie auf Mechthilds Stirn hauchte, war wie ein stummes Gebet.

Schon am anderen Morgen trabte Gerke, von seinem treuen Bolle gefolgt, über Kloster Jerichow und Gentin dem Havelschlosse Plaue zu. Der Weg führte damals ununterbrochen durch das Schattendunkel des Waldes. An uralten Eichen, deren zerklüftete Borken mit rauhem, faserigem Moosgespinnst überzogen waren, schossen die Eichkätzchen empor.

Zwischen den Stämmen der mächtig gewipfelten Waldriesen träumten breitgefiederte Farrenkräuter, und das üppig wuchernde Besingesträuch raschelte zeitweise auf, wenn eine lauernde Wildkatze, durch die Reiter gescheucht, vorsichtig davonschlich. Durch die Blätter ging ein Raunen und Flüstern, und diese geheimnißvolle Weise umschmeichelte das Ohr des schweigsamen Recken und lullte sein schmerzlich-süßes Sehnen ein. Von je war der Wald die trostreiche Mutter des Germanen; das freie Recht, jederzeit an das Herz dieser Mutter zu flüchten und in stillem Zwiegespräch mit ihr die Sammlung und Zuversicht zurückzugewinnen, die der verwirrende Lärm erbitterter Tageskämpfe raubte, ist dem Deutschen erhalten geblieben bis in die Gegenwart, deshalb saugt er auch heute noch, wie es seine Ahnen thaten, aus dem Odem seiner Wälder die Kraft zum dichterischen Ausgestalten, zum befreienden, sich über den Bann der Endlichkeit hinausschwingenden Gedankenfluge und, wenn es sein muß, auch zum kühn-trutzigen heldenhaften Dreinschlagen. Erst wenn der letzte deutsche Wald unter den Axthieben einer verrannten Ausbeutungslehre zusammensinken oder, wie in anderen, einer grobsinnigen Weltanschauung verfallenen Ländern, eingezäunt und dem vom Staub der Heerstraße beengten Wanderer verschlossen werden sollte, erst dann würde das Dichter- und Heldenmark im Knochengerüst des Germanen der Schwindsucht verfallen und zu einem Gallert entarten, wie er das weiche Gebein niedrig-gewinngieriger, poesielos-feiger Nützlichkeitsmenschen erfüllen mag. So lange aber noch die deutschen Wälder rauschen, so lange werden sie die Keime großer Gedanken und großer Thaten in die Herzen des deutschen Volkes streuen.

Auch in Bolles Herzen reiften kräftige Gedanken, sie waren aber seiner Eigenart entsprechend und schienen mehr durch das Raubzeug angeregt, dessen heisere Stimmen ab und zu aus dem Dickicht laut wurden. Er hatte eine Zeit lang seinen Herrn beobachtet, der vor ihm so schweigsam dahinritt, und er ahnte, was in dessen Seele vorging.

Plötzlich preßte er die Schenkel an seinen hart trabenden Gaul und setzte sich in verstärkter Gangart an seines Gönners Seite.

„Günstiger Herr, nehmt mir's nicht für ungut, aber ich wüßte ein Mittel, Euch alle Sorgen zu verscheuchen."

„Dann weißt Du mehr, als die Gelehrten wissen," lachte Gerke und wohlwollend schaute er den wetterharten Gesellen an. „Kram' Deine Weisheit aus! aber vor Allem sage mir: welches sind denn meine Sorgen?"

„Das sieht ja ein Blinder, was Euch bedrücket. Tag und Nacht denket Ihr an die Wohlgethane, die Euch der krebsäugige Dickwanst in dem Berlin nicht gönnen will ..."

„Pst! Mensch! Bei Christi Tod, ich jage Dich aus meinem Dienste, wenn Du ein Wort von dem verräthst, was Du zu wissen meinst! Hast Du etwa in meinem Hause zu den Mägden geplaudert?"

„Lieber bisse ich mir die Zunge ab. Nein, günstiger Herr, der Bolle kann's Maul halten und seinen Herrn verräth er nicht. Aber als ich neulich in Plaue war, habe ich die Nase auch einmal nach Brandenburg hineingesteckt und da habe ich den Stoffel getroffen, der mit einem Kahne des Hans Danewitz dort angekommen war. Ach, du lieber Gott, was habe ich alles hören müssen! Die Jungfer Cordula soll immer bläßer und ernster werden, jeden Tag geht sie zum Altare der Gewandschneider in St. Marien, und des Nachts sitzt sie aufrecht in ihrem Bette und weint sich die hübschen Augen roth. Die alte gichtbrüchige Anna hat es dem Stoffel gestanden, daß dies Alles nur um Euch geschähe."

„Was hat Dir der Stoffel sonst noch berichtet? Was weißt Du noch von dem Fräulein? Sprich, Gesell! ist Deine Zunge denn von Blei?"

„Ach, Herr, sonst weiß ich nichts, beim heiligen Stephan! Aber ich dachte mir, Euch und der Jungfer wäre wohl zu helfen, wenn Ihr einem Freunde gestatten wolltet, daß er seine Hand mit im Spiele hätte."

„Nun? Da bin ich wirklich neugierig, was Du zu thun gedächtest. Denn dieser Freund willst Du doch wohl selber sein?“

Bolle blinzelte pfiffig mit seinen kleinen Schweinsaugen.

„Wenn Ihr's erlaubet, von Herzen gern. Seht, günstiger Herr, in Brandenburg weilt doch der Nürnberger Burggraf und hat den Landtag ausgeschrieben. Die Leute meinen, er werde bald nach Berlin reiten, um die Huldigung der Stadt entgegenzunehmen. Da dachte ich mir, wenn wir mit ihm zögen und uns unter seinen Schutz stellten, könnte ich es wohl wagen, mal wieder in meine Heimat mit hineinzuschlüpfen; die Herren vom Rathe würden mich nicht wiedererkennen, und wenn sich wirklich einer des alten Bolle entsinnen sollte, nun, als Gefolgsmann des Burggrafen wäre ich wohl vor jeder Nachstellung sicher . . .“

„Und was sollten wir in Berlin? Ich verstehe Dich nicht.“

„Glaub's wohl. Es kommt noch, günstiger Herr. Wenn ich glücklich in der Stadt wäre, würde ich schon Gelegenheit finden, zur Nachtzeit in die ‚Gottesgunst‘ einzudringen; und dann beim heiligen Stephan! mache ich dem hochmüthigen und ränkevollen Gewandschneider den Garaus. Ich wage mein Leben für Euer Heil! Wenn der Alte todt ist, giebt es kein Hinderniß mehr für seine Tochter, Euch zu folgen bis an's Ende der Welt — mein Freund Stoffel hat es auch gesagt. Was meint Ihr dazu?“

„Schäme Dich, Bolle! Fürchtest Du Dich nicht vor der Strafe des Allmächtigen? Könntest Du wirklich Deine Hand zu einem fluchwürdigen Meuchelmorde erheben?“

Der Gefragte kratzte sich hinter dem Ohre und machte ein bedenkliches Gesicht.

„Es wäre schon eine verteufelte Sache, Herr; Ihr habt Recht. Aber was thue ich nicht für Euch, der Ihr mich gerettet habt vor der Wuth und Nachstellung des rachsüchtigen Rathes; ohne Eure Hilfe läge ich besten Falles jetzt mit den Stellmeisern im Walde und deckte mich Nachts mit dem

blauen Himmelszelte zu. Und dann, ich würde mir schon in Wilsnack Ablaß holen; habe mir manchen Pfennig in Euren Diensten zurücklegen können; zur Büßung einer einzigen Todsünde würde es schon hinreichen."

„Du bist ein ganz verruchter Bursch! gieb den frevelhaften Plan auf! Denkst Du, ich werde einen Mörder in meiner Nähe dulden?"

„Ach, Herr, ich bin ja noch kein Mörder, will ja erst einer werden, um das boshafte Hinderniß Eurer Minne aus dem Wege zu räumen."

„Das laß bleiben, Gesell! Die Schwelle der ‚Gottesgunst' sei auch Dir heilig! Glaubst Du, wenn Dein Gewissen erst mit einem Morde beschwert ist, die bösen Geister würden Dir auch nur einen Augenblick Ruhe gönnen? Tag und Nacht würden sie Dich verfolgen und peinigen; sie säßen mit Dir zur Frühsuppe nieder, sie verbitterten Dir Dein Mittagsmahl und vergifteten Deinen Nachttrunk; schreckhafte Träume würden sie Dir senden, als folternder Alp auf Deiner Brust liegen und, wenn Du in den Stegreif träteſt, um ihnen zu entfliehen, würden sie mit Dir aufsitzen und Dich begleiten auf der Landstraße und in der Einsamkeit des Waldes. Hinter jedem Baume hervor würde Dich eine Teufelsfratze angrinsen und Dir Dein Haar unter dem Eisenhute emporsträuben . . ."

„Haltet ein, um aller Heiligen willen, haltet ein!" bat Bolle ängstlich, indem er scheue Blicke nach allen Seiten warf und sich ein über das andere Mal bekreuzte. „Rufet die Unholde nicht herbei! Sie lauern auf jeden Christenmenschen und sind erpicht, ihm Uebles anzuthun . . ."

„Siehst Du, Du Hasenfuß! Du scheust Dich vor der Roggenmuhme und den Luftgeistern und Du willst den Unholden der Nacht trotzen und wie ein Raubthier im Dunklen würgen?"

Schreckensbleich stammelte der Knecht:

„Herr, nur um Euretwillen hätte ich mir ein Herz gefaßt. Mit den Geistern möchte ich nimmer ringen; ich

dachte mir, wenn sie auch in der ‚Gottesgunst' ihr Wesen treiben sollten, dann würden sie sich auf den Aeltermann und nicht auf mich werfen; 's ist der Brauch der Gespenster, daß sie sich immer den Schlechtesten auswählen."

„Du bist ein großes Kind, Bolle!" sagte Gerke, und seine eiserne Faust klopfte wohlwollend die Schulter des Knechtes. „Du meinst es gut mit mir, deshalb will ich Dir Deine Dummheit verzeihen. Weise die sündhaften Gedanken weit von Dir und stehe mir nur treu zur Seite in ehrlichem Kampfe! Den Herrn Aeltermann wollen wir dem lieben Gott überlassen; der wird ihn früh oder spät wie ein Sturmwind schütteln, und wenn sich der Starrkopf nicht beugen will, ihn brechen und zersplittern."

. . . Einige Stunden später stand Gerke neben dem Ritter Johann von Quitzow auf der Zinne eines über die Havel ragenden Thurmes des Schlosses Plaue. Der kühne Edelmann hatte den gern gesehenen Recken freundlich aufgenommen.

„Ja, schauet Euch nur um!" sagte er selbstbewußt zu seinem staunenden Gaste, „ich denke, an solchen Mauern soll sich das Nürnberger Burggräflein den Schädel einrennen." Er deutete auf die mächtigen Vertheidigungswerke und auf die Baugerüste an der Nordseite der Schloßumwallung und fügte hinzu: „Vorsicht ist zu allen Dingen nütz; das Gemäuer dort soll noch verstärkt werden."

„Ihr setzet Euch in guten Stand, edler Herr; es scheint, wir werden dieses Jahr nicht zusammen durch die Haide reiten."

Der Ritter schüttelte den Kopf und warf dabei die rothe Haarlocke zurück, die ihm die Zugluft in die Stirn geweht hatte.

„Nein, Suteminne, ich bleibe heim." Er sah sich vorsichtig um, obgleich es auf dem Thurme keine Lauscher gab und raunte:

„Mein Bruder Dietrich ist in Stettin und sichert uns die Hilfe der Pommern-Herzöge. Der Nürnberger drüben

kann lange warten, ehe ihm die havelländischen Schloßgesessenen huldigen." Ein verächtlicher Lachton folgte diesen Worten.

„Ihr müsset wissen, was Ihr thut. Ihr sehet schärfer, als unsereiner . . ."

„Das will ich nicht behaupten," wandte der Ritter sich selbst verspottend ein, „seitdem mir mein Freund Wolffen das linke Fenster eingestoßen hat, sehe ich nur noch auf der rechten Seite."

Gerke warf einen Blick nach dem zerstörten Auge, über welches das gelähmte obere Lid schlaff herabhing.

„Mit schmerzlichem Antheil habe ich von Eurem Unfall gehört. Ihr solltet Wolfsfett einreiben und die heilige Ottilie anrufen; die hilft wider alle solche Gebresten."

„Das Auge ist hin, dem hilft kein Heiliger mehr. Aber um so wachsamer muß ich sein, daß mir der Nürnberger nicht auch noch das andere blende. Gottes Tod! Den Kuno Wolffen habe ich niedergestochen mit dieser meiner Hand, und er war einst mein Freund; wehe dem Nürnberger, wenn er mir zu nahe kommt! Wollt Ihr hier rasten, Suteminne, und mit mir abwarten, wie sich die Sache wenden mag? Meine Keller sind wohl versehen, meine Rauchkammern gefüllt, Ihr sollt nicht Noth leiden."

„Ich danke Euch, edler Herr, aber schon zu lange habe ich mich in Tangermünde versessen; ich sehne mich hinaus in die Weite; die Mauern würden mich erdrücken."

„Nun, dann reitet los, so weit der Himmel blau ist. Wenn es gilt, hoffe ich, findet Ihr den Weg zu mir zurück; Euer Schwert ist zehn Gleven*) werth; Ihr seid mir ein unschätzbarer Verbündeter, und das Lösegeld des ersten fränkischen Ritters, den wir fangen, soll Euer sein."

Mit einer abwehrenden Handbewegung erwiderte Gerke:

---

*) Eine Gleve war ein Trupp Bewaffneter; gewöhnlich ein gerüsteter Edelmann mit drei bis vier lanzenführenden Knechten, denen zuweilen auch noch ein Schütze gesellt war.

„Nach Geld und Gut steht nicht mein Sinn; ich strebe nach andern Dingen."

„Ich weiß es, Ihr seid ein sonderbarer Kauz. Achtet nur das rothe Gold nicht allzu gering! Es ist ein Zaubermittel, das oft kräftiger wirkt als das schärfste Eisen. Doch wem sage ich das? Die Leute behaupten ja, Ihr triebet die magische Kunst und machtet Euch selbst so viel Gold, als Ihr nur wollt; da wird's Euch freilich leicht, die Beute zu verachten, um die manch armer Teufel seinen Hals wagt."

„Ihr irrt, edler Herr. Das, was ich brauche, bringen mir meine Güter bei Tangermünde ein, und wenn ich gut haushalte, bleibt wohl auch noch ein Scherf übrig für die Armen. 's ist eine andere Art Gold, die mir Freude macht."

„Nun, wo ist denn diese Art zu finden?"

„In den Liedern unserer Minnesinger."

„Die lasse ich Euch. Gott bewahre mich vor dem Singsang der Harfenschläger; ein Schwertschläger ist mir lieber als ein Dutzend solcher landfahrenden Gesellen."

„Was man nicht kennt, das schätzt man nicht. Um Eure Wiege, edler Herr, hat der Sturm geheult, und Euer Ohr blieb verschlossen den zarten Weisen, die in der Tiefe unserer Brust ertönen. Nichts für ungut! Die Menschen sind ungleich; aber Keiner soll den Andern verachten; der liebe Gott braucht sie alle."

Schweigend stiegen die Beiden vom Thurme. Eine unausgesprochene leise Verstimmung hatte sich ihrer bemächtigt, und auch beim abendlichen Trunke wollte sich die alte Unbefangenheit nicht wieder einstellen.

In der Nacht wurde Gerke durch wirre Träume heimgesucht. Er sah einen fürstlichen Herrn mit schwarz und weiß getheiltem Schilde und einem goldblinkenden Helme, von dessen Kreuznaht schwarze und weiße Federn wallten; er wußte, daß es der Burggraf Friedrich war, obgleich er ihn noch nie von Angesicht gesehen hatte. Um diesen Herrn standen eine Menge gewaffneter Edelleute mit trutzigen Geberden; lauter bekannte Gesichter: der stolzblickende Dietrich Quitzow, der rothhaarige

einäugige Johann, der strohgelb gelockte Werner von Holtzendorff, der schlanke Wichard von Rochow, dem ein springender Ziegenbock den Helm schmückte. Plötzlich verwandelte sich der Burggraf in einen mächtigen Adler, und die Ritter in krächzende Krähen. Der Adler fuhr mit seinem scharfen Schnabel zwischen die schwächeren Vögel und zerzauste ihnen jämmerlich das Gefieder und hob sich dann mit majestätisch gespreizten Schwingen langsam in die Lüfte. Höher und höher schwebte er, der Sonne entgegen; die Krähen wollten ihm nachschmähen, aber nur ein undeutliches heiseres Kreischen quoll aus ihrer Kehle. „Schweiget, schweiget!" rief ihnen der Träumer zu, „Ihr könnt ja nicht singen, nicht einmal von Eurer Niederlage!" Schon war der Adler so hoch gestiegen, daß er wie ein schwarzer Punkt vor der Sonnenscheibe stand. Da ließ er etwas aus seinen Fängen fallen. Es flatterte tiefer und tiefer. Gerke sprang hinzu und fing es auf. Es war eine mit Goldfäden umwundene Blumenkrone. Wie er sie verwundert betrachtete, schwanden die Krähen zu einem Nebel zusammen, und aus dem Nebel trat Cordula züchtigen Schrittes und schwebte dem Geliebten entgegen. Er hob die Blumenkrone empor und setzte sie auf ihr Goldhaar. Da verklärte ein holdseliges Lächeln das Antlitz der Jungfrau, und Hans Danewitz, der Aeltermann, stieg aus dem Erdboden auf. Seine Augen quollen nicht mehr hervor; sein Vollmondsgesicht war abgemagert; sein Schädel kahl; statt der weißen Zähne, die er sonst wüthend aufeinander biß, hatte er nur noch weise Worte im Munde und freundlich lächelnd kündete er einen Spruch aus Freidanks „Bescheidenheit", von der er früher nimmer etwas gewußt hatte:

„Es wird des Mannes Werth erhöht,
Wenn ihm sein Sinn nach Minne steht."

Dabei nahm er die Tochter bei der Hand und führte sie dem glücklichen Bräutigam zu.

Der Erwachende bedauerte, daß der Traum nicht länger gewährt hatte. Das Frühroth schimmerte schon durch's

Fenster. Er sprang vom Lager, kleidete sich rasch an, ging nach der Halle des Schlosses, wo ihn die Morgensuppe erwartete, und nachdem er schweigsam gefrühstückt hatte, sagte er dem vielbeschäftigten Wirthe ein kurzes Lebewohl. Als die Sonne über die Baumwipfel heraufkam, ritt er schon mit Bolle durch die Haide auf dem rechten Havelufer der nahen Stadt Brandenburg entgegen.

Drittes Capitel.

Es wird immer dunkler günstiger Herr; wenn wir nicht zureiten, kommt uns das Unwetter über den Hals."

„Wir können nicht mehr fern von Spandow sein. Vorwärts! Wir wollen traben; vielleicht erreichen wir's noch vor Nacht."

Die Haide, westlich von Spandow, war ein völliger Urwald. Hügelauf, hügelab ging der unebene, wurzelüberwucherte Pfad. Kein Lüftchen regte sich, eine brütende Hitze lagerte zwischen den Stämmen. Die Sonne mußte sich schon zum Untergange neigen; denn eine schwefelgelbe Gluth lohte hinter den Reitern durch die Dünste am Himmel; vor ihnen war tiefe Dämmerung, und Wipfel und Wolken rannen in eine einzige dunkle Masse zusammen.

„Ho, ho!" machte Bolle, dessen Pferd gestolpert war.

„Das kommt von Deiner plumpen Faust," tadelte ihn sein Herr. „Reiß' das arme Thier nicht so heftig im Maule! Du wirst Dein Lebenlang kein Reiter."

„Uff!" stöhnte der Knecht, „eine verteufelte Schwüle! Mir klebt mein Wams am Leibe. Hätten wir den Herrn Burggrafen nur noch in Brandenburg angetroffen! Dann säßen wir jetzt sicher und wohlbewahrt in der Herberge."

„Wir holen ihn noch heute ein und sehen uns morgen an, wie er in Berlin einzieht."

„Zwischen Heut und Morgen liegt aber die Nacht. Wo sollen wir uns bergen, wenn uns das Wetter überrascht? Oh, ihr heiligen vierzehn Nothhelfer, da geht es los!“

Die stutzenden Pferde fielen von selbst in Schritt, denn ein jäher Wind fuhr heulend durch die Baumwipfel, und eine aufwirbelnde Wolke von Staub und welken Blättern erschwerte das Athmen.

„Naß werden wir auf alle Fälle,“ sagte Gerke, indem er über den Hals seiner Braunen beruhigend strich. Die Thiere wissen es und deshalb wollen sie ihre Krafte nicht unnütz verausgaben.“

Ein grünlicher Schein flammte auf, und einen Augenblick stand der Wald wie im grellsten Sonnenlichte. Langhin rollte der Donner, und die ersten schweren Tropfen klatschten auf die Eisenhüte der Reiter.

Bolle hatte im Zucken des Blitzes eine breitgewipfelte Linde am Wege erkannt. Er drängte sein Pferd unter dieselbe und rief:

„Hier können wir Schutz finden!“

„Desto länger würde es währen, ehe wir unter ein festes Dach kämen.“

„Ach, günstiger Herr, ich bitte Euch, folgt meinem Rathe! Die Linde ist ein geheiligter Baum; ihr Bast ist ein Mittel wider alle Zauberei; in eine Linde fährt kein Blitz hernieder.“

„Das mag wohl sein. Wir aber reiten weiter, bis wir ein Haus oder eine Hütte erspähen; ich habe Hunger.“

Zagend gehorchte der Knecht und setzte seinen Gaul wieder in Bewegung. Wie konnte sein Herr jetzt Hunger verspüren? Ihm, dem Knechte, war alle Eßlust vergangen, und gern wollte er bis morgen fasten, wenn sich das schreckliche Gewitter nur bald austobte.

Auf der Nordseite des dichtbewaldeten Hahnberges blinkte den Reitern ein Licht entgegen. Im Aufleuchten der Blitze zeigten sich ihnen die Baulichkeiten eines kleinen, in die Haide eingebetteten Dorfes.

„Wir sind geborgen," frohlockte Gerke.

An den Fensterladen einer Hütte, von deren Strohdach der Regen wie ein brausender Wasserfall herniederschoß, klopfte die Faust des Ungeduldigen.

„Aufgemacht! Schnell! Zwei ehrliche Christenleute begehren Obdach in diesem Hundewetter."

Es dauerte eine Weile, bevor sich die Thür öffnete.

„Wir haben schon einen Wanderer aufgenommen," brummte die Bäuerin, die im Eingange erschien. Sie wollte die Thür wieder schließen, als sie aber zwei Männer erkannte, deren Jeder ein Pferd am Zaume hielt, änderte sie sofort den Ton und sagte demüthig: „Wenn Euch, stolze Herren, mein Haus nicht zu gering ist, so tretet nur ein."

„Spar' Deine Worte, Alte," rief Bolle, „bis wir im Trocknen sitzen. Wo ist Dein Kuhstall? Denn für einen Pferdeschwanz hast Du wohl im ganzen Gehöft keinen Raum."

In der That mußten die beiden Rosse im Kuhstall untergebracht werden, und Bolle blieb als Wache bei ihnen. Gerke war der Bäuerin in die Stube gefolgt.

„Wo ist Dein Mann?"

„Fort mit den fränkischen Rittern, die den neuen Landeshauptmann suchten, der gestern hier vorbeigezogen war. Sie haben den Bauer als Führer mitgenommen. Feine Herren, haben ihm das Führerlohn schon im Voraus bezahlt."

„Wo weilt der Burggraf?"

„In Spandow, stolzer Herr. Morgen will er nach dem Berlin aufbrechen."

„Ist's noch weit bis Spandow?"

„Keine halbe Stunde mehr."

„Du sprachst von einem anderen Gaste . . ."

„Der schläft schon. Barmherziger Gott! Der Aermste war gar matt und verhungert. Hab' ihm dort in der Kammer eine Streu geschichtet. Scheint ein gelehrter Herr zu sein, sprach sein Nachtgebet in einer fremden Sprache."

Gerke zog die durchnäßten Kleider aus, schlüpfte in einen Mantel des Bauers und bat die Bäuerin, ein Herdfeuer zu entzünden und ihm sein Zeug zu trocknen.

„Wollt Ihr denn zur Nacht noch weiter? Es ist nicht geheuer im Walde."

„Wenn Du mir ein Bund Stroh giebst, denke ich hier auszuschlafen."

„Das sollt Ihr haben, stolzer Herr."

Eine Stunde später lag Gerke, der sich an einer gepfefferten Biersuppe gestärkt hatte, auf seinem Lager in der Kammer. Das Gewitter hatte nachgelassen; er konnte die Athemzüge des Unbekannten vernehmen, der mit ihm die Kammer theilte.

An irgend eine Gefahr war nicht zu denken. Er hatte dem Fremden in's Gesicht geleuchtet und sich überzeugt, daß das schon bejahrte, abgehärmte Geschöpf, das da im Winkel auf verstocktem Stroh ruhte, eher Mitleid als Mißtrauen einflößte.

Er faltete die Hände und bat, wie er dies allabendlich zu thun pflegte, die allerheiligste Jungfrau um Segen für sich und die Seinigen. Unter den Seinigen begriff er die gute Mutter, die liebe Pflegeschwester Mechtild und ganz besonders die Vieltheure in der Spreestadt. Nach dem Gebete versuchte er einzuschlafen, doch die Gerüchte, die er auf seinem Zuge hierher aus dem Munde der Stadt- und Landbewohner vernommen hatte, klangen ihm noch im Ohre und scheuchten ihm den Schlummer. Der Landtag, den der Burggraf in Brandenburg ausgeschrieben hatte und den er erst nach seiner Rückkehr von Berlin abhalten wollte, würde nicht zu Stande kommen, so hatten die Leute gesagt. Der edle Herr zu Putlitz wenigstens würde ganz bestimmt nicht erscheinen; der hätte seinerseits die altmärkischen und priegnitzischen Stände zusammenberufen und würde dem Nürnberger einen dicken Strich durch die Rechnung machen. Wenn die Edelleute die markgräflichen Schlösser, die sie in Pfandbesitz hatten, nicht gutwillig herausgäben, müßte es unzweifelhaft zum Kriege kommen. Der Burggraf sollte sich aber nur in Acht nehmen; an den märkischen Rittern würde

er Gegner finden, deren trutziger Kraft er sich nicht vermuthet hätte. Gott gebe dem Burggrafen den Sieg — war aber der Wunsch jedes Bauern gewesen — damit das Pochen und Schinden einmal ein Ende nehme!

Der Schlafgemiedene grübelte, auf wessen Seite er sich dann selbst zu stellen hätte. Ihm war der neue Landeshauptmann eine vom Kaiser gesetzte, heilige Person; wenn aber Burggraf Friedrich den Adel bekämpfen und so die Städte in ihrem auf Alleinherrschaft gerichteten Streben etwa noch bestärken sollte, dann konnte ihm Gerke nimmermehr sein Schwert leihen. Ein terminirender Bettelmönch, dem Gerke begegnet war, hatte freilich sehr schadenfroh gelächelt und ihm zugeflüstert: „Jetzt wird es mit der Macht der Herren Rathmannen bald aus sein! Der Nürnberger läßt sich die Butter nicht vom Brote nehmen, und die Gewerke und die gemeinen Bürger werden nun auch ihr Wort bei der Verwaltung der Städte mitreden. Ja, wenn der Mönch Recht hätte, dann wollte sich Gerke mit Leib und Seele dem Burggrafen verschreiben; dann war ja der Drachentödter da, von dem er neulich geträumt hatte, dann würden die hochfahrenden berliner Gewandschneider sich endlich ducken lernen und auch Cordulas unversöhnlicher Vater würde ihm ein anderes Gesicht zeigen!

Er wälzte sich auf die Seite, daß die morschen Dielen unter dem Gewichte des Hünenkörpers knackten; dann lauschte er, ob er etwa den Fremden aufgeweckt hätte; der aber schnarchte und ließ nur ab und zu ein ängstliches Stöhnen vernehmen, das wohl von einem schlimmen Traume herrühren mochte.

Das Stöhnen wurde immer anhaltender, immer kläglicher. Gerke verwünschte den Störenfried, nach dessen Seufzern er doch unwillkürlich immer wieder hinüberhorchte. Wollte denn die lange Nacht gar kein Ende nehmen?

„O, Du Allbarmherziger, vergieb mir!“ tönte es jetzt laut und deutlich, „ich that es ja nur, um Deine Ehre zu vermehren!“

„Fehlt Euch etwas?“ fragte Gerke, „seid Ihr krank?“

Der Träumende hatte die Frage nicht gehört und fuhr fort zu stöhnen. Endlich schien er etwas ruhiger zu werden und über seine Lippen quollen, von einzelnen Seufzern unterbrochen, die halb gesprochenen, halb gesungenen Worte:

„In miseriis
In angustiis
Ora, bona, precamur.
Pro nobis ora
In mortis hora!
Ora, ora pro nobis!"

Das uralte Kirchenlied war Gerke wohlbekannt. Den Armen muß schwere Bürde des Gewissens drücken, dachte er bei sich, und um dem Gequälten mit Fürbitte beizustehen, murmelte er auch seinerseits:

„O sanctissima,
O piissima
Dulcis, virgo Maria,
Mater amata,
Intemerata,
Ora, ora pro nobis!"

Endlich schien der peinvolle Traum den Unbekannten frei zu geben, und nun versank auch Gerke in einen tiefen, wenn auch kurzen Schlaf, denn als draußen der Hahn der Bäuerin zum ersten Male krähte, erhob er sich schon wieder von seinem Strohlager und begann, den zur Hand gelegten Harnisch und den Gurt seines Schwertes umzuschnallen.

Das Geräusch der Waffen mochte den Andern aufgeweckt haben: halb noch traumumfangen starrte er den Riesen an:

„Der Erzengel Michael! Jetzt werde ich vor den Thron des ewigen Richters geholt! Oh, Erbarmen, Du Heiliger, Erbarmen!"

„Beruhigt Euch," sagte Gerke sanft, „bin weder ein Engel, noch ein Heiliger! Schüttelt die tollen Träume ab! Der Morgen graut und verscheucht die Nachtgespenster."

„So seid Ihr ein sterblicher Mensch? Solch einen Recken haben meine sündigen Augen noch nie gesehen. Doch

Ihr scheinet gut und fromm. Tretet näher und leiht mir Euer Ohr. Ich muß mein Herz entlasten."

„Wollet Ihr beichten? Ei, ich bin kein Priester und kann Euch nicht Absolution ertheilen."

„Schon der Zuspruch eines theilnehmenden Menschen, eines gläubigen Christen wird Balsam für die Wunden meines Gewissens sein. Einst habe ich die heiligen Weihen empfangen; ich war ein Priester am Gnadenkirchlein in Wilsnack."

„In Wilsnack? wiederholte Gerke überrascht. „Seid Ihr etwa der Priester Johann?"

„Der bin ich. Man hat mich fortgejagt von meinem Altar; 's ist schon lange her. Mehr wie zwanzig Jahre lang bin ich unstät und friedlos gewandert, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Vor den Pforten der Klöster habe ich vorgesprochen, man hat mir nirgends Speise und Trank verweigert, mich aber, wenn ich Hunger und Durst gestillt hatte, immer wieder fortgewiesen. Man wollte eben keine Gemeinschaft mit dem Unseligen, der das Volk betrogen hat."

Entsetzt faßte Gerke den Arm des sich selbst Verklagenden.

„So ist es wahr, was man mir von Euch gesagt hat? Ihr waret im Convent der Minoriten in Magdeburg und wolltet auch dort Eure trügerischen Künste verwerthen?"

„Es ist nur allzu wahr. Hat es Euch der Lector der Minderbrüder erzählt? Er war es — Christianus ist sein Name — der mich mit der Geißel durch den Kreuzgang jagte. Oh, das Maß meiner Sünden ist voll; sie liegen auf mir wie ein Gebirge. Hätte ich nur blos die Minderbrüder beleidigt! Auch in die Zellen der Brüder vom Prediger-Orden habe ich mein fluchwürdiges Anerbieten getragen. Ueberall wurde ich mit Unwillen empfangen, mit Schmach fortgewiesen. Ich war wie verblendet. Endlich fielen mir die Schuppen vor den Augen, und siech und zerknirscht schleppte ich mich zu dem hochwürdigen Bischof von Havelberg, um ihm reumüthig ein volles Bekenntniß meiner Sünden abzulegen.

Ach, auch er empörte sich über meinen Frevel und stieß mich, wie einen Hund aus dem Hause."

Schluchzend erstickte des Priesters Stimme. Mit beiden Händen bedeckte er sein gramzerfressenes Gesicht.

Draußen lohte die Morgengluth auf. Starr schaute Gerke in den rosig dämmernden Schein, der durch die kleine Fensteröffnung in die Kammer hineinzitterte. Endlich wandte er sich zu dem Krampfgeschüttelten zurück:

„Unseliger! Erinnert Ihr Euch einer Frau, die einst mit einem todten Knäblein nach Wilsnack gepilgert sein will und der das heilige Blut das Knäblein wieder zum Leben erweckt haben soll?

„Der fromme Glaube der Wallfahrer hat manch' ein Wunder bewirkt. Ich entsinne mich, als der Grundstein zur neuen Kirche gelegt wurde, war ein Weib in Wilsnack, das mir Aehnliches berichtete. Ihr Geist schien verwirrt. Ich habe ihr nicht widersprochen, auch der Sache nicht näher nachgeforscht, da eine Untersuchung meinen Plänen nicht förderlich gewesen wäre. Doch warum fraget Ihr? Kanntet Ihr die Frau oder den Knaben?"

„Ich selbst bin es, dem solche Wunderbegnadung widerfahren sein soll!"

Erschrocken hob der Priester den thränenumflorten Blick zu dem Riesen empor, und ein heftiges Zittern ging durch seine Glieder.

„Ihr — selbst? O, Du allbarmherziger Heiland! Wenn Ihr vom Tode auferstanden seid, so dankt Ihr es den Gebeten einer liebenden Mutter. Reicht mir Eure Hand! Verzeiht mir, wenn ich den Glauben eines frommen Weibes irre leitete!"

„Ja, irr habt Ihr die Arme gemacht! Denn was sie berichtet, das sind Einbildungen ihres gestörten Geistes. Ihr todtes Kind hatte sie längst in Jerichow begraben; mich aber hatte sie aus den Händen der Knechte eines Strauchreiters empfangen."

„Oh, mein Gott, mein Gott! Ich unterliege unter der Wucht der Anklagen! Was habe ich angerichtet? Oh, Ihr heiligen Fürbitter, erbarmet Euch meiner!"

Die Kiefern schnatterten dem Unglücklichen wie im Fieberfroste. Er hatte sich auf die Kniee aufgerichtet und rang fassungslos die knochendürren Hände.

Von Mitleid bewegt, tröstete Gerke:

„Schöpfet Muth, armer Mann! Ich vergebe Euch in meinem und der schwarzen Ursel Namen; wenn ich sie wiedersehe, will ich sie bewegen, daß sie für Euch bete."

„Ihr seid gut," stöhnte der Andere, „ich habe es gleich in Euren Augen gelesen. Rathet mir, was soll ich thun? Ich weiß nicht mehr, wie ich meine Sünden büßen soll!"

„Wenn Euch die Bischöfe den Rücken kehren, so rufet die Gnade der heiligen Vaters an. Freilich, es giebt jetzt drei Päpste, und welcher der rechte sei, ist schwer zu entscheiden. Aber getrost! Ehe Ihr nach Rom kommt, hat der Heiland vielleicht seinen wahren Stellvertreter auf den heiligen Stuhl erhöht und die frevelnden Mitbewerber ihrer falschen Ehren entkleidet. In Rom sprudelt der nie versagende Quell des Heils; dort wird auch Euch Lossprechung werden von Euren Sünden." *)

Ein Hoffnungsschimmer brach aus den rothgeweinten Augen des alten Mannes.

„Aus Euch spricht Gottes Stimme. Ja, wenn mich meine morschen Knochen noch so weit tragen, ich will's versuchen und mich auf den Weg machen. Ihr aber habt Dank, daß Ihr mir vergeben und Trost gespendet habt. Ich fühle mich jetzt leichter. Ziehet mit Gott und im Schutze der Heiligen! Auch des sündigen Priesters Hand kann noch Heil spenden; beugt Euch zu mir, daß ich Euch segne!"

---

*) Das Schuldbekenntniß des Priesters Johann an einen glaubwürdigen Mann und seine Wallfahrt nach Rom erwähnt Tocke in seiner Synodalrede 1451. Die Thatsachen waren durch ihn und den Official des Erzbischofs Günther, Canonicus Nicolaus Werder, geprüft worden.

Gerke neigte sein Haupt, und der Alte legte seine zitternde Rechte darauf.

Draußen tönte ungeduldig Bolles Stimme.

Der Gesegnete richtete sich auf, bot dem Priester die Hand zum Abschied und verließ waffenklirrend die Stube. Nachdem er der Bäuerin zwei Pfennige gespendet hatte, trabte er mit seinem Knechte in den dämmernden Tag hinein.

Viertes Capitel.

Hoch in den Lüften schwebten die tirilirenden Lerchen, und auch die Schwarzamsel hatte ihr Köpfchen unter dem bergenden Flügel hervorgezogen und den Morgen begrüßt. Jetzt erwachte der Buchfink, und aus den Fluglöchern in den alten zerklüfteten Baumstämmen kamen die Langschläfer, die Staare, hervor und prüften die sangeslustigen Kehlen. Es war heller Tag geworden.

Das Wunder des neugeborenen Lichtes erheiterte auch Gerkes durch die Erlebnisse der letzten Nacht umdüsterte Seele. Jetzt im lachenden Sonnenschein gewannen alle Dinge ein verändertes Ansehen. Fort mit der Erinnerung an den betrügerischen Priester! Mochte der Frevler mit seiner Reuequal allein fertig werden! Der junge Tag stellte andere Aufgaben; er mahnte an die Begegnung mit dem neuen Landesverweser. Aber lohnte es sich denn überhaupt der Mühe, diese Begegnung zu suchen? Würde der Burggraf es denn anders machen als alle seine Vorgänger? Sollte er, Gerke, dem Unbekannten zu Lieb seine alten Verbindungen lösen? Sollte er sich feindlich zu den Edelleuten stellen, mit denen er Salz und Brot getheilt und manchen thürstigen Strauß gemeinsam bestanden hatte? Nein; er wollte sich doch noch bedenken und vor Allem erst abwarten, auf welche Weise der Nürnberger die Zügel der Herrschaft an sich nehmen würde. Trotzdem konnte man sich ja einmal den neuen Herrn und

sein Gefolge ansehen; der Einzug in Berlin bot immerhin ein seltenes Schauspiel und Manches ließ sich dabei erfahren, das auf Gerkes spätere Entschließungen von Einfluß werden konnte.

Die Thore Spandows wurden den beiden unverdächtigen Reitern bereitwillig geöffnet; von allen Seiten zogen Reisige hinzu, die zur anderen Seite der Stadt wieder hinaus wollten, um sich dem Gefolge des Burggrafen Friedrich noch anzuschließen.

Gerke ritt nach der Nicolaikirche, schwang sich aus dem Sattel, gab seinem Knechte die Zügel und trat in das Gotteshaus, um vor dem silbernen Bilde der Jungfrau, das dort aufgestellt war, seine Andacht zu verrichten. Nachdem er gebetet und sich und Cordula der Gnade der Gottesmutter empfohlen hatte, kehrte er wieder zu seinem Knechte zurück und suchte mit demselben eine Herberge auf.

Der Herbergswirth berichtete, daß der Burggraf seinen Getreuen das Spandower Thor der Stadt Berlin als Stelldichein bezeichnet und ihnen aufgegeben hätte, dort vor der Mittagsstunde einzutreffen; vorhin erst wäre noch ein Trupp fränkischer Reiter vorübergetrabt, der sich unter das Banner des hohen Herrn zu stellen hätte. Gerke beschleunigte die Abfütterung seiner Pferde, trank einen Krug Bernower Bier zur Hälfte leer, gab den Rest seinem Knechte und setzte dann, jetzt schon erwartungsvoll angeregt, seine Fahrt fort.

Als die Glocken der Berliner Parochialkirchen den Mittag verkündeten, stieß der Wächter des Spandower Thorthurmes in sein Horn, und sofort tauchten auf der Mauer zu beiden Seiten des Thores zahllose Eisenhüte auf, die hell im Scheine der wolkenlosen Sonne funkelten. Bürgermeister und Rathmannen erstiegen eilig die gewundene Steintreppe des Thurmes und traten auf das zinnengekrönte Dach hinaus.

„Der da vorn mit dem goldenen Helme, der ist es!“ keuchte Hans Danewitz, dem vom ungewohnten Aufstieg der Athem kurz geworden war, „nun, er soll nur kommen. Bei

Christi Marter und Pein! Ganze Schaaren fremden Kriegsvolkes hat er mitgebracht, als gälte es, eine feindliche Stadt zu umlegen und mit stürmender Hand zu nehmen! Ha, ha, unsere Steinbüchsen werden ihm die Antwort nicht schuldig bleiben."

„Ruhig, lobwürdiger Freund!" mahnte Paul von Blankenfelde, „warten wir ab, was sein Begehr ist."

Ein ganz in Stahl gehüllter Reiter, dessen geschlossener Helm von einem Adler mit weit aus dem Schnabel vorgestreckter rother Zunge überragt wurde, zog seinen mit zwei übereinander schreitenden schwarzen Leoparden bemalten Schild höher am linken Arme hinauf und löste sich aus der Schaar, die unmittelbar hinter dem Burggrafen hielt. Im Schritt ließ er sein Roß bis nahe an das Thurmgemäuer vorgehen und rief mit strenger Stimme:

„Mein hochgeborener Herr, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, Euer Herr und Landesverweser, heischt im Namen des Kaisers die Oeffnung und Uebergabe dieses Thores."

Hans Danewitz beugte sich über die Zinne, und seine Glotzaugen schienen den kecken Sprecher durchbohren zu wollen:

„Wer seid Ihr, daß Ihr uns Kunde thut von unserem Herrn? Wir haben keinen anderen Herrn als den Kaiser."

„Unverschämter Krämer!" entfuhr es halblaut dem Reiter. Doch er bemeisterte seinen Grimm und antwortete in erzwungener Ruhe:

„Ich bin Johannes Graf von Hohenlohe."

„Dann schlaget das Visir auf, daß wir Euch von Angesicht erkennen."

Die Stahlplatten des Gewappneten gaben einen klirrenden Ton. Er hob die behandschuhte Rechte und stülpte mit heftigem Ruck das einer Hundeschnauze gleichende spitze Visir in die Höhe.

„So sehet mich an! Wer aber seid Ihr, daß Ihr unnütze Fragen stellet, wo es Euch stumm und ohne Zögern zu gehorchen ziemt?"

„Bin ein Aeltermann dieser Stadt. Hans Danewitz ist mein Name, und ritterbürtig ist mein Geschlecht."

Um den Mund des Grafen spielte ein verächtliches Lächeln.

„Freut mich, Herr Hans, Euch kennen zu lernen. Seid ja wohl ein Gewandschneider oder ein Knochenhauer? Nicht wahr? Kommt schnell herab und lasset das Thor öffnen, damit mein hoher Herr nicht ungeduldig werde."

Der Andere wollte wüthend losfahren und dem Grafen die Antwort nicht schuldig bleiben, als er sich von den Händen Heideckes und Blankenfeldes zu gleicher Zeit zurückgezogen fühlte.

„Ueberlasset mir die Verhandlung, günstiger Freund!" bat Paul von Blankenfelde dringend, „ich bin ruhiger denn Ihr."

Er neigte sich über die Brüstung und sagte würdevoll:

„Euer Herr, stolzer Herr Graf, ist noch nicht der unsere. Dieses Thor können wir ihm nimmer übergeben."

„Beim heiligen Sebaldus!" grollte Hohenlohe auf, „Ihr redet kühn. Der hochgeborene Herr Burggraf kommt zu Euch, daß Ihr ihm pflichtschuldig huldigt; durch die Huldigung wird er thatsächlich Euer Herr werden, wie er es jetzt schon ist nach des Kaisers Willen. Lasset Euch nicht verführen durch den Rottengeist einzelner Bethörter unter Euch! Denket daran, was Ihr durch Eure Abgesandten in Ungarn gelobt habt! Dort sehe ich ja ein bekanntes Gesicht: Herr Heidecke, wenn ich mich recht erinnere. Ihr waret mit in Ofen an König Sigismunds Hofe; wollt Ihr, weiser Herr Aeltermann, des Reiches Oberacht Trotz bieten?"

„Bei den elftausend Jungfrauen, er hat mich erkannt!" zischelte Heidecke verzagt. „Wenn wir in unserem unbesonnenen Widerstande verharren, wird er mich und mein Haus in schwere kaiserliche Ungnade bringen. Günstiger, fürsichtiger Freund!" — er stieß seinen Amtsgenossen Blankenfelde lebhaft mit dem Ellbogen — „seid vernünftig und stellet ihm annehmbare Bedingungen! Man soll nicht sagen können, daß wir einen Gesandten des Kaisers ungehört abgewiesen haben."

„Ja, saget ihm, daß wir zu Unterhandlungen bereit sind," unterstützte Herr Nabel die Bitte seines Freundes Heidecke.

„Alte Weiber!“ knirschte Hans Danewitz durch die Zähne, und ehe es Blankenfelde verhindern konnte, trat er an die Brüstung und rief:

„Herr Graf von Hohenlohe, sagt Eurem Herrn, daß dies Thor unser ist und unser bleibt: das Oeffnungsrecht gestehen wir Niemandem zu; und wenn der Kaiser käme ...“

„Meldet ihm aber,“ unterbrach Paul von Blankenfelde schnell den Aufgebrachten, „daß wir ihn freiwillig einlassen wollen, so er die fremden Reiter nach Hause schickt. Fränkisches Kriegsvolk dulden unsere Bürger nicht in ihren Mauern.“

„Ist das Euer letztes Wort?“ fragte der Graf zurück, und die verhaltene Entrüstung entfärbte seine Wangen. „Ueberleget es wohl!“

„Es ist unser letztes; wir haben's überlegt.“

Das Pferd des Grafen bäumte auf; so jäh hatte er es versammelt. Er warf es auf der Hinterhand herum und sprengte zu seinem harrenden Herrn und Freunde zurück.

„Freches, feiges Krämerpack!“ quoll es über seine zuckenden Lippen. „Es will Euch, gnädiger Herr, nur allein einlassen; Eure fränkischen Reiter sollt Ihr verabschieden. So Ihr gestattet, lasse ich Feuerpfeile in das Nest schießen ...“

„Gemach, Hans! Einem Gegner, der sich thöricht verrannt hat, muß man goldene Brücken bauen.“

Ruhig klang das Wort des Burggrafen. Er saß kerzengerade im Sattel; sein in Silber und Schwarz grundirter Schild spiegelte in den Strahlen der Mittagssonne.

„Wollt Ihr den Schelmen diese Bedingung bewilligen?“ fragten, wie aus einem Munde, seine fränkischen Edlen.

Er antwortete nicht sogleich. Mit der Rechten strich er über seinen unter dem Kinn getheilten, rothblonden Bart; dann richtete er die blauen Augen, die seinen Ahnen, den gefürsteten Grafen von Zollern, seit Jahrhunderten ein Stammesmerkmal waren, auf einen kleinen, kugelrunden Herrn, der im geistlichen Gewande auf einem fettgemästeten Klostergaul dicht neben ihm hielt.

„Was meint Ihr, mein würdiger Abt?“

Heinrich Stich, der Klosterabt zu Lehnin, der schon seit Wochen unermüdlich im Sattel saß, um den widerstrebenden havelländischen Adel zur Huldigung zu bewegen und den, zur ehrenden Anerkennung seiner treuen Mühen, der Burggraf zu seinem Rathe ernannt hatte, nickte mit der blechbedeckten Glatze.

„Bei der heiligen Jungfrau, Ihr seid ein weiser Herr, und eine Lust ist es, Euch zu dienen. In einen Brand schüttet der Verständige kein Oel des Zornes, sondern dämpft ihn mit dem Wasser der Nachgiebigkeit." Er neigte sich zu seinem hohen Gönner hinüber und flüsterte, nur diesem verständlich: „Fasset die Städte vorsichtig an, gnädiger Herr: um so leichter werdet Ihr den Trutz des Adels brechen."

Die Grafen von Schwarzburg und der Herzog Rudolf von Sachsen, die ihrem Nürnberger Freunde das Geleit gegeben hatten, riethen wohlmeinend:

„Ohne Schutz und Bedeckung dürfet Ihr Euch diesen ränkesüchtigen Krämern nicht anvertrauen. Wenn Ihr auch wirklich Euer fränkisches Kriegsvolk draußen laßt, so müßt Ihr doch unbedingt eine genügende Anzahl Eurer Getreuen mit durch's Thor führen."

Der Burggraf zuckte mit den Schultern, als hielte er solche Vorsicht für überflüssig. Er war ein kühner Recke, schon als sechszehnjähriger Jüngling hatte er sich bei der Belagerung von Windheim durch Furchtlosigkeit ausgezeichnet und vier Jahre später in der Türkenschlacht bei Nikopolis Proben einer glänzenden Tapferkeit abgelegt. Manch ein Raubnest in seinen fränkischen Landen hatte er mit starker Faust gebrochen; auch die berliner Gewandschneider konnten seinen hohen Muth nicht herabstimmen.

Da drängte sich ein Ritter durch den Schwarm der Fürsten, Grafen und Prälaten, und eine erregte Stimme bat flehentlich:

„Mein gnädigster Herr, thut es mir zu lieb und bedingt Euch hinreichende Bedeckung aus."

Friedrich, der sein Visir geöffnet hatte, nickte dem Besorgten huldvoll zu:

„Mein alter Wirich; ich weiß, Du meinst es gut."

„Ja, gnädigster Herr; nicht um meinetwillen, um Euretwillen bitte ich, indem ich zugleich des Gelübdes gedenke, das ich Eurer hohen Frau Gemahlin auf der Kadolzburg gethan habe: für Eure Sicherheit zu sorgen Tag und Nacht."

Die Erinnerung an Elisabeth, geborene Prinzessin von Baiern-Landshut, die nicht nur der minnebezwungene Gatte, sondern auch das fränkische Volk seine „schöne Else" nannte, bestimmte den Zögernden zur Nachgiebigkeit. Er winkte seinem Rath und Hofmeister Herrn Wirich von Treutlingen gnädige Entlassung und sagte zum Grafen von Hohenlohe:

„So reite noch einmal zu den fürsichtigen Rathmannen, Hans, und melde ihnen, daß mein Kriegsvolk hier draußen bleibt und Zelte aufschlagen wird. Ich verlange aber für mich und meine nähere Umgebung, vor Allem für meine edlen Gäste, freien ungehinderten Einzug; von dieser Bedingung lassen wir uns nichts abhandeln, beim heiligen Sebaldus!"

Der Graf sprengte unzufrieden davon.

„Wohl geredet, gnädigster Herr!" stimmte der Lehniner Abt bei, „Euer Heiliger wird es zum Besten wenden."

„Das erwarte ich, mein fürtrefflicher Abt," versetzte frohgemuth der Burggraf. „St. Sebaldus ist ein kräftiger Schutzpatron; hinter seinen Gebeinen bin ich in der Procession geschritten und habe gesehen, wie das gläubige Nürnberger Volk unter dem Sarge hindurchkroch, um sich vor Kopf- und Rückenschmerzen zu bewahren; er wird huldvoll wirken, daß auch mein Rückgrat gesund bleibt und sich nur beuge vor dem Heiligen, nicht aber vor dem Trutze dieser zügellosen Stadt."

Ein riesenhafter Reiter auf einer weißgestirnten braunen Stute hielt als Zuschauer abseits des Weges neben den fränkischen Söldnern und tauschte ab und zu ein geflüstertes Wort mit einem kleineren, untersetzten Gesellen, dem listige, schmalgeschlitzte Augen aus dem wettergebräunten borkigen Angesicht hervorlugten.

„Seid Ihr auf diesem Boden gewachsen?" fragte staunend der Graf Wilhelm von Castell, der dem Kriegsvolk einen

Befehl überbracht hatte und des müßig gaffenden Riesen gewahr wurde.

„Kann's nicht leugnen, edler Herr," versetzte der Gefragte ehrerbietig, aber nicht ohne Selbstbewußtsein.

„Wahrhaftig, einen Arm, wie den Euern, könnte mein gnädigster Herr wohl gebrauchen!"

„Das glaube ich Euch ohne Eidschwur," lachte der Andere, „bin aber ein freier Bürger, der nicht um Sold dient."

„Wie heißet Ihr?"

„Gerke Suteminne."

„Den Namen hörte ich schon; Ihr habt ihn gefürchtet gemacht bei Freund und Feind. Wo ziehet Ihr hin?"

„Nach dem Berlin, wenn anders die feigen Gewandschneider noch heute das Nest öffnen. Tod und Teufel! Warum setzt der Herr Burggraf nicht die Brechschraube an das Thor; mit solchem Gesindel würde ich an seiner Stelle kurz verfahren!"

Dem Grafen gefiel diese Rede.

„Ihr scheint ein beherzter Draufgänger; wollt Ihr mich begleiten, so möchte ich Euch dem Herrn Burggrafen vorstellen."

Gerke nickte gelassen, wie Einer, dem es nicht darauf ankommt, eine müßige Stunde auch mit solcher Vorstellung auszufüllen. Er befahl seinem Knechte, ihn hier zu erwarten, und folgte dem voranreitenden fränkischen Herrn.

Noch dauerte die Verhandlung Hohenlohes am Thore fort. Der Burggraf sah den getreuen Castell herankommen und fragte:

„Nun, Wilhelm, was für einen Gesellen habt Ihr denn da aufgelesen?"

„Einen Riesen, mein hoher Herr, der den zögernden Rathmannen gern mit der Brechschraube das Thor sprengte."

Der Burggraf schüttelte den Kopf.

„Unsere Rüstwagen sind nicht zur Stelle." Sich gegen Gerke wendend, fuhr er herablassend fort: „Ich danke Euch aber für Euren guten Willen. Euer Name?"

„Gerke Suteminne."

„Ein schöner Name. Tragt Ihr ihn auch im Herzen?"

„Ja, gnädiger Herr, ich verehre die süße Minne, die einem deutschen Recken ein deutsches Weib geneigt macht."

Ueberrascht betrachtete der Fürst den redegewandten Kämpen. Dann schien er einer Erinnerung nachzuhängen und, mit dem Goldhelme nickend, sagte er vor sich hin:

„Die Minne lehrt die Frauen lieblich grüßen,
Die Minne lehrt der Sprüche viel der süßen,
Die Minne lehret große Milde . . ."

Als er plötzlich abbrach, ergänzte Gerke den Spruch:

„Die Minne lehret große Tugend,
Sie lehrt die Männer in der Jugend
Gar ritterlich gebahren unterm Schilde."

„Ei!" rief der Burggraf, „sind Euch auch die Minnesinger bekannt?"

„Wenigstens dieser Spruch Reinmar von Zweters."

„Ihr seid ein eigenartiger Gesell. Man sagte mir, die Ritter dieses Landes wären taub gegen die Zauber deutscher Sangeskunst; sollten die Bürger der Mark feinere Ohren haben?"

„Ich fürchte, nicht Alle, gnädigster Fürst. Aber was mich anbetrifft, ich möchte nicht leben ohne die Erhebung und den Trost des deutschen Sanges."

„Gebt mir die Hand, Gerke Suteminne. Dieses Bekenntniß adelt Euch in meinen Augen. Nur der Tapfere, der auch für das Zarte empfänglich ist, ist ein ganzer Mann. Auf meinen Kriegszügen führte ich stets Petrarcas Dichtungen mit mir."

„'s ist ein fürstlich Vorrecht, die Singer zu ehren, denn die Singer verherrlichen die Ehre des Fürsten."

„Ich fühle mich jedem hochgearteten Singer für seine Gabe verpflichtet und suche das Sprüchwort zu Schanden zu machen, daß Dankbarkeit eine seltene Tugend sei."

„Wer Tugend hat, ist hochgeboren,
Ohn sie der Adel ist verloren,"

bestätigte Gerke.

„Auch in Freidanks ‚Bescheidenheit' seid Ihr bewandert?" versetzte Friedrich, „ich will Euch einen anderen Spruch Freidanks sagen:

Gewisser Freund, erprobtes Schwert,
Die sind in Nöthen Goldes werth.

Ich werde mich freuen, wenn Ihr Euer wuchtiges Schwert nur gegen meine Feinde brauchet. Wollet Ihr nach Berlin?"

„Ja, gnädigster Herr, wenn's den Schelmen da drinnen gefallen sollte, das Thor zu öffnen."

Der Graf von Hohenlohe kam zurückgesprengt und zügelte seinen feurig schnaubenden Hengst dicht vor dem Burggrafen.

„Der Rath bewilligt Euch, mein Fürst, und Euren Freunden und Begleitern den Einzug, sofern ein Jeder derselben sein Visir aufschlagen will. Er vertraut Eurem Worte, die fränkischen Heerscharen draußen zu lassen."

Friedrich winkte dem Unterhändler seinen Dank mit der Hand zu. Dann wandte er sich im Sattel und rief:

„Wohlan, meine hohen und edlen Herren, lasset uns reiten!"

Gerke hatte sich schon zurückgezogen, und nachdem es ihm gelungen war, in dem jetzt durcheinander wogenden Gedränge seinen Knecht aufzufinden, sagte er zu diesem:

„Wir schließen uns den Leuten des Burggrafen an."

Bolle machte ein ängstliches Gesicht.

„Günstiger Herr, ich glaube, Hans Danewitz hat mich gesehen, er hat Augen wie ein Falke. Möchtet Ihr nicht lieber allein in die Stadt ziehen? Weiß der Teufel, ich habe seit einigen Tagen ein so verdächtiges Gefühl im Nacken! Es wäre doch eine dumme Geschichte, wenn mir der Rath durch Meister Barsch ein hänfenes Halstuch umlegen ließe."

„Du bist ein Narr. Es wird mir nicht schwer fallen, uns beide unter den Schutz des Burggrafen zu stellen . . ."

„Trau' Einer solchem Schutze! Die dickköpfigen Rathmannen könnten einmal ihre eigenen Gedanken haben. Herr, es ist wirklich besser, ich reite nach Bötzow und warte dort

Eurer. Zudem fürchte ich mich vor mir selber; wenn Euch der aufgeblasene Gewandschneider gar zu grimmig ansehen sollte, könnte mich der Teufel zu einem dummen Streiche verführen: es juckt mich ordentlich in allen zehn Fingern, dem Herrn Aeltermann an's Lebendige zu gehen."

Dieser Grund schlug durch.

„So ziehe nach Bötzow zu Herrn Werner von Holtzendorff; bring' ihm meine Grüße und bitte ihn um Obdach, bis ich Dich hole."

„Gott schütze Euch, günstiger Herr, und gebe Euch ein fröhlich Wiedersehen — nun, Ihr wißt schon, mit wem?"

Gerke schüttelte den Kopf.

„Ihr Haus ist mir verboten; wer weiß, ob ich ein einzigmal ihr Angesicht erblicken werde."

Durch die dunkle Wölbung des Spandower Thores quoll es von schnaubenden Rossen, klirrenden Schwertern und flimmernden Rüstungen.

Bürgermeister und Rathmannen standen am Eingange in die Spandower Straße und lüfteten ihre Hüte, als Burggraf Friedrich vor ihnen den Schritt seines Pferdes hemmte.

„Seid willkommen, gnädigster Fürst, in den Mauern dieser Stadt," hob Heidecke, der Aeltermann, etwas befangen an, und lasset Euch ein Faß des besten Bernower Bieres als Gastgeschenk gefallen!"

Die blauen Augen des Reiters gingen prüfend in die Runde, aber unbewegt blieb sein männlich-schönes Antlitz und keine Miene verrieth, welche Empfindungen ihn in dieser schicksalsreichen Stunde beseelten. Er machte ein gewährendes Zeichen mit der Hand und sagte kühl:

„Ich danke Euch. Im hohen Hause sehen wir uns wieder."

Darauf preßte er die stahlgeschienten Schenkel fester gegen die Seiten seines Pferdes und ritt in die Spandower Straße hinein.

Ihm folgten die Grafen von Schwarzburg und der Herzog von Sachsen mit den Bischöfen von Brandenburg

und von Lebus. Die Frauen und Mägdlein an den Fenstern und die Bürger und Handwerker in der Straße schauten den neuen Landesverweser neugierig an, aber es war keine freudige Erwartung, kein hoffnungsfroher Beifall, der aus ihren Blicken sprach. Sie hatten an dem alten Jobst, der noch in seinem sechsundachtzigsten Lebensjahre es meisterlich verstanden hatte, ihnen das Fell kahl zu scheren, übergenug gehabt und wagten noch nicht, auf bessere Zeiten zu hoffen. Nur als die Bischöfe vorüberzogen, da neigten sich in gewohnheitsmäßiger Ehrfurcht alle Häupter, und Herr Hennig von Bredow, der Bischof von Brandenburg, streckte seinerseits in Erwiderung der vielen Grüße mehrfach die Hand zum Segen aus.

„Daß nur die Fettkugel dort nicht vom Gaule rollt!“ spottete ein schiefgewachsener Gaffer, indem er auf einen geistlichen Herrn deutete, der an der Seite des burggräflichen Hofmeisters von Treutlingen sichtbar wurde.

„Verbrennt Euch das lose Maul nicht, Meister Palme!“ mahnte der Wollenweber Falkenrede, „das ist Herr Heinrich, der Abt von Lehnin; der hat mehr Haare auf den Zähnen, als Ihr auf Eurem viereckigen Schädel.“

„Na, wenn sich aber alle Gefolgsmannen des Burggrafen bei uns so fett mästen wollen, wie der Herr Klosterabt,“ bemerkte ein Bäckermeister, „dann gnade uns Gott! Dann hätte der neue Landeshauptmann auch in Nürnberg bleiben können.“

„Ei, David Zeidelberg,“ stichelte der schweißtriefende Hechtwirth, „was habt Ihr gegen die dicken Bäuche einzuwenden? Blickt einmal über Euer eigenes Wams hinab und versuchet, ob Ihr Eure Fußspitzen noch sehen könnt!“

„Heil dem gnädigen Herrn Landesverweser!“ rief eine Stimme von der Ecke der Bischofsstraße her, wo der Burggraf gerade vorüberritt.

„Wer schreit sich denn da die Kehle heiser?“ fragte boshaft ein Nachbar des Baders.

Meister Palme reckte den Hals hoch.

„'s ist Pieter Dames, der Knochenhauer. Der freut sich, daß wieder ein Landeshauptmann da ist, nun hofft er, beim nächsten Zuge wider die Pommern zu Hause bleiben zu dürfen."

Ein beifälliges Gelächter lohnte diese Anspielung auf Pieters letzte Kriegsthaten.

„Wer sind denn diese da?" fragte David Zeidelberg den Hechtwirth, indem er auf mehrere Ritter deutete, die den Schluß des kleinen Zuges bildeten. „Ihr müßt es wissen, Fritz Schrumm; Ihr versteht Euch auf die Schildmalereien."

„Nur auf die märkischen. Das sind fränkische Edelleute, die kenne ich nicht."

„Ich kann's Euch sagen," versetzte ein Stadtknecht, der das Volk in Schranken hielt, „bin aus Nürnberg gebürtig. Die beiden Großen, das sind die Grafen von Hohenlohe und von Castell; hinter ihnen reiten die beiden Seckendorfs, Arnold und Ehrenfried; dann kommen die Ritter von Lichtenstein, Leutersheim, Sparneck und Utenhofen. Aber alle Teufel! Wie ist mir denn? Reitet dort nicht der Sutemminne? Wahrhaftig, er ist es! Wie in aller Welt kommt denn der zum Burggrafen?"

Auch die Handwerker erkannten den Riesen und riefen ihm ein freudiges „Gut Heil, Gerke Suteminne!" zu. Meister Palme rieb sich die wohlgepflegten, weißen Hände und zischelte schadenfroh: „Wenn den unser brummiger Hans Danewitz gesehen hat, alle Teufel! dann ist ihm sicher der heutige Abendtrunk vergällt."

Die Pferde der letzten Reiter stutzten, denn der Zug war vorn ins Stocken gerathen. Das gaffende Volk drängte nach dem Orte hin, wo der Burggraf anhielt. Es war das Haus des reichen Herrn Perwenitz. Aus einem offenen Fenster dieses Hauses neigten sich zwei anmuthige Mädchengestalten; sie hatten eben ein begeistertes: „Heil dem Herrn Burggrafen Friedrich!" gerufen und die größere hatte ihm einen Strauß duftiger Rosen zugeworfen.

Gewandt hatte Friedrich die Blumen aufgefangen.

Er drängte sein Pferd an's Fenster und fragte:

„Wer seid Ihr, schöne Mägdlein, die Ihr mir so freundlichen Gruß spendet?"

Befangen stammelte die Tochter des Hauses:

„Bin Emerentia Perwenitz."

„Des Aeltermanns Töchterlein? Habet Dank, Emerentia, für Euern Heilruf! Und Ihr holde Jungfrau, wie heißet Ihr?" wandte sich der Fürst an Emerentias Freundin.

„Cordula Danewitz," versetzte die Gefragte, indem sich eine leichte Röthe in ihrem feingeschnittenen Antlitz malte. Sie war noch immer eine auffallend liebliche Erscheinung, wenngleich sie schon ihrem siebenundzwanzigsten Geburtstage entgegen ging und seit Jahren ein Zug von stiller Trauer und Ergebung um ihren kleinen Mund gelagert war.

„Euer Blumengruß, Jungfrau Cordula, soll mir eine gute Vorbedeutung sein. Wer ist Euer Vater?"

„Der Aeltermann Danewitz."

„Nicht so herzlichen Willkomm, wie seine Tochter, hat er mir geboten; doch Euretwegen soll's ihm vergessen sein. Auf Wiedersehen, Ihr holdseligen Jungfern!"

Leicht drückte er den Strauß an seine bartbeschatteten Lippen; dann grüßte er mit der Hand und trieb sein Roß in die Mitte des Weges zurück. In vornehmer Haltung, die Rosen in der Zügelfaust, ritt er weiter. Laute Beifallsrufe begleiteten ihn jetzt: die Art und Weise, wie er den beiden schönsten Mädchen der Stadt begegnet war, hatte dem Selbstbewußtsein der Berliner geschmeichelt und das Eis der Zurückhaltung geschmolzen.

Emerentia und Cordula standen noch am Fenster, als die Letzten des Zuges vorüberritten.

Auch der Riese erkannte die Geliebte. Sein Antlitz verklärte sich. Er lüftete den Eisenhut, preßte ihn gegen den Brustharnisch und nickte der Ueberraschten so sehnsuchtsinnig und dabei so zagend-ehrfurchtsvoll zu, als grüßte er das Bildniß der Gottesmutter.

„Das ist ja Gerke!“ sagte Emerentia, und verwundert schaute sie von dem gewaffneten Reiter nach ihrer Freundin. „Was hast Du denn, Cordula? Um aller Heiligenwillen, so sprich doch!“

Krampfhaft hielten Cordulas Finger das Handgelenk der Fragenden umspannt; sie lehnte sich, so weit sie nur konnte, über die Fensterbrüstung hinaus und schaute wortlos dem Geliebten nach, bis seine hohe Gestalt um die Ecke der Oderberger Straße verschwunden war. Dann trat sie vom Fenster zurück, zog die Freundin mit sich fort bis in die Mitte des Gemaches, drückte sie stürmisch an's Herz und bedeckte ihr Mund und Wangen mit glühenden Küssen.

„Cordelchen, Du erstickst mich ja! Ich theile Deine Freude . . . Du liebst ihn, gewiß, Du liebst ihn!“

„Pscht! Keine Silbe! ich bitte Dich, Niemand, außer Dir, darf wissen . . .“

„Ich kann schweigen, Cordelchen, das weißt Du. Oh, Du glückseliges Kind! Wie minniglich hat er zu Dir aufgeblickt! Er sah aus, wie der heilige Georg, so stattlich und so reckenkühn! Solch ein Paar müssen die Heiligen ganz besonders schützen! Ich will beten für Dich und Deine Liebe!“

Jetzt schlang Emerentia ihrerseits die weichen Arme um Cordulas Nacken und gab der Vertrauten in leidenschaftlicher Hast Kuß um Kuß zurück.

Fünftes Capitel.

In der links vom Eingange der „Gottesgunst" gelegenen Stube saßen die beiden Brüder Danewitz. Der Abend dämmerte. Die Fenster nach dem Neuen Markte waren geöffnet, um die milde Sommerluft hereinzulassen. Auf der dunkel gebeizten Tischplatte stand ein weitgebauchter Krug mit schäumendem Bier. Hans hatte einen zinnernen Becher vor sich, während Heyne ein aus grünem Glase gefertigtes Trinkgefäß betrachtete, auf dessen Rundung ein weißer Schwan und darunter ein gebogener rother Arm gemalt war, dessen Hand einen Schweinskopf am Kinnbacken faßte.

„Ein gar sinniges Geschenk!" sagte der Schöffe, indem er das Glas langsam um seine Achse drehte, „doch muß man gar achtsam mit demselben umgehen. Wie trefflich Herr Anshelm unser Wappen hat nachbilden lassen! An der Donau und am Rhein soll man schon in den vornehmeren Herbergen in solchen Gläsern den Trunk bieten."

„Glück und Glas,
Wie bald bricht das!"

brummte der Bruder. „Ich wollte zehn Dutzend solcher Gläser zahlen, wenn ich die Narretei von heute früh ungeschehen machen könnte."

Tadelnd versetzte der Schöffe:

„Nenne Deinen Eid keine Narretei. Wir haben Herrn Friedrich und seinen Erben eine rechte Huldigung zu seinem Gelde nach Ausweisung seiner Verschreibungen geschworen und

wir haben gelobt, ihnen getreu, gewärtig und gehorsam zu sein, als Gott uns helfe und die Heiligen; an diesem Gelöbniß dürfen wir nicht mäkeln, so uns unserer Seelen Seligkeit lieb ist."

„Das ist es ja gerade, was mir die Galle erregt.

Den Esel kennt man an den Ohren,
Am Gesichte den Mohren,
An den Worten den Thoren,
Den Topf am Klang,
Den Vogel am Gesang.

Oh, er hat hübsch gesungen, der Nürnberger Vogel! Ein rechter Lockvogel ist es, und die Gimpel haben alle auf sein Pfeifen gehört und sich fangen lassen."

„Hat er uns denn die Privilegien nicht bestätigt?"

„O, gewiß! weil er mußte. Darauf gebe ich keinen Pfifferling. Seine Gesinnungen hat er genugsam verrathen, da er verlangte, wir sollten mit der Huldigung den Anfang machen, dann erst wollte er seinerseits uns unsere Rechte confirmiren. Wer weiß, was sich ereignet hätte, wenn wir so unklug gewesen wären? Aber unserm Probste, der die Forderung des Burggrafen unterstützte und uns gar zu gern überlistet hätte, will ich's gedenken, so lange ich lebe! Nun, warten wir erst ab, wie lange die Herrlichkeit dauern wird! Der Gans von Putlitz steht fest, und die havelländischen Ritter beugen sich eher dem Gottseibeiuns, als diesem Nürnberger Ränkespinner."

„Du wirst doch nicht auf die Pocher und Aufstoßer hoffen, die uns Schaden genug gethan haben?"

„In der Noth frißt der Teufel Fliegen, und kein Halm ist zu dreckig, man greift darnach, wenn man ersaufen will. Helfen uns die adeligen Strauchreiter von diesem Nürnberger Tande, so will ich gern vergessen, was sie uns noch verschulden. Wir brauchen keinen Herrn, und wenn er noch zehnmal bessere Absichten hätte, als dieser schlaue Burggraf zu haben vorgiebt! Stroh im Schuh, Spindel im Sack und ein Herr im Haus gucken allweg heraus!" Er schlug mit

der Faust auf den Tisch, so daß Heyne seinen Glaspokal durch ängstliches Zufassen zu hüten suchte.

„Du bist schlecht gelaunt, Bruder. Wir wollen erst zusehen, wie er seine Sache führen wird. Es paßt uns doch beiden nicht, daß uns der Dietrich Quitzow in Cöpenick auf der Nase sitzt; wenn der Burggraf die verpfändeten Schlösser wirklich wieder in seine Gewalt bringt, dann werden wir einen schlimmen Nachbar los . . ."

„Und kriegen einen schlimmeren. Das ist ein jämmerliches Geschäft! Wenn die Thoren mir nur gefolgt wären! Dann ritte jetzt Herr Friedrich beschämt nach Hause und wir lachten hinter ihm drein. Aber es giebt keine Männer mehr in Berlin! Feige Memmen sind diese Bürgermeister und Rathsherren! Haben sie doch selbst jenen gottverfluchten langen Schlingel mit eingelassen, der längst dem Büttel verfallen ist."

„Du meinst den Gerke? Wie sollten sie einem unbescholtenen Tangermünder Bürger den Eintritt in unsere Stadt verwehren?"

„Un — be — scholten? Tod und Teufel! Ist dieser Buschklepper unbescholten, der einst mordschnaubend bei Lichtenberg über uns herfuhr? der sich wie ein Dieb, des Nachts in meinen Garten schlich, um meine Tochter zu bethören? dessen Mutter, die wendische Hexe, am Kaak ausgepeitscht worden ist? Nennst Du das unbescholten?"

„Du bringst die alten Anklagen vor, die ich Dir schon tausendmal widerlegt habe. Gerke Suteminne ist so unbescholten wie Du und ich; ja sein Gewissen ist reiner, als das unsere, denn er hat nicht im Dunkel des grauen Klosters wider unsern vom Kaiser gesetzten Landeshauptmann Verschwörung und Meuterei zu zetteln versucht, was wir gethan haben. Danken wir's Gott und der Vorsicht Blankenfeldes, daß es anders gekommen ist! Wäre es nach Deinem Sinne gegangen, des Reiches Acht schwebte jetzt über unsern Häuptern und die Zukunft Deiner Frau und Deines Kindes wäre preisgegeben!"

„Pah! Der Kaiser ist weit; wer fürchtet ihn noch in unserer Stadt? Frei von jedem Joche könnten wir sein, wie die Städte der Hanse, aber wir sind die Narren, die sich selbst die Kette schmieden und dem Unterdrücker sperrangelweit die Thore öffnen! Was war das? Hörtest Du nichts?" Er hielt den Athem an und lauschte nach dem offenen Fenster hin.

„Ich höre nur die Schritte Deines Stadtknechtes," sagte der Schöffe nach einer Weile des Schweigens.

„Es kam mir vor, als ob ein Fenster klirrte."

„Der Abendwind kann wohl eines bewegt haben. Trink aus, daß ich Dir frisch einschenke."

Der mißtrauische Aeltermann dankte; er hatte plötzlich allen Durst verloren. Geräuschlos erhob er sich, schlich an's Fenster und lugte hinaus. Tiefe Dämmerung war hinabgesunken. Trotz der Anwesenheit der fürstlichen Gäste brannten in den Leuchtpfannen an den Eckhäusern keine Feuer; der sparsame Rath hatte sich auf den heutigen Vollmond verlassen, der die Schatten der ohnehin weniger dunklen Sommernacht besiegen sollte. Schwarz verhangen war aber der Himmel, und vom Monde war nichts zu sehen. Nur der Schein des Lämpchens schimmerte von dem steinernen Kreuze herüber, das zur Sühne für den ermordeten Bernower Propst am Neuen Markte errichtet war.

Hans Danewitz strengte seine Augen an, und er glaubte etwas zu erkennen, das ihm alles Blut nach dem Haupte drängte. Er prallte vom Fenster zurück, riß Heynes Schwert von der Wand, flog zur Thür, und ehe er noch auf die Frage des Bruders: „Wo willst Du denn hin?" geantwortet hatte, war er hinausgestürmt.

Gerke Suteminne hatte mit dem Marschalk des Grafen von Castell in einer dem Hohen Hause benachbarten Herberge Unterkommen gefunden. Beim Hochamte, das schon am frühen Morgen der hochwürdige Johann von Waldow, der Nachfolger des vor zwei Jahren gestorbenen Propstes Ortwin, in der Marienkirche gefeiert hatte, war auch Gerke zugegen

gewesen; er hatte aber in dem von Fürsten, Prälaten, Rittern und Geschlechtern überfüllten Gotteshause keinen Platz gefunden und sich begnügen müssen, der heiligen Handlung durch das offene Kirchenportal zuzuschauen. Vergeblich hatte er dabei nach Cordula gespäht; er konnte nicht wissen, daß ihr von ihrem Vater, der den mit dem Burggrafen einziehenden Riesen gar wohl bemerkt hatte, auf's Strengste untersagt worden war, während der Anwesenheit des Fürsten auch nur einen Fuß vor die Thüre der „Gottesgunst" zu setzen. Als dann die Glocken das Volk zusammenriefen, hatte sich Gerke vor das markgräfliche Hohe Haus begeben, in dessen inneren Gemächern der Burggraf die zur Huldigung Entbotenen empfangen wollte, da er es für nöthig befand, ihnen seine kaiserlichen Ernennungs- und Bestätigungsbriefe erst vorzulegen. Die Prälaten mit ihren goldgestickten Infuln und perlenbesetzten Dalmatiken, die Grafen und Ritter in wappenverzierten Festgewändern, die Bürgermeister und Rathmannen in kurzen Sammetlendnern und langen pelzverbrämten Mänteln, die Gildemeister der Viergewerke und die Verordneten der Bürgerschaft, die alle das klirrende Schwert über das Feierkleid geschnallt trugen, zogen bei dem staunenden Blicke Gerkes vorüber. Als Hans Danewitz nahte, lüftete der Riese unwillkürlich seinen Eisenhut; der Aeltermann aber that, als hätte er den Gruß nicht bemerkt; er wandte seine Glotzaugen nach der andern Seite und stapfte, eine leise Verwünschung murmelnd, über die Schwelle.

Nachdem der Burggraf das Schwurgelöbniß der Vertreter der Stadt entgegengenommen hatte, trat sein Hofmeister, Herr Wirich von Treutlingen, an ein nach der Klosterstraße hinausgehendes Fenster und winkte dem untenstehenden Volke mit der Hand. Dies war das Zeichen, daß die Huldigung erfolgt war und daß sich Jeder draußen derselben anzuschließen hätte. Die Menge schwenkte ihre Kappen und der dreimalige, wie das ruckweise Tosen eines Sturmwindes, aufbrausende Ruf „Brandenburg!" erschütterte die Luft.

Zur Mittagstafel im Hohen Hause waren Bürgermeister und Rathmannen hinzugezogen worden. Gerke hatte in seiner Herberge gespeist und dort erfahren, daß der Burggraf morgen in aller Frühe nach Brandenburg zurückkehren würde, wohin der Landtag ausgeschrieben worden war. Somit war auch für Gerke die Zeit des Aufbruches gekommen; nur allzu gewiß erschien es ihm, daß der rücksichtslose Vater Cordulas Alles aufbieten würde, ihm zu Leibe zu gehen, sobald er sich nicht mehr unter dem Schutze des neuen Landeshauptmanns befände. Aber ehe er nach Bötzow reiten wollte, um sich wieder mit seinem Knechte zu vereinen und mit diesem die Heimfahrt anzutreten — denn aus einem Fehdezuge würde nun wohl in diesem Jahre nichts mehr werden — mußte er noch einen letzten Versuch machen, die Geliebte wiederzusehen. Er wartete die Abendstunde ab und schlich im Dämmer, in seinen Mantel eingehüllt, aber durch seine auffällige Körperlänge noch immer kenntlich genug, nach dem Neuen Markte.

Da ragte der Giebel der „Gottesgunst". Wie lange hatte er das stattliche Gebäude, in dem er unvergessene Jahre verlebt hatte und das für ihn das Theuerste auf Erden barg, nicht mehr gesehen! Ob Cordula wohl anwesend war? Aus der Stube zur Rechten des Einganges schimmerte Licht; das Zimmer zur Linken war dunkel, aber die Fenster standen offen, wahrscheinlich das Zeichen, daß Heyne, der Schöffe, darinnen weilte, der, wie sich Gerke erinnerte, die Fenster zu schließen pflegte, ehe er ausging. Wo aber mochte der Aeltermann sein? Saß er vielleicht mit seinen Amtsgenossen noch in der Trinkstube? oder war er schon zu Hause? Dann galt es vorsichtig zu sein, denn einen schlimmen Empfang würde der Zornmüthige dem unerwünschten Gaste bereiten.

Sich im Schatten der Nachbarhäuser haltend, strebte Gerke von der Seite her auf sein Ziel los.

„Ihr seid es?" tönte plötzlich die gedämpfte Stimme des Stadtknechtes, der aus dem Dunkel der Thürwölbung, wo er der Befehle des gestrengen Herrn Aeltermannes harren

mußte, hervortrat, „oh, ich kenne Euch, günstiger Herr, wir Berliner sind stolz darauf, daß Ihr einst bei uns . . .“

„Pst!“ machte Gerke, „verhaltet Euch still, guter Freund! Möchte nicht gern bemerkt werden.“

„Hm, hm! ich verstehe,“ flüsterte pfiffig der Andere; „der Alte wünscht nicht, daß sein schönes Jüngferlein beschlichen wird . . .“

„Was schwatzt Ihr da? Ist Euer Herr denn zu Hause?“

„Ja. Er ist beim Schöffen in der Stube. Man kann sie beide sprechen hören.“

„Beim Schöffen? Dann könntet Ihr mir einen Gefallen thun und Euch unter dessen Fenster aufhalten.“

„Aha, ich merke was. Nun, günstiger Herr, Euch thut unsereiner schon was zu Lieb; will Euch den Rücken kehren und mich um nichts kümmern, was hinter mir vorgeht.“

Gerke drückte dem Knechte ein Geldstück in die Hand:

„Da! trinket auf mein Wohl. Aber Ihr gelobt mir Verschwiegenheit?“

„Bin stumm wie das Grab, bei allen Heiligen!“

Er schmunzelte vergnügt, wandte sich ab und begab sich jenseits der Hausthür unter die Fenster der Schöffenstube.

Gerke reckte sich auf die Fußspitzen, und seine Größe gestattete ihm, noch eben über die Fensterbrüstung des Danewitz'schen Familienzimmers hinwegzublicken.

Aber die dicken grünlichen Rundscheiben waren nicht durchsichtig genug, um etwas im Zimmer zu erkennen.

Die Zeit drängte. Es galt ein Wagniß. Er hob den Arm zum Fenster empor; die Erinnerung an ein längst vergangenes Pfingstfest kam ihm, und seine Finger trommelten ganz leise jenen ländlichen Tanz, dessen Dreivierteltact er einst, zur Freude Cordulas, auf der großen Osanna des Marienthurms gebeiert hatte.

Frau Barbara betete gerade mit ihrer Tochter den Abendsegen. Sie hielt entsetzt inne, bekreuzte sich und fragte stockenden Athems:

„Alle guten Geister! Was ist das?"

Ein freudiger Schreck, eine jauchzende Ahnung fuhr durch Cordulas Seele. Mit glutüberhauchten Wangen sprang sie auf.

„Er ist es, Mutter! Ich muß ihn sehen!"

Sie riß das Fenster auf, beugte sich vor und mit dem nur halb unterdrückten Jubelruf: „Gerke!" streckte sie beide Hände nach dem geliebten Recken aus.

„Du mein vieltheures Lieb!" stammelte Gerke, der mit brennenden Küssen die schlanken zarten Fingerlein bedeckte, „ich mußte Dir noch Lebewohl sagen, und wäre es mir an's Leben gegangen! Morgen früh reite ich heim, aber Dein Bild und Deine Minne nehme ich mit mir für alle Zeit. Neige Dich tiefer zu mir, daß Du mir mit Deinem rothen Munde süßen Abschied bereitest."

„Du lieber Mann!" hauchte Cordula zärtlich und sie bot ihm die schwellenden Lippen, und der Liebedürstende sog aus dem duftig-feuchten Kelche derselben einen langen, langen, berauschenden Wonnetrunk.

„Dein für immer, Du Heißgeliebte! Wenn mir das Hoffen und Harren auch oft gar sauer wird."

„Ach, Gerke, auch mir will die bittre Trennung oft gar zu lange währen . . . aber nun ist Alles gut . . . nun darf ich Dein theures Haupt wieder zwischen meinen Händen halten. Oh, wie habe ich mich gesehnt nach diesem Augenblicke . . ."

„Was treibt Ihr hier? Wer seid Ihr, daß Ihr es waget? Ah, Du bist es, frecher Schelm? Holla, Stadtknecht, ergreife diesen Frevler, der zur Nachtzeit in fremde Häuser bricht!"

Die Wuth des Aeltermannes, der mit diesen Worten zwischen die Liebenden fuhr, kannte keine Grenzen. Mit der Waffe seines Bruders drang er, eine Fluth von Schimpfwörtern hervorsprudelnd, auf Gerke ein. Dieser mußte ebenfalls sein Schwert aus der Scheide reißen, um sich der grimmen Streiche des unerwarteten Gegners zu erwehren.

Der zum Beistande aufgeforderte Stadtknecht rührte kein Glied und begnügte sich, ängstlich zu stammeln:

„Stecket das Schwert ein, weiser Herr, um aller Heiligen willen. Wenn der Andere Ernst macht . . . er haut Euch zusammen wie einen Kohlstrunk! Wo er nur auf einmal herkommt? . . . Ich habe ihn vorhin nicht bemerkt, weiser Herr, ganz gewiß nicht! . . . Er muß sich durch einen Zauber unsichtbar machen können. Barmherziger Gott! Nun auch noch das Fräulein!"

Der letzte Ausruf bezog sich auf Cordula, die sich, von wahnsinniger Angst getrieben, auf die Fensterbrüstung geschwungen hatte und nun, ihr eigenes Leben mißachtend, mitten zwischen die Fechtenden hinabsprang.

„Ihr sollt ihn nicht morden, Herr Vater! Erst tödtet mich! Euch ist ja doch nichts mehr an mir gelegen!"

Sie stieß es bitter hervor und stand mit ausgebreiteten Armen, die unbeschützte Brust dem Schwerte darbietend, vor dem verblüfften Aeltermann.

„Warum zögert Ihr?" fuhr sie furchtlos fort, „stoßet doch zu; schon einmal färbtet Ihr Euer Schwert mit seinem Blute; ehe es zum zweiten Male geschieht, müßt Ihr erst das meine vergießen! Er ist großmüthiger als Ihr, Herr Vater! Ihr waret in seiner Gewalt bei der Landwehr in Lichtenberg und es war zur Zeit einer rechtmäßigen Fehde; er konnte Euch gefangen mit sich nehmen und auf Nimmerwiedersehen in das Verließ eines Schlosses werfen lassen, aber er schonte Eurer und gab Euch Tag; dafür trachtet ihr ihm jetzt nach dem Leben und brechet den Frieden, den diese Stadt den Mannen des Herrn Burggrafen schuldet . . ."

„Und den ein Aeltermann zu allererst halten sollte," ergänzte eine tiefe Stimme, und eine Gestalt in weißer Kutte tauchte plötzlich im Dämmer auf. „Geh in Deine Stube, meine Tochter, und flehe zur allerseligsten Jungfrau, daß sie Deinem blindwüthigen Herrn Vater Besonnenheit verleihe. Geh, geh! dem langen Gesellen da soll nichts Uebles widerfahren"

Das ruhig-ernste Wort des Mönches war von unwiderstehlicher Wirkung. Cordulas Besorgniß schwand. Noch einmal nickte sie dem Geliebten zu; ihre ganze Seele drängte sich in diesen stummen Gruß der Augen, die wie zwei Sterne im Dunkel der Nacht aufglänzten; dann preßte sie die Hand auf's Herz und kehrte gehorsam in's Haus zurück.

„Auch Ihr beruhiget Euch, lobwürdige Frau!" rief der Mönch zu Frau Barbara hinauf, die schreckgelähmt und keines Wortes mächtig am Fensterkreuz lehnte. „Euer Gatte kommt gleich zu Euch. Weiser Herr, nur noch einen Augenblick!"

Er zog die Hand des Aeltermannes unter seinen Arm und führte ihn ein paar Schritte abseits.

„Merket Euch, daß Gerke Suteminne, mein einstiger Schüler, unter meinem Schutze steht."

„Daran kehre ich mich nicht so viel!" brauste der Hitzkopf auf. „Es ist genug, wenn wir Euren Heiligen Anbetung zollen und mit reichgefüllten Händen opfern; wollt Ihr Euch auch in unsere eigensten Angelegenheiten mischen? In meinem Hause bin ich Herr . . ."

„Nebst Gott, der über Euch steht und Euren Hochmuth beugen kann wie einen Halm im Sturme. Mir gegenüber begehret nur nicht auf! Euer Vater hat mir einst Dinge gebeichtet, die Euch die Haare sträuben würden. Meine Zunge ist gebunden. Aber es giebt ein Weib, die mehr weiß, als Euch lieb sein dürfte."

„Ich kenne keines."

„O ja, Ihr kennt sie nur allzuwohl. Habt Ihr der schwarzen Ursel vergessen?"

„Pah! Wie könnte die verrückte Hexe mir schaden?"

„Hans Danewitz! Der Trotz schwächt Euer Gedächtniß. Jahrelang hat sie mit jener Unglücklichen zusammen gehaust, der Euer Eifer den Holzstoß hat bereiten helfen. Was Beate von Eurem Vater wußte, das weiß heut sicher die Ursel. Hütet Euch, Euren einstigen Hausgenossen, meinen Freund Gerke, zur Verzweiflung zu treiben! Wenn er gewisse Dinge

durch die schwarze Ursel erführe, er könnte Eurem Ansehen in dieser Stadt . . ."

„Was gehen mich die Sünden meines Vaters an?"

„Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Ihr mühet Euch vergebens, Euch zu verstellen; ich lese in Eurer Seele. Ihr seid stolz und hochfahrend, Hans Danewitz, und leget übergroßen Werth auf den Ruf Eures Geschlechtes. Noch bis heute habt Ihr den Scheltbrief jener Vagantin nicht verwunden. Wie würde es Euch gefallen, wenn der glaubwürdigere Mund eines geachteten Tangermünder Bürgers jene Beschuldigungen wiederholte und neue, schwerere hinzufügte? Seht Ihr, Ihr zucket zusammen! Es würde Euch sauer werden, wider den Stachel zu löcken."

„Weiß er denn etwas?" tönte um Vieles sanfter die unsichere Frage des Aeltermannes.

Der Mönch zuckte mit den Schultern.

„Unmöglich wäre es nicht; vielleicht schont er Eurer nur. Jedenfalls besteht die Gefahr, daß, wenn er wirklich noch nichts wissen sollte, er jeden Augenblick durch das rachsüchtige Weib unterrichtet werden kann. Ihr solltet klug sein und Euch den Gerke zum Freunde machen."

„Nimmermehr! Mich bindet ein Eid . . ."

„In Unbedacht geschworen; sündhafte Eide kann die Kirche lösen."

„Hm! Ihr habt gut reden, ehrwürdiger Bruder! Ihr wisset nicht, was Ihr fordert. Aber ich will dem Schelme wenigstens ein gutes Wort geben." Er ließ den Arm des Mönches los und wandte sich gegen Gerke, der befremdet die beiden flüsternden Männer beobachtet hatte. „Gerke Suteminne," hob er leise an, so daß der in der Nähe befindliche Stadtknecht nichts davon verstehen konnte, „ich will Eure Zudringlichkeit vergessen, so Ihr mir gelobet, ohne meine Erlaubniß nie wieder meinem Hause zu nahen."

„Das will ich versprechen, weiser Herr, so Ihr selbst gelobet, Eurer Tochter zu vergeben, wenn sie durch den Will-

komm, den sie mir gewährte, gegen ein Verbot von Eurer Seite verstoßen haben sollte."

„Ihr redet kühn. Wenn ich's nun nicht thäte?"

„Dann müßte ich eine höhere Gewalt anrufen."

„Ha, ha! Wollt Ihr mir drohen?"

„Ich drohe nie. Aber wenn ich je erfahre, daß Ihr Eure Tochter unwürdig behandelt und Euch gegen sie vom Zorne hinreißen laßt, beim allgegenwärtigen Gotte, dann beschreite ich den Königsweg und leiste den Freischöffenschwur, um Anklage wider Euch zu erheben vor dem Freigericht."

Gezwungen lachte der Aeltermann:

„Ha, ha! Welch ein Thor Ihr seid! Noch nie ward auf der Malstätte das Recht eines Vaters, über die Hand seiner Tochter zu verfügen, in Zweifel gezogen . . ."

„Wohl aber könnte die heimliche beschlossene Acht prüfen," fuhr Gerke unbeirrt fort, „ob ein Vater das Recht hat, das Herz seiner Tochter, die er schon einmal einem meineidigen Schufte verschachern wollte, fortgesetzt zu mißhandeln und grausam zu zerbrechen. Gelobt Ihr mir, Eure Tochter zu schonen?"

Die Erinnerung an den gerichteten Täschner erregte dem Aeltermann ein unwillkürliches Grausen. Kalt lief es ihm über den Rücken. Er wollte dem unerquicklichen Wortwechsel ein Ende machen und, über seine eigene Nachgiebigkeit ergrimmt, brummte er widerwillig: „Nun wohl, dem thörichten Mädchen sei verziehen, aber nun enthebet mich auch so schnell als möglich Eures leidigen Anblicks."

Bruder Honorius, der aufmerksam zugehört hatte, nickte befriedigt und sagte:

„Gott stärke Euch, weiser Herr, Eurem Eide getreu zu sein." Dann faßte er Gerke bei der Hand und, dem Aeltermann den Rücken kehrend, schritt er mit seinem jüngeren Freunde von dannen.

Still lag der Neue Markt. Immer dichter sich ballendes Regengewölk verdunkelte den Himmel. Am steinernen Sühnkreuze blieb der Mönch mit seinem Begleiter stehen. Im

Schein der ewigen Lampe schimmerte sein bis auf die Brust reichender, fast weiß gebleichter Vollbart.

„Ich möchte Euch, Gerke, eine Waffe wider den Hochmuth des Aeltermannes in die Hand geben," begann er mit gedämpfter Stimme, „aber das Beichtgeheimniß ist unverletzlich, und so muß ich mich begnügen, Euch etwas mitzutheilen, das ich von den Minderbrüdern erfahren habe. Schwöret mir aber, nie die Quelle zu verrathen, aus der es Euch zufloß."

„Das schwöre ich, ehrwürdiger Bruder, obgleich es dessen nicht bedurft hätte, seid Ihr doch mein Freund und Lehrer, den ich nimmer bloßstellen würde."

„Ja, Gerke, Du warst mein liebster Schüler," sagte der Mönch, indem er unwillkürlich in das altvertraute „Du" zurückfiel. „Mit Freuden habe ich Dich einst unterrichtet, als wärest Du mein leiblicher Sohn gewesen. Hast Du denn den Bruder Honorius noch lieb?"

„Von ganzem Herzen," versetzte Gerke mit Wärme und er beugte sich, um des Mönches Hand an seine Lippen zu führen.

„Du bist treu und gut, mein Sohn. Wie ein Maienlächeln fällt Deine Liebe in mein altes, vereinsamtes Herz." Seine Stimme zitterte, und fast schüchtern bat er: „Gieb mir einen Freundeskuß."

Innig umarmte ihn der Riese. Der Mond war hinter den Wolken verborgen, und das Lämpchen am Kreuze flimmerte trüb, so sah nur Gott allein, wie in den Augen des alten Mannes eine Thräne schwamm, und wie in sein gefurchtes Antlitz, dem das Erröthen noch geläufig war, eine leichte Blutwelle emporstieg.

„Habe Dank, mein lieber Sohn!" er wischte mit dem Handrücken über die Wimpern und fuhr mit festerer Stimme fort: „Gern sähe ich Dich mit Cordula vereint, sie ist ein frommes, treues, gottgefälliges Geschöpf und Deiner durchaus würdig, aber dem Gewandschneider sitzt der Hochmuthsteufel im Nacken, und den wirst Du austreiben müssen. Vielleicht kannst Du den aufgeblasenen Thoren ein wenig ängsten."

Er sah sich vorsichtig um, dann sagte er noch leiser: „Im grauen Kloster hat sich Hans Danewitz mit anderen Tollköpfen kurz vor dem Einzuge unseres Herrn Landesverwesers zum Widerstande gegen denselben verschworen. Wenn's der Burggraf erführe, es würde dem eitlen Narren schlecht bekommen. Sei schlau und benütze, was Du weißt, auch ein Danewitz läßt sich einschüchtern."

Gerke schüttelte mit dem Kopfe:

„Das rathet Ihr mir nicht im Ernste! Ich bin kein Freund der Hinterlist und alle Schliche und Ränke sind mir zuwider. Was in meiner Hand nicht biegen will, muß brechen. Mit dem Schwerte will ich wohl dreinschlagen, aber durch Anspielungen und Drohungen mag ich nicht an mein Ziel gelangen."

„Auch nicht, wenn es gilt, Cordula zu gewinnen?"

„Cordula!" wiederholte Gerke mit einem sehnsüchtigen Seufzer. „Ach, ehrwürdiger Bruder, beschweret mein Herz nicht noch mehr! Kämpfen will ich für die Geliebte mit Drachen und Ungeheuern, aber zum Verräther an ihrem Vater kann ich nicht werden . . . es geht mir wider den Strich."

„Du sollst ihn nicht verrathen, er hat Dir ja nichts anvertraut."

„Auch heimlich ihn angeben mag ich nicht."

„Das brauchst Du auch nicht. Versuche nur, ihn durch die Androhung der Anklage nachgiebiger zu stimmen."

„Drohen?" sagte Gerke sinnend, „drohen? Nein, das ist ein häßlich Ding! Wer droht, der handelt nicht großmüthig und beutet den Vortheil seiner Lage auf unedle Weise aus. Seid mir nicht böse, ehrwürdiger Bruder . . . ich weiß, Ihr meint es gut . . . aber Ihr müßt mich schon nehmen, wie ich unter Eurer Zucht gerathen bin."

„Du bist ein großes Kind, Gerke," tadelte ihn der Mönch, aber dieser Tadel klang wie ein Lob, „doch den Kindern gehört das Himmelreich. Ziehe hin mit meinem Segen und folge dem Zuge Deines einfältigen Herzens. Ich

werde für Dich und Cordula beten. Wenn Du 'mal eines Freundes bedarfst, so komm' nach Cöln in's Kloster der schwarzen Brüder; zu Deinem Dienste wirst Du mich stets bereit finden." Er machte das Zeichen des Kreuzes und wandte sich der Spandowerstraße zu.

Gerke schaute ihm so lange nach, als es die Dunkelheit gestattete, dann begab er sich quer über den Neuen Markt zurück, warf noch einen letzten stummen Liebesgruß nach der „Gottesgunst", in der das Licht schon erloschen war, und bog in die Klosterstraße ein, um seine Herberge in der Nähe des hohen Hauses zu gewinnen.

Sechstes Capitel.

An einem unfreundlichen Februartage des Jahres 1414 zogen zwei gewappnete, in lange, flockenbestäubte Mäntel gehüllte Reiter durch die Waldung, die sich fast pfadlos von Kremmen bis zur Havel bei Bötzow erstreckte. Zwischen den dicht emporgeschossenen Stämmen war es ziemlich still; nur ab und zu wurde ein Windstoß laut, der hoch oben durch die schneebeschwerten Wipfel fuhr, dann schwebte ein Schauer kleiner zackiger weißer Sterne hernieder und legte sich wie Rauhreif auf die Eisenhüte der Reiter und auf die Mähnen der sich schnaubend schüttelnden Rosse. Ob die Bewohner der Mark in jenen längst vergangenen Zeiten überhaupt befähigt waren, die Natur auch unter einem anderen Gesichtspunkte als dem der bloßen Nützlichkeit zu betrachten, darüber haben uns selbst die erzählungsfrohesten Zeitbuchschreiber nichts berichtet; aber gerade aus diesem Stillschweigen läßt sich wohl mit Sicherheit schließen, daß der Sohn der Mark im fünfzehnten Jahrhundert mit anderen Augen in die Welt blickte, als sein heutiger durch die Lehre vom Schönen und durch Vernunftforschung umgebildeter Urenkel. Die beiden Reiter wenigstens schienen blind und taub gegen alle Reize, in die sich der märkische Wald auch zur Winterzeit zu kleiden pflegt; die Unbill der Witterung hingegen und die Trostlosigkeit des einsamen Pfades empfanden sie gerade so lebhaft, wie sie ihre Vor- und Nachfahren zu allen Zeiten be-

ziehungsweise empfunden haben und empfinden werden. Als ein Windstoß auf's Neue die Wipfel schüttelte, wischte sich der kleinere Reiter, der eine Schecke mit den fröstelnden Schenkeln antrieb, verdrießlich die schmalgeschlitzten Augen, in die ihm ein paar zudringliche Flocken geflogen waren und brummte:

„'s ist ein unfrohes Reiten in solcher Jahreszeit."

Der Größere warf einen halb mitleidigen, halb belustigten Blick nach dem Knechte:

„Ich weiß, Bolle, Du hättest lieber von dem Fastnachtsfladen meiner Frau Mutter gekostet . . ."

„Nicht zu vergessen die Rosinenstollen, die Jungfrau Mechthild für Euch backen wollte, wenn Ihr daheim bliebet. Wird manch ein Thränlein in Tangermünde fließen, daß Ihr nicht einmal im Winter Ruhe halten wolltet. Alle guten Geister! Da heult es wieder im Holze! Das sind die Seelen der Erschlagenen, die in den Sümpfen am Kremmer Damm keine Ruhe finden und nun durch den Wald irren!"

„Wölfe sind es, Du Strohkopf! Die Leiber der erschlagenen Pommern liegen fest eingefroren; erst zum jüngsten Gerichte werden sie wieder auferstehen."

Meint Ihr, günstiger Herr? Wahrhaftig! Da trottet solch ein Satansvieh und schielt mit den schrägen giftigen Lichtern nach uns, als ob wir gebratene Lerchen wären! Warte, du Schuft, mit deinen hohen, diebischen Spindelbeinen! Wie viel Flöhe magst du wohl im Haarbusche deines ungekämmten Schwanzes bergen? Pfui! daß solche räudige Brut einem ehrlichen Christenmenschen über den Weg laufen darf!" Er spuckte aus, und als sich ein zweiter Wolf dem ersten gesellte, sagte er mit etwas herabgestimmtem Tone: „Herr, die Racker werden doch nicht?"

„Nur ein Rudel könnte uns gefährlich werden. Die beiden sind satt! Am Kremmer Damme scharren sie Fraß genug aus."

„Ja, Ihr habt ihnen den Tisch decken helfen. Donnerwetter! wenn ich an jenen Octobertag gedenke! Wie Simson

über die Philister, so seid Ihr über die pommerschen Dickköpfe hergefahren. Der Herr Burggraf hat Augen gemacht, wie Ihr mit dem Grafen Hohenlohe und den Rittern von Leutersheim und von Utenhofen den Damm hieltet; das war wahrhaftig, als ob ihr Roggen mähtet . . ."

„Erinnere mich nicht an jenen Tag. Ich habe die Thräne im Auge des Herrn Friedrich gesehen, als die Pferde seiner drei Freunde ledig aus dem Getümmel zurückkehrten. Untröstlich war er über den Tod der Getreuen und er zog sich in die Karthause bei Frankfurt zurück, um seinen Schmerz vor der Welt zu verbergen. In der Kirche des grauen Klosters zu Berlin hat er die Gebeine des Grafen und des Ritters von Utenhofen beisetzen lassen; den Leutersheim hat Keiner finden können, er liegt wohl noch im Schlamme des Luches."

„Ihr saget das so traurig, günstiger Herr, als träfe Euch eine Schuld. Daß Ihr Wunder der Tapferkeit gethan habt, das weiß jeder fränkische Söldner, und der Burggraf selber hat es anerkannt. Warum mußte er auch mit den Pommern anbinden, so lange sie ihm noch dreifach überlegen waren? Jetzt spielt er dasselbe kecke Spiel gegen die Quitzows und ihre Genossen! Beim heiligen Stephan! er ist zu wagehalsig; konnte er denn nicht Ruhe halten? Man sagt doch, die havelländischen Ritter hätten sich mit ihm verglichen."

„Die Quitzows vergleichen sich mit Niemandem, das verstehst Du nicht. Nur zum Scheine hatten sie sich unterworfen, und Herr Friedrich war viel zu klug, sich täuschen zu lassen."

„Und deshalb ist er durch Sturm und Schnee vor die Schlösser der Ritter gezogen! Wenn das nur gut geht! Hat's Euch denn gar nicht gelüstet, als wir gestern bei Friesack vorüberritten und ferne das Heer sahen, welches das Schloß umlegt hat, Eurem alten Freunde, dem Herrn Dietrich beizustehen?"

Durch die Glieder des Riesen flog es wie ein Krampf, er preßte die Schenkel so fest gegen seine braune Stute, daß sie laut stöhnte.

„Sollte ich meinen Speer gegen den Burggrafen einlegen, für den ich am Kremmer Damme mein Leben in die Schanze schlug?“ Heftig klang die Gegenfrage.

„So hätten wir uns ja den Belagerern anschließen können, der Burggraf selbst soll mit dem Fürsten Werle von Wenden und den beiden Grafen von Lindow vor Friesack gerückt sein. Es wäre immer noch besser gewesen, als hier durch das verteufelte Holz zu reiten und die hungertollen Wölfe anzulocken.“

„Du bist ein Esel, Bolle! mit dem Ritter Dietrich habe ich manchen gemeinsamen Strauß bestanden; er soll den Gerke Suteminne nimmer der Untreue bezichtigen. Wir lassen das Schwert in der Scheide und ziehen nach Bötzow. Will einmal hören, was mein ritterlicher Freund, Herr Werner von Holtzendorff, zu diesen Zeitläuften meint. Wenn's dem Nürnberger gelänge . . . Tod und Teufel! . . . die Mark würde ein anderes Aussehen bekommen, und manch Einer, der heute noch hoch im Sattel sitzt, würde den Staub küssen.“

Unvermerkt waren sie einer Lichtung näher gekommen, in der ein Dutzend im Schnee vergrabener Hütten schlanke Rauchsäulen in die Luft wirbelten.

„Gott und den Heiligen sei Dank!“ rief Bolle erfreut, „das ist Germendorf. Wie wäre es, Herr, wenn wir uns eine Biersuppe kochen ließen? Auch Euch steckt der Frost in den Knochen, und an Eurem Barte hängen die Eiszapfen.“

„Deine Suppe sollst Du haben, Du Schleckermaul. Aber nicht hier. Wir wollen in Ursels Hütte rasten, wenn die Alte daheim ist.“

Bolle bekreuzigte sich.

„Wollt Ihr wirklich bei der Hexe vorsprechen, günstiger Herr? Dann wäre es gescheidter, wir ritten gleich bis Bötzow durch; der edle Herr von Holtzendorff hat wenigstens doch noch was Leckeres in der Rauchkammer hängen!“

„Erst besuchen wir die Ursel. Vorsicht! Halte die Schecke!“

Die Ermahnung war nicht unnöthig, denn die Reiter hatten hinter dem Dorfe den schneeverwehten Waldbach erreicht, dessen ziemlich steile Ufer glatt gefroren waren.

„Dort ist die Furt," rief Gerke, indem er mit der Hand nach einer Stelle deutete, wo der Schnee zertreten und etwas schmutzig gefärbt war. „Doch besser, wir steigen ab." Er schwang sich aus dem Sattel und führte sein Pferd den Abhang hinunter; die Last des Thieres ruhte fast gänzlich auf seinem eisenfesten Arme, aber er merkte es kaum. Bolle, der ein Gleiches versuchen wollte, glitt aus und rutschte in die Tiefe. Gerke schalt die Ungeschicklichkeit des Knechtes; schnell geleitete er beide Pferde auf's andere Ufer empor, band sie dort an einen Baum und eilte zu dem Gestürzten zurück.

„Hast Du Schaden genommen?"

„Ich hoffe nein, Herr," stöhnte der Knecht, der noch immer auf dem Eise lag.

„Dann stehe auf."

Bolle versuchte es, aber es wollte nur schwer gelingen.

„Das linke Bein ist mir wie taub."

„So will ich Dich hinauftragen. Die schwarze Ursel mag nachsehen, ob Du was gebrochen hast."

Er faßte den Knecht, hob ihn wie ein Spielzeug auf seinen Arm und erstieg mit der für ihn leichten Bürde das Ufer.

„Wirst Du reiten können? Sonst trage ich Dich bis zu Ursels Hütte . . ."

„Nein, nein, günstiger Herr, setzt mich nur auf's Pferd, es wird schon gehen."

Bald war die Feldhütte erreiht, die an Stelle der alten, durch die Pommern zerstörten, wieder aufgebaut war.

Gerke klopfte an den Laden des festverschlossenen Fensters. Drinnen kläffte ein Hund und durch die Spalte der bald darauf nur einen Finger breit geöffneten Thür klang die vorsichtige Frage:

„Wer ist da?"

„Ein alter Bekannter. Macht auf, Ursula Kölre! Der Gerke will seine Pferde in Euren Kuhstall stellen und sich mit seinem Knechte an Eurem Herdfeuer erwärmen."

Die Thür kreischte in ihren Angeln. Ein zottiger Hund schoß bellend zwischen die Pferde. Auf der Schwelle erschien ein vornüber geneigtes, in einen Fuchspelz gehülltes Weib, das sich mit der Rechten auf einen Haselstock stützte. In ihrem gebräunten, von Blatternnarben zerrissenen Gesicht glommen zwei unheimliche dunkle Augen zwischen entzündeten Lidern; um die eingefallenen Schläfen spielten schneeweiße Haare, die unter einem früher rothen, jetzt fast schwarz geräucherten Kopftuch hervorquollen. Sie hob den mißtrauischen Blick und hart und tonlos stieß sie hervor:

„So sieht also der Gerke aus? Hm, hm! er mag es wohl sein. Dort ist der Stall." Sie deutete mit dem Stocke nach dem nahen, zwischen zwei starken Baumstämmen aufgeschlagenen, moosverkleideten Bretterbau. „Bergt Eure Rosse, dann möget Ihr eintreten."

„Die Pferde werde ich selbst besorgen," erwiderte Gerke. „Erst nehmet Diesen hier in Empfang und sehet zu, was ihm fehlt." Er hob seinen Knecht vom Sattel und trug ihn in die Hütte, wo er ihn auf Ursels Strohlager niederlegte. Dann schritt er wieder hinaus, um die Pferde unter Dach zu bringen.

Kopfschüttelnd schaffte er im Stalle Platz und breitete den abgesattelten Thieren wärmende Decken über. Das Wiedersehen mit der Einsiedlerin hatte ihn erschüttert. Das war nicht mehr die hübsche, schwarze Ursel, nach der einst der falkenzüchtende Casper, der Knecht des alten Herrn von Holtzendorff, so wohlgefällige Blicke geworfen hatte! Vorzeitig gealtert, in ihrem Aeußeren vernachlässigt, sah sie wie ein Gespenst aus, und wer ihr unvermuthet im Walde begegnete, mochte sich wohl vor ihr bekreuzen. Er seufzte beklommen auf und seine Gedanken waren nicht recht bei der Sache, als er das Bündel Heu, das er in einem Winkel des Stalles gefunden hatte, den Thieren in die Krippe warf. Dann kehrte er langsam nach Ursels Hütte zurück.

Ein scharfer Geruch von Engelwurz, Knoblauch und Bockspetersilie schlug ihm entgegen. Von der Balkendecke hingen allerlei Büschel getrockneter Kräuter. Auf dem Herde brannten prasselnd dürre Zweige und schuppige Kienäpfel, sie spendeten das einzige Licht in dem sonst unerhellten Raume. Im Scheine der Gluth, vorn auf der Herdkante, hockte eine schwarze Katze, die mit gesträubtem Haar und feindlich erhobenem Schwanze den Eintretenden anfauchte.

„Beim heiligen Jürgen!“ rief das Weib, „der Narr hat trotz meines Verbotes aus dem Kruge gesoffen! Nun sieh zu, wie Dir's bekommen wird.“

„Was soll's denn schaden?“ fragte Bolle, der auf dem Stroh lag und sein linkes Bein entblößt hatte. „Bier ist Bier; nur daß das Deinige verteufelt bitter schmeckte.“

„Gift ist drinnen, Du Gierschlang! Für Dich und Deinesgleichen war der Trank nicht gebraut.“

Gerke erschrak und faßte die Frau am Arme.

„Gift, sagt Ihr? Wie könnt Ihr meinem Knechte denn solches Teufelsgetränk hinstellen?“

„Hab's ihm nicht hingestellt. Der Krug stand schon dort, ehe Ihr mich mit Eurem Besuche beehrtet. Hab' den Esel gewarnt; wie ich aber in die Kammer ging, um eine Salbe für sein verstauchtes Bein zu holen, hat er dennoch gekostet.“

„Dann schaffet Rath, Mutter Ursel, daß ihm der Trank nicht schade!“

„Ja, Mutter Ursel,“ bat Bolle kläglich, „schaffet Rath! Ihr werdet mich doch nicht elendiglich zu Grunde gehen lassen! Gebt mir was ein, das die giftige Wirkung aufhebt. Schnell, nur schnell! ich bitt' Euch, junge Frau!“

Das Weib lachte boshaft.

„Bin ich jetzt die ‚Mutter‘ Ursel? Ei, dann seid Ihr wohl gar mein Sohn, günstiger Herr Gerke? Und Du, versoffener Schelm, nennst mich eine junge Frau? ha, ha, ha! Nun weil's mir gerade Spaß macht, will ich Dir helfen. Ein andermal läßt Du die Krüge der schwarzen Ursel un-

berührt stehen. Komm her, mein Sohn Gerke, greife mit zu! Wir müssen den Narren verkehrt aufhängen." *)

„Ja, ja!" stimmte Bolle in höchster Angst bei, „ich habe vom Bader in Tangermünde gehört, daß dies das einzige Mittel ist; das Gift kann dann wieder aus dem Munde fließen. Nur zu! ich will ja still halten. Donnerwetter, mein Bein! mein krankes Bein! Hängt mich nur am gesunden auf!"

Gerke, von der Vortrefflichkeit des Mittels überzeugt, hatte in der That um die Fußgelenke des Wimmernden eine Schlinge gelegt und ihn mit Hilfe derselben an einem Haken, der aus der Wand ragte, verkehrt aufgehangen.

„Wenn's Dir auch sauer ankommt," tröstete er den Knecht, „es wird Dich retten. Was macht Ihr da, Mutter Ursel?"

„Stelle nur eine Schüssel unter, damit ich das Gift auffange."

„Wie war's mit dem Beine?"

„Nur verstaucht; die Knochen sind heil."

„Meint Ihr, daß er davonkommt?"

„Wenn er fleißig betet, ja."

„Der Teufel mag in solcher Lage beten!" stöhnte Bolle. „Länger halte ich's nicht mehr aus; das Blut schießt mir in den Kopf . . . ach, Du heiliger Steffen, erbarme Dich meiner! ich ersticke."

„Gieb nur den Speichel von Dir," mahnte ungerührt das Weib, „dann wirst Du Luft bekommen."

Bolle bemühte sich redlich, diese Vorschrift zu befolgen, aber sein Zustand wurde trotzdem nicht behaglicher. „Um aller Heiligen willen!" flehte er jämmerlich, „bindet mich los! Ich will lieber sterben, als noch länger hängen. Günstiger Herr, habt Erbarmen, und legt mich wieder auf's Stroh.

---

*) Ein damals schon seit Jahrhunderten gebräuchliches Mittel, das selbst an König Sigismund, dem während der Belagerung von Znaym Gift beigebracht worden war, durch einen Wiener Hofarzt angewandt wurde.

Denket, ich wäre die Jungfrau aus der ‚Gottesgunst', Ihr würdet es nicht über's Herz bringen, ihr solche Bitte zu verweigern. Bindet mich los! schnell, schnell!" Ein krampfartiges Gurgeln erstickte seine Stimme.

Unschlüssig blickte Gerke nach der Heilkünstlerin.

„Lasset ihn nur!" sagte diese, „sehet, das Gift fließet schon aus."

„Ich will es lieber bei mir behalten!" schrie Bolle außer sich, und mit der Kraft der Verzweiflung ruckte er mit den Beinen an der Schlinge und kratzte mit den Nägeln seiner Finger in die Bretterwand, „nur bindet mich los! ich sterbe! ich sterbe!"

Gerke schob das Weib, das ihm wehren wollte, zur Seite und eilte zu dem Bedrängten. Mit kräftigem Griff hob er ihn vom Haken und legte ihn wieder wagerecht auf's Stroh.

Eine Weile lag Bolle wie ein Todter; bald aber kam Bewegung in seine starren Glieder.

„Verfluchte Hexe! Du giftige, wendische Otter!" stieß er, nach Athem ringend, hervor, „häng' Du Dich selber mit Deiner Katze und Deinem Köter an die Wand! Wenn .. mir die Heiligen . . . das Leben schenken . . . wahrhaftig! ich hänge Dich . . . mit dem Gesicht in einen Ameisenhaufen . . . Wie sagte doch noch der Bader? Man müßte den Finger in den Hals . . .? richtig! will's gleich versuchen!" Er sperrte sein breites Maul auf und bohrte sich den Zeigefinger tief in den Schlund. Sofort trat die beabsichtigte Wirkung ein und erleichtert und von neuer Lebenshoffnung beseelt, saß er halbaufgerichtet auf seinem Lager.

„Ja, schimpfe nur, Du Narr!" versetzte Ursel kalten Blutes, „ohne das Hängen wäre Dir's nicht so völlig gelungen! Jetzt hat es keine Gefahr mehr."

„Dann reibt ihm das Bein ein," mahnte Gerke, „damit er bald wieder in den Stegreif treten kann."

„Habt Ihr's so eilig, für den Burggrafen zu reiten? Denkt an das askanische Haus und überlegt es Euch zweimal, ehe Ihr diesem Nürnberger Folge thut. Neunzehn Askanier

waren einst auf dem Markgrafen-Berge bei Rathenow versammelt, und wenige Jahre darauf war von ihnen allen kein Erbe mehr übrig! Der Burggraf wird wohl noch schneller durch unsere Edelleute weggefegt werden!"

„Was wisset Ihr vom Burggrafen und seiner Macht?" entgegnete Gerke achselzuckend. „Reibt meinem Knechte lieber das Bein ein."

Grinsend wandte sich Ursel dem Herde zu, auf den sie ihren Topf mit Salbe gestellt hatte. Der Katze, die noch immer ihren Platz behauptet hatte, strich sie erst zärtlich über das schwarze Fell, dann nahm sie den Topf, kniete neben Bolle nieder, salbte ihm das Fußgelenk und drückte und rieb es mit den angefetteten Handflächen. Dabei murmelte sie:

„Hellernast, heb' Dich auf,
Rothlauf setz' Dich drauf!
Ich hab' Dich einen Tag:
Hab' Du's Jahr und Tag!"

Mißtrauisch sah ihr der Knecht zu.

„Was betet Ihr da für ein Sprüchlein?" fragte er ängstlich.

„Geht's Dich was an?" gab sie trutzig zurück. „Wenn Du den Rothlauf nicht kriegst und morgen wieder auf zwei gesunden Beinen stehst, dann bedank' Dich bei mir."

„Donnerwetter!" rief Bolle, indem er sich mit zwei Fingern die Nase zuhielt. „Eure Salbe stinkt aber wie die Pestilenz!"

„Soll ich Dich, Hungerleider, etwa mit Theriak einreiben? Den führe ich nur für geistliche und ritterliche Herren, die auch reichlich zahlen, für Dich ist Knoblauch und Wolfsfett gut genug! ist sogar noch Etwas drinnen, das ich am Kremmer Damm von einem todten Pommern gewonnen habe. Nun, Du brauchst Dich nicht zu entsetzen! Sind ja wohl Eure Freunde, die gottverfluchten Brandstifter?"

Die letzten Worte hatte sie an Gerke gerichtet.

„Heut nicht mehr, Mutter Ursel," versetzte dieser gelassen.

„Heut nicht mehr!" wiederholte das Weib, indem sie aufstand und ihre fettigen Hände zwanglos an ihrem Fuchs-

seine baldige und völlige Wiederherstellung durchaus berechtigt erschien.

Gerke nahm mit der jetzt schweigsam brütenden Ursel einen schnell bereiteten Imbiß ein. Der kurze Wintertag ging draußen zu Ende; in der Hütte flackerte außer dem Herdfeuer nun auch ein ölgetränktes Lämpchen.

„Ich bin müde, Mutter Ursel," sagte er nach der Mahlzeit, „und will unter Eurem Dache schlafen. Morgen in der Frühe reite ich nach dem Schlosse und werde Herrn Werner Eure Grüße bringen."

Er streckte sich neben seinem Knechte auf's Stroh, hüllte sich in seinen Mantel und hatte kaum das Amen seines Abendsegens gesprochen, als er auch schon entschlummert war.

Das Weib saß noch lange am Herde und blickte sinnend in die züngelnden Flammen. Die schwarze Katze strich schnurrend um die pelzverhüllten Füße ihrer Herrin; ab und zu winselte der Hund, der sich auf einem enthaarten Wolfsfell niedergelegt hatte und lebhaft zu träumen schien.

Es mochte schon spät am Abend sein, als sich Ursel endlich erhob und leise aus der Stube schlich, um noch einmal nach den Thieren im Stalle zu sehen. Sie schnitt ihrer Kuh ein paar Rüben in die Krippe, warf den beiden Pferden je ein Maß dumpfigen Hafers vor und kehrte eben so geräuschlos wieder in die Hütte zurück, deren Thür und Fensterladen sie jetzt fest verriegelte. Dann gab sie dem Feuer auf dem Herde frische Nahrung und setzte sich wieder nieder, um mit irren Augen in die Gluth zu starren.

Stunde auf Stunde verging.

„Du brauchst Dich noch nicht zu melden, Du nimmer rastender Bursch'!" fuhr sie halblaut aus ihrem Sinnen auf, als das Bohren eines Holzwurmes im Deckengebälk hörbar wurde. „Er soll noch nicht sterben! Mein Sohn soll er wieder sein; nur, wenn er der Anderen anhängt, dann mag ihm der Zauber die Tage kürzen."

Sie stand vorsichtig auf und holte aus der Kammer einen in schmutziges Linnen gewickelten Gegenstand und ein

pelze abwischte. „Ihr scheint schnell Eure Freunde zu wechseln. Ihr nennt mich Mutter Ursel, und in Tangermünde haust eine Betrügerin, der Ihr die Liebe des Sohnes widmet!“ In steigendem Ingrimm hatte sie es hervorgestoßen; jetzt flammten ihre Augen wild auf, und feindselig blickte sie an dem Recken empor.

Auf Gerkes Stirn schwoll eine Ader. Mit festem Griffe umklammerte er die Hand der Frau.

„Ursula Kölre! So Ihr noch ein einziges, unehrerbietiges Wort gegen meine Frau Mutter waget, so vergesse ich, daß Ihr ein Frauenzimmer seid. Bei Jesu Marter und Tod! Ihr sollt die nicht schmähen, die ein Ausbund von Tugend ist!“

„Eine Diebin ist sie, die mir mein Kind gestohlen hat! Gerke, mein armer, ungetreuer Sohn! Weißt Du nicht mehr, daß ich Dich gepflegt und gehegt, gewaschen und gefüttert habe? Auf diesen Armen habe ich Dich geschaukelt! In meinem Schoße bist Du eingeschlummert, Dein lockiges Köpfchen gegen meine Brust geschmiegt! Wende Dich doch nicht von mir, von Deiner echten und rechten Mutter! Sei lieb, umarme mich, wie Du mich so oft umarmt hast, wenn Du mit Casper und dem Junker Werner von der Jagd zurückkamst! Du bist mein Sohn! Keine Andere soll mir Dein Herz entwenden!“

„Was redet Ihr für tolles Zeug?“ wehrte Gerke die Zudringliche mit sanfter Gewalt ab. „Ich will Eurer schlimmen Worte nicht gedenken, da Ihr in einem Wahne befangen seid, der Euch unverantwortlich macht. So Ihr aber Eure Zunge nicht zügelt, so reite ich sofort von dannen.“

„Nein, nein, bleibet! Ich will ja nichts mehr sagen.“

„Gut; dann bleibe ich und bitte Euch um eine warme Suppe für mich und meinen Knecht. Ei seht, er ist schon eingeschlafen.“

In der That hatte sich Bolle zurückgelehnt, den Mantel über die Ohren gezogen und ließ ein so andächtiges und gleichmäßiges Schnarchen vernehmen, daß die Hoffnung auf

hölzernes Büchschen. Beides legte sie auf die Herdkante, vor der sie wieder Platz nahm. Nun langte sie aus der Tasche ihres Pelzes ein Stücklein Wachs und hielt es gegen die Gluth, so daß es weich und biegsam wurde. Aus dem also zubereiteten Wachse bildete sie eine kleine menschliche Gestalt und in diese Gestalt drückte sie einige Haare und Fingernägel-Abschnitte, die sie dem Büchschen entnahm.

„Da ist auch ein Zahn!" jubelte sie im Stillen, als ein kleiner, weißlich schimmernder Gegenstand aus der Büchse auf den Herdstein rollte. „Es ist der erste, den er verloren hat! Ich habe ihn sorgsam verwahrt. Der soll am kräftigsten wirken!" Sie betrachtete ihn aufmerksam, dann drückte sie ihn ebenfalls in das Wachsgebilde, das sie schließlich in die Gluth warf. Geheimnißvoll murmelte sie:

„Zauber, zehre allen Haß!
Mach' sein Herz mir zugeneigt!
Gieb Liebe mir ohn' Unterlaß!
Das Wachs zerschmilzt, die Flamme steigt."

Heftig loderte der Brand; das Zauberbild wurde vom Feuer verzehrt. Unheimlich grinsend sah sie dem Vorgange zu. Als sich die Flammen wieder beruhigt hatten, wickelte sie das schmutzige Linnen auseinander: ein vom Fleisch entblößter menschlicher Finger kam zum Vorschein.

„Siehst Du, Gesell?" kicherte sie leise, „nun mußt Du der schwarzen Ursel dienen und hast doch an der stolzen Hand eines Gewandschneiders gesessen. Wenn das Dein Freund Danewitz, der heimtückische Schuft, wüßte! Hi, hi, hi! Sei artig, Cuno Täschner, und thu' Deine Schuldigkeit!"

Sie nahm den Finger und trippelte an das Lager der beiden Schläfer; dort hockte sie nieder, zog langsam den Mantel von Gerkes Brust, öffnete sein Wamms und wollte ihm den Zauber auf's Herz legen. Da fühlte sie sich jählings von kräftiger Faust an der Kehle gepackt, und eine heisere Stimme schrie:

„Verfluchte Hexe, willst Du meinen Herrn morden?"

„Laß mich los, Du Narr! ich habe ja keine Waffe in der Hand!" stöhnte die halb Erstickte, die ihren Hals vergeblich

aus dem Griffe des wüthenden Bolle zu befreien strebte. Der Hund fuhr bellend aus seinen Träumen empor; die Katze sprang auf Ursels Schulter und schlug fauchend ihre Krallen in Bolles Hand. Gerke erwachte, richtete sich verwundert auf und fragte noch schlafbefangen: „Ihr, Frau Ursel? Was wollt Ihr? Bist Du toll, Bolle? so gieb sie doch frei!"

Es bedurfte geraumer Zeit, bis die Ursache der allgemeinen Störung einigermaßen aufgeklärt war. Bolle besonders war aufgebracht. Er wollte keinen Augenblick mehr länger in dieser Mörderhöhle bleiben. „Und wenn ich auf allen Vieren kriechen soll," erklärte er entschlossen, „wir wollen sofort nach Bötzow aufbrechen, günstiger Herr! Dieser Satan von einem Weibe vergiftet uns sonst mit der Frühsuppe."

„Du siehst ja, daß sie nichts Böses vorhatte," beschwichtigte ihn Gerke, der halb scheu, halb mitleidig nach der ertappten Zauberin blickte, die wieder stumpf und gleichgiltig in die Herdflamme starrte. „Stoß den Laden auf, damit wir sehen, was es an der Zeit ist."

Bolle hinkte an's Fenster. Ehe er aber noch geöffnet hatte, erzitterte das Holz des Ladens unter ein paar kräftigen Schlägen und eine Stimme von draußen rief herrisch:

„Heda! macht auf!"

„Bin gerade dabei," erwiderte Bolle. Erst nach einigem Widerstande bewegte sich der Flügel um die vereisten Angeln. „Wer seid Ihr? was wollt Ihr?"

„Bist Du der Dachs, der diesen Bau bewohnt? Gieb mir was Warmes zu trinken! schnell, Du Flegel! was glotzest Du mich an? Deinen Scherf sollst Du haben."

Gerke, der hinter seinen Knecht getreten war, stutzte: „Gottes Tod! Die Stimme kenne ich!" Schon war er nach der Thür geeilt; er entriegelte sie, riß sie auf und stürmte hinaus in den Schnee, der über Nacht gefallen war. „Barmherziger Gott! Ihr seid es?"

„Pst! Nennet keinen Namen!" warnte der Reiter, der im Dämmer der Morgenstunde vor dem Fenster hielt.

„Bei den heiligen vierzehn Nothhelfern! warum seid Ihr nicht in Eurem Schlosse Friesack?"

Ein wildes, heiseres Lachen war die Antwort.:

„In Friesack? Dort ziehen jetzt die Burggräflichen ein. Ha, ha! wundert's Euch? Das Wundern müßt Ihr Euch abgewöhnen in dieser hundsföttischen Welt. Giebt's hier ein Warmbier? Mir friert das Mark in den Knochen!"

„Edler Herr, hier drinnen ist Schmalhans Küchenmeister. Ich will Euch nach Bötzow begleiten . . ."

„Ist's noch weit?"

„Keine Viertelstunde. Ihr seid auf Herrn Werners Grund und Boden. Aber Euer Schloß . . .? es ist ja unglaublich. Wartet einen Augenblick!"

Er flog nach dem Stalle, legte seiner Braunen Sattel und Zaumzeug auf und trat in den Stegreif. Durch's offene Hüttenfenster rief er zum Abschiede:

„Mutter Ursel, pfleget meinen Knecht, bis ich wiederkomme!"

Dann ritt er neben dem finster schweigenden Dietrich von Quitzow durch den dichter werdenden Frühnebel dem Schlosse zu.

Siebentes Capitel.

Ein Sonntag war es.

Der Burgflecken Bötzow lag mit seinen verschneiten Dächern noch im tiefen Schlafe. Nur der Wächter machte in seinem bereiften Schafpelze langsam die Runde durch die Gassen, und die Gesellen der beiden Bäcker des Weichbildes hantirten vor den heißen Oefen, um das frischgebackene Brot aus der Gluth zu holen. Gerke und Dietrich waren unerkannt vor die Brücke des Schlosses gelangt.

Auf ihr wiederholtes Rufen steckte der verschlafene Thorhüter die Nase zum Thurmfenster hinaus und fragte, wer Einlaß begehre.

„Nennet nur Euren Namen!" flüsterte der Ritter.

„Ich bin es, Gerke Suteminne," rief der Recke laut, „für mich und meinen Knecht wird Schloß Bötzow wohl offen sein."

„Gottes Tod! Ihr seid es. Jetzt erkenne ich Euch an der Stimme. Seid willkommen, Herr Gerke! Will die Brücke gleich niederlassen. Der Casper mag Euch melden."

Die Ketten der Brücke rasselten, die Thorflügel knarrten, Gerke und sein Begleiter ritten in den Schloßhof und sprangen von den Pferden, deren Zügel ein freundlich grinsender Knecht an sich nahm.

„Bist ein stattlicher Gesell geworden, Nickel!" grüßte Gerke. „Wie geht es Deiner Mutter Erdmute? Was macht Dein Vater?"

„Die Mutter ist wohlauf. Danke der gütigen Nachfrage. Der Vater ist Euch anmelden gegangen . . . Da kommt er schon zurück!"

Das wundnarbenbedeckte Gesicht des Falkenmeisters Casper erglänzte in heller Freude.

„Ei, Herr Gerke! Das ist schön, daß Ihr uns nicht vergessen habt. Der edle Herr Werner heißt Euch willkommen, Ihr möchtet in die Halle treten."

Gerke bot seinem einstigen Jagdlehrer die Hand,

„Meinen Knecht da nehme ich mit hinein;" er deutete auf Dietrich, der abseits stand und über seinen behelmten Kopf den lederbraunen Mantel gezogen hatte, „er bringt Herrn Werner gar wichtige Nachrichten."

Hastig ging er mit dem Vermummten in's Schloß. Erst in der Halle, in deren breitem Kamin mächtige Eichenkloben prasselten, ließ Dietrich seinen Mantel fallen.

„Die müssen wie toll geritten sein, Vater," sagte Nickel, der die Pferde der Kömmlinge im wachsenden Lichte des Morgens musterte, „sieh nur, wie dem Gaule des Knechtes die Seiten schlagen!"

„Das ist kein Gaul, Junge;" verbesserte Casper, „das ist ein edles Pferd! Nun, der Gerke weiß ja Gold zu machen, der kann seinem Knechte schon solch ein Staatsthier zwischen die Schenkel klemmen. Unsereiner . . ." Er vollendete den Satz nicht, sondern kratzte sich hinter dem Ohre. „Gieb den Thieren ein Futter! Ich kehre an den Ofen zurück; 's ist eine grimmige Kälte!"

Der Hof lag wieder still.

Im Weichbilde begannen die Glocken zur sonntäglichen Frühmesse zu laden. Dietrich und Gerke, die vor der Kamingluth auf den Hausherrn warteten, hörten die feierlichen Klänge.

„Sie läuten meinen Ruhm zu Grabe! seufzte der Ritter. Dann preßte er die Lippen zusammen und nickte schmerzlich mit dem behelmten Haupte.

Eine Nebenthür ging auf.

Werner von Holtzendorff trat über die Schwelle.

„Seid willkommen, Gerke! Wen habt Ihr denn da? . . Beim heiligen Blute! Dietrich? Wo in aller Welt kommt Ihr denn her?"

„Aus Frisack, das jetzt wohl schon die Feinde besetzen," stieß der Flüchtling bitter hervor. „'s ist aus mit mir, Werner! Mein Schloß ist hin; mein Weib und meine Kinder ziehen in's Elend; ich stehe vor Euch, ein heimatloser Geächteter!" Er wankte an den nahen Tisch und ließ sich dort rasselnd in einen eichenen Sessel fallen.

„Dietrich!" rief Werner, dem der Schrecken an's Herz griff, „das ist ja ganz unmöglich! Eure starken Mauern und die vier Steinbüchsen darauf! . . . Haben sich denn die Pommern nicht tapfer gehalten?"

„Die Pommern!" klang es höhnisch zurück. „Ich habe keine Pommern gesehen! Dieser Nürnberger Neu-Edel muß zaubern können! Hundeluft und Golzow sind ebenfalls genommen! Meine Hauptleute in Hundeluft, die Brüder Walwitz, und mein Freund Michael von Rochow in Golzow sind demselben Zauber erlegen. Selbst Rathenow ist ohne Schwertstreich besetzt worden! Doch was sage ich da? Ein Wunder ist es nicht! Wie kann menschlich Fleisch und Blut einer Donnerbüchse widerstehen, die vierzehnfüßige Mauern wie eine Bretterwand über den Haufen wirft? Ich habe einen Ausfall gemacht und bei dieser Gelegenheit das Weite gesucht. Die Schelme sollten mich nicht fangen, die mit so feigen Waffen in's Feld ziehen! Pfui! Es giebt keine Ritter mehr!"

„Aber Euer Bruder Hans," wandte Werner, noch immer nicht begreifend, ein, „ist er Euch denn nicht zu Hilfe gekommen?"

„Er wird wohl selbst in der Falle sitzen. Da sich kein Magdeburgisches Banner vor Friesack blicken ließ, ist sicher anzunehmen, daß sie alle vor Plaue wehen. Der Hans wird sich aber wehren! Vor Plaue soll die Keckheit dieses Burggrafen zu Schanden werden, sonst . . . bei allen Heiligen!

Es lohnte sich nicht, auch nur einen Tag noch länger zu leben!"

„Mein armer Freund!" tröstete Werner, und seine wasserblauen Augen wurden ihm unwillkürlich feucht, „wir wollen den Muth nicht sinken lassen. Gott ist mächtiger, denn dieser Nürnberger; er wird einem Helden, wie Euch, nicht dauernd den Rücken kehren. Erholet Euch bei mir und kommt nur erst wieder zu Kräften. Mein Schloß ist das Eure! schaltet darin, wie in Eurem Eigenthum!"

„Wollt Ihr mir Obdach gönnen? Bedenket, Werner, des Reiches Acht ist über mir, und sie trifft Jeden, der mich haust und hegt."

„Für Euch trotze ich des Reiches Acht und Oberacht! Ihr habt Euch meiner Sippe einst als großmüthiger Freund erwiesen, und der Teufel soll mich holen, wenn ich's Euch je vergesse! Handle ich recht, Gerke?"

Dem Riesen quoll das Herz empor. Warm kam es über seine Lippen:

„Ihr habt wohl gesprochen, edler Herr! Die Pflicht der Dankbarkeit ist heiliger, denn alle anderen Pflichten."

„Und sein Versprechen muß man halten," fuhr Werner lebhaft fort. „Oh, ich weiß es noch, Gerke, wie Ihr als Knabe über mich herfuhrt, weil ich dem Gelöbniß, Euch auf die Hirschjagd mitzunehmen, untreu werden wollte. Wer ein Versprechen bricht, so lehrte mich Euer bartloser Mund, der ist ein Frevler wider Gott und die Menschen; er beugt das Recht und verdient, selber als rechtloser Schelm behandelt zu werden. Das waren adelige Worte, und ich habe sie mir gemerkt wie das Vaterunser. Ich hege Euch, Dietrich, trotz des Reiches Acht, und dieser hier," — er deutete auf Gerke — „ist Zeuge, wie ein Holtzendorff sein Wort hält."

„Es thut mir leid um Euch, Werner, aber ich muß Euer Anerbieten wohl annehmen. Mag daraus werden, was will! Glückt es mir, zu den Pommern zu entkommen, dann hoffe ich, der üblen Sache eine bessere Wendung zu geben.

Dann will ich Euch vergelten, was Ihr heute für mich gethan . . ."

„Redet nicht weiter davon! Jetzt müßt Ihr essen und trinken. Legt Eure Rüstung ab! Holla, Casper, Nickel . . ."

„Still! Laßt Eure Knechte draußen!" fiel ihm Dietrich in's Wort, „kein Mensch außer Euch beiden darf mich hier sehen."

„Der edle Herr hat Recht," stimmte Gerke bei, „Niemand darf ahnen, wer er ist. Erlaubet mir, daß ich selber Speise und Trank holen gehe." Er schritt aus der Halle und ließ sich durch Casper mit dem Erforderlichen versehen.

Bis zum Dunkelwerden blieb Herr Werner mit seinem edlen Freunde allein; nur Gerke durfte ab und zu die Halle betreten. Als die ersten Sterne am abgeklärten Winterhimmel aufleuchteten, verließen drei Reiter das Schloß, um sich nach dem nahen Neumühl, einem Holtzendorff'schen Besitzthum, zu begeben, das erst nothdürftig aus der Zerstörung durch die Pommern erstanden war. Dem Vogte, der dort schaltete, wurde der durch gekürztes Haar und ein einfaches Wams inzwischen unkenntlich gemachte Dietrich als ein erkrankter Knecht aus Friesack übergeben und das heilige Gelöbniß unverbrüchlichen Stillschweigens abgenommen. Dietrich sollte sich so lange verborgen halten, bis sich für ihn Gelegenheit finden würde, unbehelligt die pommersche Grenze zu erreichen.

Am Abend dieses Tages saß Gerke in Caspers engem, mit zahllosen Vogelkäfigen vollgestopftem Stüblein am gedeckten Tische. Frau Erdmute hatte eine kräftige Biersuppe aufgetragen, die mit einer reichlichen Zuthat von Honig und Ingwer bereitet worden war. Der alte Falkenmeister legte die Suppe vor. Erst versorgte er den Gast und sich selbst, dann seine Eheliebste, zuletzt schob er die Schüssel seinem Sohne Nickel hin, damit dieser den Rest mit seiner Schwester Conrade theilen möchte. Von Caspers vier Söhnen war nur Nickel, der älteste, daheim geblieben, um den Vater bei der Abrichtung der Falken zu unterstützen; die anderen drei dienten bei benachbarten Edelleuten, Conrade, das Nesthäkchen, war die einzige Tochter.

Nach beendetem Mahle wischte sich Casper den Mund und stand auf, um sich wieder mit seinen Falken zu beschäftigen. Er nahm einen derselben, der behaubt und gefesselt auf einer Stange trauerte, auf seine Faust, kappte ihn ab und bot ihm einen Sperling zum Fraß an. Gierig schlug der hungernde Raubvogel den kurzen Schnabel in die langentbehrte Atzung.

„Siehst Du, Bürschchen?" schmunzelte Casper, „der Hunger hat Deinen Eigensinn gebrochen! Jetzt schmeckt Dir's, wie einem Prälaten in der Fastenzeit."

Nickel hatte sich neben den Vater gesetzt und richtete ein „Federspiel" zu. Es war dies ein Bäuschchen Hede, das mit dem Federbalge einer Taube überzogen war und dem Falken, wenn er etwas Einbildungskraft besaß, recht wohl als ein wirklicher Vogel gelten konnte. In dieses Federspiel steckte der gelehrige Schüler seines Vaters einige Fleischstückchen.

„Was treibt Ihr da, Nickel?" fragte Gerke, der den beiden Falkenieren zuschaute.

„Ich bestecke das ‚Vorlaß'," erwiderte der Bursch, ohne von seiner Arbeit aufzublicken. „Der Dunkelgefleckte dort soll morgen steigen, das Vorlaß mit den Fleischstückchen soll ihn anlocken."

„Ihr sorget für Eure Thiere, so werdet Ihr auch des Menschen nicht vergessen. Habe noch einen zweiten Knecht, Namens Bolle, mußte ihn mit verstauchtem Beine in Ursels Feldhütte zurücklassen, ich fürchte, die alte Frau hat nicht viel übrig, würdet Ihr wohl . . ."

„Ihm Lebensmittel senden?" ergänzte Casper eifrig. „Das versteht sich von selber! Ein Gast der Ursel ist unser Gast und soll nicht Noth leiden. Alte! pack' in einen Korb zusammen, was Du gerade zur Hand hast! Nickel, Du trägst es ihm gleich hinüber!"

Der Sohn hob den Kopf:

„Schickt die Conrade, Vater! Muß die ‚Geschühe'*) noch flicken und noch ein Dutzend Langfesseln schneiden."

*) Das Geschüh war die lederne Fußbekleidung des Falken.

„Ja, so! Das geht freilich vor!“ entschied der Alte, der am nächsten Morgen eine Probebeize halten wollte. „Nun, Mädel, Du kennst den Weg so gut wie der Nickel. Laß Dir den Korb von der Mutter geben und lauf', was Du laufen kannst! Der Bolle soll heute noch satt werden.“

Jungfer Conrade warf eine Pelzkapuze über ihr Flachshaar und war gerüstet. Frau Erdmute reichte ihr einen Weidenkorb, in den sie schnell einen Laib Roggenbrot, ein paar Handkäse und eine Rauchwurst gethan hatte.

„Grüß' die Ursel!“ rief sie der Davoneilenden noch nach, dann, als die Tochter schon entschwunden war, sagte sie mitleidig: „Das arme Weib!“

„Leidet die Ursel denn Noth?“ fragte Gerke beunruhigt.

„Nein, günstiger Herr“ versicherte Frau Erdmute, „Noth leidet sie nicht. Wer unsres edlen Herrn Schutz genießt, dem gebricht's nicht so leicht am Nothwendigen. Aber hier,“ sie strich mit der Hand über ihre Stirn, „hier fehlt's der Aermsten. Sie kann die Einsamkeit nicht ertragen und mag sich doch nicht entschließen, ihre Hütte zu verlassen und unter Menschen zu ziehen. Ja, wenn sie die Schwester Beate noch bei sich hätte!“

„Sprich mir nicht von der Landstreicherin,“ mischte sich Casper in's Gespräch, „die ist von Rechts wegen auf dem Holzstoß verbrannt worden!“

„Will auch das diebische Frauenzimmer gewiß nicht entschuldigen, Gott bewahre mich!“ sagte Erdmute, indem sie schnell das Zeichen des Kreuzes machte, aber es war doch ein menschliches Wesen, mit dem die Ursel reden konnte ... jetzt hat sie nur ihren Hund und ihre Katze ...“

„Und die Erinnerung an unsern Gast,“ setzte Casper hinzu. „Ja, Herr Gerke, von Euch spricht sie Tag und Nacht, ich glaube, sie gebe ihre linke Hand darum, wenn sie Euch wieder hätte.“

Gerke zuckte die Achseln. Ihm fiel der Zauber ein, den sie in der letzten Nacht an ihm versucht hatte, und widerstreitende Gefühle regten sich in seiner Brust.

„Sie thut mir leid," erklärte er kurz. „Helfen kann ich ihr nicht. Wollte ihr gern Obdach und Unterhalt in meinem Hause gewähren, aber wer reißt einen Baum gewaltsam aus seinem Boden?"

In die Feldhütte trat Conrade mit ihrem Korbe. Der Hund hatte nicht gebellt, er kannte den Schritt des gern gelittenen Gastes.

„Guten Abend, Mutter Ursel. Hier bringe ich was für den Knecht des Herrn Gerke. Wo ist er denn?"

Die Gefragte deutete nach dem Strohlager. Dort ruhte Bolle in tiefem Schlummer.

„Er schläft!" sagte das Mädchen und trat neugierig näher. „So stattlich wie der andere Knecht sieht er nicht aus."

„Wie welcher andere?"

„Nun wie der, den Herr Gerke mit nach dem Schlosse brachte, und den er schon wieder fortgeschafft hat, wir wissen nicht wohin?"

Ein verschmitztes Lächeln glitt über Ursels braunes Angesicht.

„Das war gar nicht sein Knecht. Oh, ich habe scharfe Ohren. Hab's wohl gehört, wie er ihn in der letzten Nacht ‚edler Herr' anredete, und wie ihm der andere verbot, seinen Namen zu nennen."

„Dacht' ich mir's doch!" Conrade näherte ihr frisches Mündchen dem Ohre der Frau. „Den Namen weiß ich. Er heißt Dietrich."

„Dietrich? wie erfuhrst Du's denn?"

„Habe an der Thür gelauscht, wie er mit unserm Herrn in der Halle plauderte. Ach, Mutter Ursel! er schien gar unglücklich zu sein, aber auch grimmig und wutherfüllt. Manchmal knirschte er mit den Zähnen und stieß so gotteslästerliche Flüche hervor, daß es mich ordentlich kalt überlief. Still! er erwacht!"

Bolle schlug die Augen auf und staunte das Mägdlein, auf dessen rosigen Wangen der Schein des Herdfeuers spielte, verwundert an.

„Beim heiligen Steffen! Eine gar anmuthige Jungfer!“ Er erhob sich und faßte Conrades derbes Händchen. „Kommst Du alle Abende in diese verräucherte Hütte? Dann will ich hier still liegen, bis die Maiensonne wieder den Wald vergoldet.“

„In dreien Tagen muß ich nach dem Berlin ziehen,“ versetzte Conrade, die den Eindruck, den sie auf Bolles leicht entzündliches Herz machte, nicht ohne Genugthuung bemerkte, „vorher aber will ich wohl wiederkommen und mich nach Eurem Befinden erkundigen. Wie geht's mit Eurem Beine?“

„Dank den freundlichen Bemühungen dieser vortrefflichen Kräuterhexe kann ich, wie Du siehst, schon ein wenig hinken.“

„Frisches Brot und Käse und eine ganze Wurst!“ frohlockte Ursel, die den Inhalt des Korbes auskramte, „oh, das ist prächtig! Sag' Deiner Mutter, Kind, ich ließe mich vielmals bedanken.“

„Dankt lieber dem Herrn Gerke,“ erwiderte Conrade, „er hat's für Euch erbeten, oder eigentlich für seinen Knecht.“

„Dem Gerke danken?“ wiederholte die Alte höhnisch, und ein kurzes, hartes Lachen erschütterte ihre Brust, „er ist mir Dank schuldig! Aber der Schelm hat ihn vergessen.“

„Wie heißet Ihr denn, schöne Jungfer?“ fragte Bolle, der sich um das Brummen seiner Wirthin nicht im Geringsten kümmerte und sich nur mit dem Mägdlein zu schaffen machte.

„Conrade. Bin Caspers, des Falkenmeisters Tochter.“

„Eure Augen sind zwei Edelfalken, die nach meinem Herzen stoßen und es als Beute mit davonnehmen werden.“

Das Mädchen lachte:

„Gar drollig setzt Ihr Eure Worte. Was würde Eure Eheliebste sagen, wenn sie Euch hörte?“

„Gottes Blut, ich habe keine; ich bin ein lediger Mann. Wenn Ihr, Jungferlein, Euch meiner Einsamkeit erbarmen wolltet, ich würde Euch noch viel schönere Dinge zu sagen wissen.“

„Wieder klang Conrades silberhelles Lachen, und zwischen ihren rothen Lippen blitzten die weißen Zähne auf.

„Seid Ihr gegen jede Magd so artig? Wenn ich nicht nach Berlin müßte, möchte ich wohl erfahren, was Ihr mir noch zu sagen hättet."

„Zu wem wollt Ihr denn in der Spreestadt?"

„Zu Herrn Perwenitz; soll seiner Tochter Emerentia als Gürtelmagd dienen."

„Hütet Euch, Conrade, vor den Berliner Herren! Werden Euch jungem Blute nachstellen, wie die Schlupfwespen dem Honig. Donnerwetter! Wenn ich nur mit Euch ziehen dürfte! Ich wollte Euch beschützen, daß den Schelmen die Naschlust vergehen sollte."

„Sorget Euch nicht! Ich weiß mich allein zu behüten. Doch jetzt ist's Zeit, daß ich gehe."

„Wollt Ihr schon fort? Ach, bleibet noch ein wenig! 's ist öde und traurig in dieser Bude."

„Nein, die Mutter wartet. Will morgen wiederkommen."

„So gebt mir 'was zur Letze." Ehe sich's die Ueberraschte versah, hatte er ihr die Lippen geküßt.

„Pfui! Ihr seid ein dreister Gesell!" rief Conrade erzürnt, ihre schelmischen Blicke straften aber die Aufrichtigkeit ihres Zornes Lügen.

Ursel, die dem Treiben der Beiden scheinbar theilnahmslos zugeschaut hatte, begleitete die Scheidende vor die Thür.

„Vergiß nicht, morgen wiederzukommen!" flüsterte sie berechnend, „der Bolle hat manchen Sparscherf zurückgelegt, könnte seinem Weibe dereinst Haus und Hof kaufen."

„Was geht das mich an?" sagte Conrade. „Wenn ich wieder komme, gilt mein Besuch nur Euch und nicht Eurem Gaste."

Leichtfüßig schwebte sie davon und verschwand im Dunkel des Waldes."

Auch in dieser Nacht saß Ursel sinnend vor dem Herdfeuer. Dann und wann schoß ihr wohl einmal der nickende Kopf tiefer nach vorn, aber immer wieder ermunterte sie sich, um an ihren geheimen Plänen weiter zu spinnen. Sie hatte durch Bolle erfahren, daß der Burggraf die

Schlösser der Quitzow'schen Sippe belagern ließ und daß Hans und Dietrich von Quitzow in des Reiches Acht gethan waren. Der Unbekannte, der in der jüngsten Nacht an ihr Fenster geklopft hatte, war aus Friesack gekommen. Das hatte sie erlauscht, als Gerke mit ihm heimlich verhandelte. Wenn sie sich nun vergegenwärtigte, was ihr eben Conrade zugeraunt hatte, so war kaum noch daran zu zweifeln, daß Dietrich von Quitzow vor ihrer Hütte gewesen war. Wehe aber dem Gerke, wenn er einen Geächteten verborgen hatte!

Als Conrade am nächsten Abende wiederkam, verließ Ursel die Hütte, um, wie sie sagte, die Neumondnacht zu benutzen und einer heilkräftigen Moosart unter dem Schnee nachzuspüren. In Wahrheit wollte sie durch ihre Abwesenheit der Anknüpfung eines Verhältnisses zwischen Bolle und Conrade Vorschub leisten und gleichzeitig noch nähere Erkundigungen über die Person des Unbekannten einziehen. Als sie um Mitternacht zurückkehrte, hatte Conrade die Hütte längst verlassen; Ursel aber wußte, daß ihr Verdacht begründet und daß der in Schloß Neumühl Verborgene kein Anderer als der flüchtige und geächtete Ritter Dietrich von Quitzow war. Eine wilde Freude erfüllte sie. Jetzt konnte sie sich für alle Unbill rächen, die ihr vereinsamtes Herz so viele Jahre lang hatte erdulden müssen. Nicht ein einziges Mal war Gerke zurückgekehrt, um nach ihr zu sehen — nach ihr, die sich in ungestillter Sehnsucht nach dem Ungetreuen verzehrte! Sie haßte und liebte ihn zu gleicher Zeit; aber der Haß gewann in ihrem umnachteten Geiste die Oberhand. Wenn sie dem Burggrafen, der noch in Berlin weilte, melden ließ, daß Dietrich von Quitzow durch Gerkes Beihilfe in Neumühl ein Versteck gefunden hatte, dann war ihr Herr, der edle Werner von Holtzendorff, gegen den sie nimmer etwas Böses unternehmen wollte, in keiner Weise bloßgestellt; wohl aber würde der Rachestrahl auf das ahnungslose Haupt des Riesen zerschmetternd herniederfahren und ebenso den frevelhaften Ritter treffen, der sich einst mit den Schelmen, den Pommern, verbunden hatte, um ihr, der armen und

verlassenen Wittib, die Hütte über dem Kopfe anzuzünden! Ob nicht Conrade das Brieflein an irgend einen Getreuen des Burggrafen mitnehmen konnte? Gewiß! Das ließ sich einrichten. Das Mädchen war des Lesens unkundig und durch einen Schwur konnte es zur pünktlichen und verschwiegenen Besorgung des Auftrages verpflichtet werden.

Sie stand von ihrem Schemel auf, holte aus der Kammer den thönernen Essigkrug und mischte sich aus Essig und Ruß einen schwarzen Schreibsaft zurecht. Dann löste sie das bunte Bildniß der Gottesmutter, das sie von einem fahrenden Krämer gekauft und an die Wand der Stube geheftet hatte, vorsichtig ab, tauchte einen Holzstift in die Tinte und malte auf die weiße Rückseite des Bildes ein paar Reihen steiler, kleckſiger Buchstaben

„Die Räthe des Nürnbergers werden's schon lesen können," sagte sie halblaut. Sie ließ die feuchte Niederschrift im Scheine der Herdgluth trocknen, dann faltete sie das Papier zusammen und steckte es mit schadenfrohem Grinsen in die Tasche ihres Fuchspelzes.

Am anderen Tage wartete sie ungeduldig auf Conrade, und als der Abend herabsank und das Mädchen noch immer nicht kommen wollte, wanderte sie beunruhigt nach dem Schlosse. Das, was sie vom Thorwärter erfuhr, war ihr sehr unerwünscht. Conrade war schon am frühen Morgen mit einem Bötzower Waidhändler nach dem Berlin aufgebrochen. Sie mußte nun ihren Plan ändern.

Unverzüglich kehrte sie nach der Feldhütte zurück.

„Conrade läßt Euch grüßen." Mit diesen kurzen Worten trat sie in die Stube.

Bolle machte ein verblüfftes Gesicht.

„Warum kommt sie nicht selbst?"

„Weil sie jetzt schon in Berlin ist. Die Eltern haben sie unter dem Schutze eines Waidkrämers ziehen lassen. Durch eine Magd im Schlosse erfuhr ich, daß die Scheidende Eurer in Liebe gedacht hat; sie sendet Euch einen herzlichen Gruß und hofft, daß Ihr sie morgen in Berlin aufsuchen werdet."

„Wahrhaftig? Das hofft sie? Ach, das gute liebe Kind! Sofort will ich reiten! Mein Herr wird meine kurze Abwesenheit nicht merken. Aber . . . alle Teufel! In die Stadt darf ich mich nicht wagen . . . könnte da dem giftigen Hans Danewitz begegnen . . ."

„Dem Schuft? dem treulosen, missethätigen Hochmuthsnarren?" Alle Schmach, die ihr der Aeltermann bereitet hatte, trat der einst am Kaak zur Schambuße Gezwungenen vor die Seele. „Fürchtet Ihr Euch vor diesem reißenden Wolfe im Schafskleide der Unschuld? Er soll den dicken Kopf nicht länger hoch tragen! Von der Schwester Beate weiß ich, daß er und sein sauberer Vater mit dabei waren, als Tyle Wardenberg*) die Pilgerin, die von Rom kommend durch Berlin gezogen war, nicht fern von der Stadt überfallen ließ. Ein grüner Junge war er noch und nahm doch schon an solchem fluchwürdigen Frevel theil. Dem alten Danewitz stach das hübsche Gesicht der Pilgerin in die Augen . . . er war von je ein gottloser Dirnenjäger und wollte die Wehrlose in seine Gewalt bringen. Die Andern haben es verhindert, aber das arme Weib war übel zugerichtet, und die beiden Danewitz, Vater und Sohn, stünden heut unter den Missethätern im Stadtbuche, wenn Tyle Wardenberg, der weit edler war als diese heimtückischen Gewandschneider, seinen Schwur nicht gehalten und die Namen seiner Spießgesellen nicht verschwiegen hätte. Oh, ich will es diesem nichtswürdigen Schufte heimzahlen. Erzählt es nur dreist in Berlin! Die schwarze Ursel hat es gesagt und zu den Heiligen hat sie geschworen, daß jedes Wort wahr ist!"

„Werde mich hüten, in ein Wespennest zu stören," sagte Bolle, „aber lieb ist es mir dennoch, daß ich solches

*) Dridde sake. He versumede sich an eyner pelgerynnen di quam von Rome und vur dorch di stad Berlin und wart berovet und geschindet nicht verre von der stad von etlichen desselben Tylen frunden." Buch der Uebertretungen. Berliner Stadtbuch.

erfahre. Nach Berlin darf ich nicht hinein gehen, die Rathmannen haben ein langes Gedächtniß und könnten Abrechnung mit mir halten wollen. Wißt Ihr kein anderes Mittel?"

„So lasset die Jungfer um Mittag vor's Thor kommen. Sie kann sich einen Weg nach dem Wedding machen, wo ihre Verwandte hausen . . ."

„Das gefiele mir schon besser. Aber wie, zum Teufel, soll ich ihr denn Kunde geben?"

„Wartet einmal! Ich hab's! Ich werde Euch ein Brieflein an Conrade schreiben; das gebt Ihr am Spandower Thor dem Thurmhüter zur Besorgung ab; dann ziehet Ihr Euch bis zur Landwehr zurück und harret dort, bis die Jungfer herauskommt. Wenn Ihr Euch satt geküßt habt, kehrt Ihr hurtig zurück, damit Euer Herr nicht merkt, daß Ihr fort wart."

„Bei Leibe nicht, er darf nichts merken!"

Bolle rieb sich vergnügt die Hände. Er hatte lange genug still gelegen und sehnte sich hinaus aus der Rauchbude. War sein Fußgelenk auch ein wenig geschwollen, am Reiten würde es ihn nicht mehr hindern und Conrades Küsse waren ein zu verlockender Lohn.

„Schreibt in Gottes Namen, süßeste aller Hexen! Ich gehe indessen nach dem Stalle und rüste mein Pferd, das sich die Beine schon steif gestanden haben muß. Macht aber schnell! Ich bin gleich fertig."

Er eilte hinaus und hörte nicht mehr, was ihm die Alte nachbrummte.

„Ja, sattle nur, du verliebter Narr! Du sollst das Unheil deines eigenen Herrn befördern helfen!" Sie zog ihr Brieflein aus der Tasche. „Wie hieß doch der Rathmann, zu dem Conrade gezogen ist? Habe ich doch den Namen vergessen! Hm, hm! Mein armer, schwacher Kopf! Doch gleichviel, ich richte das Schreiben an den Rath, das wird genügen."

Schnell durchflog sie noch einmal den Inhalt des Zettels.

„Gerke Suteminne aus Tangermünde hat den Ritter Dietrich von Quitzow in Schloß Neumühl bei Bötzow verborgen. Meldet es dem Herrn Burggrafen."

Sie nickte mit dem Kopfe, faltete das Papier zusammen und schrieb darauf: „An den Rath in Berlin."

Als sie es dem zurückgekehrten Knechte zeigte, sagte sie: „Schwöret mir erst zu den Heiligen, daß Ihr mich nicht verrathen, auch diesen Brief vorher Niemandem zeigen und nur dem Thorwärter übergeben wollt."

„Das schwöre ich gern. Gebt her!"

Jubelnd steckte er das Schriftstück zu sich.

„Ich würde Euch küssen, Mutter Ursel, wenn Ihr besser gewaschen wäret. Habt vielmals Dank! Jetzt fliege ich durch die Nacht . . . alle Teufel! Wißt Ihr kein wirksam Sprüchlein wieder die Geister im Walde?"

„Das Sprüchlein würdet Ihr vergessen. Hier ist ein Alraun, tragt ihn auf der Herzgrube und kein Geist wird Euch belästigen."

Bolle nahm die gedörrte, einer kleinen menschlichen Gestalt gleichende Wurzel gläubig in die Hand und schob sie in sein Wamms.

„Nun reite ich wohl bewahrt in die weichen Arme der Frau Minne!"

Er gab der schwarzen Katze, die ihm im Wege hockte, einen Stoß mit dem gesunden Beine und hinkte hinaus.

Frau Ursel grinste schadenfroh, als sie ihn davonreiten hörte, dann streckte sie sich auf das Lager, von dem sie mehrere Nächte vertrieben gewesen war und schlief sich zum ersten Male wieder behaglich aus.

Achtes Capitel.

Hell und klar schien die Wintersonne am Tage Eulalia auf die schneeglitzernden Thürme und Mauern der festen Stadt Berlin.

Im „Hohen Hause" saß der Burggraf Friedrich und empfing die Berichte über die gestern erfolgte Uebergabe des Schlosses Friesack. Mannschaften aus Berlin, Cöln und Frankfurt hatten das Schloß besetzt; Dietrich von Quitzow war bei einem Ausfalle entkommen, seiner Ehegattin und seinen Kindern hatte man freien Abzug bewilligt.

„Das Schloß soll dem Hasse von Bredow verliehen werden!" entschied der Fürst mit einer Kopfwendung nach seinem Rathe, Herrn Wirich von Treutlingen. „Lasset die erforderlichen Schriftstücke ausfertigen!"

Der Rath verbeugte sich. Die Boten zogen sich zurück.

Friedrich stand auf und näherte sich einer weiblichen Gestalt, die in einer Fensternische lehnte und schweigend dem Berichte der Boten zugehört hatte.

„Nun, Else, was sagt Ihr dazu?"

Helle Freude verklärte das Antlitz der Gefragten.

„Ich wünsche Euch Glück, mein hoher Gemahl. Was Ihr kühn und weise begonnen, wird auch zu einem guten Ende kommen."

„Das gebe Gott! Leider macht uns Schloß Plaue noch viel zu schaffen . . ."

„Auch Plaue wird fallen. Die Grafen von Schwarzburg werden ihre Schuldigkeit thun; das Glockenerz, das Ihr zur Anfertigung von Steinbüchsen verfertigen ließt, verbürgt uns den guten Erfolg jedes Schusses."

„Ich konnte es den Berlinern nicht ersparen; die Osanna von St. Marien mußte eingeschmolzen werden," erwiderte Friedrich mit einem schweren Seufzer. „Aber das Darlehn, das mir die allerheiligste Jungfrau gemacht hat, soll ihr nicht vergessen sein; mit Zinsen will ich's der Kirche zurückerstatten."

Die „schöne Else" faltete die Hände und, schmerzlich zur Wölbung des Saales aufblickend, seufzte sie nun auch ihrerseits:

„Ach, mein hoher Gemahl, der Krieg ist doch etwas Entsetzliches! Wie bedaure ich die arme Gattin Dietrichs! Wohin wird sie sich mit ihren Kindern in dieser öden ungastlichen Zeit wenden?"

„Sie ist nach Schloß Teupitz gezogen zu ihrem Vater. Dort mag sie unbehelligt bleiben. Ich führe nur mit Männern Krieg."

„Habet Dank, mein tapferer Herr! Immer seid Ihr edel und rücksichtsvoll."

„Ich nehme mir nur an Euch ein Beispiel," versetzte der Fürst, indem er die kleine Hand der Gemahlin verbindlich an seine Lippen zog. Doch plötzlich verfinsterte sich seine Stirn und kopfschüttelnd sagte er: „Daß mir dieser Dietrich entkommen mußte! Ich werde einen Preis aussetzen für den, der mir den Flüchtling wieder einbringt."

„Das wird Euch kaum viel nützen. Wer sollte wagen, den Geächteten zu hausen? Er wird längst bei Euren Feinden, den pommerschen Herzögen, sein."

„Fast unmöglich dünkt es mir, daß er unaufgehalten die Grenze erreicht haben sollte. Nun, wir werden ja sehen. Für Euch aber, Theure, ist es noch nicht Zeit, länger hier zu verweilen. Ich danke Euch, daß Ihr meinem Wunsche nachgekommen und mit Euren Fräulein und Frauenzimmern

von Brandenburg hierher gezogen seid; nun aber will ich sorgen, daß Ihr im Schlosse in Tangermünde ein würdigeres Unterkommen findet; dieses Hohe Haus ist ein unfreundlicher Aufenthalt — es muß erst wohnlicher eingerichtet werden."

„So behaglich wie meine Kadolzburg ist es freilich nicht; doch wo Ihr weilt, mein hoher Herr und Gemahl, da gefällt es mir immer am besten."

„Ihr seid mein minnigliches Weib, mein tapfrer Kriegsgefährte und mein kluger Rathgeber; ungern entbehre ich Eure Nähe. Giebt Gott mir vollen Sieg, so ziehen wir zusammen nach Tangermünde."

Während dieses Zwiegespräch in der markgräflichen Burg in der Klosterstraße geführt wurde, schritt Hans Danewitz längs der Stadtmauer durch den Schnee, um die Thorwachen zu mustern. Die Kunde von dem Siege der burggräflichen Waffen war von Haus zu Haus geflogen. Noch erschien es Allen wie ein Wunder, daß dieser Nürnberger, dem eben erst die schöne Gemahlin noch eine Handvoll fränkischer Söldner zugeführt hatte, den gefürchtetsten und mächtigsten aller Ritter aus seinem festen Schlosse getrieben und in den Staub gelegt haben sollte. Sein Ansehen war plötzlich hoch gestiegen; wenn er Solches zu leisten fähig war, dann galt es bei Zeiten die Segel nach dem Winde zu stellen und mit dieser ganz neuen Art von Landverweser einen aufrichtigen Frieden zu machen.

Auch Hans Danewitz konnte sich ähnlichen Betrachtungen nicht verschließen. Je widerwilliger er aber die Ueberlegenheit des Burggrafen anerkennen mußte, um so eifersüchtiger wachte er über den Rechten und der Machtvollkommenheit seiner Stadt. Tag und Nacht machte er persönlich die Runde, um sich von der Bereitschaft der verstärkten Thorwachen zu überzeugen; er traute dem Burggrafen nicht und fürchtete immer, dieser möchte unversehens ein Thor in seine Gewalt bringen lassen, um auch der Bürgerschaft Berlins seinen siegreichen Fuß auf den Nacken zu setzen.

Als sich der Mißtrauische dem Spandower Thor näherte, kam gerade eine Schaar städtischer Söldner von ihrer Heerfahrt nach Friesack mit lautem Sange in die Stadt gezogen. Der dichterische Geist des Volkes war schon thätig gewesen und hatte die Ueberwindung des gefürchteten und gehaßten Dietrich im Liede verherrlicht. Ein Armbrustschütze, der an der Spitze des Zuges keck daherschritt, sang mit heiserer Kehle:

„Darnegest sach man wancken
Thu Frysik bey den planken
Vil mannigen stolten Francken,
Dy wolden ritter werden;
Dy sprungen hoch als dy duwen:
Sy worden geschoten durch die stelen Hufen,
Dat man die pyle mußte uthklufen,
Und vylen to der erden.

Sy schoten mit bussen grote steine
Dy ritter ripen algemeine:
‚Help uns, maria, maghet reine,
Dat wy' dysen homut sturen!'
Maria was dar schire bereit,
So sy nach vil maningen deit,
Dy na oren hulden steit,
Und halp die bannir fhuren."

Hans Danewitz war stehen geblieben und hörte nicht ohne Genugthuung den Preis der kühnen Waffenthat, zu der ja auch seine Stadt „verwegene" Mannen gestellt hatte. Schon wollte er die Hand in seine Gürteltasche senken, um einen klingenden Lohn für den Sänger hervorzuholen, als dieser — er schritt gerade dicht bei dem Aeltermann vorüber — also fortfuhr:

„Der milder christ von hemelrich
Der marke zu troste sicherlich
Hat geben den hern Friederich,
Den edlen furSten lobesamen.
Hy ist ein furste von hoger ardt;
Hen und hen, war hy sich kardt,
Hy sy leie oder wolgelardt,
Dy loben alle synen nahmen"

Schnell zog Hans Danewitz seine Hand zurück. Das Lob des Burggrafen selbst, und noch dazu aus dem Munde eines städtischen Armbrustschützen, verdarb ihm die frohe Laune. Kaum unterdrückte er einen kräftigen Fluch; er stapfte weiter dem Thore zu, konnte aber nicht verhindern, daß der Vollgesang, den jetzt die übrigen Söldner zu Ehren ihres Vorsängers anstimmten, noch aus der Ferne sein Ohr traf:

„Dy uns dessen regen sanck,
Niklas Uppschlacht is he genandt,
To brandenborch is he wol bekandt:
Hy louet den fursten mit flite."

„Er lobt den Fürsten mit Fleiße?" wiederholte Hans Danewitz höhnisch, „der Teufel soll es ihm gesegnen! Uppschlacht heißt er? Den Namen will ich mir merken. Der Esel ist aus Brandenburg; hätte dort auch bleiben können! Aber er soll Wache sitzen, bis ihm die Lust zu so albernem Singsang vergangen ist. Holla, Thorwart! wo steckst Du denn? Macht der Schelm vielleicht auch Reigen zum Preise dieses Nürnbergers?"

„Ah! Weiser Herr, Ihr seid es?" stammelte der Thorhüter, der mit einem Zettel in der Hand auf der Schwelle erschien.

„Wo treibst Du Dich umher, Schlingel?"

„Mit Erlaubniß Eurer Wohlweisheit, komme eben vom Thurme. Ein Reiter vorm Thore hat mir diesen Brief heraufgereicht . . ."

„Zeig' her! was ist es? Ein Brief mit einem Heiligenbilde? Unsinn! Und an den Rath? Nun, dazu gehöre ich ja auch."

Schon hatte er das Wachs gelöst und das Papier auseinandergefaltet. Seine Glotzaugen verschlangen die Buchstaben. Fast hätte er laut aufgeschrieen. Die Nachricht, die da stand, war ja Goldeswerth. Gerke Suteminne ein Verräther! Der geächtete Dietrich durch ihn verborgen! Oh, wenn sich das bewahrheitete, dann war ja der un-

geschlachte Schelm für alle Zeiten unschädlich! Dann mußte Cordula endlich ihre thörichten Hoffnungen auf den vogelfreien Missethäter fahren lassen! Und zu wie großem Danke konnte man den Burggrafen durch diese Mittheilung verpflichten! Ja, er, Hans Danewitz, wollte sie mit eigener Hand im hohen Hause abgeben. Wenn der Nürnberger etwa Wind bekommen haben sollte von dem, was einst zur Nacht im grauen Kloster verhandelt worden war — und wer konnte sich sicher fühlen in dieser Zeit eines allgemeinen Umschwunges? auch die Klosterwände hatten Ohren und auch ein scheinheiliger Minderbruder konnte heimlich plaudern! — dann erfuhr er jetzt, wie der Aeltermann der Vergangenheit den Rücken gekehrt und sich mit aufrichtigem Herzen dem neu aufgehenden Gestirne zugewandt hatte!

Hans Danewitz schöpfte Athem; eine schwere Last war von seiner Seele genommen. Fest hielt er das kostbare Papier zwischen den zuckenden Fingern. 's ist gut," nickte er dem Thorwart zu, „den Brief werde ich selber besorgen. Sei wachsam und sperr die Augen auf! daß mir die Knechte, die oben sitzen, ihre Schuldigkeit thun!" Eilend ging er davon. Er durchmaß einen Theil der Spandower Straße, hastete dann quer über den neuen Markt, bog hinter St. Marien in die Klosterstraße ein und hielt bald darauf vor der steinernen Treppe im „hohen Hause" verschnaufend an.

„Kann ich den Herrn Burggrafen sprechen?" fragte er den schlanken, vornehmen Herrn, der sporenklirrend die Treppe herunterkam.

„In diesem Augenblicke, nein! Der hochwürdige Abt von Lehnin ist bei meinem hohen Herrn."

„Aber die Nachricht, die ich bringe, ist wichtig. Wolltet Ihr mich nicht melden, edler Herr Graf?"

Der Graf Wilhelm von Castell sah den Zettel in der Hand des Aeltermannes.

„Reicht her, weiser Herr, was Ihr da haltet! ich will es dem Herrn Burggrafen geben."

„Aber sofort; ich bitte darum. Saget ihm auch, daß Hans Danewitz, der Aeltermann, sich beeilt habe, diesen Brief hierher zu bringen. Kein Mensch in der Stadt außer mir, kennt seinen Inhalt."

Der Graf nahm das Papier in Empfang, dankte kühl und stieg die Treppe wieder empor.

Hans Danewitz verließ das hohe Haus und wollte in die „Gottesgunst" zurückkehren, um vorerst durch leise Andeutungen das Herz Cordulas auf den bevorstehenden schweren Schlag vorzubereiten. Doch der Zweifel erfaßte ihn, ob denn die Nachricht auch den Thatsachen entsprechen möchte. Wer hat sie denn überbracht? War es vielleicht nicht ein frecher Scherz, den sich ein übermüthiger oder rachsüchtiger Gesell mit dem weisen Rathe der Stadt erlaubt hatte? Er beschloß sich doch erst noch einige Gewißheit zu verschaffen, wenn dies überhaupt noch möglich war. Schnell ging er bei seinem Hause vorüber und tauchte ein zweites Mal in den dunklen Schatten der Thorwölbung.

„Wer hat Dir denn den Brief übergeben?" fragte er eindringlich den Wärter, der sich über die Rückkehr des gestrengen Herrn verwunderte.

„Ein Reiter, der sein Pferd nicht geschont haben mochte; es dampfte vom Schweiß."

„Wo kam er her?"

„Aus Bötzow."

„Wie hieß er?"

„Seinen Namen wollte er nicht nennen."

„Esel! Dann hättest Du ihn unter irgend einem Vorwande aufhalten sollen . . ."

„Oh, der ist noch nicht fort, weiser Herr. Er meinte, seine Base würde bald zu ihm herauskommen; ich sollte sie nur durchlassen; er wollte sie bei den Ziegel- und Kalköfen erwarten."

„Seine Base? Welche Base denn? Der Kerl muß trunken gewesen sein. Oder —" Herr Hans stutzte plötzlich und brummte vor sich hin: „Sollte er nicht gewußt haben,

was in dem Briefe stand? und hat ihm der Absender etwas vorgeflunkert?" Lauter fuhr er fort: „Bei den Kalköfen sagtest Du? Stoß mir das Thor auf! Will sehen, ob ich ihn dort noch finde."

Der schwere Flügel drehte sich um die Angeln. Hans Danewitz schritt über die hartgefrorenen klingenden Brückenbalken und verschwand dem Blicke des kopfschüttelnden Thorhüters.

Die Sonne des kurzen Wintertages hatte ihren höchsten Stand erreicht. Seit geraumer Zeit saß Bolle gegen den Pfosten eines Schuppens gelehnt und blickte den Weg entlang, der von der Ziegelei, zu welcher der Schuppen gehörte, nach dem Spandower Thore führte. Er war die ganze Nacht und einen Theil des Vormittags im Sattel gewesen. Nur langsam hatte er reiten können, denn kein Mondschein hatte den Pfad durch den schaurigen Wald erhellt. Bei Birkenwerder wäre er mit seiner Schecke fast in's Heidefließ gestürzt, denn die Dunkelheit ließ ihn den zwar gefrorenen, aber heimtückisch überwehten, tief eingeschnittenen Waldbach nicht erkennen, und sein Pferd war wegen des Heulens der Wölfe schier ungeberdig geworden. Nur der Alraun der Mutter Ursel, den er fest gegen die Herzgrube preßte, hatte ihn vor ernstlichem Unfall bewahrt. Im Tagesgrauen hatte er Tegel erreicht und Gott gedankt, daß nun die Schrecken der Nacht vorüber waren. Den heiligen Bilbuksweg verfolgend war er der Landwehr näher gekommen. Jetzt erst hatte er gewagt, den eingesteckten Imbiß hervorzulangen und seine erschöpften Lebensgeister neu zu stärken. Nach kurzer Unterhaltung mit dem Wächter, der den einsamen Reiter arglos vorüberließ, war er zu den städtischen Ziegelöfen und endlich an's Spandower Thor gelangt. In freudiger Erwartung hatte er sein Brieflein dem Thurmwächter hinaufgereicht und dann seine Schecke gewendet, um bei der Ziegelei auf Conrade zu warten.

Den Zügel seines Pferdes um den Arm geschlungen saß er und malte sich allerlei liebliche Bilder aus. Die Conrade

war doch ein anderes Mädchen, als sie im Berlin an der Mauer wohnten! Beim heiligen Steffen! wenn sie Ja sagte, er war entschlossen, den leidigen Junggesellenstand aufzugeben und mit der hübschen Jungfer unter das eheliche Joch zu kriechen. Sein günstiger Herr würde es ihm schon erlauben, der hatte ein gutes Herz und wußte aus eigenster Erfahrung, wie bitterweh dem Menschen das ungestillte Minnesehnen that. Immer wieder strengte er die Augen an und blickte verlangend in der Richtung nach dem Thore. Daß sich der dumme Rauch der Ziegelöfen auch gerade heut über die Straße wälzen mußte! Jetzt — jetzt kam ein lustiger Windstoß, hoch wirbelte der lästige Qualm in die Luft, und die Aussicht wurde frei, aber keine Conrade ließ sich sehen.

Ein Seufzer der Ungeduld entrang sich der Brust des Harrenden. Er griff nach dem Alraun in seinem Wamms und beschwor die bösen Geister, den Weg für das geliebte Kind frei zu machen. Dann zog er seinen Mantel höher über die Schultern, denn die Windstöße wurden immer kräftiger und, die Arme verschränkend, um die Eigenwärme des Körpers besser festzuhalten, saß er gottergeben da und wartete zuversichtlich die Wirkung seiner Beschwörung ab. Die Ruhe that seinen angestrengten Gliedern wohl. Ein Gefühl der Behaglichkeit beschlich ihn. Langsam schlossen sich seine schmalgeschlitzten Augen, wonnige Bilder gaukelten vor seinem inneren Sinne, sein Kopf neigte sich tiefer und tiefer nach vorn, und mit dem Hauche „Conrade" auf den Lippen nickte er ein.

„Holla, Gutgesell, wach' auf!"

Der mehrfach wiederholte Ruf und die derbe Berührung seiner Schulter durch eine fremde Hand erweckte ihn. Wie betäubt starrte er den Aeltermann Hans Danewitz an.

„Bist Du der Bote, der den Brief aus Bötzow an den Rath in Berlin überbracht hat?"

Die Frage klang bestimmt, aber nicht gerade unfreundlich Der Aeltermann mußte den durchgebrannten Wächter des Lichtenberger Thurmes nicht wiedererkennen. Diese Ver-

muthung gab dem Ueberraschten seine Sicherheit wieder. Er sprang in die Höhe und bejahte mit fester Stimme die Frage.

„Ist's auch wahr, was in dem Briefe steht?"

„Gewiß, günstiger Herr, wie sollte es nicht wahr sein? Die Conrade ist meine Base, habe ihr etwas mitzutheilen ."

„Laß die Verstellung! Wir sind unter uns. Hast Du's mit eigenen Augen gesehen, daß Gerke Suteminne den geächteten Dietrich nach Neumühl geschafft hat? Rede!"

„Gerke — Suteminne? den — geächteten Dietrich? Er — hat — ihn bergen helfen? Und das — stand in dem Briefe?"

„Gieb Dein einfältiges Versteckspielen auf! Ich bin der Aeltermann Danewitz und habe Deinen Zettel gelesen. Du hast mir und vielleicht auch dem Burggrafen einen großen Dienst erwiesen. Hier nimm und erkenne, daß ich nicht undankbar bin!" Er drückte ihm ein paar schwere Silbermünzen in die Hand. „Aber nun berichte auch, wo weilt der Gerke?"

Die furchtbare Ahnung, daß er schmählich getäuscht und gemißbraucht worden war, stieg in der einfältigen Seele des Knechtes auf.

„Oh, diese gottverfluchte Hexe!" stieß er wüthend hervor.

„Kerl, bist Du toll? oder hast Du zu viel getrunken? Wo der Gerke ist, sollst Du mir sagen."

„Ja so! Gerke Suteminne? Ha, ha! Der ist in Bötzow beim Ritter Werner." Das konnte er ja eingestehen, daß es aber gerade der Aeltermann Danewitz war, dem er es eingestand — oh, es war, um den Verstand zu verlieren. Heiser und höhnisch lachte er auf: „Glaubt Ihr nicht, weiser Herr? Gehet hin und sehet selber nach, Ihr werdet ihn finden."

„Die Schergen des Burggrafen werden ihn finden. Der Verräther wird seiner Strafe nicht entgehen! und auch der Ritter Werner mag sich wahren . . . Kerl, was lachst Du

denn? Willst Du hinter der grinsenden Geberde Dein wahres Angesicht verstecken? Gottes Blut! jetzt erkenne ich Dich. Du bist ja Bolle, der einst als Wächter im Spandower Thore gesessen hat."

Bolles Hand fuhr nach dem Schwerte. Hier draußen, allein mit dem glotzäugigen Rathmann, brauchte er sich nicht zu fürchten, wenn er ihn hier kalt machte, konnte er sich auf seine Schecke schwingen und ungehindert das Weite suchen.

„Laß Dein Eisen stecken, Du Narr!" sagte gelassen der Andere, „Dein böses Gewissen verführt Dich, an Gefahren zu glauben, wo es keine giebt. Deine Flucht soll Dir verziehen sein, weil Du Dich durch die Angabe des Verräthers verdient gemacht hast. Willst Du wieder in der Stadt Dienste treten? Die Stelle eines Marktmeisters ist frei .."

„Danke, weiser Herr, ich habe meinen Unterschlupf gefunden?"

„Desto besser. Wessen Brot ißt Du denn?"

„Bin Knecht bei . . ., einem Magdeburger Krämer, der gerade in Bötzow weilt . . ."

„Und da hast Du den Gerke gesehen? Ist's denn auch ganz sicher, daß der Andere der Dietrich war?"

Darauf freilich konnte der Gefragte nicht schwören. Um aber so bald als möglich von dem wißbegierigen Aeltermann loszukommen, betheuerte er ohne Zögern:

„So gewiß, als Ihr Eurer Mutter Sohn seid! Wer kennt den Dietrich von Quitzow nicht? Zur Nachtzeit ist er bei mir vorbeigeritten, aber an seiner Stimme hörte ich gleich, daß er's war."

„Und er haust in Neumühl?"

„Freilich; in Neumühl haust er, einem Schlosse des Herrn von Holtzendorff." Bolle würde jeden anderen Ort mit gleicher Sicherheit bestätigt haben.

„Du bist ein schlauer Bursch," sagte anerkennend Hans Danewitz. „Die Mär von der Jungfer, die Du erwartest, war gut erfunden; der Thorhüter brauchte die Wichtigkeit

Deines Briefes nicht zu ahnen. Hast Du hier gewartet, weil Du annahmst, der Rath würde sich Dir erkenntlich erweisen?"

Oh, dieser niedrig-pfiffige Gewandschneider! Welche Treulosigkeit, welche geldgierige Tücke setzte er bei einem Christenmenschen voraus! So dachte heimlich der empörte Knecht, laut aber sagte er und fast erstickte er an der Nothlüge:

„Ich wußte, daß die Berliner Rathmannen dem Ueberbringer einer erwünschten Nachricht das Botengeld nicht schuldig bleiben."

Geschmeichelt nickte der Andere:

„Du kennst uns. Doch warum kamst Du nicht selbst hinein, es Dir zu holen?"

Bolle machte ein verschmitztes Gesicht und kniff die kleinen Augen zusammen.

„Weiser Herr, ich traute dem Frieden nicht . . ."

„Ha, ha!" lachte der Aeltermann, „Du bist ein vorsichtiger Fuchs. Nun, ich werde Dir's nicht vergessen. Bleibe auch ferner mein Freund! Ich habe das Mittel, meinen Freunden zu vergelten." Er schlug prahlerisch mit der flachen Hand auf die volle Gürteltasche.

„Der Teufel ist Dein Freund, Du hundsföttischer, heimtückischer Ellenritter!" grollte Bolle dem vergnügt Davongehenden hinterher. „Ob ich dem Schufte nicht nachlaufe und ihm den Hals umdrehe? Halt, Bolle, keine Dummheiten! Erst gilt es, meinen Herrn zu retten. Den Schelm treffe ich schon einmal wieder, dann will ich ihm für jeden Scherf dieses Judaslohnes einen Messerstich versetzen! Er spuckte auf die Münzen, die er in der offenen Hand hielt. Das Geld brennt mich wie feurige Kohlen; doch ich will's nicht fortwerfen, es soll dem Jürgenspitale in Tangermünde zu Gute kommen."

Die Schecke hatte nach der schlimmen Nacht einen nicht minder schlimmen Tag. Bolle jagte, als gälte es sein Leben, den Weg nach Bötzow zurück. Gegen Abend glommen ihm die spärlichen Lichter des Burgfleckens entgegen. Er strebte aber nicht unmittelbar auf sein Ziel los, sondern

machte einen Umweg durch die Germendorfer Haide. Vor Ursels Feldhütte schwang er sich aus dem Sattel und stürzte nach der Thürklinke, die Schecke ließ er unangebunden stehen, sie hatte vorläufig genug und würde nicht fortlaufen.

Wer an jenem Abend am Fensterladen der Feldhütte gelauscht hätte, der würde einen heftigen Wortwechsel, eine von Ausflüchten aller Art unterbrochene Fluth von Schimpfwörtern und Verwünschungen vernommen haben. Zuletzt wurde eine schallender Klatsch hörbar, wie ihn der Schlag einer kräftigen Manneshand auf eine ungeschützte Wange hervorbringt. Dann schoß der athemlose Knecht wieder in's Freie und sich der Zügel seines Pferdes bemächtigend, rief er der hinter ihm her wetternden Frau die Worte zu:

„Du missethätige Vettel! Der Meister Barsch hat viel zu wenig an Dir gethan, als er Dir des Königs Malter auf dein Otternfell zahlte; verbrennen hätte er Dich sollen mit Haut und Haar! Ja, hebe nur Deine knochendürren Hände hoch! Deine Hexenkünste fürchte ich nicht so viel! Mit Deinem eigenen Alraun wehre ich mich gegen Deine teuflischen Beschwörungen." Er hielt der Keifenden, die sich die geschwollene Backe rieb, die zauberkräftige Wurzel entgegen: „Dies nehme ich mit mir; es soll mir gute Dienste leisten gegen Deine Bosheit. Fort, Du räudiges Vieh Du!" Der letzte Ausruf galt dem zottigen Hunde, der nach Bolles Beinen geschnappt hatte, jetzt aber heulend und mit eingeklemmtem Schwanze unter Ursels Fuchspelz flüchtete, da ihn der derbe Stiefel des Knechtes in die Seite getroffen hatte.

Noch aus dem Sattel fluchte der Angeführte:

„Daß Dir die Pest in's klappernde Bein fahre, Du verrätherisches Scheusal! Läufst Du mir noch einmal über den Weg, so vergesse ich, daß Du ein Weib bist, und zertrete Dich wie einen giftigen Wurm!"

Er spornte sein müdes Pferd und stürmte durch die Finsterniß dem Schlosse Bötzow entgegen. Mutter Ursel verriegelte die Thür, trotz des dumpfen Schmerzes in ihrer Wange grinste sie in schadenfroher Genugthuung. Sie

trippelte an den Herd, zog aus der Gluth einen Topf zurück, goß ein paar Tropfen seines stinkenden Inhalts in eine Schale und, nachdem sie die Flüssigkeit pustend gekühlt hatte, rieb sie sich mit derselben die Wange ein. Dann nickte sie vergnügt mit dem häßlichen Kopfe und kicherte:

„Er wird an mich denken, hi, hi, hi! er wird an mich denken!"

Im Thor des Bötzower Schlosses warf Bolle einem Werner'schen Knechte die Zügel zu. Ohne sich melden zu lassen, stapfte er quer über den Hof und platzte in die Halle hinein, in welcher der Ritter und sein Gast bei einem Kruge Bernower Bieres saßen.

„Wir müssen fort, günstiger Herr! fort! auf der Stelle! Die Schergen des Burggrafen suchen Euch! Lasset Euer Pferd satteln!"

Bestürzt fuhr Gerke auf:

„Was giebt es denn?"

„Ihr seid verrathen. Der Burggraf weiß, daß Herr Dietrich in Neumühl gehaust wird. Auch Ihr, edler Herr Werner, sichert Euch!"

„Alle Teufel!" rief der Ritter, „wie erfuhrest Du denn . . .?"

„Mit solchen Fragen laßt uns keine Zeit verlieren! Habe heute Nachmittag einen Proberitt gemacht, um zu sehen, ob mein Bein wieder im Stande ist . . . Gott sei Dank! der Schaden ist wieder geheilt . . . da begegnete ich Wanderern, die aus dem Berlin kamen; sie erzählten mir, daß der Burggraf den Aufenthalt des Geächteten kenne; Gerke Sutemine und der Ritter von Holtzendorff hätten ihn versteckt. Mehr wollte ich gar nicht wissen; ich bin geritten, was das Riemzeug hielt, und — hier bin ich."

Gerke hatte zuerst die Fassung wiedergewonnen.

„Ihr müßt sofort Herrn Dietrich aus Neumühl entfernen," wandte er sich an seinen Wirth. „Ich verlasse Euch und kehre nach Tangermünde zurück; meine längere Anwesenheit hier könnte Euch nur von Nachtheil sein. Die

Heiligen mögen Alles zum Besten lenken! Lebt wohl, edler Herr!"

Gleichzeitig mit Gerke und Bolle verließ der Ritter Werner das Schloß. Während der Letztere nach Neumühl jagte, um den bedrohten Freund auf irgend eine Weise in Sicherheit zu bringen, ritten die beiden Andern in ruhigem Schritt in die Germendorfer Haide.

„Wie kamst Du auf den Weg nach Berlin? fragte Gerke den ungewöhnlich schweigsamen Knecht.

Dieser rang mit sich selbst; endlich stieß er gewaltsam hervor:

„Herr, ich will Euch nichts verhehlen. Das ganze Unglück kommt von einem Frauenzimmer — nein! richtiger von zweien; von der hübschen Conrade und von der treulosen alten Hexe, die mich verpflegt hat, damit ich, Esel, ihren verfluchten Plänen dienen sollte." Und er erzählte, wie es ihm ergangen war. „Werdet Ihr mich nun zum Teufel jagen, günstiger Herr," beschloß er kläglich seine Beichte, „weil ich unwissentlich Euer Unheil befördern half? Ach, beim heiligen Steffen! ich kann ja nichts dafür; ich bin unschuldig wie ein neugeborenes Kindlein!"

„Du unüberlegter Tropf!" sagte strafend der Riese. „Wann wirst Du endlich von den Frauenzimmern lassen? Du siehst, sie sind Dein Verderben."

„Ach, Herr," stammelte Bolle mit zitternder Stimme, „wessen Verderben sind sie denn nicht? Haben nicht auch Euch zwei schöne Augen des Lebens Mai zerstört? Ich glaube nimmer, daß der liebe Gott die Eva erschaffen hat, nur der Adam ist aus seiner Hand hervorgegangen, die Eva hat der Teufel dazu gemacht, damit sie dem Manne und seiner Tugend Fallstricke legte . . ." Vor Schluchzen konnte er nicht weiter reden.

„Du wirst doch nicht weinen, wie ein altes Weib? Deine frevelnden Zweifel beichte dem ehrwürdigen Herrn Helmreich, wenn wir daheim sind; er wird Dich lossprechen von deinen Sünden. Und jetzt sei ein Mann und laß das

Jammern! Geschehenes ist nicht zu ändern. Vielleicht hat der Burggraf Wichtigeres zu thun, als an mich zu denken. Aber die Ursel . . . ich muß sie doch noch sprechen."

Er bog links vom Germendorfer Pfade ab. Erleichtert ritt der Knecht hinterdrein und pries im Stillen die Güte und Nachsicht seines Brotherrn, der ihn nur einen Tropf gescholten hatte und nicht mehr grollte. Bald war die Feldhütte erreicht, und die Bewohnerin derselben öffnete auf Gerkes fortgesetztes Anklopfen den Fensterladen.

„Ursula Kölre," sagte der sich tief vom Pferde herab Neigende, und aus seiner vorwurfsvollen Stimme zitterte inniges Mitgefühl, „Eure Untreue hat nur dem Aeltermann Hans Danewitz genützt. Ihm habt Ihr die Waffe wider mich in die Hand gespielt und er war es, der Euch wie eine ehrlose Dirne einst am Kaak auspeitschen ließ!"

Mit weit geöffneten Augen starrte die Frau den Sprecher an. An den Aeltermann hatte sie bei ihrem schnellen Thun nicht gedacht. Sie biß die spärlichen Reste ihrer Oberkieferzähne in die Unterlippe, der Schreck lähmte ihr die Kniee, ein schreiähnlicher Athemzug hob und senkte ihre Brust.

Mißbilligend fuhr Gerke fort:

„Ihr nennt mich immer Euren Sohn, ist das die Liebe einer Mutter? Und welchen Dank habt Ihr Eurem edlen Herrn und Beschützer, dem Ritter Werner, bereitet! Er ist der Herr des Schlosses, in welchem der Flüchtling Obdach fand; an ihn allein wird sich der Burggraf halten, ihn wird die Rache des beleidigten Fürsten treffen. Frau Ursel, das war nicht schön von Euch!"

Die dichten Nebel im Hirn des Weibes lichteten sich, ein Strahl der Erkenntniß drang plötzlich in ihre geistige Nacht. Dumpf stöhnte sie auf wie ein von der Schärfe des Beiles getroffenes Schlachtthier. Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht und taumelte nach ihrem Lager, auf dem sie vernichtet zusammenbrach.

Gerke schaute ihr betroffen nach.

„Mutter Ursel;“ suchte er schnell zu trösten, „Gott und unser Herr Werner werden Euch vergeben, wie ich Euch vergebe von ganzem Herzen. Ihr wußtet ja nicht, was Ihr thatet. Ich muß leider fort, um mich in Sicherheit zu bringen; folget mir nach! Ich will Euch hegen und pflegen, wie Ihr mich einst gehegt und gepflegt habt.“

Ursel schluchzte nur.

Die Zeit drängte. Gerke winkte dem Knechte und ritt mit ihm bewegt davon.

„Ich glaube, der Teufel hat sie geholt,“ brummte Bolle nicht ohne Genugthuung, seine Blicke gingen scheu und ängstlich in die Runde.

„Schweig!“ fuhr ihn Gerke heftig an. „Was verstehst Du von den Qualen dieser Unglücklichen? Sie leidet an demselben Uebel, das Dich befallen: die Liebe macht sie unzurechnungsfähig.“

Bolle schüttelte ungläubig den Kopf, aus seinem Herrn konnte er heut nicht klug werden.

Als die Reiter Kremmen erreichten und sich in dem kleinen Orte nach einer Nachtherberge umsahen, lag Ursel noch immer auf ihrem Lager, durch das offene Fenster strich die Nachtluft über sie hin. Endlich kehrte ihr ein dämmerndes Bewußtsein zurück; es kam ihr vor, als ob warmes Wasser über ihr Angesicht flösse. Sollte sie im Traume geweint haben? Nein, es war die heiße Zunge ihres Hundes, die sie beleckt und ermuntert hatte.

Schwerfällig erhob sie sich. Der Strahl der Erkenntniß in ihrem Hirn war schon wieder erloschen; unheimlich starrte sie in's Herdfeuer. Ein Gefühl völliger Gleichgiltigkeit hatte sich ihrer bemächtigt, der Gleichgiltigkeit gegen ihr eignes Geschick. Doch plötzlich fuhr sie mit jähem Griffe nach der Katze, die sich am Herde wärmte. Das Behagen des Thieres schien sie zu ärgern. Sie packte es am Felle schwang es ein paar Mal hin und her und schleuderte es erbarmungslos in die Gluth. Wild und fauchend stob es aus den funkensprühenden Kohlen wieder heraus, nur einen,

Augenblick war es von den Flammen angehaucht worden, aber dieser Augenblick hatte genügt, ihm Fell und Pfoten arg zu versengen. Ein durchdringender Klageschrei . . . ein Sprung durchs Fenster . . . und es war verschwunden.

Ursel stieß ein hartes, heiseres Lachen aus.

„Willst Du ihr nach, Zottel?“ fragte sie den Hund und streckte die Hand nach ihm aus.

Der Hund schien zu ahnen, was die Irre vorhatte. Zähnefletschend knurrte er; er war bereit, es auf einen Kampf mit seiner eigenen Herrin ankommen zu lassen.

„Du willst nicht? Gut, mein Thier . . . Du wirst schon Versengeld zahlen, hi, hi!“

Sie trippelte nach der Kammer. Dort nahm sie einen Spaten und grub ein Holzkästchen aus der Erde aus. Dem Kästchen entnahm sie ein blitzendes Geschmeide, das sie mit den weißen Strähnen ihres Haares zu einem Zopfe zusammenflocht. Den Zopf steckte sie zu einem Wulst zusammen und barg ihn unter dem rothen, verräucherten Kopftuch, dessen Enden sie unter dem spitzen Kinn zu einem Knoten verschlang.

In die Stube zurückgekehrt, stieß sie die Kohlengluth nach der äußersten Ecke des Herdes zurück. Vorn auf die Herdplatte aber häufte sie das Stroh ihres Lagers und darauf die hölzernen Schemel und den wackligen Tisch. Auch die Kleidungsstücke, die sie nicht am Leibe trug, stopfte sie in die Zwischenräume der aufgestapelten Geräthe. Dann ergriff sie ihren Haselstock, scharrte mit demselben den Brand näher an das Stroh und als das Stroh Feuer fing, schritt sie grinsend aus der Hütte nach dem Stalle. Dort band sie ihre Kuh los und jagte sie in's Freie,

„Sieh zu ob Dich die Wölfe fressen!“

Schon stand die Hütte in lichten Flammen. Noch einmal kehrte sie zu derselben zurück, riß trotz des erstickenden Qualms ein prasselndes Scheit aus der Gluth und trug es nach dem Stalle, wo sie es in's trockene Heu warf. Dann wandte sie sich, Beschwörungen murmelnd, dem Dunkel

des Waldes zu. Ab und zu blieb sie stehen und blickte zurück, der rothe Feuerschein, der zwischen den Stämmen hindurchleuchtete, belehrte sie, daß das Werk der Zerstörung in vollem Gange war.

„So soll auch das Haus des Berliner Schuftes brennen! Hüte Dich, Hans Danewitz!“ Die leisen Worte klangen wie das Zischen einer Schlange. Sie hob die geballte Faust und schüttelte sie in der Richtung gegen die Spreestadt.

Ein Winseln zu ihren Füßen lenkte ihren Blick niederwärts.

„Irrt da ein Geist am Boden? Ah! mein Hund! Siehst Du Zottel es ist Dir in der Hütte zu warm geworden! Na, komm' nur mit, Gesell! Bist treuer und anhänglicher als das ganze Menschenpack!“

Neuntes Capitel.

Die hohe Zeit der Sommersonnenwende ist vor der Thür, und der Morgenglanz, der rosig über der Elbestadt Tangermünde heraufdämmert, weckt die schlummernden Blüthen in den Hausgärtchen zu frischem Duften und Leuchten, und die traumumfangenen Kehlen der gefiederten Sänger zu neuen schmetternden Liedern.

Auch eine liebliche Menschenblume hat das Frühroth wach geküßt: schön Mechthild steht, noch ehe die Sonne durch's Fenster blickt, in ihrem Kämmerlein und strählt ihr reiches, seidenes Goldhaar. Jede Bewegung ihrer schöngerundeten Arme gleicht einer fließenden Welle; ihr liebes, noch immer schelmisches Antlitz hält sie über die Waschschüssel geneigt, deren zitternde Wasserfläche ihr zum unsicheren Spiegel dienen muß. Nach schnell vollbrachtem Werke des Ankleidens kreuzt sie sich noch einmal vor dem Bilde der Gottesmutter, das über dem Bette hängt, dann huscht sie, leicht und schimmernd, wie eine Eidechse, in's Nachbarstübchen und mit einem silberhellen: „Guten Morgen, lieb Mütterlein!" grüßt sie die dort schon am Rocken spinnende Hausfrau. Der Blick, mit dem sie ihren Gruß begleitet, enthält eine stumme Frage; Reinhilde hatte sie sofort verstanden, und der tanzenden Spindel Ruhe gönnend, seufzt sie:

„Er war noch nicht hier, mein Kind."

„Dann ist er schon fort nach dem Schlosse."

„Ich glaube es nicht. Ach, wenn doch dieser Sommer erst vorüber wäre! Sonst war es unsere liebste Zeit, zumal wenn er uns frühzeitig zurückkehrte. Und diesmal . . . ? Er ist wie ausgetauscht!“

„Grämt Euch nicht, Frau Mutter! Auch dies wird vorübergehen. Ihn verzehrt die Unruhe um den Freund, und wir sorgen uns um ihn selbst, der keine Furcht kennt und nur an Andere denkt.“

Die Flurthür bewegt sich.

Gerke tritt, zum Ausgehen gerüstet, in die Stube.

Aufathmend blickt die Mutter nach dem Sohne; sie freut sich, daß er die Abgeschiedenheit, zu der er sich in den letzten Monden verurtheilt hat, heut aufgeben will. Die Sorge, die ihm seit jenem Heimritt im Februar am Herzen frißt, hat auf seinem Antlitz deutliche Spuren zurückgelassen. Sein sonst so keckes, offenes Auge ist verschleiert; zwischen den Brauen haben sich finstere Falten eingenistet; seine hohe Stirn ist noch höher geworden, das dieselbe beschattende Gelock hat sich gelichtet.

Es ist eine stille gedrückte Zeit im Hause zum Liebesgott gewesen. Die Nachricht vom Falle des Schlosses Plaue, von dem völligen und bedingungslosen Siege des Burggrafen über seine adeligen Widersacher war bald nach Fastnacht von Ort zu Ort geflogen und hatte Gerkes Osterfreude gar wesentlich gedämpft. Nun lagen die Quitzows im Staube; Dietrich irrte als Flüchtling im Elende; der gefangene Hans hatte in der Plauer Kirche im Stock gesessen, die Mauern seines Schlosses waren vom heißen Odem der „faulen Grete“ umgeblasen worden. Auch Wichard von Rochow, der jugendliche Freund der Quitzows, hatte im Bußgewande und mit dem hänfenen Strick um den Hals vor Friedrich gestanden; der großmüthige Sieger hatte ihm freien Abzug bewilligt, sein Schloß Golzow aber eingezogen. In der zweiten Woche des März war der Burggraf, der vor Plaue, Golzow und Beuten tapfer mitgefochten hatte, in Tangermünd gewesen, um auch den altmärkischen Adel zur

Anerkennung der neuen Gewalt zu zwingen. Gerke hatte ihn vom Fenster seines Stübchens aus mit getheilten Empfindungen einreiten sehen.

Nicht daß er ihm den Sieg mißgönnt hätte; eine Ahnung sagte ihm, daß dieser Nürnberger der gewaltige Drachentödter war, von dem er einst geträumt hatte, und rückhaltslos hätte er sich der glänzenden Erfolge desselben freuen können, wenn nur nicht sein Freund Werner bedroht und er selbst ein Mitgenosse Werners bei der Hausung des geächteten Dietrich gewesen wäre.

Wie krampfhaft hatte sich sein Herz zusammengezogen, als man sich um die Osterzeit erzählte, Herr Friedrich habe gleich nach seiner Rückkehr nach Berlin die Klage wider Werner, seinen gehuldigten und geschworenen Mann und Diener, wegen gebrochener Lehnstreue erhoben. Das Lehnsgericht hatte die Vorladung zum letzten Tage des April in Spandow verfügt, damit er sich nach Lehnsrecht vor dem Kläger verantworten sollte. Der Name Gerkes war in der Klage gar nicht erwähnt worden. Achtete ihn der Burggraf für zu gering, um ihn überhaupt einer Verfolgung zu würdigen?

Im Schneckenschritt waren die Tage des Aprilmondes vorübergegangen; für den Harrenden haben die Stunden Bleigewichte an den Füßen. Gerke hatte sich mit seinen Schmelztiegeln zu schaffen gemacht und, während er zerstreut der Herstellung der rothen Tinctur oblag, doch immer nur an Werner und dessen Schicksal gedacht. Würde sich der Ritter stellen? Würde es ihm möglich sein, sich zu verantworten? Würde ihm der Burggraf Gnade und Verzeihung gewähren?

In den ersten Maitagen verbreitete sich die Nachricht, daß Friedrich in Spandow vergeblich des Angeklagten gewartet hätte, und daß dieser zum zweiten Male und zwar nach Berlin um die Mitte des Mai geladen wäre. Dem Riesen klopfte das Herz. Würde der arme Werner wegen

seiner Treue, die er dem Freunde und Waffengefährten auch im Unglück gewährt hatte, wirklich verdammt werden?

Auch in Berlin hatte sich der Vorgeladene nicht gestellt, und heute, am Tage des heiligen Antonius von Padua, sollte hier in Tangermünde ein drittes und letztes Mal die Bank gehegt und über den Ritter von Holtzendorff, er mochte nun erscheinen oder nicht, das Urtheil nach Lehnsrecht geschöpft werden. Gerke hatte eine schlaflose Nacht gehabt. Daß seine eigenen Hoffnungen schmählich gescheitert waren, daran hatte er gar nicht denken mögen. Der Burggraf war bei seinem ersten Einzug in Berlin gar huldvoll gegen ihn gewesen, oft hatte dem Liebenden die leise Hoffnung geschmeichelt, der Fürst würde ihm dereinst vielleicht behilflich sein, den starren Sinn des Aeltermanns zu brechen und ihn zu einer Freigabe von Cordulas Hand zu bestimmen. Jetzt, da er dem Burggrafen als ein ungehorsamer Gegner bezeichnet war, durfte er auf solche Förderung nicht mehr rechnen; er mußte froh sein, wenn er von der Rache des beleidigten Fürsten verschont blieb. Aber nicht dieser bedrohliche Umschwung der eigenen Verhältnisse hatte ihm die Ruhe geraubt; das Bild des gefährdeten Freundes war es gewesen, das den Schlaf von seinem Lager scheuchte.

„Ich gehe aus, Frau Mutter und kehre spät erst heim!“

„Ohne Frühstück, Gerke? Du mußt doch erst ein paar Löffel Suppe . . .“

„Danke, danke. Hört ihr die Glocke? Ich habe keine Zeit mehr.“

Er nickte der Mutter und der Pflegeschwester zu und eilte davon.

Frau Reinhilde seufzte.

„Wenn ihm nur selbst nichts Schlimmes widerfährt! Ach, Mechthild, wie soll das enden?“

„Vertrauet den Heiligen und der Kraft unserer Bitten! Jetzt bange ich mich nicht mehr um ihn. Wenn ihm der Burggraf übel wollte, er hätte ihn schon im Winter, als er

hier war, zur Verantwortung gezogen. Entschlaget Euch aller Sorgen, lieb Mütterlein!"

Reinhilde nahm die Hand der Pflegetochter und hielt sie zärtlich gegen ihre Wange.

„Du bist die Stütze meiner alten Tage. Immer bist Du guten Muthes und spendest Trost meinem bekümmerten Herzen."

Draußen tönten wieder die Klänge der Glocke, die das Volk nach der Dingstätte rief.

In der Vorstadt Hünerdorf, unmittelbar vor dem Thore des vom Kaiser Karl erbauten Schlosses, waren Pfähle in weitem Kreise in den Erdboden getrieben, und zwischen diesen Pfählen waren Schnüre gespannt, um den Raum für das Lehnsgericht zu hegen. Jedes öffentliche Rechtsverfahren war der Menge etwas Heiliges; zu seinem Schutze war keine bewaffnete Macht erforderlich; die dünnen Schnüre genügten, um dem Gericht Frieden und Sicherheit zu gewähren.

Gerke war einer der ersten, die auf der Dingstätte eintrafen. Die linke Hand auf den Schwertgriff, die rechte auf den hölzernen Pfahl gestützt, an dem er sich aufgestellt hatte, sah er die schildgeborenen Schöppen in den gehegten Raum eintreten. Ein Theil der Herren war ihm wohlbekannt. Die beiden Alvensleben, Gebhard von Ludolf, schritten finster blickend zu den Bänken, die auf den beiden Langseiten des Schöppentisches aufgestellt waren. Der hohe Günzel von Bartensleben stapfte würdig herein und grüßte die Bankgenossen mit stummem Nicken. Dann kam Nymand von Löben, Albrecht von Buste, Dietrich von Rinntorf. Ein Jeder verneigte sich vor den schon Anwesenden; manche drückten einander flüchtig die Hände. Wieder theilte sich der „Umstand", der immer zahlreicher wurde, und ließ den kühnen Ritter Henning von Bismarck durch, der, groß und schwer, mit festem wuchtigem Schritt den Platz betrat und die durchdringenden Augen unter den buschigen zusammengezogenen Brauen stolz in die Runde gehen ließ. Ein Itzenplitz, ein Neunkirchen und noch zwei dem Riesen Unbekannte folgten

nach. Da kam auch Hans von Torgau, dem der Burggraf das Amt des Richters in dem Felonieproceß übertragen hatte. Er begab sich nach der schmalen Seite des Tisches, wo ein Stuhl mit zwei vergoldeten Knöpfen unter einem, an einer Lanze aufgehängtem Schilde stand, überblickte die Versammlung, fand, daß sie vollzählig war und winkte mit der Hand.

Geräuschlos nahmen Alle Platz, kein Waffenklirren wurde hörbar; Richter und Schöppen mußten ohne Schwert ihres Amtes walten. Die Sonne war heraufgestiegen und warf ihren goldenen Schimmer über die unbedeckten Köpfe der in Mäntel gehüllten Gestalten. Herr Hans von Torgau ergriff mit der bloßen Hand — denn auch das Tragen von Handschuhen war auf der Dingstätte verboten — den weißen Stab, der vor ihm auf dem Tische lag, und hielt ihn aufrecht zum Zeichen, daß die Bank nach Lehnsrecht gespannt war.

„Ist es Zeit," so fragte er, meinem Herrn ein Lehnsgericht zu halten?"

Zwei Schöppen standen auf, blickten nach der Sonne und erklärten, daß der Ritter Macht hätte, ein rechtes öffentliches Lehnsgericht zu hegen und zu spannen.

„Ist der Stuhl zur Hege genug besetzt?" fragte wieder der Richter.

Nachdem auch diese Frage bejaht war, schlug er mit dem Stabe auf den Tisch und verkündete:

„So gebiete ich Stille, Bann und Frieden, daß Jeder schweige und sich aller Scheltworte enthalte. Niemand gehe aus dem Gericht oder in das Gericht, er habe denn Urlaub; Niemand falle einem Anderen in's Wort; Niemand besetze ohne Erlaubniß eines Anderen Stelle. Ich verbiete Zwietracht und was das Gericht kränken kann; ich verbiete, Hand und Mund; ich verbiete Alles, was ich verbieten soll und gewähre Alles, was ich gewähren soll, hin und her zum ersten, zweiten und dritten Male."

Der Gerichtsfrieden war gewirkt. Die Schranke nach dem Schlosse zu öffnete sich: der Burggraf und sein „Vorsprech“ erhielten Einlaß.

Der „schönste Mann seiner Zeit“ trat an die freie vierte Seite des Tisches, so daß er der aufgehenden Sonne den Rücken und dem Richter das Antlitz zukehrte. Das Ebenmaß seiner hoheitvollen Gestalt, der Stolz und die Milde seiner edlen Züge, der leuchtende Glanz seiner klaren, offenen, blauen Augen machten auf Richter und Schöppen einen zur Ehrfurcht zwingenden Eindruck. Ein „Ah!“ des Staunens wurde im Kreise des „Umstandes“ laut. Der Fürst schüttelte leicht seine röthlich schimmernden Locken, die ihm bis auf die Schultern fielen, strich mit der weißen, kräftigen Hand über den lang herabhängenden, getheilten Kinnbart und winkte seinen Vorsprech neben sich.

Dieser öffnete ein Pergament, verneigte sich und nahm die Urkunde vor, die das Lehnsgericht auf dem letzten Dingtage in Berlin für den Kläger ausgestellt hatte. Darauf fragte der Richter, ob Werner von Holtzendorff auf heute von Lehnsgerichtes wegen ordentlich vorgeladen wäre.

Zwei Schöppen, Werner Dermo und Raben Neunkirchen, erhoben sich und erklärten, daß sie die Boten gewesen wären, die unter Ausweis des Gerichtsbriefes dem Verklagten redlichen Bescheid ertheilt hätten.

Der Vorsprech wandte sich gegen die Boten:

„Ich danke Euch, stolze Herren. So will ich der Hilferede Werners warten; aber ich frage das Gericht, wessen ich warten soll, wenn er nicht erscheint?“

Der Richter wiederholte die Frage an die Schöppen, und diese entschieden, daß Werner von Holtzendorff vorerst zu dreien Malen an drei verschiedenen Orten aufgerufen werden sollte, seine Hilferede zu thun.

Der Frohnbote rief den Namen des Verklagten gen Norden; aber keine Antwort wurde vernommen. Da der Aufruf nach anderthalb Stunden gen Osten, und nach abermals anderthalb Stunden gen Süden wiederholt werden sollte,

auch der Spruch des Lehngerichtes vor dem Niedergang der Sonne nicht gefällt werden durfte, so stand jetzt eine gar lange Zeit müßigen Wartens bevor.

Der Burggraf zog sich aus den Schranken wieder in sein Schloß zurück. Richter und Schöppen mußten aber versammelt bleiben und durften den gehegten Raum vor Verkündigung des Urtheils nicht verlassen. Deshalb erschienen bald darauf fürstliche Diener, die den Versammelten ein Mahl auftrugen, das unter freiem Himmel verzehrt wurde. Das umstehende Volk hätte nun ebenfalls den Platz räumen und erst gegen Abend wiederkommen können; die Schaulust der guten Leute war aber so groß, daß sie unermüdlich ausharrten und nur gelegentlich in die Taschen langten, um sich an den mitgebrachten Lebensmitteln zu stärken. Auch Gerke blieb an seinem Pfahle stehen und suchte aus den Geberden der bei ihrem Mahle plaudernden Schöppen das seinem Freunde bevorstehende Urtheil zu errathen. Als die ritterlichen Herren aber immer zwangloser dem Biere zusprachen, das ihnen nach der Mahlzeit vorgesetzt worden war, da machte er eine ungeduldige Bewegung und trat beklemmten Herzens den Heimweg an.

„Werner von Holtzendorff!“ tönte gerade die langgezogene Stimme des Frohnboten auf der Ostseite der Dingstätte, „ich heische Dich, Deine Hilferede zu thun im Lehnsgerichte.“

„Ach, wenn er doch käme!“ dachte Gerke, der im schmalen Mittagsschatten der Häuser langsam dahinwandelte; „der Burggraf würde ihn sicher wieder zu Gnaden annehmen. Wie stattlich der hochgeborene Fürst aussah! Aus seinem Antlitz strahlte so viel Milde und Herzensgüte; gewiß würde er verzeihen; scheint er doch auch vergessen zu wollen, daß ich dabei war, als der Geächtete geborgen wurde. Wenn mir der hohe Herr wieder geneigt würde . . . ach, dann könnte mir und Cordula vielleicht die Stunde der Erlösung schlagen.“

Wortkarg und nachdenklich saß er mit seiner Mutter und Mechthild beim Mittagsmahle; nur auf das fortgesetzte

Zureden der Pflegeschwester gab er kurz Kunde von dem, was bisher auf der Dingstätte verhandelt worden war. Nach dem Essen flüchtete er sich in den Garten hinter dem Hause; seine gedrückte Stimmung machte ihm die Einsamkeit erwünscht.

Doch bald schlich ihm Mechthild nach; sie konnte ihn nicht leiden sehen und wollte seine Unruhe zu beschwichtigen und seinen Schmerz zu stillen suchen.

„Wenn Du mir auch grollst," sagte sie schmeichelnd, indem sie ihn neben sich auf die Bank in der Rosenlaube niederzog, „ich lasse mich nicht fortweisen, bevor ich nicht die häßlichen Falten hier geglättet habe."

Schalkhaft strich sie mit der kleinen feinen Hand über die Stirn. Der Riese ließ es sich gefallen.

„Siehst Du, jetzt bist Du schon wieder freundlicher. Warum quälst Du Dich um den Freund? Der Burggraf wird nicht wie jener übermüthige Bauer handeln, der das Wunder Christi nachahmen wollte."

„Was that der Bauer denn?"

„Das weißt Du nicht? Ei, so will ich Dir die Geschichte erzählen. 's ist eine Mär aus meiner elsässischen Heimat. Einst kam der Herr auf seiner Wanderung des Nachts in die Tenne eines Bauern, der betrübt sein letztes Korn ausdrosch, weil er am andern Morgen einem hartherzigen Gläubiger Zahlung leisten sollte. Der Herr erbarmte sich des Bauern und sagte: ‚Reich' mir Deine Laterne!' Der Bauer verwunderte sich, aber er gab sie dem Unbekannten. Dieser öffnete sie, nahm das brennende Licht heraus und hielt es unter die Garben: da quoll aus ihnen ein Strom goldgelber Körner, endlos rauschte der Strom, und die Tenne füllte sich bis zum Morgen mit einem Schatze köstlicher Frucht. Der Bauer zahlte seine Schuld und wurde wohlhabend. Mit seinem stetig wachsenden Reichthum stieg aber sein Uebermuth. In einer Nacht wollte er das Wunder des Herrn selbst verrichten. Er schlich mit seiner Laterne in die Scheune, nahm das brennende Licht heraus und hielt

es unter die Garben. Da fingen die Garben Feuer, die Scheune brannte und zündete das benachbarte Haus an. Ernte und Vieh gingen in den Flammen zu Grunde, und am andern Morgen saß der Bettler weinend vor der Asche seiner Habe*)."

„Und Du meinst . . ." hob Gerke an. Doch Mechthild unterbrach ihn:

„Ich meine, der Herr Burggraf wird sich an der Hilfe des Allmächtigen genug sein lassen, der ihm die Schlösser der Feinde eröffnet hat; es wird ihn nicht gelüsten, nun selbst den zürnenden Gott zu spielen und Männer zu zertreten, die nichts verbrachen, als daß sie ihren Freunden die Treue hielten."

Gerke ergriff die Hand des Mädchens und führte sie an seine Lippen.

„Du bist lieb und gut, Mechthild. Wenn Du an Stelle des Herrn von Torgau säßest, frohen Muthes wollte ich sein."

„Sei es! Du wirst sehen, daß sich Alles zum Besten wendet."

„Du holde Trösterin, habe Dank! Ich werde Dir's nie vergessen, daß Du in einer der bängsten Stunden meines Lebens mit so treuem Zuspruch bei mir ausgeharrt hast."

Er neigte sich über sie und küßte der Schauernden leise die Stirn.

Als er nach dem Hause zurückkehrte, saß Mechthild noch immer in der Rosenlaube. Ein Sturm von Glück und Zagen tobte in ihrer Brust; wie eine Blume der Sonne, so strebte ihr volles, sehnendes Herz dem heimlich Geliebten entgegen; aber fest preßte sie die Hand auf die wilden Schläge dieses Herzens; es durfte nicht durchgehen; sie ahnte, das Bild einer Todten stand ihren Wünschen noch immer im Wege. Seufzend lehnte sie sich zurück und, den Blick zum abendlich erglühenden Himmel erhebend, versank sie in schmerzlich-süßes Sinnen.

---

*) Nach Stöbers elsässischen Sagen.

. . . Gerke stand wieder an seinen Pfahl gelehnt und schaute auf die schildgeborenen Schöppen, deren übermäßig lange Schatten die sinkende Sonne in den Sand malte.

Der Burggraf und sein Vorsprech waren wieder an den Tisch getreten, und Hans von Torgau hatte den weißen Stab erhoben.

„Die Sonne neigt sich," begann der Vorsprech, „und Werner von Holtzendorff ist nicht erschienen. Darf mein hoher Herr an den Beklagten jetzt mit Urtheil zu Lehnrecht Anforderungen machen?"

Der Richter wiederholte die Frage an die Schöppen. Im Kreise des Umstandes war es so still geworden, daß man die Athemzüge der allgemeinen Erwartung hören konnte.

„Wir finden, daß er es wohl thun mag", klang die Antwort der Schöppen.

„So frage ich," fuhr der Vorsprech fort, „da Werner von Holtzendorff aus gehegter Bank nach Lehnrecht für untreu erfunden ist, mit was ist er verfallen um dieser Untreue willen gegen seinen Herrn?"

Die Schöppen besprachen sich unter einander, dann verkündeten sie feierlich und mit lauter Stimme:

„Werner von Holtzendorff ist verfallen aller Güter, die er von seinem Herrn hat."

Ein prasselndes Getöse machte die Bankgenossen nach dem Orte blicken, wo Gerke stand. Der Pfahl, auf den er sich stützte, war von seiner unwillig zuckenden Hand wie ein Stecken umgebrochen worden. Gleichzeitig aber erhob sich von allen Seiten ein beifälliges Murmeln: der Umstand „gab dem geschöpften Urtheil Folge."

Die Schöppen, die den Riesen erkannt hatten und das Zerbrechen der Schranke für einen Zufall hielten, wandten ihre Augen wieder dem Vorsprech zu, der nun die Frage stellte, wer seinem Herrn die betreffenden Güter zu überweisen hätte.

Das Gericht entschied, daß zween Mannen aus gehegter Bank dem Verurtheilten die Räumung der Güter anbefehlen und den Herrn Burggrafen in dieselben einweisen sollten, auch

dürfte Werner um seiner Untreue willen nichts aus denselben mit sich nehmen.

So war denn Bötzow und Neumühl verfallen, Werner von Holtzendorff ein Vertriebener, der Burggraf der alleinige Herr der Schlösser. Vor Gerkes Augen webte sich ein schwarzer Schleier; in seinen Ohren zischte und brauste das Blut. Nur undeutlich vernahm er noch des Richters Schlußworte:

„Ich wirke meinem Herrn den Frieden mit Fingern und mit Zungen. Ich wirke den Frieden von Gottes wegen, von wegen unseres gnädigen Herrn, des Burggrafen, und von Gerichtes wegen. Ich wirke den Frieden dem Richter auf dem Stuhl, den Schöppen auf der Bank und Allen, die zugegen sind und sich an Gleich und Recht genügen lassen. So aber einer wäre, der diesen Frieden brechen würde, dem soll man mitfahren, wie einem Friedensbrecher, es sei Frau oder Mann. — Das Lehnsgericht ist aufgesagt und aufgeschlagen!*)"

Der Herr von Torgau schlug mit dem Stabe auf den Tisch; die Schöppen erhoben sich und stürzten die Bänke hinter sich um. Laute Zurufe aus dem Umstande bekundeten, daß man dem Fürsten auch diesen Sieg von Herzen gönnte.

Friedrich verließ als Erster den gehegten Raum. Als er nicht fern von Gerke vorüberschritt, streifte er diesen mit einem fremden gleichgiltigen Blicke; doch dem Riesen kam es vor als ob hinter der angenommenen Gleichgiltigkeit ein anderer, nur mit Mühe zurückgehaltener Ausdruck lauerte. War es Geringschätzung? War es Zorn? Oder gar Verachtung? Vielleicht täuschte ihn nur sein eigenes, nicht ganz freies Gewissen. In gedrückter Stimmung wandelte er heim.

---

*) Nach v. Raumers „Cod. diplom. Brandenb. cont. T. 1." und v. Klödens „Die Mark Brandenburg unter Kaiser Carl IV."

Zehntes Capitel.

In der mit geglättetem Marmor und Alabaster und mit kostbaren Perlen und Edelsteinen ausgeschmückten Schloßcapelle kniete der Burggraf zur Seite seiner schönen Gemahlin. Es hatte Beide gedrängt, den Heiligen dafür zu danken, daß mit dem erwünschten Ausgange des Felonieprocesses der Kampf gegen die aufsässige havelländische Ritterschaft und die Befestigung der burggräflichen Macht in der Mark zu einem entscheidenden Abschluß gelangt war.

Durch die bunten Fenster der Capelle, die der Kaiser Carl IV. zu einem herrlichen Denkmal seiner Freigebigkeit und seines geläuterten Kunstsinnes ausgebaut hatte, brach der letzte Gruß der untergehenden Sonne und wob um die tief geneigten Häupter des fürstlichen Paares eine vielfarbige Strahlenkrone. Nach beendigtem Gebete richtete sich Friedrich auf, half seiner Gemahlin empor und führte sie dem kleinen Ausgange nach dem Innern des Schlosses zu. Er bot ihr das Weihwasser und, als er mit ihr den gewölbten Flur des Schlosses betrat, blieb er einen Augenblick stehen und sagte feierlich:

„Jetzt, Else, begrüße ich Euch als Frau Markgräfin in Eurem eigenen Lande."

Fragend richteten sich Elisabeths große Augen auf den Gemahl.

„Wie soll ich das verstehen?"

„Fest begründet ist jetzt unsere Herrschaft, und König

Sigismund schreibt mir, daß er mir in Kostnitz den Kurhut auf's Haupt setzen wolle."

Glücklich schlang die Fürstin ihren Arm um den Hals des Gemahls.

„Ich habe es nie anders erwartet; Euer königlicher Gönner mußte der dankbaren Verpflichtung gegen Euch diesen Ausdruck geben; auch fördert er so nur seine eigenen Angelegenheiten, denn als Markgraf dieses Landes werdet Ihr ihm wirksamer dienen können, denn als bloßer Verweser. Und, doch — jetzt, da die Erfüllung naht, überrascht sie mich wie etwas Ungeahntes! Ach! Mein hoher Herr! Von Herzen wünsche ich Euch Glück und Segen."

Sie drückte ihre erglühende Wange an seinen Bart und fühlte den Kuß seiner Lippen auf ihrer Stirn.

„Es wird Euch gut kleiden, Else, wenn Ihr unter kurfürstlicher Krone gehet."

„Ihr wisset, mein Gemahl, daß ich auf solche Erhöhung nur geringen Werth lege. Die schönste Krone, die ein deutsches Weib tragen kann, ist die Krone der Minne; Ihr habt sie mir längst auf's Haupt gesetzt. Aller andere Prunk ist eitel Schein."

„Du liebes, hochgemuthes Weib Du! Ja, mit Walter von der Vogelweide rufe auch ich:

Der Mai bring' alle seine Wunder,
Was ist so Wonnigliches wohl darunter,
Wie ihr viel minniglicher Leib?
Wir lassen alle Blumen stehn
Und staunen an das werthe Weib."

Bald darauf tranken sie am offenen Fenster eines nach der Elbseite gelegenen Gemaches in vollen Zügen den duftgeschwängerten Hauch des milden Juniabends. Elisabeth legte sanft ihr Haupt auf Friedrichs Schulter und schaute entzückt auf das landschaftliche Wunder draußen.

„Sehet den Strom mit seinen auf- und abfahrenden Kähnen und den Widerschein der leichtgeblähten Segel im zitternden Wasser! Ist es nicht herrlich? Und drüben das liebliche Jerichower Land und die hochragenden, blau verschleierten

Tannenwälder! Wer sollte glauben, daß dies die öde Mark sei, vor der man uns in Franken so spöttisch gewarnt hat?"

„Fanget Ihr endlich an, die Kadolzburg zu vergessen?"

„Ewig theuer bleibt mir mein Lieblingssitz, aber ich sehe ein, daß es überall auf Gottes weiter Welt schön sein kann."

„Kann!" wiederholte mit Nachdruck der Burggraf. „Vielleicht wäre es hier minder schön, wenn meine Feinde gesiegt hätten und wir hier bekümmert ständen im Bewußtsein, daß wir morgen als Flüchtlinge die Mark verlassen müßten."

Elisabeth seufzte:

„Ihr möget wohl Recht haben, mein hoher Herr. Unsere eigene Stimmung erzeugt den Eindruck, den die Umgebung scheinbar selbstständig auf uns macht. An Eurer sieggewaltigen, klugen und tapfern Hand sehe ich überall ein Paradies."

Der Graf Wilhelm von Castell störte das Paar. Er brachte Briefschaften, die ein wegemüder, bestaubter Reiter abgegeben hatte.

„Nachrichten aus Franken," murmelte Friedrich, der schnell die Briefe durchflog. „Ein Gruß von meinem hochwürdigen Freunde, dem Abte von Lehnin! Und hier . . .? Die Unterschrift Sigismunds? Was will der König?" Nach einer längeren Weile aufmerksamen Lesens erhob er das Haupt.

„Bald scheiden wir von einander, theure Else! Der König drängt zu seiner Krönung in Aachen und will von dort nach Kostnitz aufbrechen; er rechnet auf meine Unterstützung. Nun, schaut nicht so betroffen drein! Einige Wochen bleiben uns schon noch; dann kehret Ihr nach Franken zurück, wo Ihr meinen Hofmeister, den Seckendorf, zu Euren Diensten findet. Du, Wilhelm, sollst mich nach Aachen und auf's Concil begleiten! Jetzt habe ich noch einen Auftrag für Dich." Er näherte seine Lippen dem Ohre des Grafen und raunte ihm einen Befehl zu.

Wilhelm von Castell verneigte sich und verließ das Gemach. —

. . . Im Hause zum „Liebesgott" bemühten sich Reinhilde und Mechthild vergebens, den niedergedrückten Sinn des von

der Dingstätte zurückgekehrten Gerke durch allerlei Zuspruch wieder aufzurichten.

„Ich begreife Dich nicht, mein Sohn," sagte die Mutter und ihre zärtlich forschenden Augen nahmen jene schräge Stellung ein, die immer auf eine tiefere Erregung ihrer Seele deutete. „Warum quälst Du Dich so wegen eines ungehorsamen Ritters? Danke Gott, daß er so gut davongekommen ist, und daß ihn der Burggraf nicht an Leib und Leben straft!"

Mechthild hatte den nur leise den Kopf schüttelnden Freund mit einem flüchtigen Blicke gestreift, dann sagte sie eifrig:

„Lieb Mütterlein, nehmt mir's nicht übel, aber das sind Dinge, die wir beide nicht verstehen. Gerke meinte gestern, daß Herr Werner an Leib und Leben überhaupt nicht gestraft werden könnte, daß es sich in einem Lehngerichte immer nur um den Besitz der Lehnsgüter handelte."

„Nun, dann um so besser," fiel ihr Reinhilde in's Wort, „dann war doch erst recht kein Grund vorhanden, so bekümmert wegen des Ausganges dieses Processes zu sein."

„Auch mich konnte der Burggraf zur Verantwortung ziehen," versetzte Gerke dumpf. „Ich bin kein Schildgeborener, ich habe keine fürstlichen Lehnsgüter; mir wäre übler mitgespielt worden, und leicht hätte ich als Geächteter das Haus meiner Väter verlassen müssen."

„Ach, ihr allbarmherzigen vierzehn Nothhelfer!" stammelte erschrocken seine Mutter. „Was hätte ich arme verlassene Wittib ohne Dich, mein Sohn, beginnen sollen?"

„Dir wäre Mechthild geblieben."

Reinhilde zog das Haupt der Pflegetochter an ihre Brust und streichelte ihr zärtlich die Wangen:

„Mechthild? Ja, die ist gut und treu. Aber wäre es Dir denn gar nicht schwer geworden, von deiner Mutter und diesem lieben guten Mädchen zu scheiden?"

„Das braucht Ihr wahrlich nicht zu fragen," versetzte Gerke mit Wärme, „gar schmerzlich hätte ich Eure Liebe im Elende vermißt . . ."

„So gieb uns Beiden die Hand, mein Sohn, und freue Dich, daß die Gefahr vorüber ist. Du sollst nicht länger den Kopf hängen lassen!“

Ein mühsames Lächeln ging über das Antlitz des Bekümmerten. Er küßte die Hand der guten Mutter und preßte Mechthilds schlanke Rechte zwischen seinen kraftstrotzenden Fingern.

„Mechthild ist allzeit mein trostreicher Genosse,“ sagte er dankerfüllt, „aber der Blitz, der mich nicht traf, kann noch jeden Augenblick zucken; die Wetterwolke droht noch immer über meinem Haupte.“ Er dachte an den kalten, lauernden Blick des Burggrafen.

„Schlag' Dir doch endlich die schwarzen Gedanken aus dem Sinn!“ ermunterte ihn Mechthild. „Der schöne Nürnberger ist großmüthig wie der heilige Arbogast, er wird uns unseren Riesen nicht antasten.“

„Ist Dein Heiliger denn so großmüthig gewesen?“

„Freilich. Mein Heiliger ist er übrigens nicht; er ist der Schutzpatron von Straßburg. Um einen unschuldig Gerichteten wieder zu Ehren zu bringen, ließ sich der edle Mann unter dem Galgen begraben; Dir würde er sicher verziehen haben, der Du nur aus treuem Opfermuth gefehlt hast.“

„Der Burggraf ist aber kein Heiliger.“

„Erst nach dem Tode wird man heilig gesprochen. Wer weiß, ob ihn nicht kommende Geschlechter einst wie einen Heiligen verehren werden? Ein Mann, der eines solchen Weibes, wie Elisabeths, Minne erwarb, ist in meinen Augen mehr denn ein sündiger Mensch!“

„Ei, Mechthild, Du scheinst Dir den hohen Herrn gar genau betrachtet zu haben! Du wirst mich eifersüchtig auf ihn machen,“ scherzte Gerke, der sich nach und nach seiner Verstimmung entwand.

Das Mädchen erröthete bis an's Stirnhaar. In heimlichem Jubel hüpfte ihr Herz. Eifersüchtig? Das konnte ja

nur ein Liebender sein! Liebte er sie wirklich? Waren ihre Hoffnungen doch nicht eitel und gegenstandslos?

Eine laute Stimme vor der Hausthüre machte alle Drei auffahren.

„Heiliger Stephan!“ rief Reinhilde, „wer will noch so spät zu uns?“

Gerke suchte den leichten Schauer, der ihm über den Rücken lief, zu überwinden, mit erzwungener Ruhe sagte er:

„Wer wird's sein? Vielleicht der ehrwürdige Helmreich . . .“

„Günstiger Herr,“ zischelte Bolle, der möglichst leise in's Zimmer huschte, „ein Bote des Herrn Burggrafen ladet Euch auf's Schloß. Ich hab' ihm gesagt, ich wüßte nicht, ob Ihr anwesend wäret. Er wartet draußen, und Ihr habt vollauf Zeit, durch die Hinterpforte zu entkommen. Soll ich schnell die Braune satteln?“

„Bist Du toll, Mensch? Warum sollte ich fliehen?“ Hochaufgerichtet stand Gerke; er weitete die breite Brust und streckte die gestrafften Arme von sich, wie Einer, der nach tiefem Schlummer behaglich die Gliedmaßen dehnt. Gott sei Dank! Endlich entlud sich die Wetterwolke: nur die Schwüle vor dem Gewitter hatte ihn bedrückt; jetzt, da die feindlichen Gewalten sich entfesseln wollten, fand er die alte Kraft und Zuversicht wieder. Fest, beinahe freudig klang sein Bescheid: „Sage dem Boten, daß ich gleich käme!“

Bestürzt ging Bolle hinaus, die Antwort gefiel ihm nicht.

„Mein Sohn! mein armer Sohn!“ klagte die Mutter und umklammerte zitternd den geliebten Riesen, „willst Du Dich wirklich in Gefahr begeben? Ach, folge lieber weisem Rathe! Bolle hat Recht! Schwinge Dich auf Dein Roß und suche das Weite. O, Du allbarmherzige Gottesmutter! Warum läßt Du das geschehen?“

„Fasset Euch, Frau Mutter! Es ist ja nur erwünscht, daß es endlich zu einer Auseinandersetzung kommt . . .“

„Nein, nein! Du gehst nicht mit dem Boten! Nimm Waffen und Geld und fliehe, so lange es noch Zeit ist!“

„Durch meine Flucht würde ich mich ja schuldig erklären. Lasset mich, Mütterchen ... ich fürchte den Burggrafen nicht."

„Lasset ihn gehen in Gottes Namen!" Gefaßt und feierlich sagte es Mechthild, indem sie ihre Hand der besorgten Frau auf die Schulter legte. „Ich vertraue der Großmuth des Burggrafen. Nimm Deinen Knecht mit, Gerke, daß er uns Nachricht bringt, wenn Du — wider Erwarten ..." Ein plötzlicher Krampf in ihrer Kehle verschlang die weiteren Worte.

„Auch Du, Närrchen?" lächelte Gerke. „So sorget Euch doch nicht ohne allen Grund!" Er hatte sein Schwert umgeschnallt und einen breitkrämpigen Hut auf's Haupt gestülpt. „Lebet wohl und harret meiner! Bald kehre ich zu Euch zurück."

Er überschritt schon die Schwelle, als ihm die Mutter noch einmal nachstürzte, um ihn leidenschaftlich an das geängstigte Herz zu drücken. Er küßte ihr den Scheitel und mit einem stummen Blicke bat er Mechthild, der Fassungslosen beizustehen. Dann machte er sich mit sanfter Gewalt frei und eilte hinaus.

Durch das Halbdunkel des Sommerabends schritten drei Gestalten dem Schlosse zu. Voran ging der fürstliche Bote als Führer; Gerke und Bolle folgten ihm mit geringem Abstande.

„Herr," flüsterte Bolle, „noch ist es Zeit. Eine kluge Maus läuft dem schlafenden Fuchse nicht in's Maul."

Gerke machte eine abwehrende Handbewegung.

Dringender fuhr der Knecht fort:

„So nehmet wenigstens guten Rath an. Räumet diesem übermüthigen Nürnberger auch nicht eine Silbe ein, leugnet Alles, dessen er Euch bezichtigen wird! Ihr könnet es mit gutem Gewissen. Der edle Herr Werner hat Euch nicht verrathen, den Dietrich haben sie nicht erwischt; so steht nichts wider Euch, als das Wort der missethätigen Hexe. Ihr könnt einen Eid darauf leisten, daß sie verrückt ist. Und dem Hans Danewitz, der es so eilig hatte, den trügerischen Zettel

dem Burggrafen zu überbringen, dem könnt Ihr diesen Judasdienst mit Zinsen heimzahlen. Ein Helfershelfer bei den sündhaften Gewaltthaten Tyle Wardenbergs ist er gewesen, beraubt und geschunden hat er die unglückliche Pilgerin im Vereine mit seinem sauberen Vater."

„Wahre Deine Zunge!" fuhr Gerke unwillig los, „das ist erstunken und erlogen! Wer hat Dir solches Zeug aufgebunden?"

„Die Mutter Ursel hat's gesagt; bei meiner Seelen Seeligkeit!" betheuerte der Knecht, und er war froh, endlich ohne wesentliche Gefahr für seinen Buckel sein übervolles Herz ausschütten zu dürfen. „Von der verbrannten Vagantin hat sie's erfahren, und diese hat zu allen Heiligen geschworen, daß es wahr ist. Wenn die Sache schief geht, Herr, dann rächt Euch an dem prahlerischen Großmaul von Aeltermann und verklagt ihn beim Burggrafen . . ."

„Schweig', Du Schlingel! Denkst Du, ich könnte mich aus Rache je zum Angeber erniedrigen? Wenn Du irgend einer Menschenseele von dem, was Du zu wissen meinst, auch nur ein einziges Wörtlein mittheilst, ich lasse Dich verstricken und liefere Dich an den Aeltermann aus, daß Dir Deine Flucht . . ."

Bolle verzog seinen breiten Mund, und kniff grinsend seine kleinen Augen zusammen.

„Herr, das würde mir nicht viel schaden; der Narr hält mich ja für seinen Freund; er hat mir längst verziehen. Aber trotz alledem, verflucht will ich sein, wenn ich nicht Euch zu lieb mein Maul halte. Beim heiligen Steffen! Da ist schon das Schloß! Nun geht es gleich los! Mein lieber, einziger Herr, ich habe mir meinen Alraun eingesteckt; ich werde ihn gegen den Mond halten und Euren Namen dabei nennen, das bringt Euch Heil! Oh je, oh je, daß Ihr mir nicht folgen wolltet! Nun, wie Gott will! Hier bleib ich stehen und warte, was werden mag. Leugnet nur dreist . . ."

Gerke hörte ihn nicht mehr. Er trat mit dem Boten in den Schloßhof, verneigte sich dort vor dem Grafen von

Castell und wurde von diesem in das Empfangszimmer des Burggrafen geleitet.

Eine brennende Lampe hing an drei Messingkettchen von der Wölbung der Decke herab. Auf einem Stollenschrank an der Wand glänzten silberne Leuchter und Kannen, eine mit Elfenbein ausgelegte hohe Truhe trug mehrere buntglasirte Thongefäße, aus denen Sträuße stark duftender Rosen ragten. Schwere, reich durchwirkte Vorhänge flossen von den Fensternischen hernieder; ein bunter, weicher Teppich bedeckte den steinernen Fußboden.

Die Ausstattung des Raumes würde unter anderen Verhältnissen die staunende Bewunderung des Riesen erregt haben; jetzt aber blickte er nur scheu in das finster grollende Antlitz des Fürsten, der, die Rechte auf die roth und braun gesprenkelte Tischplatte von Jaspis gestemmt, mitten im Zimmer stand, und von dessen bartbeschatteten Lippen die strengen Worte hart wie Kieselsteine fielen:

„Wer einen Geächteten haust oder hausen hilft, verfällt selbst der Acht. Wisset Ihr das, Gerke Suteminne?"

„Ich weiß es, Herr Burggraf."

„Nun? Und Ihr habt es gewagt, den missethätigen, geächteten Land- und Leuteschinder Dietrich von Quitzow nach Schloß Neumühl zu geleiten?"

„Hoher Herr, darf ich Euch erzählen, wie es sich zugetragen hat?"

„Redet! aber kurz und schnell, und versuchet keine Ausflüchte!"

Stolz klang des Anderen Entgegnung:

„Zwei Worte ehren den Mann, wenn er sie in Obhut zu halten weiß; das eine ist Ja, das andere Nein. Ihr werdet mich keiner Lüge zeihen können; Wahrheit ziert den Leib, wie Gold den Edelstein."

„Ihr scheint im „Winsbeke" wohl belesen. So Ihr lerntet, wie sich ein fester, treuer Mann verhalten soll, so hättet Ihr besser . . . doch erzählet!"

„Mein gnädigster Herr! Viele Jahre lang bin ich mit den beschloßten Herren der Altmark und des Havellandes zu mancher ehrlichen Fehde geritten. Waffenbrüderschaft verband mich mit dem Ritter Werner, durch den ich auch mit Herrn Dietrich bekannt geworden bin. In der Nacht vor der Uebergabe Friesacks rastete ich in einer Hütte des Germendorfer Waldes . . ."

„Was thatet Ihr da?" unterbrach ihn der Fürst „Lagt Ihr da im Hinterhalte, um meinem Kriegsvolke aufzulauern? Wolltet Ihr den Herren der umlegten Schlösser Hilfe bringen?"

„Bei der allerseligsten Gottesmutter, das wollte ich nicht; Nimmermehr hätte ich mein Schwert gezogen gegen einen Eurer Mannen; heilig war mir Euer Banner, seitdem Ihr Euch vor dem Spandower Thore Berlins mir so huldvoll erwiesen hattet . . ."

„Warum lagt Ihr denn in der Haide?" fragte um vieles milder der Burggraf.

„Als Gast meiner Pflegemutter, die, eine arme, geisteskranke Wittwe, dort in einer Feldhütte haust."

„Erzählet weiter!"

„Als ich auf meinem Lager ruhte, klopfte es gegen Morgen hart ans Fenster. Ich eilte hinaus und erkannte den Ritter Dietrich, der auf dampfendem, schnaubendem Rosse vor der Hütte hielt, er bat mich, ihm den Weg nach Bötzow zu weisen. Ich erfüllte seine Bitte. Wohl hätte ich ihn überwältigen und dingfest machen können — mein Arm hatte die Kraft dazu — aber das Mitleid regte sich in meiner Seele, und wider den Vertrauenden die Hand zu erheben, wäre mir wie eine tückische Untreue vorgekommen. Der Ritter Werner gab ihm in Neumühl Obdach, und ich ritt heim. Das ist Alles, mein gnädigster Herr, dessen ich mich schuldig bekenne."

„Alles?" wiederholte heiser lachend der Fürst. „Alles? Ist das noch nicht genug? Meinem grimmigsten und gefährlichsten Feinde habt Ihr zur Flucht verholfen; zu den Pommern ist er entkommen und wird diesem unglückseligen Lande neue

blutige Wunden schlagen! Wollt Ihr die Verantwortung tragen für die Dörfer, die verbrennen werden, für die zerstampften Saaten, für die ermordeten Bauern? Vogelfrei sollt Ihr sein, und die Pein der unfruchtbaren Reue als Lohn Eurer Unthat im Herzen tragen!"

„Von dieser Seite hab ich's nicht betrachtet", versetzte Gerke stutzig. „Machtlos und gebrochen schien mir der geächtete Flüchtling . . ."

„Und wenn er Euch aufgefordert hätte, mit ihm zu den Pommern zu ziehen, Ihr wäret ihm gefolgt durch Dick und Dünn!"

„Bei Christi Tod, nimmermehr! Seitdem ich Euch Treue gelobte in meinem Herzen, kann ich mich niemals einem Eurer Feinde verbünden. Durchhelfen wollte ich wohl dem wie ein wildes Thier gehetzten einstigen Waffengefährten, ihn aber nimmer zu neuen Kämpfen befähigen. Wenn einer Eurer ältesten fürstlichen Freunde — was Gott verhüte! — in des Kaisers Acht geriethe, würdet Ihr, mein gnädigster Herr, wenn er sich bittend an Euch wendete, hingehen und ihn verrathen?"

„Eine dreiste Frage! beim heiligen Sebaldus! Ich und mein Haus stehen in unentwegbarer Treue allzeit zum Kaiser."

„Man kann dem Herrn des Landes die Treue wahren, ohne daß man am eigenen Freunde zum Schelm wird," wagte Gerke einzuwenden.

„Das ist der Wahn, der Euch verblendet. Der Feind Eures Herrn kann nicht Euer Freund sein. Wer nicht für mich ist, ist wider mich. Ihr habt gewählt, und fortan erblicke ich in Euch nur einen aufsässigen Gesellen."

„Oh, gnädigster Herr, Ihr thätet unrecht daran! Habe ich gefehlt, so geschah's im guten Glauben, Euch dadurch nicht zu schaden. Nicht auf Schildesrecht verstehe ich mich, und, wenn ich in den Stegreif trete, binde ich keinen gekrönten Helm, aber ein adlig Herz schlägt auch unter meinem schlichten Harnisch und mit dem Frauenlob singe ich:

Treu' ist ein Spiegel, drin der Mann
Beschau'n sich soll zu aller Zeit!
Treu' ist das unsichtbare Kleid,
Das Gott dem Manne ziehet an!"

Eigenthümlich bewegte dies Wort den Fürsten. Vor wenigen Minuten noch hatte er es aus dem Munde seiner Gemahlin vernommen. Sie hatte hier am Tische mit ihm gesessen und während sie das Söhnlein, das sie im vorigen Jahre in dieser Stadt geboren hatte, auf ihrem Schooße wiegte, hatte der glückliche Vater ausgerufen:

„Der erste Sproß des hohenzollernschen Stammes, der auf märkischem Grunde erblüht ist! Wie danke ich Euch, Else, für diese holde, hoffnungsreiche Gabe! Unser Fritz soll das Band sein, das uns fest mit diesem Lande verbindet!"

Und ahnungsreich hatte die Gattin zugestimmt:

„Ja, mein hoher Herr! Dies Kindlein wird die Märker lehren, unserm Hause die Treue wahren. Ein reicher Born von Treue quillt im Herzen der Märker; aber, getäuscht und mißleitet, wußten sie nie, ihm die rechte Bahn zu weisen. An diesem Kinde werden sie hängen; es ward geboren auf ihrer Scholle und mit Elbwasser getauft; aus solcher Gemeinsamkeit erwächst das Kleinod der Treue." Und in der Mundart des Mainzer Minnesingers hatte sie ausgerufen:

„Triuw ist ein spiegel, den der man
vür sich in aller werlde treit;
triuw ist dez heimeliche kleit,
daz uns got hat gesniten an."

Die Erinnerung an seine schöne, milde, menschenfreundliche Gemahlin verklärte das finstere Antlitz des Burggrafen.

„Zur guten Stunde gedenkt Ihr dieses Spruches," sagte er versöhnlich und trat dem Riesen einen Schritt näher. „Ich will Euch Euren Wahn verzeihen; merkt Euch aber, daß Niemand zween Herren dienen kann. Ihr seid im ‚Winsbeke' belesen; kennt Ihr auch dessen Wort: ‚Die gerichtliche Acht ist ein bittres Kraut.' So mir neue Feinde erstehen, dann werdet Ihr, hoffe ich, Euer schneidiges Schwert nur zu meinem Frommen brauchen."

„Mein gnädigster Herr, ich danke Euch!" rief Gerke überwallenden Gefühls. „Oh, Mechthild hat Recht gehabt, Ihr seid edel und großmüthig, wie Arbogast!" Er kniete nieder und berührte den Saum des fürstlichen Gewandes.

Friedrich lächelte:

„Hat Euch ein Mägdlein auf meine Großmuth vertröstet? Nun, Ihr braucht Euch solchen Trostes nicht zu schämen! Folgt nur dem ‚Winsbeke' und legt ein reines Weib in Euer Herz; weibliche Güte vertreibt des Mannes Schwäche, wie Theriak das Gift. Krank ist eines Mannes Herz, das sich durch Frauenliebe nicht zu reinigen weiß. Grüßet mir Eure kluge Liebste!"

„Die weilet in Berlin, mein gnädigster Herr; Mechthild ist meine Pflegeschwester." Ein heißes Verlangen quoll ihm empor; gern hätte er seiner Hoffnung auf des Burggrafen Vermittelung einen schüchternen Ausdruck gegeben, aber er fühlte, jetzt war nicht die Zeit dazu; erst mußte er die neu gewonnene Huld des hohen Herrn durch Thaten befestigen. „So unsicher wie ein Vogel, der unflügge vom Neste geflogen ist, kam ich zu Euch," fuhr er stammelnd fort, „und froh und sicher verlasse ich dieses Schloß, ein seliger Mann! Das danke ich Euch, Herr Burggraf, heute nur mit Worten, aber mit meinem Herzblut will ich Euch danken auf dem Kampfgefilde!"

„Euer Gelöbniß nehme ich an, Gerke Suteminne," sagte der Fürst, „an Eurer Tartsche müssen Wälder*) zersplittern."

Gnädig nickte er und mit einer kurzen Handbewegung entließ er den Riesen.

*) Nämlich von Speeren.

Elftes Capitel.

Ein klarer sonnenheller Herbsthimmel lacht über den festlich geschmückten beiden Spreestädten.

Aus den Portalen der Marienkirche, wo eben das „Ite, missa est!“ erklungen ist, strömt eine waffenschimmernde Menge und bewegt sich die Klosterstraße entlang nach dem Hohen Hause.

Berlins und Cölns sämmtliche Glocken läuten.

Bald sind im Saale der markgräflichen Burg die fürstlichen Herren von Werle, die Adelssippen aus dem Barnim und Teltow, die Abordnungen der märkischen Städte, Bürgermeister, Rathmannen und Gewerke-Vorsteher von Berlin und Cöln und viele hohe geistliche Herren versammelt. Der Bischof von Havelberg plaudert leise mit den Aebten von Lehnin und Chorin; der Abt von Zinna tauscht mit einem Rathmann lustige Geschichten aus, denn Beide können kaum ihr heimliches Kichern verbergen; der hochwürdige Propst von Berlin, Herr Johann von Waldow, der ein Schriftstück in der Hand hält, steht mit dem Hofmeister Herrn Wirich von Treutlingen an einer teppichbedeckten Erhöhung im Hintergrunde des Saales und räuspert sich fleißig, um sich einer klaren und deutlichen Stimme versichert zu halten.

Die Thür zu einem Nebenzimmer öffnet sich. Das Gemurmel schweigt, und unter dem Vortritt von Edelknaben erscheint die hohe Gestalt Friedrichs, dem ein rother, hermelin-

besetzter Mantel von den Schultern fließt und der Kurhut die Stirn schmückt.

Der Fürst besteigt die Erhöhung, erwidert die ehrfurchtsvolle Verbeugung der Versammlung mit einer leichten Neigung des Hauptes und giebt dem harrenden Propste ein Zeichen mit der Rechten.

Johann von Waldow tritt auf die unterste Stufe der Erhöhung, räuspert sich ein letztes Mal und hebt feierlich an:

„Mannen und Städte sind nach altem Recht und Herkommen zur Huldigung der Landesherrschaft, als zu einem Anerkenntniß ihres Gehorsams, verpflichtet. Im Namen unseres gnädigsten Herrn Markgrafen verspreche ich Mannen und Städten die Confirmirung aller ihrer älteren Privilegien und Rechte, sowie den landesherrlichen Schutz; allen Rittern, Knappen und Bauern sollen die ertheilten Briefe gehalten werden; die Bürger der Städte sollen nur vor dem Schulzen zu Recht stehen und nie der Ladung eines fremden Gerichtes folgen; auch soll Berlin allzeit bei der Mark bleiben und niemals von ihr gewiesen werden. Dem ersten Bürgermeister dieser Stadt ertheile ich das Wort."

Der Aeltermann des regierenden Rathes, Herr Perwenitz, trat aus dem Kreise der Versammelten einen Schritt vor und, die Linke am Schwertgriff, die Rechte flach gegen die Brust gedrückt, verneigte er sich:

„Ich danke unterthänigst für die landesherrliche Verheißung, die Privilegien der Städte in Kraft zu erhalten, und verspreche treue Unterwerfung und Gehorsam der Bürgerschaft."

Der Propst rollte nun sein Schriftstück auseinander und fuhr fort:

„Auf Befehl unseres gnädigsten Herrn, des Markgrafen von Brandenburg, habe ich die kaiserlichen Verschreibungen und Gebotsbriefe vorzulesen."

Tiefe Stille herrschte im Saale. Gespannt lauschte man dem Wortlaut der kaiserlichen Verleihungsurkunde, durch welche der burggräfliche Landeshauptmann zum erblichen

Markgrafen ernannt worden war. Hans Danewitz, der trutzig und gespreizt hinter seinem Amtsgenossen Perwenitz stand, hielt die rechte Hand hinter die Ohrmuschel, um keine Silbe von des Propstes Lippen zu verlieren. Alles, was die Welt im letzten Jahre bewegt und mit Staunen und Ueberraschen erfüllt hatte, drängte sich ihm noch einmal blitzschnell in eine einzige Vorstellung zusammen. Er gedachte der in Aachen vollzogenen Kaiserkrönung, die trotz ernster Schwierigkeiten das zähe Verharren und die fein berechnende staatsmännische Geschicklichkeit des Nürnbergers zu Stande gebracht hatte; er gedachte des großartigen Kostnitzer Concils, das jetzt zur Stunde noch versammelt war und auf welchem der Burggraf nächst dem Kaiser die wichtigste und einflußreichste Rolle spielte. Der Kaiser war nach Spanien aufgebrochen, um den in Luna residirenden widerspänstigen Papst Benedict zur Abdankung zu bewegen, weil dann auch die beiden anderen Päpste ihre angemaßte Würde niederlegen wollten; die Abwesenheit des Kaisers hatte Friedrich benutzt, um nach seinen Landen zurückzukehren und die Erbhuldigung als neu ernannter Markgraf entgegen zu nehmen. Sollte er, Hans Danewitz, sich wirklich getäuscht haben? War dieser Nürnberger Neu-Edel nun doch nicht so leicht wieder wegzufegen? Würde er sich als Markgraf behaupten und, nachdem er den widersetzlichen Adel gedemüthigt hatte, nun auch den Städten den Daumen auf's Auge drücken?

In verhaltenem Grolle schaute er nach dem Propste, der sich so bereitwillig zu einem Werkzeuge der Macht für diesen Fremdling hergegeben hatte, und seine Zähne rieben sich knirschend auf einander, als die Worte der verlesenen Urkunde an sein Ohr schlugen:

„ . . . so haben wir dem hochgeborenen Friedrich, Burggrafen zu Nürnberg, unserm lieben Ohm und Fürsten, in Ansehen und Betracht seiner Redlichkeit, Vernunft, Macht, Festigkeit und anderer seiner Tugenden, insbesondere aber seiner lauteren und bewährten Treue gegen uns, die gedachte Mark und Kurfürstenthum mit der Kur und mit dem Erz-

kammermeister-Amte und mit allen und jeglichen Würden, Ehren, Rechten, Gerichten, Herrschaften, Landen und sonstigen Zubehörungen erblich gegeben und ihn zu einem wahren und rechten Markgrafen darüber gemacht . . ."

Dem Aufhorchenden schwindelte. Rothe Punkte flammten vor seinen Glotzaugen auf; sie wurden größer und größer und wirbelten endlich wie sprühende Feuerräder durcheinander.

Da vernahm er die Worte des Propstes:

„ . . . gebieten wir allen und jeglichen Fürsten und Prälaten, geistlichen und weltlichen Herren, Grafen, Rittern, Knechten, Mannen, Burggrafen, Vögten, Amtleuten, Landrichtern, Bürgermeistern, Schöppen, Rathleuten, Bürgern und Einwohnern aller Städte und Dörfer ernstlich und festiglich, daß sie sich alle an vorgedachten Friedrich und seine Erben als an rechte und wahre Markgrafen zu Brandenburg und an ihre rechten Erbherren fernerhin halten . . . nach Urkund dieses Briefes, versiegelt und mit unserm königlichen Majestätssiegel. Gegeben zu Costnitz, nach Christi Geburt im vierzehnhundert und fünfzehnten Jahre, am Abend St. Philippi und Jacobi."

Hans Danewitz fuhr mit der Hand in den Kragen seines Lendners, um seiner gepreßten Kehle Luft zu machen. Dabei stöhnte und röchelte er wie ein Schwerkranker.

„Ist Dir übel, Bruder?" fragte leise sein Nachbar, der Schöffe Heyne.

„Nur zu schwül . . . die vielen Menschen . . ."

„Es ist gleich vorbei. Die Verlesung der Eidesformel beginnt schon."

„Wir huldigen und schwören Herrn Friedrich und seinen Erben," sprach die Versammlung dem Propste nach, „Markgrafen zu Brandenburg . . . eine rechte Erbhuldigung, als unserm rechten Erbherrn . . . nach Ausweisung ihrer Briefe, getreu, gewärtig und gehorsam zu sein . . . ihr Frommen zu werben und ihren Schaden zu wenden . . . ohne Gefährde, als Gott uns helfe und die Heiligen."

Nur die Lippen hatte Hans Danewitz mit bewegt — ein deutliches Wort hervorzubringen wäre er unfähig gewesen — aber er wußte als gläubiger Christ, daß ihm auch diese bloße Bewegung der Lippen als voller giltiger Eid angerechnet werden würde und daß er nun zur rückhaltlosen Treue gegen den neuen Landesherrn verpflichtet war.

„Komm hinaus, Bruder!" stöhnte er ängstlich, „mir vergehen die Sinne."

Heyne faßte ihn unter dem Arme und geleitete ihn in's Freie.

Auch in der Klosterstraße war ein Gerüst aufgeschlagen und nach wenigen Minuten trat der Markgraf auf dasselbe hinaus. Die Förmlichkeiten der Erbhuldigung wiederholten sich hier; der den Eid nachsprechende Chorus wurde diesmal durch das Volk gebildet, das Kopf an Kopf in der Straße stand und nach vollbrachtem Schwurgelöbniß dreimal den brausenden Ruf: „Brandenburg!" erschallen ließ.

Hans Danewitz, der sich in der frischen Luft zu erholen begann, war Zeuge des Vorganges.

Als ein Theil der Menge auseinander fluthete, kehrten die Brüder in den Saal des markgräflichen Hauses zurück. An der Thür hatten sie zwei Rathsdiener gesehen, die mehrere in bunte Tücher gehüllte Gegenstände in der Hand hielten. Perwenitz und sein Genosse, der Bürgermeister von Cöln, begaben sich zu den Boten, um die erwarteten Gegenstände zu holen. Darauf nahten sie dem inzwischen wieder eingetretenen Markgrafen und baten ihn ehrfurchtsvoll, die Huldigungsgaben der beiden Spreestädte gnädigst annehmen zu wollen. Es waren zwei Kredenzbecher für den Kurfürsten und ein Kredenzbecher nebst güldener, ein Kleinod tragender Kette für dessen erlauchte Gemahlin.

Friedrich streifte die Geschenke mit einem huldvollen Blick, verkündete den Städten seinen markgräflichen Dank und ließ sich noch einmal durch Handschlag das Treugelöbniß der beiden Bürgermeister erneuern.

„Um es auch meinerseits am heutigen Tage an Gnaden-

beweisen nicht fehlen zu lassen," fuhr er lauter an alle Versammelten sich wendend fort, „habe ich auf das Fürwort der Stände dem Ritter Wichart von Rochow das Erbe seiner Väter wieder verliehen."

Eine freudige Bewegung unter den Edelleuten machte sich bemerkbar. Ein älterer Herr mit grauem Kopfe ging zur Flurthür, um sie zu öffnen. Ein Jüngling mit frischen Mädchenwangen und einem leichten Flaum auf der Oberlippe trat zögernd über die Schwelle, warf einen schüchternen Blick nach dem Fürsten, und, da dieser freundlich nickte, eilte er näher und beugte vor ihm das Knie.

„Ihr seid noch jung und unerfahren, Wichart," sagte Friedrich, „und das heiße Blut hat Euch verführt, den Einflüsterungen meiner ungetreuen Vasallen Gehör zu schenken. Gelobet Ihr mir, hinfort nur meinen Frieden und Unfrieden zu halten, Herren, Mannen und Städte der Mark weder selbst zu schädigen, noch schädigen zu lassen und Friedensstörern und Räubern keine Hilfe zu gewähren?"

„Ich gelobe es, mein gnädigster Markgraf."

„So stehet auf und seid heute mein Gast. Morgen aber kehret nach Golzow heim und lasset von seinen Thürmen wieder das Rochow'sche Fahnentuch mit den schwarzen Pferdeköpfen wehen. Ist Euer Vetter auch draußen?" wandte er sich an den älteren Herrn, der vorhin die Thüre geöffnet hatte.

„Gnädigster Herr, er wagte noch nicht . . ."

„So meldet ihm, Ludlof, daß Gebhard von Alvensleben den Pfandbesitz von Gardelegen wieder anzutreten hat. Die Alvensleben'schen Rosen sollen heut nicht zu kurz kommen."

Begeisterte Zurufe wurden laut.

„Um das Maß meiner Güte zu füllen," fuhr Friedrich fort, „habe ich verfügt, daß dem gefangenen Herrn Caspar Gans zu Putlitz Tag gegeben werde. Eine zweijährige Haftdauer wird ihm, hoffe ich, die Ueberzeugung verschafft haben, daß er auf dem Wege der Treue gegen mich weiter kommt,

als auf dem der Untreue. Und nun meine stolzen und weisen Herren, lasset uns zur Tafel schreiten!"

Wirich von Treutlingen eröffnete den Zug nach dem Speisezimmer. Die Prälaten waren die ersten, die nach dem Markgrafen den eingeladenen Raum betraten.

Der kurze Octobertag neigte sich bald seinem Ende zu. Als die hereinbrechende Dämmerung die Häusergiebel in immer dichteren Schatten hüllte, wurden die Späne in den Leuchtpfannen an den Eckhäusern entzündet. Im röthlich-trüben Schein der flackernden Kienbrände verließen die Tischgäste des Markgrafen das hohe Haus, und manch ein unsicher schreitender Ritter oder Rathmann mußte sich spöttische Zurufe des in der Klosterstraße harrenden Volkes gefallen lassen.

„Unserem Herrn Perwenitz merkt man nicht gerade allzutiefe Trauer um die verstorbene Eheliebste an," brummte Palme, der Bader, als der regierende Bürgermeister lustig auf die Straße taumelte.

„Nun, nun," meinte Pieter Dames, der Knochenhauer, „aus Euch spricht wohl nur der Neid. Mit den zunehmenden Jahren werdet Ihr immer windschiefer und mißgünstiger."

„Eine Krähe hackt der Anderen die Augen nicht aus; daß Ihr für den früheren Fleischermeister eintretet, wundert mich nicht. Wenn man aber erst vor drei Monden sein Weib verloren hat, sollte man sich nicht betrinken, auch nicht an der Tafel eines Markgrafen."

„Der Bader ist verdrießlich," kreischte der dicke Bäcker Zeidelberger, „weil ihm der Leibarzt des Markgrafen das Geschäft zu schädigen droht."

„Pah! Den fürchte ich noch lange nicht. Der Markgraf hat ihn ja entlassen, weil er den bei der Geschichte am Kremmer Damm verwundeten Ritter Utenhofen nicht zu retten vermochte."

„Das ist wahr," schaltete Fritz Schrumm, der Hechtwirth, ein, der die Abwesenheit seiner zur fürstlichen Tafel gezogenen Herbergsgäste benutzte, um seiner Schaulust eine kleine Be-

friedigung zu gewähren. „Heute ist der neue Leibarzt des Markgrafen aus Franken eingetroffen und bei mir abgestiegen."

„Der entlassene hat aber seine Dienste dem Rathe angetragen," fuhr Zeidelberg unbeirrt fort. „Wenn er auch den zusammengehauenen Utenhofen nicht mehr hat flicken können, so ist er doch ein tüchtiger Arzt, der in Salerno zum Meister ernannt wurde. Er will uns dienen mit seiner Kunst und behält sich von Rechts wegen nur vor, in Zeiten von Pestilenz und schweren Sterben die Stadt verlassen zu dürfen. Nun denkt der Bader mit Bangen an die Abnahme seiner Kundschaft."

„Daß Ihr nicht nur mal an Eurer fetten Zunge erstickt, Meister Zeidelberg," grollte der Angegriffene. „Das Mehlwürmerfressen bekommt Euch nicht; Ihr krähet heiser, wie ein Hahn in der Mauser."

„Daß dich die Motten! . . ." rief der Wollenweber Falkenrede, „da kommt Hans Danewitz! Der hat auch tiefer in den Humpen geguckt, als es seiner frommen Hausfrau lieb sein wird."

In der That, der untersetzte Herr, der jetzt, von einem Anderen gestützt, aus dem Burgportal wankte, machte keinen ganz nüchternen Eindruck. Sein etwas abgemagertes, faltenreiches Antlitz hatte die Farbe eines gekochten Krebses; seine hervorquellenden, verglasten Augen starrten leer und blöde auf die Gaffer, der zerdrückte Krempenhut saß ihm im Nacken, die schweren Beine schleppten sich mühsam durch den Schmutz der Gasse.

„Schau nur," flüsterte der Hechtwirth und stieß den Bäcker heimlich an, „wie sorgsam der Schöffe seinen Bruder leitet!"

„Der Teufel soll sie Alle holen!" lallte Hans Danewitz, „wir brauchen solche Leute nicht . . . wir sind uns selbst genug . . ."

„Pst!" mahnte Heyne, der ängstlich in die Runde blickte, „so sei doch still! Hier sind mehr Ohren, als Du brauchen kannst."

„Mögen sie's hören! Ist mir alles Eins! . . . und wenn er noch so fein und höfisch lächelt . . . und wenn er uns in süßem Weine ertränke . . . mich soll er nicht fangen . . . Donnerwetter! mich nicht!"

„Schweig, Bruder! Du weißt nicht, was Du redest."

Der Schöffe zog ihn in die Oberberger Straße, um so schnell wie möglich aus dem lästigen Gedränge zu kommen.

„Der Perwenitz ist ein . . . verfluchter Kerl!" fuhr der trunkene Aeltermann fort, „er weiß ihn zu nehmen. Spricht ihm nach dem Munde und thut dann doch, was er will! Ha, ha, ha! . . . Perwenitz muß wieder heirathen! . . . kann Cordula heimführen . . . bei meiner Treu! Das ist ein guter Gedanke! . . . Die Altjungfernschaft meiner Tochter habe ich nun satt . . . Donnerwetter! was kneifst Du mich so?"

„Du sollst Dein Maul halten, sonst lasse ich Dich liegen, und Stoffel kann Dich morgen früh aus der Narrenkiste holen!"

Die ungewöhnlich strenge Sprache des Bruders machte ihn stutzig, eine Zeit lang hemmte er den Erguß seiner geheimsten Gedanken.

An der Ecke der Spandower und der Bischofsstraße faßte er ein altes, bäuerisch gekleidetes Mütterchen, das sich scheu vorüberdrücken wollte, jäh am Arme.

„Halt, Jungfer! Gehst Du auch nach dem hohen Hause? Sage dem Markgrafen, daß die Thore unser bleiben . . . wir sind die Herren der Stadt . . ."

„Bruder, ich bitte Dich!" unterbrach ihn dringlich der Schöffe, „lass' die Frau gehen, sie fürchtet sich vor Dir."

„Die Frau? Ist's keine Jungfer?" Er legte ihr die Hand unter's Kinn und hob ihr den Kopf hoch, um im Scheine der Leuchtpfanne ihr Antlitz zu sehen. „Brr!

Lange Nas' und spitzes Kinn,
Hei! da steckt der Teufel drin!

Hab' Dich für ein Täubchen gehalten, alte Eule. Aber Gottes Blut! Wie ist mir denn? Kenne ich Dich nicht?" Er bemühte sich, die Geister des genossenen Weines niederzukämpfen.

Fest und sicher klang die Antwort der Bäuerin.

„Nein, weiser Herr, Ihr kennt mich nicht. Bin heut zum ersten Male in dem Berlin . . .“

„Wo kommst Du her?“

„Aus Blumenfelde.“

„Wo liegt das?“

„Bei Friedeberg in der Neumark.“

„Was willst Du hier?“

„Schutz suchen vor den Räubern und Friedensbrechern. Der Dietrich Quitzow ist mit den Wedels über uns gefahren, wie der Teufel und sein Heer. Unser Dorf ist verbrannt; mein Hab' und Gut verloren; mein Mann und meine Kinder liegen erschlagen.“ Sie fing an zu schluchzen. Der Ordensvogt der Neumark, Herr Sander von Machwitz, konnte mir nicht helfen; er meinte, er könnte sich selber nicht des schlimmen Quitzow erwehren. Da bin ich hierher gewandert, weil man mir sagte, die stolzen Rathmannen in Berlin schützten den Schwachen und duldeten kein Unrecht . . .“

„Man hat Euch recht berichtet, Frau!“ versetzte Hans, der sich geschmeichelt in die Brust warf. „Wenn Ihr aber hier betteln wollt . . .“

„Ich brauche nicht zu betteln. Habe einen Sparscherf gerettet, und kann nähen, spinnen und weben.“

„Das ist recht. Meldet Euch morgen auf dem Rathhause . . . Den Schutzbürgerbrief sollt Ihr haben. Wäret Ihr jünger und hübscher . . . hi, hi, hi, dann könntet Ihr an der Mauer . . .“

„So komm' endlich weiter!“ fiel ihm der Bruder strafend in die Rede, „der Wein ist stärker denn Du.“

Die Brüder setzten ihren Weg fort. die Frau holte tief Athem und murmelte erleichtert:

„Den Heiligen sei Dank! Er hat mich in meiner Vermummung nicht erkannt. Aber meines Bleibens ist hier noch nicht; ich muß es auf eine andere Weise versuchen. Warte nur, Du Schelm. Die Stunde wird doch noch kommen, wo ich Dich in Deinem eigenen Fette brate.“

„Wie mag die Hexe nur heißen?“ fragte Hans, der immer noch nachsann, wo er sie schon einmal gesehen haben könnte.

„Was kümmert Dich ein neumärkisches Bauernweib?“ erwiderte Heyne, indem er scheinbar gleichgiltig die Achseln zuckte. Den Verdacht, der ihm selbst gekommen war, hätte er um keinen Preis seinem Bruder mitgetheilt. „Wenn sie nicht nöthig hat, der Stadt zur Last zu fallen, so laß sie in Gottes Namen hier hausen.“ Und um den sich mählich Ernüchternden auf andere Gedanken zu bringen, fügte er in erheucheltem Ingrimme hinzu: „Dieser Dietrich ist der leibhaftige Satan! Er schlägt die Bauern, als ob sie Fliegen wären.“

Hans Danewitz grinste schadenfroh.

„Auch dem Markgrafen wird er schon noch eine Nuß zu knacken geben. Kann zwar den übermüthigen Strauchreiter nicht leiden . . . wenn er aber diesen Nürnberger wieder klein bekommt, dann . . . wahrhaftig . . . dann soll er mein Freund sein und ich will ihn Bruder nennen!“ — Als am andern Tage nach der Bäuerin geforscht wurde, war sie nicht mehr aufzufinden; sie mußte die Stadt schon wieder verlassen haben.

Zwölftes Capitel.

Ein eisiger Märzwind fegt vom pommerschen Lande her durch die Fluren der Uckermark und überzieht die kaum aufgethauten Gräben und Tümpel wieder mit einer dünnen Eiskruste. In tiefe Nacht gehüllt liegt Ketzer-Angermünde, nur auf dem Marktplatz der Stadt brennen qualmende, bei einem gelegentlich stärkeren Windstoße funkensprühende Lagerfeuer, in deren rothem Scheine die geharnischten Gestalten brandenburgischer Wachen auftauchen.

Jetzt tritt das gekrümmte goldene Horn des wachsenden Mondes hinter verflatternden Wolkengebilden hervor, und ein scharfes Auge, das sich dem zwischen der nördlichen Stadtmauer und dem Mündesee ragenden Schlosse nahe genug befände, könnte vielleicht erkennen, daß das vom Schloßthurm wehende Banner nicht den märkischen Adler, sondern den rothen Greif im blauen Felde zeigt. Nicht nur das Schloß, auch das Prenzlower Thor ist noch von den Pommern besetzt; der Markgraf von Brandenburg hat einstweilen nur die übrigen drei Thore und das Innere der Stadt mit stürmender Hand zu überwältigen vermocht.

Im Hause eines am Markt wohnenden Bäckers hat der übermüdete Fürst ein dürftiges Unterkommen gefunden. Sein Gefolge im Vorzimmer ist in tiefen Schlaf gesunken, denn die Anstrengungen der letzten Wochen sind groß gewesen. Am Sonntage Oculi war der Markgraf noch in Breslau,

um einer Fürstenversammlung beizuwohnen, aber die schlimme Kunde, daß seine alten Feinde wieder auf dem Plane wären, hatte ihm Flügel geliehen, und mit einer für die damaligen Verhältnisse beispiellosen Geschwindigkeit war er nach der Mark aufgebrochen und hatte vierzehn Tage später schon den Mecklenburgern die Grenzfeste Dömitz abgenommen. Der märkische Aar hatte der staunenden Welt bewiesen, daß er nicht nur fluggewaltige Schwingen, sondern auch scharfe Krallen und einen eisenfesten Schnabel hatte.

Herr Friedrich sitzt, gestiefelt und gespornt, an einem bescheidenen, wackeligen Tischlein, den Ellbogen auf die Tischplatte gestemmt und mit der Hand das gedankenschwere Haupt stützend. Trübe brennt das Lämpchen, das der Bäcker, bevor er sein Strohlager aufsuchte, mit frischem Oel gespeist hat; draußen pfeift der eisige Nordost, und ab und zu hört man den Schritt der durch gleichmäßig festes Auftreten der Kälte trotzenden Wachen.

Das ist eine unfrohe Fastenzeit, die diesmal dem Fürsten beschieden ist, wird ihm das Osterfest eine Auferstehung aus der Nacht der Sorgen bringen? Er dehnt die breite Brust in einem schweren, ungeduldigen Seufzer und blickt zur geschwärzten Balkendecke auf, die so gar keine Aehnlichkeit mit den stolzen Wölbungen in den Prunkzimmern seiner Schlösser hat. Wann wird die Zeit kommen, da das freche räuberische Gesindel vor ihm die Waffen streckt und er seinem aus hundert Wunden blutenden Lande den Frieden wiedergeben darf?

Zwar schon vor drei Jahren ist einer seiner erbittertsten und hartnäckigsten Gegner, der wilde Dietrich von Quitzow, vom Schauplatz der Kämpfe abgetreten; im Schlosse Herbeck, als Gast eines sich seiner Noth erbarmenden Herrn von Feltheim, hat er die trutzigen Augen für immer geschlossen und im Kloster Marienburg ist er zur ewigen Ruhe bestattet worden. Aber noch immer lauern die Pommern, wie unzähmbare wilde Thiere, an den Grenzen des Landes und sprungbereit erspähen sie jeden Augenblick, da der Herr des

Landes abwesend ist, um sich raubgierig auf die schutzlose Beute zu werfen. Und den Pommern hat sich diesmal der streitbare Bischof Magnus von Cammin mit einem ansehnlichen Heer gesellt, und der polnische Haudegen Cordebuck ist mit seinen fünftausend zerlumpten und verlausten, auf kleinen, mageren, aber ausdauernden und windschnellen Mähren daherfahrenden Reitern diesen Verbündeten zu Hilfe gezogen. Feinde überall! Eine drei- bis vierfache Ueberlegenheit droht dem edlen Fürsten, der doch nur das Glück seines Landes plant und keinen anderen Ehrgeiz kennt, als treu seinem Kaiser zu dienen und Recht, Ordnung und Gesetzmäßigkeit an Stelle der schmählichen Willkür und Strauchreiterei aufzurichten!

Er lehnt sich auf seinen Schemel zurück, schlägt ein Bein über das andere und schließt die Augen, um den Versuch zu machen, ob sich denn der Schlummer nicht endlich erzwingen lasse. Die überreizten Nerven aber widerstehen dem erlösenden Zauberer, und eine wilde Gedankenjagd stürmt durch das aufgeregte Hirn. Er sieht wieder den Kaiser Sigismund und die Fürsten, Herzöge und Grafen des Concils vor seinem inneren Blicke erstehen. Viele haben ihm sein schnelles Glück, sein mächtiges Emporblühen gegönnt, viele Andere geneidet. Ach, wenn die mißgünstigen Herren erst wüßten, was er, der Kurfürst, in seinem Revers dem Kaiser hatte geloben müssen! Da ist das Pergament — der Kaiser hält es aufgerollt in Händen — und der wache Träumer kann die steilen, feierlich verschnörkelten Buchstaben deutlich lesen:

„Auch versprechen wir, daß, wenn wir mit des Kaisers Geheiß, Gunst und Willen römischer König werden sollten, alsdann die Mark nebst der Kur, dem Erzkammeramt und allem Zubehör an ihn und seine Leibeserben lediglich wieder heimfallen soll." Diese Erklärung hatte er in Kostnitz unterschreiben müssen. Ihm ist, als hörte er noch den Vorschlag des Kaisers, der seine neue Würde in deutschen Landen durchaus niederlegen, nur den kaiserlichen Titel weiterführen und

den Burggrafen neben sich zu einem römischen König und Reichsverwalter machen wollte. Hätte er, der Markgraf, den mißmuthigen und verzagten kaiserlichen Herrn nicht auf andere Gedanken gebracht, wer weiß, wo er selbst in diesem Augenblicke wäre? Ob wohl je in einer fernen Zukunft der Tag wiederkommen wird, da man einem Sprossen seines Geschlechtes diesen Antrag wiederholt? Wird die Krone des heiligen teutschen Reiches einst die Stirn eines seiner Urenkel schmücken?

Fast unwillig schüttelte er den Kopf. Darf er heute solche Träume von Macht und Glanz wagen, da noch nicht einmal die Zustimmung aller Kurfürsten zu seiner Erhöhung gewonnen ist? Der Pfalzgraf und die drei Erzbischöfe von Cöln, Trier und Mainz haben zwar gleich in Kostnitz eingewilligt, und Sachsen ist später unschwer gewonnen worden; aber der Böhmenkönig Wenzel verhält sich noch immer ablehnend, und selbst auf dem Fürstentage in Breslau hat sich an diesem Verhältnisse noch nichts ändern lassen. Wenn die Pommern, die da drüben das Schloß besetzt halten. mit dem Zuzuge, den sie erwarten, heut Nacht über ihn herfahren und seine Macht in den Straßen dieser Stadt erdrücken, wird sich dann nur eine einzige Hand im deutschen Reiche regen, um dem Bedrängten Hilfe zu bringen? Gewiß nicht! Selbst der Kaiser ist nicht im Stande, dem Freunde wirksam beizustehen; höchstens könnte er die Acht des Reiches über die Feinde der Mark verhängen, aber diese Acht hält kaum noch ein Schwert in der Scheide und stopft den verderbenspeienden Donnerbüchsen nimmer den heißen Mund. Selbst ist der Mann, und auch ein Markgraf von Brandenburg ist auf sich allein gestellt! Das hat er jetzt auf seinem Kriegszuge zur Genüge erfahren. Nicht einmal der geliebten Gemahlin, die ihm am Apolloniätage, kurz vor dem Fasten, ein Töchterlein geschenkt hat, durfte er seinen Dank erstatten und die kleine Dorothea aus den Armen nehmen; rastlos und unaufhaltsam mußte er vorüberziehen, dorthin, wo seine Banner im Sturme flatterten und wo die Entscheidung seines Schicksals auf der

Spitze des Schwertes stand. Und ach, wie klein ist das Häuflein seiner Getreuen! Wenn ihm jetzt unerwartet ein mächtiger Zuzug käme, er wollte dem Führer desselben dankbar die Hand drücken und ihn ewig seinen Freund nennen!

. . . Westlich von Angermünde ziehen zwei Reiter durch Wald und Bruch. Das dürre Geäst raschelt und ächzt im schneidenden Winde, hin und wieder ertönt ein gedämpfter, bellender Laut, so daß die Pferde ängstlich aufhorchen und dann wild und ungeberdig schnaufen.

„Hört Ihr die Wölfe, Herr?“ wispert kläglich eine heisere Stimme. „Wir wären besser in Chorin bei den gastfreien Mönchen geblieben. Konnten auch am Tage den Weg in das verdammte Ketzernest finden.“

Der Andere gab keine Antwort. Finster brütend hatte er der Worte seines Knechtes gar nicht geachtet. Im weiten südlichen Bogen war er von Dömitz über Wusterhausen und Bötzow nach Chorin geritten, um die Spur des Markgrafen zu finden. In den Herbergen hatte er nur so lange gerastet, als es die Rücksicht auf den Zustand der Pferde unerläßlich gebot; auch aus Chorin, wo er einen stärkenden Imbiß für sich und seinen Knecht und ein Futter für seine Thiere angenommen hatte, war er nach kurzer Ruhe wieder aufgebrochen, um so schnell als möglich zum Heere Friedrichs zu stoßen. Flüchtende Bauern hatten ihn vor dem polnischen Gesindel gewarnt, das sich östlich von Angermünde ausgebreitet hätte, und so war er links in den Wald eingebogen, um sich auf einem Umwege der Stadt zu nähern.

„Im vorigen Jahre,“ hob der Knecht wieder an, „hat uns unsere Fahrt nach Westfalen mehr Freude gemacht. Da wart Ihr froheren Muthes, günstiger Herr, und wie wir von Unna zurückkehrten, schautet Ihr gar hoffnungsvoll in die Welt.“

Immer noch schwieg der Andere. Nur das Wort „Unna“ hatte sein Ohr getroffen, und seine Gedanken schweiften zurück in die Vergangenheit. Er sah wieder die Malstätte mit dem steinernen Tische, und auf demselben das

blanke Schwert und den aus Weiden geflochtenen Strick. Der Freigraf ließ ihm durch einen Schöffen den Eid staben; er kniete nieder und sprach die verhängnißvollen Worte nach, die ihn zu einem „Wissenden" machten. Noch fühlte er die Kälte des Eisens, auf das er beim Schwur die Finger hatte legen müssen! Als ein freier Schöffe war er zurückgekehrt nach Tangermünde, aber sein Sehnen und seine Unruhe war nicht gestillt worden. Sonst hatte er die Bitterniß seiner hoffnungslosen Minne betäuben können in speerezersplitternden Fehden; seitdem jedoch sein adeliger Freund Werner aus Bötzow vertrieben und der Schrecken der Quitzows vor der aufgehenden Sonne Friedrichs wie ein nächtlicher Stern verblaßt war, hatte sein Schwert an der Wand getrauert und die alte Braune im Stalle die Beine steif gestanden. Mit einem Feinde des Markgrafen wollte und konnte er nicht mehr reiten, und für den Markgrafen zu kämpfen fehlte die Gelegenheit, denn der Fürst weilte fern in Kostnitz und auch nach dem Schlusse des Concils war er nur selten und immer nur auf kurze Zeit nach der Mark gekommen. So hatte der zur Unthätigkeit gezwungene Riese wieder seine Töpfe und Schmelztiegel hervorgesucht; statt der rothen Tinctur aber, die zu entdecken er sich vergeblich mühte, war ihm aus den Dämpfen seiner Zauberküche immer nur dasselbe liebliche, ach! gar so sehnlich winkende Mädchenbild entgegen getreten. Da hatte ihn im Beginn der Fastenzeit eine gewaltige Unruhe, ein schier unbändiger Drang in's Weite befallen! Der Markgraf sollte nach der gefährdeten Mark zurückgekehrt sein, und zu ihm flog sein bedrücktes Herz, das dem fruchtlosen Minnesehnen zu erliegen drohte. Unter Friedrichs Bannern wollte er sich alle Pein von der Seele kämpfen! Ihn dürstete nach einem tiefen Trunke aus dem Becher der Betäubung, den nur der schwertklirrende Kampf zu reichen vermochte. Jetzt sah er ein, daß nicht der Einzelne berufen war, sein Recht zu erstreiten und die mißhandelte Ordnung der Dinge wieder herzustellen; das konnte nur die Gesammtheit gleich wirkender Kräfte unter der Führung eines von Gott gesetzten, recht-

mäßigen Landesherrn. Mit Friedrich wollte er stehen und mit Friedrich, wenn es sein mußte, fallen; wenn es ihm nicht vergönnt würde, den Preis der treuen und echten Minne zu erringen, so konnte er doch mit seinem Herzblute den Kranz erkaufen, den ein dankbarer Fürst um die Schläfe des für ihn in den Tod gegangenen Dienstmannes windet.

Noch brannte ihm der Kuß der mütterlichen Lippen auf den Wangen, noch hörte er Frau Reinhildens Segenswunsch, den sie in seiner Abschiedsumarmung mit zuckenden Lippen gestammelt hatte. Er hob den Arm und versicherte sich durch einen tastenden Griff, daß um seinen Eisenhut das Tüchlein noch geschlungen war, das einst an Cordulas Busen geruht hatte und das die Stickerei von Mechtilds kundigen Fingern trug. Die gute Mechthild! Wie wunderbar hatten ihre Augen geleuchtet, als sie ihn mit diesem Tuche scheiden sah! War es doch, als hätte die Trennung für sie den Stachel verloren, da ihr Kunstwerk, in das sie gewiß viel treue Wünsche hineingestickt hatte, den Scheidenden in den heißen Kampf begleiten durfte.

„Ihr seid gar schweigsam, Herr," bemerkte Bolle, dem die Stille unheimlich wurde, „ein fröhlich Reiterlied würde die Nachtgeister scheuchen."

„Daß Du Dein Maul hältst!" versetzte Gerke, „der Feind könnte Dich hören und uns vorzeitig lästig werden." Nach einer Weile fuhr er sinnend fort: „Muß immer noch nach Bötzow denken." Eine geschwärzte Stelle am Erdboden bezeichnete den Fleck, wo einst die Hütte stand. „Wo mag die arme Ursel umherirren?"

„Die kommt nicht um, günstiger Herr. Die nimmt einen Besen zwischen die Beine und spricht nur die Worte: „Hier und dort, auf und fort!" und der Teufel trägt sie, wohin sie will."

„Schäme Dich, du Narr! Hätte gern den Inhalt meiner Satteltasche für das arme Weib ausgekramt; nun habe ich die Choriner Mönche begabt, daß sie der Heimatlosen in ihrer Fürbitte gedenken."

„Halt! wer da?“ rief es plötzlich von einer Stelle her, wo durch das Dunkel der Haide ein matter Schein dämmerte.

Die Pferde stutzten.

„Gut Freund!“ gab Gerke zurück, doch seine Hand fuhr schnell nach dem Schwerte.

„Das Wort kann auch ein schorbichter Polack nachplappern. Gebt die Losung!“

„Ich weiß keine andere Losung denn: Hoch Brandenburg! hoch Markgraf Friedrich!“

„Das stimmt zwar nicht ganz; wenn Dir der Ruf aber von Herzen kommt, so reite näher; wir wollen Dich zu unserm Feldhauptmann geleiten.“

Bald waren Gerke und Bolle von einer Schaar Reiter umgeben, die sie bis zu einer lichten Stelle begleiteten, wo mehrere Hundert Reisige bei ihren gezäumten und gesattelten Pferden harrten.

Dicht an einem hölzernen Gebäude, das eine Wassermühle zu sein schien, schwelte eine kleines Lagerfeuer, und an diesem Feuer wärmte sich eine hohe, mantelbekleidete Gestalt, von deren blinkendem Helme rothe und weiße Federn nickten.

„Wie heißet Ihr?“ fragte der Edelmann den ihm vorgeführten Gerke.

Dieser nannte seinen Namen und fügte ehrerbietig hinzu:

„Ich kenne Eure Farben; Ihr seid der edle Herr Gans zu Putlitz.“

„Wo wollt Ihr hin?“

„Zum Herrn Markgrafen.“

„Und ihm beistehen wider die pommerschen Hunde? Das ist recht von Euch, Gerke! Ei, das trifft sich gut — Wachtmeister, habt Ihr schon nach der Stadt geschickt?“

Ein strammer, untersetzter Reitersmann trat sporenklirrend an's Feuer.

„Will eben den Baltasar absenden, edler Herr.“

„Lasset ihn hier! Gerke Suteminne soll mein Bote sein.“

Der Wachtmeister zog sich zurück, und Gans von Putlitz flüsterte:

„Wisset, daß ich hier mit vierhundert Pferden im Hinterhalte liege. Meine Kundschafter haben mir eben gemeldet, daß jenseits der Stadt im feindlichen Lager verdächtige Bewegung herrsche. Reitet, was Ihr reiten könnt! Ich denke, Ihr findet Herrn Friedrich in der Wagenburg, die er auf dem Marktplatze errichtet hat. Sagt ihm, daß Etwas vorgehe und daß er auf der Hut sein soll! Fort, fort!"

Zwei Reiter stiebten über die freie Ebene, die sich vom Walde bis zum südlichen Thore der Stadt hinzog. Sie gaben dort die Losung, die sie vom edlen Gans erfahren hatten, und hielten bald auf dem Markte vor den zusammengefahrenen Rüstwagen und Büchsenkarren, hinter denen ein Theil der markgräflichen Kriegsknechte lagerte. In der Mitte dieses Raumes brannte ein Feuer, das hell den Einlaß begehrenden Riesen beleuchtete. Eine Wache schob die Bohlenthür zur Seite, und Gerke ritt hinein und traf den ihm bekannten Günzel von Bartensleben, den der Markgraf zum Hauptmann der Altmark, jetzt aber zu seinem Feldobersten ernannt hatte.

„Wo ist der Fürst, edler Herr Günzel?"

„Dort im Bäckerhause."

„Muß ihn sofort sprechen . . ."

„Jetzt? Er bedarf der Ruhe, und diese Nacht, denke ich, ruht auch der Feind."

„Ihr irrt Euch, edler Herr. Die Pommern sind auf den Beinen, und die Polen rühren sich am Mündesee! Herr Gans von Putlitz schickt mich, daß ich unverzüglich . . ."

„Kommet, kommet! Ich selbst führe Euch zu meinem gnädigen Herrn."

Sie eilten aus der Wagenburg. Gerke sprang vom Pferde, übergab es seinem Knechte, und trat mit Günzel in das Bäckerhaus.

Eben hatte sich Friedrich nach einem Verbündeten gesehnt; da ging die Thür, und wie er auf der Schwelle derselben den sich bückenden Riesen erkannte, flog ein freudiger Schimmer über sein düsteres Angesicht.

„Gerke Suteminne? Führt Ihr mir ein Heer heran?"

„Ich bringe nichts, mein gnädigster Herr, als mich selbst und die Nachricht, daß der Feind anrückt.“

Jäh schnellte der Fürst von seinem Schemel empor, alle Ermüdung war verschwunden.

„Beim heiligen Sebaldus! Er soll uns wach finden. Wecket mein Gefolge, Günzel! Mir nach, Suteminne, in die Wagenburg! Wenn uns noch Zeit bleibt, sollt Ihr mir dort erzählen, wie Ihr hierher gekommen seid.“

Dreizehntes Capitel.

„Waffen zur Hand! Stückknechte an die Büchsen.“ Leise tönten die Befehle.

Wie ein Ameisenhaufen wimmelte es in der Wagenburg durcheinander, aber nur kurze Zeit, dann hatte ein Jeder seinen Platz gefunden, und still und erwartungsvoll stand das brandenburgische Fußvolk.

Dem Herzog Otto von Stettin hatte der Castner des Schlosses die Pforte am See geöffnet; ein Theil der Pommern war heimlich durch das Schloß gezogen und brach nun unter Führung des Herzogs und seines Marschalks Detlef von Schwerin durch das südliche Schloßthor in die Stadt. Ein anderer Theil hatte sich mit der Besatzung des Prenzlower Thores die Hand gereicht und rückte von dorther gegen den Marktplatz vor.

Der aufmerksame Wächter, der vom Thurme der St. Marienkirche mehr gelauscht als gespäht hatte — denn trotz der Mondsichel am Himmel lagen die Gassen in tiefem Dunkel — stutzte über das verdächtige Geräusch, das ihm der Wind zutrug, und steckte eine Laterne in nördlicher Richtung aus.

„Der Thürmer meldet den Feind!“ sagte Günzel zu seinem Herrn, „nun mag Sackpfeifer und Trommler das Schweigen brechen!“

„Pst!“ gebot der Markgraf, „keinen Ton! Sie sollen uns schlafend wähnen! Um so überraschender wird ihnen unser Empfang sein. Gerke, seid Ihr da?“

„Zu Eurem Befehl, gnädigster Herr, hier bin ich;“ versetzte der Riese, und trat an die Seite des Markgrafen.

„Gerke Suteminne,“ fuhr dieser mit gedämpfter Stimme fort, „zur guten Stunde seid Ihr gekommen. Heut müßt Ihr Euch verzehnfachen, verhundertfachen, ein Heer müßt Ihr mir ersetzen!“

„Jeder Tropfen meines Blutes gehört Euch, hoher Herr; den letzten will ich freudig vergießen, um Euch den Sieg zu verschaffen.“

„Beim heiligen Sebaldus! Das soll ein Wort sein. Wenn mein Banner noch aufrecht in der Morgensonne steht und wir Beide noch leben, dann mögt Ihr mich um eine Gnade bitten.“

Dem Riesen schlug das Herz bis in den Hals.

„Herr Markgraf, Euer Adler wird den Greifen überfliegen! Die Tapferkeit der Brandenburger soll von heut an zum Sprichwort werden!“

In schwerer Rüstung, mit Spießen und Hellebarden, standen die Reihen der Wappner bereit, sich auf jeden eindringenden Feind zu werfen. Schußfertig lugten über das Bollwerk der Wagenburg die Leichtgerüsteten, auf der Armbrust den verderbenbringenden, gefiederten Bolzen, die Sehne des Bogens straff gespannt. An den Karrenbüchsen, die aus den Zwischenräumen zwischen den Rüstwagen ihre ehernen Schlünde hervorstreckten, waren die Pavesen*) aufgeschlagen; in der Hand der Stückknechte qualmte die glimmende Zündschnur. Eine schwere Donnerbüchse beherrschte den Zugang vom Schlosse her; zwei Steinbüchsen waren gegen das Prenzlower Thor gerichtet; Ladebeutel mit Kraut und bleiumgossene Steinkugeln wurden geräuschlos von den Wagen gehoben und für den Bedarfsfall zur Hand gelegt.

*) Die hölzernen Schirme zum Schutze der Stückbedienung.

Die Stille vor dem Sturm brütete über der nächtlichen Stadt; noch ließ sich kein Pommer sehen. Die Herzen der harten Gesellen schlugen kräftig gegen die Rippen. Unbeweglich harrten die Fahnenträger, nur die schwarz-weißen Federn auf ihren Sammetbaretten zitterten im Windhauch; die wagerecht gesenkten Bannerstangen verlangten nach dem Augenblick, da sie aufgerichtet werden und ihr flatterndes Tuch mit dem rothen Adler dem Nordost übergeben würden. Da grollte der ferne Schlachtruf „Stettin! Stettin!" und geisterhaft tauchten blitzende Helme und Gewaffen am Ende dreier Gassen*) auf.

Die rothglimmenden Punkte an den Zündschnuren beschrieben einen Bogen und wollten sich dem Erz der Büchsen nähern.

„Noch nicht!" heischte der Markgraf halblaut, und von Mund zu Munde ging das hemmende Wort: die Stücke verharrten in Schweigen.

„Stettin! Stettin!" brauste es näher, und in schwerem, dröhnendem Schritte rückten die Schaaren Peter von Tramps und des Ritters von Kaschow vom Prenzlower Thore heran. „Stettin! Stettin!" heulte ein anderer Haufen, an dessen Spitze der Marschalk Detlef von Schwerin schritt und der in seiner Mitte den Pommern-Herzog barg.

„Das Banner hoch! Stückknechte gebt Feuer!" befahl der Markgraf.

An dreien Stellen flammte es gleichzeitig auf; ein erderschütternder Donner weckte die Nacht; das brandenburgische Panier warf seine Falten im Winde.

Ueberraschung und Schrecken lähmte die Bewegung der Feinde. Vor den Todten und Verstümmelten, die am Boden lagen, stutzten die Nachdrängenden; auf so heißen und pünktlichen Empfang war man nicht vorbereitet gewesen.

„Was zögert Ihr, verfluchte Schlingel?" rief der pommersche Marschalk, „mir nach! Stettin! Stettin!"

*) „Drei Banner waren in dreien Gassen aufgerichtet," Magdeb. Schöppenchronik.

„Drauf und dran!“ schrie Peter von Tramp den Seinen zu, „lasset Herrn Rolof liegen! Ihr helft ihm doch nicht mehr!“

Rolof von Kaschow war durch eine Steinkugel zerrissen, und über die Leiche des Ritters wälzte sich der zu neuer Kraft aufgestachelte Angriff.

Doch die brandenburger Stückmeister hatten ihre Stürme*) gut gedrillt; ohne den Schutz der Pavesen waren die Büchsen auf's neue geladen und spieen eine zweite feurige Garbe aus. Furchtbar war die Wirkung der Steinkugeln in den dichten Haufen der Pommern. Was nicht zusammenbrach, das stiebte in wildem, kopflosem Ungestüm rückwärts. Vergebens schrieen sich der Marschalk und der Ritter von Tramp die Kehlen heiser; es gab kein Halten mehr; die Flucht der Vordersten war allgemein geworden. Aber vom Schlosse und vom Prenzlower Thore her quollen neue Schaaren nach, und auch die Büchsen, die man auf dem Schlosse gerichtet hatte, begannen jetzt mit der Wagenburg vernehmlich zu sprechen. Das belebte den Muth der Nachdrängenden, die mit den zurückweichenden Genossen fast in's Handgemenge geriethen.

In diesen Wirrwar schlugen zum dritten Male die brandenburgischen Geschosse. Ein wildes Geheul erschütterte die Luft. Hinaus! hinaus aus diesem gottverfluchten Ketzerneste! Wie vom Wahnsinn gepeitscht, stürzten die Pommern dem Thore zu. Da rasselte ein eisernes Sturzbad auf ihre Blechhauben! Der edle Gans von Putlitz war von seiner Wassermühle aufgebrochen und, da sich keine Polen sehen ließen, wohl aber der Donner der Geschütze sein Ohr traf, war er bis zum Prenzlower Thore vorgedrungen. Er kam gerade zur rechten Zeit, um die Hinauseilenden zu begrüßen. Wie die Sense des Schnitters in die reife Mahd, so fuhren die Schwerter seiner Reisigen in die Pommern. Peter von Tramp war ein fester Mann und ohne heftige Gegenwehr wollte er sich nicht geben; Herr Gans trieb sein Pferd an den Hochge-

*) Batterieen.

muthen und rief: „Streckt Euer Gewaffen, und Euer Leben soll geschont sein!“ Peter jedoch schlug um sich wie ein Held aus den Niederlanden*); da fiel der edle Gans zum Stiche aus und durchbohrte ihm die Halsberge; ein rother dampfender Strahl färbte die Rüstung des Tapfern; der Ritter von Tramp lag verröchelnd am Boden.

Aus der Wagenburg fielen die Wappner aus, um sich verderbenbringend an die Ferſen der Weichenden zu heften.

„Nehmt den Alraun günstiger Herr! ich bitte Euch!“ Bolle streckte seinem Herrn die zauberkräftige Wurzel hin.

„Behalte ihn selbst, Du Narr! Speer und Schwert sind mir ein besserer Schutz.“ Gerke schob den Knecht zur Seite und stürmte durch die geöffnete Bohlenthür der Wagenburg. Ihm folgte der Markgraf mit dem Kern des Fußvolkes.

Hier und da versuchten noch vereinzelte pommersche Haufen Widerstand zu leisten; aber der Riese schlug mit seinem Speereisen dazwischen und zerstäubte sie wie Spreu.

Frohgemuth und unaufhaltsam strebte er dem Schlosse zu. Sein mit dem Liebesgott gezeichnetes Lanzenfähnlein trank sich am Blute der Feinde satt; in Cordulas Busentuch, das ihm den Eisenhut schmückte, fing sich der Wind.

„Heuer fällt die Ernte vor Ostern;“ rief er dem Markgrafen zu, wo Eure Sonne aufgeht, reift schnell die Frucht der Ehren.“

Friedrich deutete mit der Rechten gegen das Schloß, dessen Umrisse in der allerersten Dämmerung am grauen Himmel sichtbar wurden:

„Dort wird's entschieden, wem die Frucht gehört!“

Der Riese nickte:

„Ja, das Schloß müssen wir haben, trotz des Pommern-Marschalks, der dort sein Volk sammelt.“

Detlef von Schwerin hielt mit den Trümmern seiner Schaaren am südlichen Schloßthore, und wie die märkischen Wappner nahten, brach er zu einem neuen Gegenstoße hervor.

*) So hießen damals die Küstenländer der Ostsee.

Gerke warf sich auf ihn. Seine Lanze splitterte an der Plattenrüstung des pommerschen Recken; er nahm sein Schwert und ließ es wie den Hammer des heidnischen Donnergottes auf den Helm des Gegners niederkrachen. Ein Dutzend Pommern eilten Herrn Detlef zu Hilfe. Nach allen Seiten theilte Gerke seine Hiebe aus. Er sah die Gestalt des Markgrafen neben sich auftauchen, aber das wachsende Getümmel verschlang sie wieder.

„Brandenburg! Brandenburg!" brauste es aus hundert heisern Kehlen, und die Schwertschläge rasselten wie Hagel auf die Harnische.

Ein sausend wuchtiger Hieb des Riesen warf mehrere Feinde übereinander; aber zersprungen war ihm die Klinge; er hielt nur noch einen Stumpf in der Hand. Schnell brach er sich Bahn bis zu dem Bretterzaun, der ein Gehöft an der Gasse umfriedete, und, sich an den Zaun lehnend und so den Rücken deckend, wehrte er mit der geborstenen Klinge die schon frohlockenden Gegner ab; mit der Linken griff er über seine Schulter, packte eine der senkrecht angenagelten Bohlen und riß sie, wie einen Splitter, aus dem Verbande des Zaunes. Nun schleuderte er den Schwertstumpf dem nächsten seiner Feinde in's Gesicht, daß der Getroffene aufheulend zurücktaumelte, und die sechseinhalbfüßige Bohle um sich herum wirbelnd stürzte er sich auf's Neue in's Getümmel.

Der harte Kopf Schwerins hatte von Gerkes Schwertschlag doch ein wenig gedröhnt; nach kurzer Rast aber hatte sich der Marschalk wieder ermannt und jetzt schlug er sich racheschnaubend bis zu dem märkischen Riesen durch, Pommern und Brandenburg trafen in zwei gewaltigen Verkörperungen ihrer Kräfte heiß aufeinander; jeder der Beiden fühlte, daß ihm nur der Tod des Andern die eigene Rettung bringen konnte. Der Marschalk führte eine gute Klinge; sein Arm und Handgelenk waren von Stahl, aber gegen die wirbelnde Eichenbohle Gerkes wußte er sich nicht zu decken; der Schwertgriff wurde ihm aus den Fingern gedreht, und fast gleichzeitig schmetterte das schwere Holz auf seinen Kopf und brach

ihm den Helm und die Hirnschale. Wohl rann es dem Riesen, der seinen Eisenhut verloren hatte, warm über die Stirn herab, aber er wischte sich das Blut aus den Brauen und siegesfroh jauchzte er:

„Erschlagen liegt der Pommern-Marschalk! Mir nach in's Schloß!“ *)

Als die Feinde den Tod ihres hünenhaften Führers sahen, wandten sie sich entmuthigt zur Flucht. Gerke und der Markgraf stürmten ihnen unmittelbar hinterher und drangen gleichzeitig mit ihnen über die Brücke. Zwar versuchte der Thorhüter das Fallgitter niederzuwinden; Gerke stieß aber seine Eichenbohle über sich in den Einschnitt der steinernen Thorwölbung und klemmte die eisernen Stangen des Gitters fest. In ungehemmter Fluth ergoß sich die Schaar der Sieger in den Schloßhof und überwältigte die Besatzung. Herzog Otto und sein Castner hatten sich auf's Pferd geworfen und jagten zur Wasserpforte hinaus, mit knapper Noth der Gefangenschaft entgehend.

Das Frühroth sah den pommerschen Greifen auf dem Schloßthurme sinken, und hoch stieg der märkische Adler an der Bannerstange empor.

„Um aller Heiligen willen, mein Herr, mein Herr! Wo ist Gerke Suteminne? Wo ist der Riese von Tangermünde?“

So rief jammernd und klagend der treue Bolle, der den Eisenhut seines Herrn gefunden und jeden Gefallenen am Boden ängstlich gemustert hatte. „Beim heiligen Blute! Da steht er ja neben dem gnädigsten Herrn Markgrafen!“ Er eilte auf Gerke zu und hätte ihn in der Freude des Wiedersehens beinahe umarmt. Wie er aber das Blut auf seiner Stirn sah, erlosch ihm die Freude im Angesicht und betroffen stammelte er: „Ihr seid verwundet?“

---

*) „Alda hat auch ein Einspenniger, Sutemyn genannt, eine sonderliche that gethan und in die spitze gebrochen, darumb er vom Churfürsten sonderlich begabt ist worden.“ Entzelt, Chronikon.

„'s nicht der Rede werth," lachte Gerke. Das Schwert des Pommern-Marschalks hat nur die Narbe wieder aufgetrennt, die ich einer berliner Gewandschneider-Elle verdankte; nun ist der Schmiß wieder ehrlich gemacht."

„Ihr wolltet ja nicht hören, günstiger Herr. Hättet Ihr meinen Alraun . . ."

„Die Polen sind auf und davon!" meldete Gans zu Putlitz, der in den Hof sprengte und sich vor dem Markgrafen aus dem Sattel schwang.

„Wo war denn Cordebuck zur Nacht?" fragte Friedrich.

„In seinem Zelte am Mündesee," berichtete noch athemlos der Reiterführer. „Mit einer hochbusigen Jungfer aus Polenland hat er dort beim Weinkrug gesessen, wie die Gefangenen, die ich machte, aussagen. Die Schürze der Dirne war ihm in der Dunkelheit sicherer, als die Harnische der Märker. Die Wachen, die ihm den Kampf in der Stadt meldeten, warf er aus dem Zelte, indem er sich verschwor, am hellen Tage würde er den Brandenburgern den Weg weisen. Habe ihn vorhin mit meinen Reitern geweckt. Fünftausend Polen kletterten da auf ihre Mähren; und ich, mein gnädigster Herr, hatte nur vierhundert abgetriebene Gäule hinter mir. Aber ich ließ die Trompeter blasen und mit dem Rufe „Brandenburg" stürzte ich mich in den Feind. Langsam, mit aufgerichtetem Banner, ist der Polack abgezogen; fünfhundert Pferde habe ich aber seiner Nachhut noch abgejagt."

Herr Gans verschnaufte und trotz der grimmen Morgenkälte wischte er sich den Schweiß vom Angesicht.

„Ich danke Euch, mein edler Caspar," sagte Friedrich und bot dem Helden die Hand. „Von heut an beginnt zwischen uns beiden eine neue Rechnung, die mich zu Eurem Schuldner macht. Günzel! . . . ist Günzel da?"

Der Herr von Bartensleben trat an den Markgrafen heran und beglückwünschte ihn zu dem Siege.

„Die Glocken der Stadt sollen läuten," befahl Friedrich. „Ordnet die Besetzung des Schlosses und der Thore! Den Rest meines Kriegsvolkes entbietet nach der Marienkirche!"

Der Befehl wurde pünktlich ausgeführt.

Nach dem feierlichen „Te deum laudamus“ stand das Heer auf dem Marktplatze. Zu Füßen des Markgrafen lagen drei im Kampf genommene feindliche Fahnen. Ludolf von Alvensleben kniete auf dem Fahnentuche, und Herr Günzel ertheilte ihm im Namen und Auftrage des Fürsten den Ritterschlag. Gleiche Ehre widerfuhr den Herren Berend von Schulenburg, Matthias von Uchtenhagen und Hasso und Matthias von Bredow. Der havelländische Adel war nun untrennbar mit dem Landesherrn verbunden; das Blut der erschlagenen Feinde der Mark bildete den Kitt dieser Vereinigung.

„Gerke Suteminne!“ rief Friedrich, dem entfernt stehenden Riesen winkend, „tretet näher!“

Der Gerufene gehorchte. Um seine Stirn lag eine linnene Binde; den Eisenhut mit Cordulas Tüchlein hielt er in der Hand. Er war ohne Lanze, und eine leere Schwertscheide hing ihm von der Hüfte.

„Ihr habt ein adlig Gemüth,“ hob der Fürst mit lauter Stimme an, „und Eure Tapferkeit ist ohne Gleichen. Wohl habt auch Ihr Euch heut die güldenen Sporen verdient, und so ich Euch zum Ritter schlüge, wäret Ihr eine Zier des ganzen märkischen Adels. Aber ich will auch den Städten ihre Ehre lassen und den Tangermünder Bürgern ihren festesten Recken nicht mißgönnen. Darum ernenne ich Euch zu meinem markgräflichen Rathe und gebe Euch diesen Ersatz für Euer in meinen Diensten zerhauenes Gewaffen.“ Er schnallte sein Schwert ab und reichte es dem Riesen dar.

Tiefer röthete sich dessen männliches Angesicht. Stolz und Jubel weitete ihm die Brust. Er nahm das Schwert, küßte es und rief begeistert:

„Mein gnädigster Herr Markgraf! Einst sagtet Ihr zu mir:

Gewisser Freund, erprobtes Schwert,
Die sind in Nöthen Goldes Werth. —

Dieses Schwert soll stets für Euch die Probe bestehen, und echter und gewisser denn Gold soll meine Ergebenheit für Euch sein!"

Friedrich legte die Hand auf des Riesen Schulter und schaute ihm prüfend in das ehrliche Antlitz.

„Jetzt blicken Eure großen Augen wieder frohgemuth," sagte er huldvoll, „heut Nacht schienen sie mir nicht ganz sorgenfrei — drückt Euch ein geheimer Kummer?"

Der Gefragte sah befangen zur Erde. Dann schlug er die Lider wieder auf und versetzte:

„Ihr kennet ‚Freidanks Bescheidenheit', hoher Herr, und habt selbst die Wahrheit seines Spruches erfahren:

Ohne Sorge Niemand mag
Leben einen ganzen Tag,
Sorge machet graue Haare;
So altert Jugend ohne Jahre."

„Ein wahres Wort, Gerke. Schüttet mir Euer Herz aus! Wenn ich's vermag, will ich Eure Sorge bannen."

„Mein gnädigster Herr!" quoll es warm über Gerkes Lippen. Doch plötzlich stutzte er — er warf einen scheuen Blick auf die neu ernannten Ritter und — schwieg.

„Ich verstehe," sagte Friedrich. „Zum Beichten, meint Ihr, gehören nur ein Mund und zwei Ohren. Folget mir nach! Der Bäcker, der mich herbergt, wird frisches Brot gebacken haben; frühstückt erst mit mir, dann wird Euch das Reden leichter werden."

„Also Euer Freiwerber soll ich sein?" lächelte der Fürst, als ihm Gerke nach beendetem Frühstück sein Verhältniß zu Cordula und Hans Danewitz auseinander gesetzt hatte. „Beim heiligen Sebaldus! Das ist ein Amt, in dem mir noch jegliche Erfahrung mangelt. Aber Ihr habt mein Wort; ich habe Euch eine Gnade versprochen, und dem Herrn Aeltermann soll der Trotzkopf zurecht gesetzt werden."

Der Ueberglückliche wollte die Hand seines Gönners küssen.

„Lasset das, Gerke! Ich zahle nur meine Schuld. Erst aber helft Ihr mir die Pommern noch aus Boitzenburg, Zehdenick und Prenzlow werfen —“

„Diese Städte sollen Euer sein, ehe der Mond voll wird. Und dann —“

„Dann kehren wir nach dem Berlin zurück, und mein erster Gang dort soll nach der ‚Gottesgunst‘ sein!“

Vierzehntes Capitel.

Es war eine frohe Zeit, die mit der Sonnenwende des Jahres 1420 für die beiden Spreestädte aufging. Zwar erzählte man sich von dem geheimnißvollen, schreckhaften Sterben, das hier und da in deutschen Landen die Menschen schon wieder in Angst und Bestürzung versetzte; in Berlin und Cöln war aber noch kein einziger Pestilenzfall zu vermelden gewesen; der städtische Meisterarzt war immer noch anwesend, und so gab man sich leichtlebig der Gunst des Augenblickes hin und feierte die verschiedenen Gewerksfeste in ungetrübter Lust.

Der Markgraf hatte die ganze Uckermark bis zur alten pommerschen Grenze wieder in seine Gewalt gebracht; mit Sang und Klang waren die städtischen Kriegsvölker wieder heimgekehrt, und wenn auch der Stadtschreiber gar manches Schock Groschen Feldzugskosten in's Ausgabebuch des Rathes hatte eintragen müssen, das Bewußtsein, einen so kräftigen und siegeskundigen Landesherrn zu haben, entschädigte doch reichlich für die Ebbe im städtischen Geldkasten, und Handel und Wandel durften sich wieder frei und hoffnungsfroh regen.

Spruchsprecher, Sänger und allerlei fahrende Leute waren nach dem Berlin gekommen. Auf dem Neuen Markte, auf dem Platze vor der Nikolaikirche und auf der Wiese, die dem cölnischen Kloster der schwarzen Brüder gegenüber lag und die später den gewaltigen Schloßbau sollte erstehen

sehen, wimmelte es von Lustigmachern, Klopffechtern, Quacksalbern und Seiltänzern, die für die Kurzweil und die Zaubermittel, die sie dem Volke boten, manchen guten Pfennig in die Tasche steckten. An der Kirchhofsmauer von St. Marien, unweit der Gottesgunst, standen die beiden Brüder Danewitz und betrachteten verwundert einen Haufen fratzenhaft gekleideter Leute, deren schlichtes, schwarzes Haupthaar und bräunliche Hautfarbe auf eine recht ferne Heimat deuteten. Das Volk nannte diese Fremdlinge die „Tatern" und raunte sich zu, sie kämen aus Aegyptenland und wären von vornehmer Abstammung, denn sie hätten Herzöge und Grafen unter sich.

„Ist's denn wahr," fragte Heyne, der Schöffe, dem schon schneeweißes Haar das immer noch frische und freundliche Angesicht umrahmte, „daß ihnen der Kaiser Schutz gewährt?"

„'s ist richtig;" versetzte sein Bruder, dem fortdauernder häuslicher Verdruß und ein Ehrgeiz, der sich nimmer genug thun konnte, das letzte Fettpolster weggezehrt und die Wangen in faltige, lederne Beutel verwandelt hatte, „habe die Schlingel scharf verhört, denn ein Berliner Aeltermann läßt sich nicht hinter's Licht führen." Er warf sich in die Brust, und aus seinen Glotzaugen sprühte der Hochmuth. „Sie haben einen Geleitsbrief vom Kaiser Sigismnnd; sieben Jahre sollen sie nach Weisung ihrer Bischöfe die Welt durchwandern, und der Kaiser gestattet ihnen auch, in deutschen Landen umherzuziehen. Ihre Geldbeutel sind wohlgefüllt; sie führen Vogelhunde, als wären sie Ritter, die sich auf's Federspiel verstehen. Sieh, da springt solch ein Köter! Wer weiß, wo er gestohlen ist?"

Die Tatern luden ihre Bündel von den Packpferden. Auf mehreren Wagen, die mit Plantüchern gegen Wind und Regen überspannt waren, hockten ihre Weiber und Kinder. Ein junges, frech blickendes Frauenzimmer in kurzem, rothem, mit Goldborten verbrämten Kleide sprang leichtfüßig, wie ein Reh, von einer Karre, nahte den beiden Brüdern und fragte zudringlich in gebrochenem Deutsch:

„Schöne Herren, soll ich Zukunft künden?"

„Mein Schicksal steht in Gottes Hand," erwiderte der Schöffe mit seiner ruhigen, milden Stimme, „wie solltest Du, Kind, des Allmächtigen Wege kennen?"

Der Aeltermann, der im Geheimen wichtige Pläne brütete, hielt das Mädchen, das sich enttäuscht zurückziehen wollte, am Kleide fest.

„Flattre nicht gleich davon, Du bunter Stieglitz! So Du mir sagen kannst, ob das geräth, woran ich denke, will ich Dir einen Pfennig in die Hand legen."

„Zwei Hände hab ich, weiser Herr; das macht zwei Pfennige."

Der Aeltermann lachte:

„An Dir ist ein Gewandschneider verdorben! Hier sind zwei Pfennige; nun sage Dein Sprüchlein!"

„Weist Eure Hand!"

Sie betrachtete die Linien, die des Rathmanns innere Handfläche kreuzten; ein spöttisches Zucken huschte flüchtig um ihre Mundwinkel, dann kündete sie ernst und feierlich:

„Das, was Ihr wünschet, trifft ein; bald fliegt der Brauthahn in Euer Haus."

Hans Danewitz schaute vergnügt darein. Schnell senkte er die Hand in seine Tasche:

„Mehr will ich gar nicht wissen, Du Wetterhexe! Da, nimm den dritten Pfennig, weil Dein Spruch mir gefallen hat."

Das Plantuch auf der einen Karre hatte sich etwas gehoben, durch die Spalte guckte ein braunes blatternarbiges Angesicht, in dem zwei dunkle, unheimliche Augen brannten. Zufällig hatte der Schöffe den Blick dorthin gerichtet und betroffen stutzte er. Wo war ihm dieses Gesicht schon begegnet? Sollte das etwa—? doch nein! das war ja ganz undenkbar. Nichtsdestoweniger faßte er seinen Bruder unter den Arm und zog ihn fort:

„Komm, Hans! Das Treiben dieser Leute widert mich an. Hörst Du den Sang? Das sind die Knechte, die der Markgraf gestern mitgebracht hat."

„Die Schwerder gingen den Klinger den Klank
Herr Detlef von Schwerin, de was dermank,
Den Pres wolde he erwerwen,
Des mußte Herr Detlef von Schwerin
Vör sienen Erfherrn sterwen,"

so scholl es von der Spandower Straße her.

Die Brüder Danewitz wandten sich und schritten quer über den Neuen Markt, um sich die Sänger anzusehen.

„Da nu de Hertig dat gesach,
Datt da Herr Detlef vör em lach,
Gespettet als en Brade:
Ach, milder Christe von Hemelryk,
Weren wy nu tho dem Vierraden!
Da spracк sick des Hertign neheste Knecht:
Gnedige Herre', weren wy nur weg,
Weren wy wenthe uth den Dohren!
Ick schwere yt juw by Truwen und Vorware,
Den Pres hebben wy verlohren!*)

„Das Lob dieses Nürnberger pfeifen schon die Spatzen von den Dächern!" brummte Hans verdrießlich.

„Freut es Dich nicht den Preis unserer tapferen Mannen zu hören? Gerke Suteminne war auch dabei, er wohnt beim Markgrafen im hohen Hause."

Der Aeltermann fuhr heftig auf:

---

*) Die Schwerter schlugen mit Kling und Klang,
Herr Detlef von Schwerin war auch mit mang,
Den Preis wollte er erwerben;
Drum mußte Herr Detlef von Schwerin
Für seinen Erbherrn sterben.

Da nun der Herzog das ansah,
Daß Herr Detlef lag vor ihm da,
Gespießt als wie ein Braten,
Ach, milder Christ im Himmelreich,
Wären wir nur in Vierraden!

Da sprach des Herzogs nächster Knecht:
Gnädigster Herr, wären wir nur weg,
Wenigstens weit aus den Thoren;
Ich schwör es Euch bei Treuen und Ehr,
Den Preis haben wir verloren.

Angelus Ann. March.

„Dann wird es Zeit, daß ich dem Dinge ein Ende mache! Ah, da kommt mein Freund Perwenitz! Laß' uns nach Hause gehen, Bruder!"

Herr Perwenitz, der sich schon seit Jahren um Cordulas Gunst bewarb, trug sein bestes Staatskleid. Schwarzer Sammet hüllte den hohen Wuchs des schon bejahrten Herrn ein; eine güldene Kette hing ihm um den Hals, ein neuer Filzhut beschattete seine grau umbuschten Schläfen.

Heyne gewahrte mit Entsetzen den so stattlich angethanen Bürgermeister, der, von einem bewaffneten Stadtknecht begleitet, auf die Gottesgunst zusteuerte.

„Bruder!" sagte er leise aber mit drohender Stimme, „wenn Du Cordelchen zwingst, so ziehe ich meinen Antheil aus dem Geschäfte . . ."

„Du wirst doch nicht?"

„Ja, bei der allerheiligsten Gottesmutter, nicht einen Pfennig lasse ich in Deinem Handel. Dann magst Du zusehen, wie Du mit Deinen Schulden und Verbindlichkeiten ohne mich weiter kommst!"

Nur einen Augenblick schien Hans in seinem Entschlüssen zu wanken. Schon warf er sein Haupt trotzig in den Nacken, und zuversichtlich klang seine Erwiderung:

„Du wirst Dir's zwei Mal überlegen, ehe Du unser angesehenes Haus in Gefahr bringst. Zudem — Freund Perwenitz ist ein reicher Mann."

Er begrüßte den inzwischen herangekommenen Freiwerber und trat mit ihm in's Haus. Heyne, der sich eine Weile zurückgehalten hatte, folgte eiligst nach.

„Tugendsame, ehrbare Frau Gevatterin!" sagte der frühere Knochenhauermeister zu der überraschten Hausfrau der Gottesgunst, „sintemal und alldieweil ich zu Eurem lobwürdigen Töchterlein schon seit langer Zeit in Minne entbrannt bin und ein schier unbändiges Verlangen spüre, meinem Hause eine so schöne Herrin und meiner verlassenen Emerentia ein ihr befreundetes und geneigtes Stiefmütterlein zu geben, bitte ich Euch nach gebührlich getroffener Abrede mit Eurem

Herrn Eheliebsten inständig um die Hand besagten Töchterleins, und wollt Ihr mir in Treuen behilflich sein, den Sinn derselben mir zuzuwenden und ihr Herz mir zu erschließen."

Er hielt die Linke am Schwertgriff, mit der Rechten schwenkte er zu der wohlüberlegten Rede den Schlapphut, den er gelegentlich an die etwas beklemmte Brust drückte.

Frau Barbara war sprachlos. Es war ein unvermutheter Ueberfall, den ihr der Gatte bereitet hatte, und sie wußte nicht recht, wie sie sich dem mächtigen und einflußreichen Perwenitz gegenüber verhalten sollte.

„Wohlweiser, günstiger Herr Gevatter!" stammelte sie endlich, indem sie in ihrer Bedrängniß nach dem Kreuzlein griff, das ihr von der güldenen Halskette herabhing, „Euer Antrag erweiset uns große Ehre . . . mich freilich . . . mich trifft er so unvorbereitet . . . ich möchte erst . . . es scheint mir, man muß doch . . ."

„So rufe Cordula!" platzte Hans Danewitz dazwischen, „mein großgünstiger Freund weiß ja, daß Du nichts einzuwenden hast."

Die Gerufene trat hochaufgerichtet, mit blutleeren Wangen langsamen Schrittes über die Schwelle. Sie war kein junges Mädchen mehr; aber der Bruder Honorius aus dem Dominikanerkloster in Cöln, der öfters die Familie besuchte und sich gern der lateinischen Zeitrechnung bediente, versicherte Jedem, der es hören wollte, daß man der Jungfrau Cordula die baldige Vollendung ihres siebenten Lustrums noch nicht anmerken könnte. Wohl hatte das lange, lange unfruchtbare Liebessehnen einen gewissen Ernst über ihre einst kindlich-unbefangenen Züge gehaucht; aber kirschroth blühten ihr immer noch die schwellenden Lippen; in unverminderter Fülle krönte das goldschimmernde Gelock ihr edel geformtes Haupt, und eine Welt von Huld und Menschenfreundlichkeit leuchtete aus der Tiefe ihrer wunderbar glänzenden Augen.

Wie sie den alten, mit stutzerhafter Sorgfalt gekleideten Herrn sah, fühlte sie ein aufrichtiges Bedauern in ihrem

Herzen aufsteigen. Freundschaftlich bot sie ihm die Hand und in edlem Freimuth erklärte sie:

„Meine Frau Mutter gab mir Euer Begehren kund. Wohlweiser, verehrungswürdiger Herr Perwenitz! Ihr seid der Vater meiner treuen Freundin Emerentia, und doppelt schwer wird es mir, Euch zu sagen, daß mein armes Herz nicht mehr frei ist. Schlagt Euch nur das thörichte Mädchen, das ich bin, aus dem Sinne, und vermöget ihr das nicht, so bewahret mir Eure edle uneigennützige Freundschaft und ..."

„Nun habe ich es satt!" grollte Hans Danewitz. „Bei Christi Marter und Tod! Deine albernen Schrullen lasse ich Dir nicht länger durch! Wenn der wohlweise Herr Bürgermeister es durchaus zum zweiten Male mit einer Hausfrau versuchen will — du lieber Gott; man sagt, es gäbe nur ein einziges böses Weib, aber jeder Ehemann glaubt, er hat es! — nun, dann hast Du einfach Ja zu sagen. Freund Perwenitz, ohne Umstände! Gebt der spröden Jungfrau den Verlobungskuß!"

„Herr Vater, bedenket die Sünde, zu der Ihr mich zwingen wollt," rief die Geängstete und suchte bei ihrer rath- und fassungslosen Mutter Schutz. „Soll ich vor dem Altar einen Meineid schwören?"

„Nein, mein Cordelchen, das sollst Du nicht!" donnerte der Schöffe, der den Angstruf seiner Niftel gehört hatte und empört in's Zimmer stürmte. Wenn Dich mein Bruder verstößt, so bist Du meine Tochter, hörst Du? Mein Geld rette ich aus seinem verkommenen Geschäfte und gebe es der Stadt auf Renten. Dein Herr Vater wird ja erfahren, wie es dann mit ihm steht! Das, was er besaß, hat er längst dem Hochmuthsteufel geopfert, von dem er besessen ist; Feste und Gelage haben ihn ausgeplündert, und Schulden über Schulden hat er gemacht, um sich die Stimmen der armen Handwerker und Schutzbürger bei den Rathswahlen zu erkaufen. Ja, lache Du nur! Ich kenne Dich und Deine Lage. Ein Bettler, ein Lump bist Du, wenn ich meine Hand von Dir ziehe!" Er bebte an allen Gliedern; wer

Cordelchen, seinem Herzblatt zu nahe trat, der störte ihm das sonst so ruhige Blut zu schäumender Brandung auf.

„Gemach, mein hitziger Herr Heyne!“ sagte Perwenitz nicht ohne Würde. „Als Eidam meines Freundes Hans hafte ich für dessen Zahlungsverbindlichkeiten mit meinem ganzen Vermögen . . .“

„Der Herr Markgraf!“ Wie ein Büchsenschuß fuhr diese Meldung Stoffels in die Stube.

Alles verstummte. Das Unwetter war plötzlich vorüber. Ein ahnungsvolles Hoffen belebte Cordulas stockenden Herzschlag; mit zuckenden Fingern umklammerte sie die Hand der Mutter, und gespannt hing ihr Blick an der Flurthür, die der diensteifrige Knecht sperrangelweit aufgestoßen hatte. Die beiden Bürgermeister spreizten die Beine und richteten sich kerzengrade auf, finster, fast feindlich starrten sie nach der Thür, während sich Heyne über den festen, sporenklirrenden Tritt, der die Flurstiege herauf kam, heimlich freute.

Markgraf Friedrich, in einem schwarzen Sammetlendner, den Hut mit schwarzweiß wallender Feder in der Rechten, trat grüßend in's Zimmer.

Unwillkürlich beugten sich die Nacken der beiden Bürgermeister zu einem tiefen Gegengruße. Laut rief der Schöffe:

„Heil unserm gnädigsten Herrn Markgrafen!“

„Hans Danewitz!“ hob Friedrich an, „als Fürbitter komme ich unter Euer Dach. Wollt Ihr mir gestatten, daß ich die Hand Eurer Tochter — vorausgesetzt, daß Jungfrau Cordula einwilligt — in die Hand eines der tapfersten und edelsten Bürger meines Landes lege?“

Verlegenheit malte sich im Antlitz des Gefragteu. Ueberraschung und Trotz gaben seinen glotzenden Augen einen beinahe dummen Ausdruck.

„Mein gnädigster Herr!“ stotterte er. „Eure Wünsche sind mir jederzeit Befehle, diesmal aber müßte ich doch erst wissen . . . wer ist der Mann, den Ihr mir zum Eidam geben wollt?

„Seinen Namen hat Frau Ehre in allen Hütten der Mark verkündet. Ihr kennet ihn wohl; der Riese von Tangermünde hat als Jüngling oft an Eurem Tische gesessen. Ei! seht Euch dort die Jungfrau an! Ihr Erröthen beweist mir, daß ihr meine Wahl gefällt."

„Der Riese von Tangermünde?" wiederholte Hans gepreßt, denn das Wort wollte ihm in der Kehle stecken bleiben. „Ihr meinet den Gerke Sutemine? Ha, ha! Herr Markgraf . . . ich bedaure, daß ich Euch diesmal nicht dienen kann."

„Vater!"

Nur dieses eine Wort löste sich von Cordulas Lippen, aber es klang wie der Hilfeschrei einer Ertrinkenden.

„Aber Hans —" wollte Frau Barbara den Gatten bestürmen, doch der Markgraf unterbrach sie:

„Lasset mich weiter reden mit Eurem Eheherrn, lobwürdige Frau! Ich denke, er wird Vernunft annehmen." Und sich an den Aeltermann wendend, fuhr er gelassen fort: „Warum könnt Ihr mir diesmal nicht dienen?"

„Hier steht der Eidam, dem ich meine Tochter versprochen habe," erwiderte Hans, indem er auf den sich grinsend verneigenden Amtsgenossen deutete.

„Herr Perwenitz, wenn ich recht sehe," sagte der Fürst, und ein spöttisches Lächeln verzog seinen Mund. „Ei, Hans Danewitz, das ist nicht Euer Ernst! Schaut selbst, wie Eurem Freunde die Röthe der Beschämung in's Antlitz steigt! Ein Greis wird doch nicht eines Mägdleins begehren, dessen Vater er sein könnte? Nein, nein! Euer weiser Freund entläßt Euch Eures Versprechens — nicht wahr, Herr Perwenitz? — Ihr seid ungebunden und könnt mir willfahren."

Voll Ingrimm bemerkte Hans das widerstandslose Verstummen seines Verbündeten. „Feigling!" knirschte er leise mit den Zähnen. Ein rettender Gedanke kam ihm, und hartnäckig versetzte er:

„Wenn auch mein Freund zurückträte, ich muß bei meiner Weigerung bleiben, Herr Markgraf! Ein Eid bindet

mich. Ich habe geschworen, daß nur ein Rathmann meine Tochter heimführen soll . . ."

„Dafür ist gesorgt. Gerke Suteminne ist ein Rathmann. Ich habe ihn zu meinem Rathe auf dem Schlachtfelde gemacht, und ich erwarte, ein markgräflicher Rathmann wird Euch nicht geringer dünken, denn ein städtischer."

Hans biß sich auf die Lippen; auf diesen Einwand war er nicht vorbereitet. Aber um so heftiger wallte der alte Groll gegen diesen die Macht der Städte gefährdenden Nürnberger in ihm auf; bebend vor kaum mehr gebändigter Wuth polterte er rücksichtslos hervor:

„Mag er auch Euer Rathmann sein, Herr Markgraf — ich wünsche, daß er Euch niemals schlechten Rath ertheile — mein Eidam kann er nimmer werden! Ich mag ihn nicht! Er steht mir nicht an! Das ist Grund genug zu meiner Weigerung. Ihr seid der Landesherr, und als solchem schulde ich Euch pflichtmäßigen Gehorsam; in meinem Hause aber bin ich der Herr, und da lasse ich mir von Niemandem dreinreden, auch nicht vom Herrn Markgrafen."

Mit einem stolzen Blick maß Friedrich den kühnen Sprecher.

„Ihr sagt, Ihr schuldet mir, als Eurem Landesherrn, pflichtmäßigen Gehorsam? Habt Ihr Euch allezeit dieser Pflicht erinnert? Auch an jenem Abende, als Ihr mit den übrigen Rathmannen heimlich im grauen Kloster weiltet? Herr Perwenitz war ja wohl auch zugegen — soll ich ihn fragen, welche Ansicht Ihr da vertreten habt?"

Fahl, wie der Kalk an der Wand, wurden die Wangen des Verblüfften. Also die Minderbrüder hatten doch geplaudert? Oh, über diese tückischen Mönche! Wenn er es jetzt auf's Aeußerste ankommen ließ, dann konnte ihn dieser Nürnberger . . . Nein, nein! Dem mußte vorgebeugt werden! Sein Widerstand war gebrochen, seine Haltung erschlaffte und kläglich seufzte er:

„Mein gnädigster Herr Markgraf, Ihr seid der Stärkere. Wenn ich Ja sage, so hoffe ich, Ihr werdet mir auch ferner Eure Gunst nicht vorenthalten —"

„Schämt Euch, Hans, daß Ihr der Jungfer dort so unnütze Angst gemacht habt! Cordula Danewitz! Euer liebes Antlitz habe ich nicht vergessen. Als ich, ein Fremdling, zuerst in die Stadt einzog, botet Ihr mir die Rosen von Eurem Mieder, das war ein gar holdseliger Gruß. Heut erstatte ich den Dank für Eure Huld und führe Euch den Bräutigam zu. Gerke Suteminne! Kommt herein!"

Die Thür ging auf und der Riese trat über die Schwelle.

Ein einziger Blick nach Der, die er seit Jahren nicht mehr gesehen, belehrte ihn über die günstige Wendung der Dinge. Er eilte auf den Fürsten zu, beugte sein Knie und stammelte:

„Dank Euch, mein gnädigster Herr! Ich bin ein seliger Mann!"

„Dort knieet, Gerke!" sagte Friedrich, indem er auf Cordula deutete, „dort steht Eure Braut."

Fünfzehntes Capitel.

Die große kupferne Bratpfanne vom Rathhause war diesmal nicht vergeblich nach der Gottesgunst geschafft worden; die Rinderviertel, die in ihr gebraten wurden, sollten auch von frohen und tapfer zulangenden Hochzeitsgästen verspeist werden.

Der geschäftige Heyne stieg des öfteren in den Keller hinab, um die dort hantirenden Weinküfer zu mustern; die Stimmung des trotz seiner siebenzig Jahre leicht beweglichen Herrn würde eine vollkommen freudige gewesen sein, wenn nicht der Gedanke an die hereindrohende Abreise der heißgeliebten Niftel als einzige trübe Wolke am klaren Himmel seiner guten Laune gestanden hätte. Sogar der starrköpfige Herr Aeltermann schoß, wenn er sich nicht bemerkt glaubte, ganz vergnügte Blicke aus seinen Glotzaugen, denn eigentlich machte er mit Cordelchens Hochzeit ein ganz gutes Geschäft. Er hatte sich durch seine Nachgiebigkeit den mächtigen Herrn Markgrafen verpflichtet, der ihm doch unter andern Umständen recht unbequem hätte werden können, und, was kaum minder schwer in's Gewicht fiel, durch die Großmuth des dankbaren reichen Bruders war er mit einem Schlage allen seinen drückenden Zahlungsverbindlichkeiten enthoben worden. Aber nicht nur die Schulden hatte ihm Heyne bezahlt, er hatte auch die Ausstattung Cordulas und den Aufwand für die prunkende Hochzeitsfeier auf den eigenen, wohlgefüllten Geldbeutel über-

nommen. Glomm auch im Herzen des Aeltermanns noch manch ein Fünkchen des alten Hasses wider den ihm aufgezwungenen Eidam, so war die Gluth dieses Hasses doch wesentlich im Abnehmen begriffen und über kurz oder lang mußte sie gänzlich verlöschen; denn die Thatsache, daß ihn der Markgraf persönlich um die Hand der Tochter für Gerke gebeten hatte, war stadtbekannt und hatte sein mehr und mehr sinkendes Ansehen wieder kräftig gehoben. Dazu war Gerke ein reicher Mann und der geachtete Rath des Landesherrn und beides schmeichelte dem Hochmuth seines Schwiegervaters.

Die Umbitter, welche die Mitglieder des Rathes und die angesehensten Gewandschneider Berlins und Cölns mit Frauen und Töchtern zur Hochzeit geladen hatten, waren denn auch von den Gebrüdern Danewitz mit manchem guten Trunke gestärkt worden, und einigen derselben saß der mit Goldschnur verzierte Kranz bedenklich schief auf der weinerhitzten Stirn. Der wohlweise Herr Perwenitz und Jungfer Emerentia hatten ihr Kommen zugesagt; diese Zusage hatte des Brautvaters Herz wesentlich erleichtert, und der Meister der Umbitter, der sie überbracht hatte, war mit einem besonderen Humpen des besten Landweins belohnt worden.

An einem Sonntage war es, in der sechsten Nachmittagsstunde, als sich das Portal der Marienkirche öffnete und das getraute Paar unter den letzten Klängen der Orgel hinaus auf den Neuen Markt trat.

Der Bader Palme, der Wollenweber Falkenrede, der dicke Bäcker Zeidelberg, der Knochenhauer Pieter Dames, der allzeit schwitzende Hechtwirth und sein Genosse Briesike aus dem schwarzen Bären, der durstige Claus Stachow und andere Gesellen der biedern Tuchmachergilde, sie alle harrten diesmal in bester Eintracht vor der Kirchenthür und reckten die Hälse und schrieen jubelnd „Heil!“ als der festlich angethane, schwertumgürtete Riese mit seinem holdselig erglühenden Weibchen sichtbar wurde.

Schier endlos war der Zug der Zeugen und Gäste, der dem jungen Ehepaare in die „Gottesgunst“ folgt.

Auch eine liebliche Fremde schritt in dem Zuge zur Seite eines großen kräftigen Mannes, dem eine eingedrückte Nase von hellen buschigen Brauen beschattet wurde.

„Beim heiligen Blute," zischelte der dicke Zeidelberg, „wer mag die flachshaarige Jungfer sein, die sich dort unter den Schutz der Plattnase gestellt hat?"

„'s ist Gerkes Pflegeschwester aus Tangermünde," erklärte der Bader, die lebendige Chronik aller Neuigkeiten, „ein blitzsauberes Mägdlein, nicht wahr, Meister Zeidelberg? Mechtild ist ihr Name. Der reiche Anshelm aus Magdeburg hat sie mitgebracht, da sich Gerkes Mutter, die hochbetagte Frau Reinhilde, den Beschwerden der weiten Fahrt nicht unterziehen durfte! Ei, seht nur! Da geht das Drängen los! Der Stadtknecht wird Mühe haben, das Gesindel zurückzuhalten."

Der Zug war in der Gottesgunst verschwunden, und eine Schaar Bettler und Krüppel, unter welche Stoffel im Auftrage Frau Barbaras Geldmünzen vertheilen sollte, stürmte gegen die Hausthür, so daß der Wache haltende Knecht den Spieß vorstrecken mußte, um die Zudringlichsten abzuwehren.

Die hochzeitliche Abendmahlzeit hatte begonnen. Das junge Paar tafelte mit den Brauteltern und den vornehmsten Gästen im Zimmer zur Rechten; in der Stube links machte der Schöffe den Wirth; dort saß auch der greise Bruder Honorius, der von seinem Kloster beurlaubt war, um den einstigen Schüler an seinem Ehrentage beglückwünschen zu dürfen.

Die alte Magd des Hauses hatte mit ihren gichtbrüchigen Fingern aus allerlei Feldblumen bunte Sträuße gebunden und damit die Tische verziert; güldenen Wiedertod und Liebstöckel, Benedictenwurz und Wohlgemuth, Pfaffenröhrlein und Maßlieben, Allermannsharnisch und Augentrost hatte sie gar sinnig zusammengepaart und mit geheimen Segenswünschen für ihr vieltheures Cordelchen geweiht. Aber auch die Gewürze an den Speisen hatte sie nicht gespart, so daß der angenommene Koch vergeblich gegen dieses Uebermaß geeifert

hatte; so viel Pfeffer und Ingwer, Saffran und Lorbeerblätter, Majoran und Körbel, Zwiebeln und Knoblauch, wie an diesem Hochzeitsfeste verzehrt wurden, sind selten wieder in einer berliner Küche auf einmal verbraucht worden.

„Vergesset auch der Capläne, Organisten und Schulgesellen nicht," sagte Frau Barbara zu einem der Drosten, „sie speisen im Nachbarhause, da es hier an Platz gebricht."

„Seid unbesorgt, lobwürdige Frau," erwiderte der kundige Aufwärter, „sie sollen nicht zu kurz kommen." Und während er mit seiner Schüssel, auf der ein gebratenes Spanferkel bräunlich glänzte, zum nächsten Gast schritt, rief er geschäftsmäßig: „Langet zu, günstiger Herr! Es wird gern gereicht und ist noch mehr vorhanden."

Eben hatte Hans Danewitz einen Krug mit süßem Wein durch den Kellner heraufbringen lassen, um eigenhändig dem Töchterlein seines Genossen Perwenitz den Becher zu füllen, als Stoffel einen Boten des Herrn Markgrafen meldete. Der Hausherr ging hinaus und kehrte bald darauf mit einem prächtigen Rosenstrauße zurück. Das Gespräch verstummte, und Alle schauten neugierig nach dem Wirthe. Er nahte seiner Tochter, und indem er ihr den Strauß überreichte, sagte er laut:

„Der Herr Markgraf sendet Dir diese Blumen. Er bedauert, Dich nicht persönlich begrüßen zu können, aber er ist durch den Tod seines Bruders Johann in Trauer versetzt worden."

„Sein Bruder ist gestorben?" tönte es von verschiedenen Seiten. „Nun ist er ja der Erbe aller fränkischen Lande."

„Der ganze Besitz des burggräflichen Hauses ist jetzt in seiner Hand vereinigt," sagten Andere, „jetzt ist er einer der mächtigsten Fürsten im teutschen Reiche."

„Ach, sieh nur," rief Cordula glücklich, indem sie dem Geliebten den Stiel des Straußes zeigte, der mit einer güldenen Halskette umschlungen war, daran ein Kleinod in Gestalt eines Kreuzes hing.

„Ja, ja, mein Kind," Du darfst stolz sein!" sagte der Aeltermann, der zwischen Braut und Bräutigam hindurch sein geröthetes Antlitz schob und den Strauß betrachtete. „Solche Auszeichnung widerfährt nicht jeder Braut in dem Berlin. Der Herr Markgraf läßt Dir sagen, diese Rosen sollten Dir Glück bringen, wie es die Deinen ihm einst gebracht hätten."

„Gott segne unsern theuren Herrn Friedrich!" rief Gerke, der sich vom Stuhle erhoben hatte und seinen Becher schwenkte.

„Gott erhalte den Markgrafen!" schallte es in der Runde. Begeistert leerte man die Humpen, und draußen im Flur schmetterten die Trompeten und wirbelten die Pauken.

„Für Euch gab der Bote noch dieses Brieflein ab," sagte Hans zu seinem Eidam.

Gerke öffnete den Zettel, überflog den Inhalt desselben und faltete dankbar die Hände.

„Oh, dieser liebe, gute Herr!"

„Was ist denn? Was theilt er Euch mit?" fragten die Gäste gespannt.

Das liebste Hochzeitsgeschenk hat er mir gemacht! Mein edler Freund Werner von Holtzendorff ist begnadigt und wieder mit seinen Gütern belehnt! Cordula, laß Dich küssen! Herr Werner sitzt wieder auf Neumühl! Schwester Mechthild, freust Du Dich denn gar nicht mit mir?"

Die letzte Frage hatte er an sein Gegenüber gerichtet. Das zierliche flachshaarige Mägdlein, das dort in Gedanken verloren die goldene Fluth in ihrem Becher betrachtete, fuhr erschrocken auf; sie zwang ihre ernsten Züge zu einem freundlichen Ausdruck und versicherte:

„Gewiß, Gerke, ich freue mich. Ich weiß, wie lieb Du ihn hast. Nun ist Herr Werner wieder schloßgesessen . . ."

„Und mein Gewissen ist entlastet," fuhr Gerke fort, „daß ich ihn einst ermuntert habe zu seiner Auflehnung wider landesherrliches Gebot."

Die Nachricht von der Begnadigung des Edelmanns hatte die bürgerlichen Gäste der Tafel ziemlich kalt gelassen, wohl aber schmeichelte ihnen die Huld, die der Markgraf dem

schönsten Mägdlein ihrer Stadt erwiesen hatte. So trank man denn befriedigt Krug um Krug leer, und manch' ein derbes Scherzwort traf die Ohren der züchtigen, aber jeder spröden Ziererei unfähigen Frauen und Jungfräulein.

Wieder trat Stoffel an seinen Herrn heran.

„Es sind Boten mit dem Brauthahn*) draußen."

Schafft's in die Hinterstube! Morgen ist auch noch ein Tag. Jetzt geht's nach dem Rathhause zum Abendtanze! Hausmann, gieb das Zeichen!"

Der Stadtpfeifer, dem dieser Befehl galt, hatte im Flur den lauten Ruf des Herrn Hans vernommen. Er winkte seinen Spielleuten, und ein paar schmetternde Tacte verkündeten, daß sich die Gäste zum Zuge nach dem Rathhause zu ordnen hätten.

In der Stube des Schöffen setzte der alte Honorius den Becher vom Munde und begann mit seiner geschulten, aber schon klanglos zitternden Stimme ein übermüthiges, aus lateinischen und deutschen Brocken zusammengestoppeltes Mönchsliedlein zu singen:

„Stetit puella
Bî einem Baume
Scripsit amorem
An eime laub.
Eia!
Dar chom Venus alsô fram,
Caritatem magnam,
Viel hohe Minne
Bôt si ir manne.
Eia!"**).

„Ei, ei, ehrwürdiger Bruder!" neckte ihn Heyne, „habt Ihr in Eurem Kloster denn auch die heidnische Frau Venus kennen gelernt?"

Mit freundlich blickenden Kinderaugen sah ihn der Alte unbefangen an:

---

*) Brauthahn hieß jedes Hochzeitsgeschenk.

**) Ein Mädchen stand bei einem Baume, schrieb ihre Liebe auf ein Blatt. Da kam Venus dorthin; große Liebe, viel hohe Minne bot sie dem Manne.

„Nur vom Hörensagen. Leibhaftig ist sie mir nie begegnet. Meine caritas gilt allen guten Menschen, Männlein wie Weiblein; sollte ich einmal gesündigt haben," er machte flüchtig das Zeichen des Kreuzes, „so ist es sicher nur in Gedanken geschehen."

„Liebwerther Herr Heyne," sagte unzufrieden Andreas Molner, der Stadtschreiber, „Ihr habt den Bruder Honorius gestört; er war gerade im besten Zuge und hätte uns noch ein anderes Lied gesungen."

„Ein anderes Lied?" wiederholte der Mönch. Er seufzte; dann fuhr er kopfnickend fort: „Ihr mögt wohl Recht haben; singen ist gescheidter, als jammern und wehklagen. Meine Augen sind schwach geworden; die Zahlen der Ostertabellen kann ich nicht mehr lesen; und zur Anfertigung von Sonnenuhren taugen meine zitternden Hände nicht mehr. Da sitze ich oft müßig in meiner Zelle, und die Sänge aus meiner Knabenzeit gehen mir durch den Sinn. Heut früh noch gedachte ich eines Liedes, das mich eine liebe Gespielin lehrte; wollt Ihr's hören?"

„Ja, ehrwürdiger Bruder!" riefen die Andern, singt es!"

Der Mönch netzte seine Lippen mit süßem Wein; dann hob er an:

„In der Morgendämmerung,
Führte auf der Haide
Eine Schöne, frisch und jung,
Herr Jehed' zur Weide.

Schafe, Esel, Ziegen sind
In der kleinen Heerde.
Munter springt manch junges Rind
Muthig von Geberde.

Auf dem Rasen dort sie sah
Einen Schüler stehen:
Ei, mein Herr, was treibt Ihr da?
Wollt Ihr mit mir gehen?"

Er schwieg und schaute pfiffig blinzelnd im Kreise umher. Ein frohes herzhaftes Gelächter der Andern belohnte

ihn. Es war ein anspruchloses Völkchen, das dort hinter den Weinkrügen saß.

Die Paukenwirbel dröhnten in die Stube.

„Man bricht zum Rathhause auf!“ rief Heyne aufstehend.

„Dann lebet wohl, günstige Herren!“ sagte Honorius. „Für mich wird es Zeit, meine Zelle zu suchen. Pax vobiscum!“

Er bot den Genossen die Hand und schlich davon.

Die Spielleute traten blasend auf den Neuen Markt hinaus. Obgleich es ein tagheller Juniabend war, so hatte man doch ein Dutzend Fackeln angezündet, und die Fackelträger begleiteten den hochzeitlichen Zug, der sich durch die Spandower und Oderberger Straße nach dem gemeinschaftlichen Rathhause an der langen Brücke bewegte. Dort, im großen Saale, sollte der Abendtanz stattfinden. Frau Barbara, die einen Zettel mit den Namen der Siechen und Wöchnerinnen der beiden Städte in der Hand hielt, nahm Stoffel noch eine Strecke Weges mit sich. Sie las die Namen ab und fragte den Knecht, ob auch diesen Allen ein Topf Brautsuppe geschickt worden wäre. Der Knecht bejahte.

„Ist auch des Küsters von St. Marien gedacht worden? Haben Cantor und Calcant ihr Theil bekommen?“

„Ja wohl, lobwürdige Frau, und doch ist noch ein voller Kessel übrig; aus einem ganzen Ochsen und fünfzig Hühnern läßt sich schon Suppe kochen!“

„Wenn die Sonne untergeht, werden sich der städtische Kuhhirt, der Schweinehirt und die Nachtwächter melden. Daß Du artig bist, Stoffel, und Jedem freundlich sein Theil giebst!“

„Werde Alles pünktlich besorgen.“

„Dann kehre zurück und halte das Haus in guter Wacht.“

Jetzt erst fühlte sich die fromme und mildthätige Frau in ihrem Gewissen beruhigt und fröhlich plaudernd wandte sie sich ihrem Begleiter, dem wohlweisen Herrn Perwenitz zu.

Stoffel betrat wieder die Gottesgunst. Er durchwanderte Flur und Stuben, die wüst wie ein Schlachtfeld aussahen.

Zerbrochene Weinkrüge, Scherben von Schüsseln und Tellern, verwelkte Blumen, Fetzen von Goldborten bedeckten den Fußboden. Er traf die alte Anna, welche die Drosten antrieb, die Ordnung schneller wiederherzustellen.

„Will doch noch Hof und Garten mustern," brummte er unwirsch, denn der anstrengende Tag hatte ihn ermüdet.

Zur Rechten im Hofe stand ein hölzerner Schuppen in dem ein kleinerer Vorrath von Flachs, der nach der Hochzeit auf einem Elbkahn verladen werden sollte, aufgestapelt worden war. Zwei Frauenzimmer in schwarzen Miedern und auffälligen rothen, goldverbrämten Röcken lungerten in der Nähe des Schuppens umher.

„Was treibt Ihr da?" rief Stoffel. „Wer seid Ihr? Wer hat Euch eingelassen?"

Die Jüngere wandte sich nach dem Frager.

„Habe schöne Braut gesehen — auch 'was Süßes bekommen."

Sie zeigte vergnügt ein Stückchen Hochzeitsfladen, an dem sie geknabbert hatte.

„Alle guten Geister! Das sind ‚Tatern'! Verdammtes Heidenvolk, wollt Ihr Euch gleich zum Teufel scheeren? Auf der Stelle hinaus! Kommt mir nicht wieder in den Hof, sonst schneide ich Euch Beiden die Nasen ab."

„Kommt, kommt, Mutter!" sagte in verstellter Angst das Mädchen zu ihrer älteren Begleiterin, deren Antlitz fast ganz unter dem rothen Kopftuche verschwand, „Herr ist böse — nix hier für uns zu suchen."

Sie eilten durch den Flur davon.

Stoffel ging fluchend hinter ihnen her und machte erst vor der Hausthür Halt.

„Sperr' Deine Augen besser auf," fuhr er den dort auf- und abschreitenden Stadtknecht an, „und laß' uns solches Gesindel nicht ein!"

„Dein weiser Herr hat's ja erlaubt. Sie sollen morgen wiederkommen und Possen treiben und die Zukunft verkünden."

„Dummes Zeug! Dann hättest Du wenigstens sorgen sollen, daß sie mit dem Hochzeitszuge das Haus wieder verließen. Ich traue solchen Hexen nicht; sie machen lange Finger und besprechen einem das Vieh. Nun, ich will mich wahren."

Er langte in die Tasche, um die alte vertrocknete Wurzel, die er darin trug, heimlich anzufassen. Dann ging er zuversichtlich nach dem Stalle, um seinen Pferden das Abendfutter zu geben.

Sechszehntes Capitel.

Am frühen Morgen nach dem Hochzeitstage strählte schön Mechthild ihr lichtes Haar in einem Gaststüblein der Herberge zum blauen Hechte. Ihren Reisebegleiter, Herrn Anshelm Pinnow aus Magdeburg, hatte Fritz Schrumm mit anderen Gästen in der allgemeinen Trinkstube unterbringen müssen, denn das Haus war voll. Während sie den Kamm in die weiche, seidene Fluth eintauchte, liefen ihr die hellen Thränen über die rundlichen Wangen. Ach, sie gönnte ja von ganzem Herzen dem geliebten Riesen jedes nur erdenkliche Glück; aber daß nun ihrem eigenen stillen Hoffen und Träumen ein so jähes, unwiderrufliches Ende bereitet war, das that ihr doch zu grausam weh! Und kein Mensch durfte ahnen, was in ihr vorging, am allerwenigsten der Geliebte selbst. Der Geliebte? Durfte sie ihn so noch nennen, jetzt, da er einer Anderen gehörte? Wie tödtlich möchte sie diese Andere hassen! Aber Cordula ist ein so gutes, so herzgewinnendes Wesen, daß man ja nicht anders kann, als sie mit aller Kraft der Seele lieb haben!

Redlich versuchte die Enttäuschte sich zu freuen, aber immer wieder rieselten ihr die heißen Tropfen unter den langen dunklen Wimpern hervor.

„Mechtild, seid Ihr noch nicht fertig?“ tönte es draußen vor der Thür, „wir müssen gleich nach St. Marieen.“

Es war Anshelms Stimme.

„Ja, günstiger Herr, ich komme sofort.“

Sie netzte den Zipfel des Handtuches mit frischem Wasser und kühlte sich die Augen.

„Auch er soll nichts merken. Ich muß stark sein. Kein trüber Schatten soll auf Gerkes sonnigen Pfad fallen.“

Sie zwang sich zur Heiterkeit und begrüßte frisch und unbefangen ihren Beschützer, der sie nach der Kirche auf dem Neuen Markte geleitete. Dort wurde das junge Ehepaar durch die Hand des Probstes feierlich eingesegnet.

Der kirchlichen Handlung folgte ein Festmahl in der Gottesgunst, und in der dritten Nachmittagsstunde zog man durch die schattenlosen, glühenden Straßen nach dem Rathhaussaale, um sich nach den lustigen Weisen der Stadtpfeifer wieder im Tanze zu drehen. In der sechsten Stunde kehrte man in das Brauthaus zurück, und bei dem Abendimbiß, der dort eingenommen wurde, empfing Cordula die Gaben ihrer Freunde und Bekannten. Es wurden ihr nach alter Sitte zahllose Hühner gespendet; aber die reichen Rathmannen und Gewandschneider verehrten ihr wohl auch silbernen Schmuck mit edlen Steinen, und der Bürgermeister Perwenitz, der im neidlosen Anschauen des überglücklichen Bräutigams seine eigene Niederlage völlig vergessen hatte, überreichte ihr mit herzlichen Wünschen einen schweren, silbergetriebenen und reich vergoldeten Credenzbecher.

Als die tiefer sinkende Sonne ihre schrägen Strahlen auf den funkelnden Schatz des vor Cordula ausgebreiteten „Brauthahns“ sandte, hob Vater Danewitz die Tafel auf. Wieder wurden Fackeln entzündet, die Spielleute setzten sich an die Spitze, und mit Musik und Gesang wanderte man zum dritten Male nach dem Rathhause, um sich am Tanze zu ergötzen. Viele der Herren hatten dem Weine im Uebermaß zugesprochen und wankten unsicher durch den Saal, wer aber die Herrschaft über seine Beine noch besaß, der machte um so verwegenere Sprünge, und immer ausgelassener wurde Scherz und Gelächter. Auch manch' ein Graukopf sprang

den Reihen, und Anshelm Pinnow umfaßte den zierlichen Wuchs seiner Schutzbefohlenen aus Tangermünde und jauchzend durchmaß er dreimal mit ihr die ganze Länge des Saales.

Schaulustige aller Art, auch das fahrende Volk der Tatern, drängte sich auf dem Neuen Markte, als nach zehn Uhr Abends der laute Hochzeitszug mit Fackeln und Gesang wieder vor der Gottesgunst eintraf. Man drückte sich die Hände, man umarmte einander mit schallenden Küssen, und Alle wünschten dem jungen Paare in mehr oder minder neckischer Weise eine gute Nacht. Dann ging man nach den verschiedenen Behausungen, und die Nachtwächter löschten die Kiehnbrände in den Leuchtpfannen.

Nur ein Taternweib war vor der Gottesgunst stehen geblieben. Sie musterte den getreppten Giebel, die hellen Fenster, die gewölbte Thür des stattlichen Geschlechterhauses. Als das letzte Licht in demselben verschwunden war und still und schwarz der Steinbau in der Nachtluft emporragte, murmelte sie vor sich hin:

„Morgen erst. Die Tochter soll nicht mit ihm leiden — sie war immer gut gegen mich."

. . . Die Nachhochzeit am Dienstage wurde im engeren Kreise gefeiert. Während des Mahles erhielten die Schüler der Parochialkirche Zutritt; sie sangen ihre wohleingeübten Lieder und durften kleine Geldgeschenke von den Gästen einsammeln. Gegen die Hausthür stürmte wieder die Schaar der Bettler und Krüppel, denen sich manch ein begehrliches Kind der Landstraße gesellt hatte.

„Laß die Leute nur herein!" rief Hans Danewitz, der an's Fenster getreten war und dem Wache haltenden Stadtknecht winkte, „es sind noch Brocken genug übrig; sie können sie im Flur verzehren."

Ein jubelnder Heilruf war die Antwort. Alles drängte durch die Einfahrt; kaum behaupteten die Stadtpfeifer im Flur den erforderlichen Platz.

Hans Danewitz verließ die Tafel und ging hinaus, um sich dem dankbaren Volke zu zeigen.

„Sind Pickelheringe unter Euch, die meinen edlen Gästen ein lustig Schauspiel bieten können?“ fragte er mit schwerer Zunge.

Ein halbes Dutzend kecker Geellen meldete sich.

„So geht hinein und thut Euer Bestes!“

Hurtig sprangen die Burschen die niedere Flurstiege hinauf und platzten mit possenhaften Geberden in das Speisezimmer. Das aufbrausende Gelächter der Gäste belehrte den Hausherrn, daß die Ueberraschung gut aufgenommen wurde. Er selbst blieb im Flur und erfreute sich am Anblick der hungrigen Landstreicher, denen Anna und Stoffel Speise und Trank reichen mußten; es war ein gutes Werk, und er rechnete als tüchtiger Kaufmann darauf, daß es ihm sein Heiliger dort oben gutschreiben würe.

Da gewahrte er seines Eidams vergnügten Knecht, der seine kleinen Augen gar begehrlich auf die hübsche, junge Wahrsagerin des Taternvolkes richtete.

„Bolle!“ rief er, „komm einmal her!“

Der Gerufene schrak zusammen und nahte in scheinheiliger Unterthänigkeit dem Gestrengen.

Dieser lachte, ergriff den Knecht beim Arme und führte ihn bei den blasenden Spielleuten vorbei nach dem Hofe.

„Man versteht da drinnen sein eigenes Wort nicht,“ sagte er aufathmend, „hier ist es stiller.“ Nachdem er sich vorsichtig umgeschaut und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie nicht belauscht würden, fuhr er flüsternd fort: „Du hast mir einst einen guten Dienst erwiesen, es geschah auf Kosten Deines Herrn, und ich bin Dir dankbar gewesen. Heut ist Dein Herr aber mein Eidam und der Ehegatte meiner Tochter, Dein Verhältniß zu ihm muß nun ein anderes werden. Verstehst Du?“

Bolle riß die kleinen Schweinsaugen so weit auf, als er dies nur vermochte.

„Du bist ein Esel, Bolle! Begreifst Du denn nicht, daß Du ihm jetzt in Treuen dienen mußt, schon meiner Tochter wegen?“

„Ja — so? weiser Herr! gewiß, gewiß! das begreife ich!“ Heimlich dachte er: „Oh, Du überkluger Aeltermann, Du nennst mich einen Esel und hast viel längere Ohren denn ich!“

„Nun, dann gelobe mir zu den Heiligen, daß Du nie wieder Verrath gegen ihn sinnen wirst und daß Du von Stund an sein zuverlässiger und verschwiegener Knecht sein willst, sonst melde ich ihm, was Du gethan hast, und er jagt Dich zum Teufel oder bricht Dir die Knochen wie Holzspähne entzwei.“

„Ich gelobe es, weiser Herr. Sein Frommen will ich werben, wie mein eigenes, Schaden und Nachtheil aber von ihm und seiner Eheliebsten abwenden, so wahr mir Gott helfe!“

Der alte Herr nickte beruhigt:

„So ist es Recht, Bolle, nun bleiben wir die Alten.“

Er holte aus der Tasche einen ungarischen Goldgulden hervor und drückte ihn in die Hand des Verblüfften. „Da, nimm! Nach dem Mittagstanz bricht mein Eidam mit seiner Gattin auf. Du behältst auf der Fahrt meine Tochter im Auge, daß ihr kein Unfall begegne, und sorgst treulich für ihr Pferd! sie wird das beste aus meinem Stalle reiten. Kann ich mich auf Dich verlassen?“

„Wie auf's Evangelium, weiser Herr!“

Er neigte sich und küßte des Rathmanns Gewand.

„'s ist gut, Bolle. Nun geh' und lasse Dir von Stoffel einen Krug Landwein geben.“

Hans Danewitz kehrte zu seinen Gästen zurück.

Bolle lachte hinter ihm her:

„Du Narr! Du glaubst, meine Treue lasse sich kaufen! Pfui Teufel! da bin ich doch ein besserer Gesell, als Du mit Deiner Gewandschneider-Pfiffigkeit! Aber Dein Geld behalte ich diesmal! Mit gutem Gewissen habe ich's verdient.“

Die Gesellschaft rüstete sich zum letzten Gange nach dem Rathhause. Es war drei Uhr Nachmittags. Wieder

schritten die Pfeifer voran, der Zug, der ihnen folgte, war aber diesmal kleiner.

Stoffel und Bolle trieben das fahrende Volk aus dem Flure, dann schlossen sie die Hausthür und setzten sich in die Küche, wo sie dem Kruge Landwein, den Herr Hans gespendet hatte, tapfer zusprachen. Sie zechten noch, als in der sechsten Stunde die Gäste zurückkehrten und Gerke und Cordula sich zur Abreise nach dem nahen Spandow zu rüsten begannen, wo die erste Nachtherberge genommen werden sollte.

„Nein, diese faulen Schlingel!" rief die alte Anna, die der jungen Frau beim Umkleiden geholfen hatte und jetzt in die Küche trat und die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, „sitzen noch immer hinter dem Kruge! Bolle, schämt Ihr Euch nicht? Eure Herrschaft ist reisefertig, soll sie vielleicht zu Fuß gehen? Habt Ihr gar nichts im Stalle zu thun?"

Bolle sprang auf, umarmte die Alte, so daß sie laut aufkreischte, und eilte lachend nach dem Hofe.

Als er bei dem hölzernen Schuppen zur Rechten vorüberging, glaubte er einen verdächtigen Rauch zu spüren. Er stutzte, näherte sich der Thür des Schuppens, fand sie zu seiner Ueberraschung nur angelehnt, und stieß sie auf. Aus dem fest zusammengepreßten Flachs, der da drinnen lagerte, wirbelte ein erstickender Rauch. Er hustete und wollte eben „Feuer!" schreien, als ein Taternweib aus dem dunklen Raume auftauchte und schnell bei ihm vorüberhuschte. Mit jähem Griffe aber hielt er sie fest, riß ihr das Tuch vom Kopfe und erkannte das ihm widerwärtigste Weib der Welt.

Eine maßlose Wuth bemächtigte sich seiner.

„Verfluchte, missethätige Hexe! Habe ich Dich endlich? Zu Hilfe! Feuerio! Zu Hilfe!"

Stoffel und Anna stürzten in den Hof, der Hausherr und sein Eidam, der Schöffe und mehrere Gäste kamen bald hinzu.

„Ihr heiligen vierzehn Nothhelfer!" entrang es sich der Brust des Aeltermannes, „mein Flachs! welche Gefahr! rettet! löschet! dort . . . die Wasserkufe!"

Niemand kümmerte sich um das Weib, das Bolles Eisenfinger krampfhaft festhielten; Alle wandten sich den Löschgeräthen zu, um den Brand möglichst im Keime zu ersticken. Man riß die hölzernen Eimer von den Mauerhaken, schöpfte damit aus der bereitstehenden, gefüllten Kufe und goß das Naß über den wegen seiner festen Stauung nur langsam schwelenden Flachs. Aber die Thür des Schuppens war eng; nur Einer nach dem Andern konnte hindurchgehen; die Flämmchen leckten gierig an den äußeren Flächen des leicht entzündlichen Stoffes empor, und die Gefahr wuchs, daß der ganze Schuppen in Brand gerathen würde.

„Das fleckt nicht!" sagte Gerke. „Wenn wir das Wasser auf einmal . . . Ha! so wird es glücken! Gestattet Ihr mir ein Gewaltmittel, Herr Schwiegervater?"

„Thut, was Euch heilsam dünkt, Herr Eidam! Nur zu! vorwärts! ohne Besinnen!"

Schon stemmte sich der Riese entschlossen gegen die Bretterwand. Mit der vorgeneigten rechten Schulter gegen das Holz wuchtend, erschütterte er in gleichmäßig wiederholten Stößen den ganzen Bau.

„Das ist ja unmöglich!" sagte der Aeltermann.

„Gerke, nimm Dich in Acht," rief der Schöffe, „daß Dir nicht ein Theil des Daches auf den Kopf stürzt!"

Der Widerstand war größer, als der Riese vermuthet hatte. Aber es gilt dem Eigenthum von Cordulas Vater; Cordula selbst war im Reisekleide hinzugekommen und beschwor den Gatten, von dem vergeblichen Versuche abzustehen; beides verdoppelte nur sein Verlangen, das Hinderniß zu überwältigen. Mit einer letzten, fast übermenschlichen Anstrengung drängte er gegen die Wand — ein Knistern und Knattern wurde laut — mit donnerndem Krach brach ein ganzes Bretterfach aus dem Verbande und neigte sich nach innen.

„Wahrhaftig! er hat es durchgesetzt!"

„Alle Achtung! Die Bude ist eingerannt!"

„Jetzt wollen wir dem Brande schon beikommen!" tönte es bewundernd durcheinander. Zu gleicher Zeit schoß aus

einem halben Dutzend Eimer das Wasser über die glimmenden Pflanzenfasern.

Frohgemuth flog der Riese nach der noch halbvollen Kufe. Das Herz hüpfte ihm in der Brust; ihm war es eine Wonne, die aufgespeicherten Kräfte einmal gründlich verausgaben zu dürfen.

„Platz da!“ rief er mit bebender Stimme. Er hatte das große Gefäß umklammert und schleppte es keuchend an die Oeffnung der Wand. „Hier hinauf! greift zu!“ Auf der schrägen Fläche des eingedrückten Faches wurde die Kufe hinaufbefördert; wohl bogen sich ächzend die Bretter, aber sie trugen die Last. Oben angekommen, stieß Gerke das Faß um, und der mächtige Wassersturz brauste über die schwelende Masse. Der Qualm erstickte; die Gefahr war im Entstehen beseitigt.

Verschnaufend stand der Riese im Hofe und dehnte die Glieder. Cordula schmiegte sich an ihn, umschlang mit der Linken seinen Nacken und tupfte ihm mit der Rechten den Schweiß von der Stirn.

„Du lieber Goliath, Du! Dich trifft kein Hirtenknabe mit der Schleuder, denn Du bist gewandt und stark! Aber Deine arme Schulter muß ja ganz blutrünstig sein . . .“ Besorgt klang es; und doch zitterte aus ihrer Stimme der Jubel über diesen unvergleichlichen Recken.

„Meine Schulter ist heil, Geliebte!“ lachte Gerke, „und wenn ich mir wirklich die Haut ein wenig abgeschürft hätte, dann sage ich:

Komm und mache mich gesund,
Süßer rosenfarb'ner Mund!“

Er neigte sich über sie und küßte ihr schnell die Lippen.

„Hier ist die Brandstifterin! ich halte sie!“ rief Bolle, in dessen unbarmherzigem Griffe der Arm der schwarzen Ursel zu schwellen begann.

Ueberrascht schauten Alle nach dem Knechte und seiner Gefangenen.

„Barmherzige Gottesmutter! das ist die Ursel!“ Gerke dachte es nur; den Namen der Unglücklichen auszusprechen wagte er nicht.

Hans Danewitz aber hatte sie schon erkannt. Das heiße Verlangen nach einer grausamen Rache stieg in ihm auf. Er eilte hinzu, packte sie an beiden Händen und zähneknirschend stieß er hervor:

„Jetzt bist Du dem Büttel verfallen, Du giftiges Scheusal! Auf dem Holzstoße sollst Du schmoren, bis Dir das verbrannte Fleisch von den Knochen fällt! Du wirst das Grinsen schon verlernen, wenn Dich die Flammen erst stechen werden!“

Mit blödem Blicke schaute das Weib den Wüthenden an; ein gleichgiltiges Lächeln irrte um ihren eingefallenen, zahnlosen Mund.

Gerke zermarterte sein Hirn, wie er die Unselige retten könnte. Hilfeflehend suchte sein Auge den Schöffen.

Dieser nickte ihm heimlich zu; dann trat er vor und sagte: „Bruder, laß die Frau in meine Stube führen. Ich werde sie dort verhören. Unsern lieben Gästen müssen wir hier schon Lebewohl sagen; das Fest ist nun doch einmal unterbrochen, und die Stunde naht, da uns das junge Pärchen verlassen will.“

In Heynes Zimmer stand die schwarze Ursel vor den Gebrüdern Danewitz. Gerke allein war noch mitanwesend; allen Anderen war der Zutritt untersagt worden. Die Gäste hatten Cordula Heil und Segen gewünscht und sich auf den Heimweg begeben: sie wußten, daß die beschuldigte Missethäterin in sicherer Hand war.

„Du bist also geständig, den Brand angelegt zu haben?“ sagte Hans, und sich zu seinem Bruder wendend, fuhr er fort: „Nun, ich denke, eines Weiteren bedürfen wir nicht. Der Stadtknecht soll sie dem Büttel überliefern!“

„Halt, Herr Schwiegervater!“ rief Gerke, der entschlossen war, die Unglückliche unter allen Umständen zu befreien. „Die arme Frau ist irr — das müßt Ihr längst erkannt

haben; offenbar hat sie gar kein Bewußtsein von dem, was sie gethan hat, sonst würde sie nicht so unbefangen vor Euch stehen und Euch anlachen. Ueberlaßt sie mir! ich will sie mit mir nehmen und stehe Euch dafür, daß sie nie wieder nach dem Berlin zurückkehrt."

Mit offenem Munde starrte Hans seinen Eidam an:

„Sie — freilassen? eine — Brandstifterin? Ihr selbst scheint irr zu sein! ha, ha, ha! Einem Bürgermeister von Berlin solltet Ihr dieſen Vorschlag nicht im Ernste machen."

„Ich bitte Euch darum, weiser Herr! um Eurer selbst willen!" Er warf einen schnellen Blick nach der Thür und fuhr flüsternd fort: „Wenn Ihr diese Frau vor das Nothgeding bringet, so wird sie den Schöffen Dinge erzählen, die Euch nicht lieb sein werden. Denkt an den Tyle Wardenberg! Ich meinerseits glaube nimmer, was sie zu wissen behauptet, aber . . ."

„Tyle Wardenberg!" wiederholte die Irre, die mit scharfem Ohr vernommen hatte, was der Riese nur flüsterte. Sie richtete sich hoch auf, ihr blödes Auge belebte sich, in feurigen Garben sprühte der Haß aus demselben, und dem Aeltermann näher tretend, sagte sie mit unheimlicher Deutlichkeit: „Du hast mich einst am Kaak peitschen lassen, Hans Danewitz!! Die Stunde naht, da ich Dir jeden Schlag des Büttels heimzahlen werde. Führe mich vor die Schöffen! zur Stelle ich verlange es! Ich werde Ihnen sagen, wer die Pilgerin aus Rom vor diesen Thoren berauben und schinden half, wer sich Jahre lang das Recht angemaßt hat, Andere zu richten, und doch selbst ein heimlich zitternder, von seinem bösen Gewissen gefolterter Missethäter ist! Warum verfärbst Du Dich, Hans Danewitz? Warum schlottern Dir die Kniee? Seht ihn nur an, Ihr Herren, und dann entscheidet, ob die schwarze Ursel gelogen hat!"

Eine peinliche Stelle folgte diesen Worten.

Der Beschuldigte ballte die Fäuste; er wollte höhnisch auflachen; aber seine Kehle war vertrocknet und tonlos.

Gerke zog ihn in die Fensternische und, seine Lippen dem Ohre des Vernichteten nähernd, raunte er: „Strick und Stein, Gras und Grein! Ich bin ein Wissender, wie Ihr, und habe die Verpflichtung, Alles, was wider Gott und seine heiligen zehn Gebote ist, auf der Dingstätte zu künden. Fürchtet nichts, Hans Danewitz! Die schwarze Ursel ist irr, und unerwiesen sind ihre Beschuldigungen. Aber Euer Ansehen darf auch durch keinen verdächtigen Hauch getrübt werden; deshalb nehme ich sie mit in einer Verkleidung, darin sie Niemand erkennen wird. Fragen Euch morgen die Freunde, wo das Taternweib geblieben ist, so möget Ihr sagen, sie sei entflohen oder sie sei der Teufel gewesen und plötzlich Euren Blicken entschwunden. Seid Ihr einverstanden?“

Willenlos nickte der Gebrochene.

Eine Stunde später trabte eine Schaar durch die Spandower Haide. Es mochte sieben Uhr sein, die Hitze des Tages hatte nachgelassen, und erquickend wehte den Reitern ein Lüftchen entgegen. Hinter dem jungen Ehepaar ritt Herr Anshelm mit Jungfer Mechtild; diesen folgte eine ältere Magd mit Bolle und dem Knechte des Magdeburgers. Ein Dutzend Reisige von der Knochenhauergilde hatte Herr Perwenitz den Scheidenden zum Geleite mitgegeben. Als man die nördlichste Ausbiegung der Spree erreicht hatte und die Thürme Spandows, scharf aus dem goldigen Abendhimmel geschnitten, auftauchten, entließ Gerke mit warmen Dankesworten die ihn ehrende Bedeckung. Die jungen Burschen riefen noch einmal ein fröhliches „Heil!“ dem Paare zu, dann wandten sie ihre Pferde und jagten nach Berlin zurück. Eine Last war dem Riesen vom Herzen gewälzt; er winkte die Magd an sich heran und sagte freundlich:

„Nun, Mutter Ursel, begrüßt meine Frau Eheliebste!“

Cordula schlug das Kopftuch, das sie gegen die Sonne über die Stirn gezogen hatte, zurück und zeigte ihr holdseliges Angesicht.

„Cordelchen!“ stammelte das Weib, das ihren einstigen Liebling wieder erkannte. „Cordelchen! Ihr seid es, bei der

allbarmherzigen Gottesmutter! Oh, wie gnädig ist mein Heiliger, daß ich Euch wiedersehen darf!"

„Nicht nur wiedersehen, Mutter Ursel! Ihr sollt nun immer bei mir bleiben — oh, es ist gar schön in der Elbstadt, wie mir Gerke erzählt hat."

„Gerke? Ist er denn wirklich Euer Eheherr?"

„Gewiß, Mutter Ursel, er ist mein herzallerliebster Herr und Gemahl!" und sie bot dem Geliebten ihre Lippen dar.

Gerke küßte sein junges Weib, dann sagte er zu Ursel, die ihn staunend und unsicher betrachtete:

„Ihr habt sie lieb, ich weiß es; nun sollt Ihr auch mich lieb haben, der ich in ihrem Herzen wohne. Mutter Ursel, gebt mir die Hand!"

Scheu streckte sie ihm die Rechte hin.

„Mutter Ursel?" wiederholte sie nachdenklich," so wollet Ihr wieder mein Sohn sein?"

„Bin's ja immer gewesen, wenn auch nicht Euer leiblicher Sohn, so doch Euer dankbarer Pflegesohn."

„Aber Du hast mit den Pommern meine Hütte verbrannt, hast meinen Herrn, den edlen Werner aus dem Schlosse gejagt, und als er wieder drinnen saß, ihn verführt, daß er's zum zweiten Male verloren hat —"

„Mutter Ursel, so besinnt Euch doch! Das ist ja Alles nicht richtig. Herr Werner von Holtzendorff ist mein bester Freund, und auf meine Fürbitte hat ihn der Herr Markgraf vorgestern begnadigt und mit Bötzow wieder belehnt . . ."

„Ist's wahr?" schrie die schwarze Ursel auf, und ein Beben ging durch ihre Glieder, so daß ihr Pferd unruhig zu tänzeln begann.

„Bei allen Heiligen, es ist wahr!" versicherte Gerke. „Wollet Ihr nun wieder meine treue Pflegemutter sein und mir und Cordula mein altes Mütterlein in Tangermünde lieben helfen?"

Wie Schuppen fiel es der Erschütterten von den Augen, die Dämmerung in ihrer verstörten Seele wich dem Lichte der erwachenden Erkenntniß.

„Oh Du mein Gott!“ schluchzte sie auf; sie ließ die Zügel fahren und schlug beide Hände vor ihr thränengebadetes Angesicht.

In der Herberge zu Spandow ruhten in dieser Nacht nur glückliche und zufriedene Gäste, selbst Mechthild hatte sich in ihr Loos gefunden und vor dem Einschlafen hatte sie in ihr kindlich vertrauendes Gebet die theure Freundin Cordula und die schwergeprüfte, jetzt aber wieder vernünftige und sanfte Frau Ursula Kölre eingeschlossen.

Als einige Tage später die Reisegesellschaft über die Elbe fuhr, und Gerke und Cordula der am Ufer harrenden Frau Reinhilde schon von weitem freudig zuwinkten, stieg ein qualmender, funkensprühender Rauch in der Richtung der Steffenskirche über die Stadtmauer. Der gelandete Sohn umarmte stürmisch die Mutter und legte ihr dann sein junges Weib an's Herz. Frau Reinhilde küßte die Schwiegertochter, und der bestrickende Reiz derselben bewegte sie so mächtig, daß ihre treuen durch und durch blickenden Mutteraugen ein wenig schielten.

„Was geht dort für ein Rauch auf?“ fragte Gerke.

Die Züge Reinhildens veränderten sich schmerzlich.

„Mein Sohn, erschrick nicht ... der arme Helmreich ... gar ketzerisch hatte er die hussitische Lehre vertheidigt ... er wollte sich nicht berathen lassen und verweigerte den Widerruf ... so hat ihn der Ketzerrichter dem Holzstoße übergeben.“

Tief stöhnte der Riese auf. Wie ein Reif fiel diese Kunde in den Lenz seines Lebens.

* * *

Im Hause zum „Liebesgott“ erwuchs dem Paare eine stattliche Schaar von Söhnen und Töchtern. Gerke ist nie wieder zu einer Fehde geritten; er nahm die Verwaltung seiner Güter in die Hand, beschäftigte sich mit der Erziehung seiner Kinder, bei der ihm „Base Mechthild“ treu zur Seite stand, und fertigte mit Hilfe seines kundigen Weibes eine Abschrift sämmtlicher Sprüche und Leiche der Minnesänger. Die Samm-

lung ging als kostbares Besitzthum auf den ältesten Sohn über, und dessen Sohn, also Gerkes Enkel, ein Hans Suteminne, der nach den Urkunden das Hofrichteramt vom Jahre 1485 bis 1487 bekleidete, zeigte sie noch mit Stolz dem Herrn Markgrafen Albrecht Achilles, als dieser in Tangermünde zum Besuche war. Beim großen Brande der Stadt, am Sonnabend nach Mariä Geburt 1617, ist sie mit vielen anderen Urkunden zu Grunde gegangen. Ein Jahrhundert früher hatten sich die Suteminnes schon zur Lehre des großen Reformators bekannt, dessen unglücklicher Vorgänger auf dem Kostnitzer Concil den Feuertod gestorben war.

Ende.

Berlin, den 2. April 1887.

An

den Königl. Major z. D. Ritter pp.

Herrn **Dagobert v. Gerhardt**

Hochwohlgeboren

Potsdam.

In Verfolg meines Schreibens vom 21. und unter Bezugnahme auf Euer Hochwohlgeboren gefällige Zuschrift vom 24. Februar cr. gestatte ich mir, Sie davon ganz ergebenst in Kenntniß zu setzen, daß Ihr Roman aus dem alten Berlin „Gerke Suteminne" zunächst in 25 Exemplaren für die sämmtlichen städtischen Volksbibliotheken angeschafft werden wird, und die Anschaffung weiterer Exemplare für Schüler-Bibliotheken, sowie zur Prämiirung besonders fleißiger und talentvoller Schüler gleichfalls in Aussicht genommen ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster

v. Forkenbeck

Ober-Bürgermeister.

Berlin, den 1. Februar 1890.

An

den Verlagsbuchhändler
Herrn **S. Schottlaender**

Wohlgeboren

zu **Breslau.**

Ew. Wohlgeboren ersuche ich, 50 — fünfzig — Exemplare des in Ihrem Verlage erschienenen Romans „Gerke Suteminne" von Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhardt) unter Beifügung einer Kostenrechnung hierher einzusenden.

Die Bücher wollen Sie vorher mit einem soliden und geschmackvollen Einbande versehen lassen.

von Gossler
Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.

Stimmen über Gerke Suteminne.

. . . . Ein männlich kräftiger, die Gestalten in realistischer Körperlichkeit bildender, der wilden Zeit entsprechender kecker Ton, der vor Derbheit nicht zurückschreckt, aber doch nicht geschmacklos wird, giebt dem romantischen Charakter der Handlung eine gesunde, glaubhafte Grundlage. Wir haben wirklich das Bild einer vergangenen Zeit vor uns, keine moderne Menschen, welche geschichtliche Maskerade treiben. Anderseits treten die geschilderten Zustände unserm Empfinden doch näher, als dies bei vielen anderen geschichtlichen Romanen, selbst wenn sie auf heimischem Boden spielen, der Fall ist, weil der Verfasser nicht die geschichtliche Thatsache, wie sie den Forscher fesselt, in den Vordergrund stellt, sondern das Volk, wie es unter den geschichtlichen Bedingungen lebte und sich entwickelte. Der Held Gerke Suteminne ist der Träger des Volksthums, sein Schicksal bleibt stets in enger Beziehung zur Allgemeinheit. Friedrich von Hohenzollern, der eigentliche Träger des geschichtlichen Hauptgedankens, steht im Hintergrunde. Gleichwohl wächst

seine geschichtliche Bedeutung kräftiger aus den Darstellungen der allgemeinen Zustände und ihrer Entwickelung hervor, als wenn der Verfasser, wie es fälschlich so oft geschieht, die geschichtliche Hauptperson auch zum Helden des Romans gemacht und uns allerlei Staatsactionen und politische Auseinandersetzungen vorgeführt haben würde. Gerhard von Amyntor faßt das Wesen des geschichtlichen Romans am richtigen Ende an, als Darstellung von Menschen unter gewissen geschichtlich bedeutsamen Bedingungen und nicht als dichterische Umarbeitung der Geschichte in ihrem für die Wissenschaft kennzeichnenden Verlaufe.

Kölnische Zeitung.

Der Verfasser, dem wir schon mehrfach werthvolle historische Culturromane verdanken, führt uns in dem genannten Buch in die verschiedenen Fehden des Adels der Mark Brandenburg bis zur Ernennung des ersten Hohenzollern zum Markgrafen von Brandenburg, und namentlich die Stadt Berlin wird uns hier in dem früheren Stadium ihrer Entwickelungsperiode vorgeführt. Gerke Suteminne ist ein heldenhafter Recke damaliger Zeit, der als Stegreifritter sich in manchen Fehden betheiligt und schließlich dem Markgrafen so gute Dienste leistet, daß dieser sogar als Freiwerber für ihn um die Geliebte, die Tochter eines Berliner Rathsherrn, wirbt. Die Schilderungen des Buches sind im höchsten Grade anziehend und wird dieses Culturbild aus ferner Zeit und das Liebeswerben des Riesen Gerke jeden Leser auf das Höchste anmuthen.

Reform, Hamburg.

Wir kündigen dieses hochinteressante, dreibändige Werk unsern verehrten Lesern und Leserinnen mit der Bitte an, die Lectüre dieses Buches nicht zu versäumen. Selten konnten wir uns in ein Werk dieser Art mit so warmem Empfinden und der gleich klaren Erkenntniß vertiefen, daß sich hier in treu culturhistorischem Rahmen ein bewegtes Stück der märkischen und Hohenzollerngeschichte abspielt, welches uns, durchwoben mit den romantischen Privatschicksalen einzelner geschichtlicher und nicht geschichtlicher Personen und Familien, in origineller, fein-charakteristischer und packender Form vorgeführt wird. Nur mit innerster Befriedigung wird man dieses entschieden mit bedeutendste Werk des bekannten Verfassers aus der Hand legen und nicht nur unsere märkischen, sondern auch die weitesten Kreise unserer Standesgenossen werden den ihnen gebotenen Stoff mit freudiger Anerkennung und dem lebhaftesten Interesse genießen.

Deutsches Adelsblatt, Berlin.

In einem kurzen Geleitsworte zu dem breitangelegten, inhaltreichen Roman betont der Verfasser die wachsende Bedeutung culturgeschichtlicher Behandlung aller Zeitalter und erklärt als Zweck seines Buches den Versuch, Berlin, „die heute ausgewachsene Kaiser- und Millionenstadt in ihrer ersten Entwicklungszeit zur Darstellung zu bringen und sie als Hintergrund für das dramatisch bewegte Leben einer geschichtlichen Per-

sönlichkeit des märkischen Bürgerstandes zu verwerthen". Diese Persönlichkeit ist Gerke Suteminne, ein echter Volksheld, der von Jugend auf, zum Theil in Gemeinschaft mit seiner vielverfolgten Mutter, anzukämpfen hatte gegen Vorurtheil und Anmaßung der privilegirten Bürgerkaste, bis ihm, nach schwersten Prüfungen und zahlreichen Siegen, als getreuem Kämpen des Markgrafen Friedrich von Hohenzollern, volle Ehre und Genugthuung wird für alle Kränkungen und der Markgraf selbst für ihn als Brautwerber um die Hand der Tochter seines früheren Hauptgegners, des Rathmann Hans Danewitz zu Berlin, auftritt.

Hamburger Nachrichten.

Der Verfasser sagt in seiner Vorrede zu diesem Buche, daß er mit letzterem den bescheidenen Versuch gewagt habe, die heute ausgewachsene Kaiser- und Millionenstadt in ihrer ersten Entwickelungszeit zur Darstellung zu bringen und sie als Hintergrund für das dramatisch bewegte Leben einer geschichtlichen Persönlichkeit des märkischen Bürgerstandes zu verwerthen. Nun, wir meinen, dieser Versuch ist dem Autor trefflich gelungen, und so wird denn auch seine weiterhin ausgesprochene Hoffnung sicherlich in Erfüllung gehen: „daß der heutige Culturmensch, der Reichstagswähler des 19. Jahrhunderts, vielleicht voll Antheil an die Wiege seiner Reichshauptstadt treten werde", denn Gerhard von Amyntor hat es sehr wohl verstanden, diesen Antheil des Lesers voll und ganz zu wecken.

Leipziger Tageblatt.

Amyntors Roman „Gerke Suteminne" erringt einen von Tag zu Tag steigenden Erfolg und erobert immer weitere Kreise. Die Stadt Berlin hat das Werk für ihre Volks- und Schulbibliotheken angeschafft; von hoher und höchster Hand sind dem Autor die schmeichelhaftesten Anerkennungen zugegangen; der Großherzog von Baden hat ihn durch Verleihung einer hohen Dekoration ausgezeichnet; jetzt auch hat der preußische Kultusminister v. Goßler eine größere Partie des Werkes bestellt, um es verschiedenen Bibliotheken seines Ressorts einzuverleiben. So hat sich nicht nur das Interesse des nur nach Unterhaltung verlangenden breiteren Publikums, sondern auch die Beachtung der anspruchsvolleren gebildeten und gelehrten Welt diesem spannenden und belehrenden Buche in einem höheren Grade zugewendet. Ein namhafter Geschichtsforscher lobte neulich an „Gerke Suteminne", daß sich in ihm der fruchtbare Dichter und der gewissenhafte Historiker in glücklichster Weise die Hand reichten; ein gelehrtes Mitglied des altmärkischen Adels, das sich als Bearbeiter der Geschichte eines unserer ältesten und weitest verzweigten Adelsgeschlechter verdienstlich bekannt gemacht hat, äußerte sich über das Buch: „Endlich einmal ein brandenburgisch-geschichtlicher Roman, der in Folge der sorgfältigsten Studien die Sitten und Menschen schildert, wie sie in dargestellten Zeiten wirklich waren; es sind keine Puppen, wie wir sie selbst noch bei Willibald Alexis gelegentlich antreffen, die in alten

Kleidern modern denken, fühlen und reflectiren, sondern echt altmärkische Recken von Fleisch und Blut, denen der Stempel ihres Jahrhunderts deutlich auf die Stirn gedrückt ist." Das fesselnde Werk, das zudem dem Capitel der Liebe nur den allernothwendigsten Raum gönnt und die Liebe selbst, ganz im Sinne jener strengen Zeit, nur als reine treue Minne schildert, ist sittlich so durchaus rein und unverfänglich gehalten, daß es auch der gebildeten reiferen Jugend in die Hand gegeben werden kann. In Summa ein echtes deutsches Haus- und Familienbuch, das als Festgeschenk bestens empfohlen werden darf. **Posener Zeitung.**

Gerhard von Amyntor ist ein vorzüglicher Schilderer und Erzähler. Die Cultur- und Sittenzustände einer bewegten und wechselreichen Zeit sind von ihm mit einer Durchsichtigkeit gezeichnet, welche sie klar und sicher vor das Auge rückt; der Gang der Erzählung ist ungehemmt, fest und correct. **Blätter für literarische Unterhaltung, Leipzig.**

Weil das Werk die Urgeschichte des brandenburgisch-preußischen Herrscherhauses und Herrscherthums uns vorführt in einer so farbenfrischen Weise und in so historisch und poetisch wahren Gestalten, verdient das Werk der heranwachsenden Jugend besonders warm empfohlen zu werden. Hier lernt der Secundaner und Primaner Geschichte, in anderem Sinne allerdings, als in der Geschichtsstunde, aber nicht minder werthvolle und wichtige, die Culturgeschichte, das Bild einer Zeit und eines Ortes von besonderem Interesse in unserer großen Gegenwart, und die Liebe zu dem Hause, dem zu dienen noch heute der deutschen Jugend Beruf ist und freudiger Beruf sein soll.

Das Buch ist auch in Rücksicht auf einen solchen Leserkreis, der nicht nur unterhalten sein will, sondern sittlich und patriotisch noch gefördert werden kann und soll, geschrieben und frei von allen Bedenklichkeiten, von Situationen und Worten, welche unbefestigte Sinne zwar zu kitzeln, aber nicht zu läutern vermögen, ohne daß es an den nothwendigen Enthüllungen der sittlichen Schäden, an denen jene Zeit krankte, fehlt.

Wir wollen das Buch hiermit nachdrücklich zur Lectüre und zum Studium empfohlen haben. **Christlicher Schulbote, Goslar.**

Eine ähnliche Vornehmheit der Gesinnung, wie sie sich in Webers Dichtungen in gebundener Form ausspricht, tritt uns in der schwungvollen Prosa des kulturgeschichtlichen Romans „Gerke Suteminne" von Gerhard von Amyntor (Breslau, S. Schottlaender) entgegen. Ein sehr sympathischer Stoff liegt den interessanten Schilderungen zu Grunde, nämlich die Thaten des ersten Hohenzollern in der Mark, das Verhältniß des Kurfürsten Friedrich zu seinem Volke und die Aeußerungen niederdeutscher Bürgerkraft gegenüber dem oberdeutschen Fürstengeschlecht und den slavischen Resten in der brandenburgischen Mark. Anschaulichkeit der Darstellung, geschichtliche Treue, warme Farbengebung und die Tendenz,

das geistige Zusammenwachsen des Hohenzollernthums mit dem deutschen Element der Mark ins rechte Licht zu setzen — das sind die Vorzüge dieser originellen Dichtung auf historischem Boden.

Schorers Familienblatt, Berlin.

Die Bezeichnung der Dichtung als „Kulturbild" überhebt den Verfasser der Verpflichtung, eine straff einheitliche Erzählung zu geben, doch ist das Gebotene immerhin abgeschlossen und abgerundet genug, um Befriedigung zu gewähren. Ein Gerke Suteminne wird in einer Chronik wirklich einmal erwähnt als ein Name, der dem ersten Hohenzollern im Felde gute Dienste geleistet, und diesen Namen hat Amyntor also der im Uebrigen frei erfundenen Gestalt seines Helden beigelegt. Gerke's Biographie ist der Faden, der das Ganze zusammenhält, und den Umschwung bildet die Unterwerfung des Adels und der Städte unter die Herrschaft der Hohenzollern. Mit Recht hat der Verfasser davon abgesehen, eine romanhaft verzierte Geschichte jener Zeit zu schreiben, auch erläßt er uns geschichtsphilosophische Reflexionen; mit Recht ist er, die entscheidenden geschichtlichen Vorgänge hinter die Scene verlegend, mehr darauf ausgegangen, jene Zeit und die Kinder jener Zeit glaubhaft zu schildern. — Das kulturgeschichtliche Moment ist von großer Korrectheit, ohne daß es sich vordrängt; beispielsweise ist das Eingreifen des Vehmgerichts, über welches noch vielfach irrige Vorstellungen verbreitet sind, quellenmäßig dargestellt. Da Gerke unter fahrendem Volke aufwächst, als Schüler und Gehilfe eines „Gewandschneiders" in Berlin lebt, dann mit einigen schloßgesessenen Herren auf Fehde reitet und endlich als Tangermünder Bürger kurfürstlicher Streiter und Rath wird, so bietet sich die Gelegenheit, den Leser mit den verschiedenen Bevölkerungsschichten bekannt zu machen. Die fahrenden Leute und die Bürger sind besonders ausführlich geschildert, weniger die Adligen. An einer Stelle, da wo ein Spruch des Vehmgerichts vollzogen wird, läßt der Autor mittelst Kapitelschlusses vielleicht den Vorhang zu früh fallen; der Vollzug des Urtheils wird von den Berliner Bürgern zu leicht genommen; eine solche That hätte, zumal wenn wie in diesem Falle die Hand der Vehme vermuthet werden mußte, zu weitläufigen Untersuchungen, Erörterungen und Verwahrungen geführt. Zuweilen drohen die wiederholten Ausritte Gerke's etwas einförmig zu werden, doch liegt in dem Umstande, daß erst die Hohenzollern einem Manne von Gerke's Art ein ihm dauernd zusagendes Feld der Thätigkeit anzuweisen im Stande sind, ein Akt verständiger Berechnung. Wirksam ist das mehrfach geübte Zurückgreifen auf Volkslieder der damaligen und der älteren Zeit. Ein Autor, der diese für einen historischen Roman übrigens nicht undankbare Epoche behandelt, hat einige Mühe, sich neben Willibald Alexis zu behaupten; was Amyntor vor diesem jedenfalls voraus hat, ist die Gefälligkeit der sprachlichen Form.

Vossische Zeitung, Berlin.

In ansprechender, fesselnder Weise führt uns das Buch an der Hand der Lebensschicksale seines Helden in die damalige wilde, anarchische Zeit der Mark ein. Die Hohenzollern waren berufen, Ordnung in dem Chaos zu schaffen, und der stürmische, riesenhafte Gerke schließt sich ihnen an.

„Zwei Wesen thaten's endlich an
Dem rastlos-trutzigen Sinne
Der Hohenzollern lobesan,
Der mit der Mark die Kur gewann,
Und eine „Zauberinne"
Gezähmt war Suteminne."

Das im patriotischen und volksthümlichen Tone geschriebene Werk verdient eine weitere Verbreitung in der Armee, es eignet sich zu Geschenken für Kadetten und angehende Soldaten, ebenso zur Anschaffung für Unteroffiziers-Bibliotheken. **Militär-Wochenblatt, Berlin.**

Dagobert von Gerhards vaterländischer Roman ist seiner Zeit von uns mit Freuden begrüßt worden; — es ist uns eine Genugthuung, daß er wirklich ins Volk gedrungen ist. Freilich tritt die psychologische Entwickelung der Charaktere, welche bei Willibald Alexis stets eine streng folgerichtige ist, in „Gerke Suteminne" hinter all den bunten Abenteuern der handelnden Personen sehr zurück; mehr als einmal ging es nicht weiter, wenn nicht irgend ein Deus ex machina erschiene. Allein es ist ja auch ein „Abenteurer", welchen Herr von Gerhard zum Träger der Handlung gemacht hat, und Herr von Gerhard erzählt sehr gut. Das kulturhistorische Material ist mit Umsicht verwandt worden, um die „Lokalfarbe" herzustellen. Tiefere seelische Konflicte sind vermieden, und so wendet sich dieses Werk vorzüglich an die Jugend des Vaterlandes, die manches aus ihm zu lernen vermag. Viel Glück denn auch der zweiten Auflage der Mär von Gerke Suteminne!

Der Bär, Berlin.

In der Mitte der sich aus diesen mannigfachen Elementen zusammensetzenden Begebenheiten steht nun Gerke Suteminne, ein reckenhafter Mann, der in ärmlichsten Verhältnissen erzogen, in Berlin zu Amt und Ansehen gelangt war und treu zu der Stadt hält, bis er durch Willkür nicht nur aus seiner Stellung gedrängt, sondern auch am Leben bedroht wird. Für das Recht zu wirken und zu kämpfen, ist aber grade Gerke Suteminnes Lebensaufgabe, und so wendet er sich ab von den treulosen Städtern und begiebt sich zu den Häuptern des Landesadels, um für deren Sache mit seiner gewaltigen Kraft einzustehen. Doch gar bald muß er einsehen, daß hier einzig Faust und Gewalt das Recht entscheiden, und so tritt er in die Dienste des Burggrafen von Nürnberg, dem kurz vorher vom Kaiser die Mark Brandenburg unterstellt worden war. Hier findet Gerke endlich, was er ahnend gesucht: Gleiches Recht für Alle! Mancherlei frappant gezeichnete Typen bewegen sich im Rahmen der

Handlung, welche einzelne Episoden — z. B. die Sitzung des Vehmgerichtes — von geradezu packender Wirkung aufweist. Daß auch die Liebe hier ihre Rolle spielt, ist ja bei einem Roman selbstverständlich. Die Liebesgeschichte, die uns Amyntor dieses Mal erzählt, ist aber besonders anmuthig und fesselnd und der ganze Roman gewährt eine anregende und hoch befriedigende Lectüre. **Breslauer Zeitung.**

Die Handlung, breit und groß angelegt und voll interessanter Einzelheiten, steigert sich von Band zu Band in der spannendsten Form. In treuer Darstellung aller Eigenthümlichkeiten des Volkslebens in hohen wie niederen Kreisen mit ihren Standesvorurtheilen, ihrem zum Theil krassen Aberglauben, ihrer Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit, aber auch mit tausend charakteristischen Zügen gesunder Entwickelungskraft und biederer Gemüthsart, vermittelt uns der Verfasser die Kenntniß des märkischen Kulturlandes jener Zeiten. **Der Bund.**

„Gerke Suteminne." Ein märkisches Kulturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern. Von Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhardt). In drei Büchern. Verlag von S. Schottlaender in Breslau. — Der Verfasser selbst erklärt als Zweck seines Buches den „Versuch", Berlin, „die heute ausgewachsene Kaiser- und Millionenstadt in ihrer ersten Entwickelungszeit zur Darstellung zu bringen und sie als Hintergrund für das dramatisch bewegte Leben einer geschichtlichen Persönlichkeit des märkischen Bürgerstandes zu verwerthen". Diese Persönlichkeit ist Gerke Suteminne, ein echter Volksheld, der von Jugend auf, zum Theil in Gemeinschaft mit seiner viel verfolgten Mutter, anzukämpfen hatte gegen Vorurtheil und Anmaßung der privilegirten Bürgerkaste, bis ihm, nach schwersten Prüfungen und manch einem Siege, als getreuem Kämpen des Markgrafen Friedrich von Hohenzollern volle Ehre und Genugthuung wird für alle Kränkungen und der Markgraf selbst für ihn als Brautwerber um die Hand der Tochter seines früheren Hauptgegners, des Rathmann Hans Danewitz zu Berlin auftritt. Somit kann der erste Versuch Gerhard von Amyntors in der Form des großen Romans als gelungen und sein „Gerke Suteminne" als ein populäres Werk im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden.

Breslauer Fremdenblatt.

„. . . Höchst wohlthuend berührt die schöne Begeisterung für die weltgeschichtliche Mission der Hohenzollern, denen gegenüber der Berliner Bürgertrotz — der geschichtlichen Wahrheit entsprechend — in seiner ganzen Beschränktheit und Selbstsucht offenbar wird. Amyntor schmeichelt nicht. Die ganze entsetzliche Rohheit der Zeit, die brutale Grausamkeit der städtischen Selbstverwaltung, die Verdorbenheit der Geistlichen, der Wilsnacker Wunderschwindel, der blutdürstige Aberglaube der Ketzerrichterei, die Raub- und Raufsucht des Adels, die jämmerliche Schwach-

heit des verfallenen deutschen Reiches sind schonungslos aufgedeckt und erpressen dem hingebenden Leser einen Seufzer der Erleichterung, daß die gute, alte Zeit vorüber sei.

Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung, Berlin.

Gerhard von Amyntor fühlt sich als Romanschriftsteller weit mehr im Mittelalter zu Hause, als in der Gegenwart, das hat er uns bereits durch seinen Roman „Frauenlob" bewiesen, und bezeugt uns im höchsten Maße sein neuester Roman in drei Bänden, „Gerke Suteminne", der bei Schottlaender in Breslau erschienen ist. Der Autor bezeichnet dies Werk sehr treffend als ein Kulturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern. Sein Held ist ein streitbarer Jüngling, der sich aus niedrigen Verhältnissen emporringt. Indem der Leser den abenteuerlichen Fahrten des wilden Suteminne folgt, entrollt sich ihm ein treues Bild der märkischen Kulturzustände aus der Zeit, da der erste Hohenzoller sich den Kurfürstenhut gewann. Von dem Helden sagt Gerhard von Amyntor in seinem poetischen Vorwort:

„Zwei Wesen thaten's endlich an
Dem rastlos trutz'gen Sinne
Der Hohenzollern lobesan,
Der mit der Mark die Kur gewann,
Und eine „Zauberinne",
Gezähmt war Suteminne."

Der volksthümlich gehaltene Roman wird allen den Lesern Freude machen, welche sich gern in die früheste Entwickelungsperiode Berlins und der Mark zurückversetzen. Gerhard von Amyntor trifft hier den Geist der Zeit in der Sprache, in den Volksliedern und Sprüchen, in der treuen Schilderung des durch Kriegsstürme verheerten Landes und in der Zeichnung des Volkscharakters. Für die Bedeutung dieses märkischen Kulturbildes spricht die Thatsache, welche wir vor einiger Zeit schon erwähnten, daß der Ober-Bürgermeister von Berlin „Gerke Suteminne" in vielen Exemplaren für die städtischen Volksbibliotheken ankaufen ließ.

Volks-Zeitung.

G. von Amyntors ausgezeichneter kulturhistorischer Roman, der ein so unübertrefflich wahres Bild von den Zuständen in der Mark zur Zeit des ersten Hohenzollern giebt, und auf welchen wir im Jahrgang 1887 S. 74 hingewiesen haben, hat nicht nur den Beifall der Kritik und des großen Publicums errungen, sondern auch dem Verfasser schmeichelhafte Anerkennungen von Seiten hoher und höchster Herrschaften eingetragen. Nichts kann denselben mit stolzerer Genugthuung erfüllen, als die Thatsache, daß Se. Majestät der Kaiser noch als Prinz Höchstseiner Gemahlin, der jetzigen Kaiserin, den Roman vorgelesen hat. Noch im Januar vorigen Jahres hat Se. Majestät der Kaiser seine höchste Befriedigung über das Werk dem Verfasser gegenüber geäußert

und dasselbe eine „ausgezeichnete Einführung" in das tiefere Verständniß der von Wildenbruchschen „Quitzows" genannt. — Bekanntlich ist das mit so hohem Lobe bedachte Werk, von welchem im Laufe dieses Jahres die dritte Auflage erscheinen soll, vom Magistrat der Stadt Berlin in einer größeren Anzahl von Exemplaren für die städtischen Volks- und die Schülerbibliotheken, sowie als Prämie für fleißige Schüler angeschafft worden.

Mittheilung für die Geschichte Berlins.

Kritische Stimmen

über einige der neueren Werke Amyntors:

Caritas. Erzählungen für die christliche Familie von Gerhard von Amyntor. In 8°. brosch. ℳ 5.—; eleg. geb. ℳ 6.—.

„. . . Als Amyntor noch in der kleinen Garnison mit dem Lehrer und dem Kritiker am Stammtisch zusammensaß — und den Aerger hörte, den der Kritiker dem Dramatiker machte — damals hatte er sich gewiß vorgenommen, solche Büchlein zu schreiben, die eine Kritik aushalten konnten. Es ist zwar sehr unrecht, wenn der Wind, wie windig es auch sein mag, ein Bäumlein umriß, — aber stark ist sicher das Bäumlein gewesen. Die schwachen Bäumlein klagen über die bösen Recensenten; das beste Mittel gegen solche böse Leute ist: pflanzt gute Bäume, schreibt gute Bücher, die keine Stützen brauchen, welche die literarische Gärtnerei Reclame und Cliquenassecuranzen zu nennen pflegt, Gerhard von Amyntors Caritas braucht keine Caritenz guter Freunde. Sie bedeutet selber etwas. Es sind kleine Erzählungen, aber sie haben das Herz auf dem Flecke. Der Kritiker aus Bentschen würde gegen sie seinen Stachel nicht erhoben haben. Leute, die daher stammen, wissen Caritas zu schätzen. Gewiß sind es Erzählungen für christliche Familien, die wissen, was ein christliches Herz heißt. Ich wünschte, mancher kaufte sich das Buch für Frau und Töchter zu Weihnacht, auch wenn es keine Illustrationen hat. Die Illustrationen illustriren oft nur die Unlust zum Denken. Unsere Literatur wird erst wieder blühen, wenn sie nicht mehr so viele Bilder haben wird. Ein Volk muß denken lernen, nicht blos anschauen. Es muß lernen Charitas lesen und die Caritas haben, die alles duldet am Kreuz."

Paulus Cassel, Vossische Zeitung.

Vom Buchstaben zum Geiste. Roman von Gerhard von Amyntor. 2 Bände in 8°. broch. M. 10.— eleg. geb. M. 12.—

„. . . In der That hat ein schöngeistiges Werk, das den Geist über den Buchstaben stellt, das die erhebende, befreiende und friedenstiftende Kraft des ersteren im Gegensatz zu der Macht der Finsterniß

und des feindseligen Fanatismus des Buchstabenglaubens darlegt, gerade in unserer Zeit des Rassen-, Nationalitäten- und Glaubenshasses besondere Daseins-Berechtigung. **Bodenstedt: Tägliche Rundschau.**

„. . . Bei jedem Leser wird der gedankliche Inhalt des Buches eine tiefere und nachhaltigere Wirkung zurücklassen, als die Erzählung, so fesselnd diese auch sei, die den geistigen Kern umhüllt. Und fesselnd, mitunter bis zur Athemstockung spannend ist sie, diese Erzählung. Sie enthält Scenen von ergreifender Wirkung." Der edle Freisinn, aus dem das vornehme Werk hervorgegangen ist, verirrt sich nirgends in tendenziöse Unnatur; mit der Charakteristik des kampfeifrigen buchstabengläubigen Pfarrers werden selbst die Anhänger seiner eigenen Richtung zufrieden sein dürfen. Die Lösung des Conflictes vollzieht sich auf eine überraschende, menschlich-wahre Weise, die den höchsten Forderungen christlicher Ethik genüge thut.

Suttner: Magazin für die Literatur.

Frauenlob. Ein Mainzer Kulturbild aus dem 13. und 14. Jahrhundert von Gerhard von Amyntor. Dritte Auflage 2 Bde. brosch. M. 10.— eleg. geb. M. 12.—

„. . . Das Werk liegt schon in dritter Auflage vor. Es war vorauszusehen, daß dieses Mainzer Kulturbild aus dem 13. und 14. Jahrhundert" kraft seiner Lebenswahrheit, seiner scharfen Charakterzeichnung und seiner spannenden Handlung den Eindruck auf die Lesewelt nicht verfehlen würde. Der Verfasser hat vielfach geistige Kämpfe zu schildern, die auch jetzt noch unsere Nation tief erschüttern, und giebt denselben in dem damaligen Leben einer mächtigen rheinischen Bischofsstadt einen farbenreichen und vielbewegten Hintergrund. Wie schon der Name des Buches ankündet, ist der Held der Erzählung der Dichter Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob; die Glorie, die Gerhard von Amyntor um sein Haupt webt, überstrahlt wohl den literarischen Ruhmesschein, der dem Minnesänger noch geblieben ist."

Kölnische Zeitung.

„. . . Das Ringen nach Erkenntniß, das grübelnde Forschen nach der Grundursache aller Dinge im Himmel und auf Erden, dies charakteristische Merkmal unserer Zeit, im Gegensatze zu der blinden Glaubenseligkeit vergangener Tage, ergiebt nun den spannenden Conflict dieser Erzählung." **Leipziger Tageblatt.**

„. . . Es ist keine Frage, daß dieses Buch eine ganz bestimmte Tendenz verfolgt, und sie ist nicht bloß durch den Titel, sondern auch durch die Durchführung des Grundgedankens unverkennbar gekennzeichnet." **Deutsches Protestantenblatt.**

Von demselben Verfasser erschienen in gleichem Verlage:

Frauenlob. Ein Mainzer Kulturbild aus dem 13. u. 14. Jahrhundert. 4. Auflage.
Das Skizzenbuch meines Lebens. 2 Bände.
Eine Himmelfahrt. Erzählung.
Eine Mutter. Roman.
Aus dem letzten Jahrzehnt des großen Kaisers. 10 Zeitgedichte. Zum 22. März 1897.
Im Streit der Pflichten. Novelle.
Hie Waibling! Poetisches Tagebuch eines fraktionslosen Deutschen. 5. durchgesehene und vermehrte Auflage.
Rosenöl. Erzählung.
Ein Kampf um Gott. Märkisches Kulturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern.
Röntgenstrahlen. Das Amselnest. Novellen.

Früher erschienen:

Hypochondrische Plaudereien. 4. Auflage.
Randglossen zum Buche des Lebens.
Peter Quidams Rheinfahrt. Epische Dichtung.
Lieder eines deutschen Nachtwächters.
Der Zug des Todes. Novelle.
Auf der Bresche. 2. Auflage.
Eine rätselhafte Katastrophe. Novelle. 2. Auflage.
Im Hörselberge. Novelle.
Eine moderne Abendgesellschaft. 3. Auflage.
Ein Priester. Eine Historie in 6 Gesängen.
Das bist du. Roman.
Für und über die deutschen Frauen. Neue hypochondrische Plaudereien. 2. Auflage.
Drei Küsse. Novellen.
Der neue Romancero. 2. Auflage.
Ein Problem. Roman.
Caritas. Erzählungen für die christliche Familie.
Vom Buchstaben zum Geiste. Roman.
Aus der Mappe eines Idealisten.
Durch Nacht zum Licht. Roman.
Eine heilige Familie. Roman.
Die Gisellis. Berliner Roman.
Stahl und Stein. Novelle.
Die Ölmühle im Spreewald. Zwei Novellen.
Auf der Flucht. Lustspiel.
Lenz und Rauhreif. Novellen.
Neue hypochondrische Plaudereien.
Die Cis-Moll-Sonate. 10. Auflage.
Der Plauderer an der Jahrhundertwende.

Universitätsbibliothek Potsdam

Ausleihnr. 92951061